Deutsche Lebensbilder

LIBRARY OF CONGRESS.

Chap. BJ1573 Copyright No.

Shelf .T3

UNITED STATES OF AMERICA.

AUG 9 1884

Deutsche

Lebensbilder.

Ein Handweiser

zu einem

sittlichen, erfolgreichen und glücklichen Leben,

Von

C. A. Haeth,

Professor am Nordwestlichen Collegium und Union Biblischen Institut.

Illustrirt.

LIBRARY OF CONGRESS
COPYRIGHT.
AUG 9 1884
9198 R1
CITY OF WASHINGTON

Chicago, Ill.
Eureka Publikations-Haus
1884.

BJ1573
.P3

Entered according to Act of Congress, A. D. 1884,

—by—

T. L. HAINES

In the Office of the Librarian of Congress at

Washington, D. C.

All Rights Reserved.

MANUFACTURED BY

T. L. HAINES & CO.,

CHICAGO, ILL

LC Control Number

tmp96 031538

Vorrede und Widmung.

Wenn es wahr ist, was einer unserer deutschen Denker sagt, daß eins höchsten Güter, was der Mensch dem Menschen geben könne, das Erzeugniß seines Geistes, der Abdruck seiner Gemüthswelt sei und unter diesem Erzeugniß die Literatur eines Volkes versteht, so sind wir Deutschen in dieser Hinsicht immerhin nicht die Aermsten. Die Denkmaler unserer Literatur, die sich als Volkserbgut von Geschlecht zu Geschlecht verabfolgt haben, sind so reichhaltig, daß kaum eine praktische Frage aufgeworfen werden kann über welche sie nicht einigen Aufschluß geben. Obwohl hie und da die köstlichsten, deutschen literarischen Schätze dadurch einem großen Theil unseres Volkes verschloßen bleiben, daß sie in einer Sprache abgefaßt sind, die nur den gelehrten oder gebildeten Kreisen, nicht aber dem allgemeinen Publikum verständlich ist.

Ob es mir gelungen ist, durch den kleinen Beitrag dieses Buches dieses „Erbgut" dem Leser auch nur in etwa inhaltvoller zu machen oder über einige in diesem Buche erörterte Fragen und Gegenstände auch nur in irgend welcher Beziehung mehr Aufschluß gegeben zu haben, wage ich nicht zu sagen; der Leser selbst entscheide dieses. Nur soviel sei mir verstattet hier zu äußern, daß es mein Bemühen war nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu belehren und zum Guten anzuregen; und um hierin recht verständlich zu sein habe ich mich durchgängig einer populären Sprache bedient; denn nicht für Gelehrte, sondern für's Volk zu schreiben war meine Absicht.

Es ist eine Eigenthümlichkeit unsers deutschen Nationalcharakters, aus dem Kreise der Alltäglichkeit und materieller Verhältnisse sich hinaus zu erheben in die Welt der Ideale und geistigen Anschauungen um selbst den dürftigsten Verhältnissen ein entsprechendes Lebensglück abzuringen und nicht unter dem Druck irgend welcher äußeren Schwierigkeiten die Kräfte der Wirksamkeit beeinträchtigen zu lassen, sondern mächtig und pflichttreu in's Leben einzugreifen, um die eigene Aufgabe zu lösen und das allgemeine Gute nach Vermögen zu fördern. Es ist ganz deutsche Art sich nicht von den Verhältnissen beherrschen zu lassen, sondern die Verhältnisse zu beherrschen; die Nothwendigkeit in ihr Gebiet zu verweisen und den Gesetzen freier Handlung ihre Geltung zu verschaffen. Diesen Charakterzug besonders hierlands nicht verlustig gehen zu lassen ist für uns Deutsche ebenso vortheilvoll wie ehrenhaft. Denn als Fremdlinge sind wir in dieses Land gekommen um uns eine Existenz zu sichern und eine neue Heimath zu gründen; da gilt es Schwierigkeiten zu bekämpfen und Hindernisse zu überwinden. Um nun unsrer Aufgabe als Deutsche zu genügen, müssen wir tüchtige Bürger, ehrliche Geschäftsleute, fleißige Arbeiter und fromme Christen sein! Das ist echt deutsche Art, und ein glückliches Leben ist das Resultat!

Ich habe es unternommen auf folgenden Blättern einige Gedanken niederzulegen, die dazu beabsichtigt sind, zur Lösung dieser Aufgabe und Erreichung dieses Endes behülflich zu sein. Ich habe die verschiedenen Phasen und Sphären des Lebens zu schildern gesucht wie sie meine Welt- und Lebensanschauung mir erscheinen läßt; daß ich hierin dem deutschen Idealrealismus huldige, fasse man gütigst so auf, daß mir diese Anschauung die Wahrheit enthält und ich ferner darin auch nur ein Deutscher unter Deutschen bin!

So viel als mir zweckmäßig schien habe ich Blüthen aus den Werken unserer deutschen Denker und Dichter eingeflochten; denn was sie über die verschiedenen Lebensfragen Treffliches gesagt, hat für uns heute einen allgemeinen Werth und wir geben einer diesfalligen Wahrheit in ihrem ursprünglichen Gewande freudig Beifall. Wenn ich hie und da auch fremdländische Denker reden lasse, so sind diese meistens solche, die einen allgemeinen Weltruf haben und somit auch unser sind.

Der allgemeine Standpunkt des Buches ist ein positiv christlicher. Ich habe keine Sympathie mit jener Tendenz gewisser Autoren, die in ihren Büchern (vorgeblichen Anweisungen zum Lebensglück) sich nur auf eine seichte, indirekte Art mit dem Christenthum berühren. Für die reine Lehre der Schrift und selbst den Namen Jesu aber keinen Raum haben; — einfach aus Furcht man möchte dem nackten Unglauben anstößig werden und somit auf einen engern Leserkreis sich beschränken und — etwas materiellen Gewinn einbüßen müssen! — Es gibt kein Substitut für die Lehre des Christenthums und ohne die Nachfolge Jesu ist kein wahres Lebensglück möglich.

Indem ich nun dieses Büchlein dem Lesepublikum übergebe ist meine Absicht, meinen deutschen Landsleuten ein Buch in die Hand zu legen, das ihnen von Nutzen und in Mußestunden hie und da ein guter Gesellschafter sein möge. In der Hoffnung, daß dieser Wunsch hie und da erfüllt werden möchte, lege ich die kleine Gabe freundlichst in des Lesers Hand. Verbleibend in deutscher Treue und Liebe

Der Ihrige,

Der Verfasser.

Verzeichniss der Stahlstiche.

„Hier Mama.“	ILLMAN.	51
Erste Lektionen	K. SWIFT.	77
Das Landmädchen.	T. MALLET.	165
„Wo ist er?“	C. AMBERG.	171
Des Sommers letzte Rose	C. CALIX.	199
Kein einträgliches Geschäft	FRANKENSTEIN.	272
Der Verkauf des Lämmchens.	W. COLLINS.	314
Freundschaft	W. WELLSTOOD.	437
Der junge Auswanderer	C. BARTSCH.	514

Inhaltsverzeichniss.

Der Mensch und das Leben.

Der Mensch 11
Des Menschen Bestimmung 18
Das Leben 25
Lebensanschauungen und Lebensaufgaben 32
Die Familie d. Lebens Pflanzschule 42

Das Leben in der Kindheit.

Lebensmorgen die Kindheit 51
Einflüsse der Familie auf die Kinder 58
Moralische und religiöse Einflüsse auf die Kinder 65
Eltern- und Geschwisterliebe der Kinder 70
Erste Lektionen 75
Lektionen von der Kindheit zu lernen 79

Das Leben in der Jugendzeit.

Jugend 90
Jugenderziehung 95
Schule und Schulzeit 105
Schullehrer und Mitschüler 112
Lesen und Einfluß der Lektüre . 117
Bücher und Büchersammlungen . 123
Bildung und Verbildung 130
Jugendgesellschafter und Jugendfreunde 137
Jünglinge 144
Beschäftigung und Lebensberuf . 149
Jungfrauen 158
Weibliche Bildung 164
Liebesfrühling und Verlobungen 171

Das Leben in der Familie.

Liebe und Ehe 180
Gegenseitige Vorerforderniſſe zum glücklichen Eheleben 188
Ideal und Wirklichkeit 199
Die eigene Häuslichkeit 205
Häusliche Freuden und Leiden. 209
Mann und Weib 217
Die Mutter 227
Der Vater 237
Elternglück 251
Die Hausgenoſſen, Herrſchaft und Geſinde 267
Arbeit und Erwerb 272
Muße und Müßiggang 283
Zeitökonomie und Zeitgebrauch. 288
Sparſamkeit und Verſchwendung 296
Freigebigkeit in und außer der Familie 303
Schulden 307
Landleben 314
Lebensheiterkeit und trübe Tage 321
Familienreligiöſität 325
Eine deutſche Muſterfamilie ... 331
Beſchicke dein Haus 346

Das Leben in der ſittlichen und allgemeinen Welt.

Der Menſch und die Welt 353
Der Menſch und die Sittlichkeit 358
Charakter 362
Der Wille 369
Das Gewiſſen 374
Selbſtvertrauen 379
Hochmuth, Stolz und Eitelkeit . 386
Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit .. 392
Ehre, Ehrgefühl und Ehrſucht .. 397
Schmeichelei 404
Muth und Ausdauer 408
Wahrheit 415
Zufriedenheit und Genügſamkeit 424
Selbſterkenntniß 431
Freundſchaft und Freunde 437
Zorn und Selbſtbeherrſchung .. 446
Erfahrung 454
Freude 460
Das Geld 466
Umgang mit Menſchen 471
Die goldene Regel 477

Das Leben im Staat und Volke.

Der Mensch im Staate..... 482
Vaterland und Vaterlandsliebe. 492
Nationalsinn und Nationalstolz. 498
Heimath..... 507
Auswanderung und Heimathswechsel..... 514
In der neuen Heimath 520
Das deutsche Volk..... 526
Die deutsche Sprache..... 536
Deutsche Sprichwörter u. Denksprüche..... 544
Freiheit und Patriotismus 552
Die Künste des Friedens..... 560

Das Leben in Religion und Kirche.

Religion und Religiösität 571
Die Kirche und das Reich Gottes 582
Die Erhabenheit der christlichen Religion 600
Die heilige Schrift..... 611
Alte und neue Urtheile über die heilige Schrift..... 630
Das Gebet..... 645
Glaube und Verstand 656
Das Haus Gottes..... 666
Der öffentliche Gottesdienst... 673
Glaube, Hoffnung, Liebe..... 680
Glaube und Werke..... 689
Eine kleine Ansprache an christliche Jünglinge..... 694
Unsterblichkeit 697
Das Jenseits..... 701

Bild des Lebens.

Auf des Erdenlebens Steige
Fällt der Freude Silberlicht,
Flüchtig, wie durch rege Zweige
Bleiches Mondgeflimmer bricht;
Wie sich Glanz und Nacht verdrängen,
Wenn der Tag verlischt im Hain,
Wechseln auf des Lebens Gängen
Dunkle Sorg' und Wonneschein.

Wenn der Strauch am Kirchhofswege
Blüthen auf den Brautzug streut,
Neigt das grünende Gehege
Bald sich auf ein Grabgeleit.
Ulmen, unter deren Blätter
Oft die Nachtigall sich barg,
Leihen bald des Stammes Bretter
Zu der Dorfbewohner Sarg.

Jener West der auf dem Weizen
Wonnetaumelnd Wogen schlägt,
Flüstert bang' an Denkmalskreuzen
Wenn ihr dürrer Kranz sich regt;
Heute weht er Regenschauer,
Morgen Goldgewölke fort,
Hebet hier den Flor der Trauer,
Und entblättert Rosen dort.

Wandrer, der am Strom der Zeiten,
Mit gesenktem Blicke ruht,
Sieh! auf seiner Fahrt entgleiten
Wolkenschatten, Rosenglut.

Die Natur in ihren Bildern,
Steten Laufs, doch wandelbar,
Heißt den Schmerz durch Hoffnung mildern,
Mahnt den Leichtsinn an Gefahr.

Horch, was zu des Lebens Feier
Dir der Alten Weisheit räth:
Weise wer der Zukunft Schleier
Nur bekränzt und nie durchspäht!
Trag' ein Herz, den Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen;
Denk' des Sturms bei heitrer Zeit!

Zage nie: den Kelch der Schmerzen
Würzt ein süßes Nachgefühl;
Hehrer Schauer hebt die Herzen
Im Orkan und Schlachtgewühl.
Hoher Muth und Kraft entquellen
Fest bestandener Gefahr;
Trostesengel sich gesellen
Oft zur Schwermuth unsichtbar.

Späh' nicht in des Stromes Bette,
Labe dich am Rasenbord;
Knüpfe neu der Freuden Kette,
Wenn ein Blumenglied verdorrt.
Donnerschläge, Waldgesänge
Wechseln neben deiner Bahn;
Wandle du durch Blumengänge
Ernst, durch Klippen froh hinan!

Salis.

Der Mensch und das Leben.

„Des Menschen Haupt ist aufgericht',
Damit sein Herz und Angesicht
Sich soll zu Gott und Ehr' erheben
Und nicht an Gold und Erde kleben."

„Das Leben ist nur ein Gedanke,
Der aus dem Glück des Himmels fiel,
Wir sollen ihn in Thaten wandeln,
Das ist des Gottgedankens Ziel."

„Und Du frageſt, was wir sollen?
Immer nur das Gute wollen,
Nach dem Schönen rastlos streben,
Wahrhaft sein in Tod und Leben,
Vorwärts, nie zurücke schreiten,
Gegen das Gemeine streiten,
Uns den Edelsten vereinen,
Was wir sind auch immer scheinen.
Hast Du dieses Ziel errungen,
Ist Dir, was Du sollst gelungen."

Der Mensch.

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kommt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Thränlein dar;
Verachtet und verehret,
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret,
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst und zehret,
Trägt braun und graues Haar,
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr;
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder
Und er kommt nimmer wieder.

M. Claudius.

o ist der Mensch; und dennoch steht er da wie ein Fels im Strome der Zeiten, wie ein sichtbarer Gott in der Welt des Creatürlichen. Um ihn bewegen sich die tiefsten Fragen und harren zugleich bei ihm ihrer Lösung.

Zwei Welten klingen in ihm wieder, ohne bis heute zur vollen Harmonie gelangt zu sein; zwei Welten kämpfen um ihn, ohne den Streit zum Ausgleich gebracht zu haben. Umringt von Problemen aller Art, muß er sich doch selbst als das tiefste Problem betrachten, und nach all' seinem Forschen und Wissensstreben wird er, nach jenem alten Weisen, sich selbst als größtes Studium stets erscheinen müssen. Als eine „Welt im Kleinen" hat man ihn schon vor Jahrhunderten bezeichnet; daß aber in dieser kleinen Welt seines innerlichen Personlebens wiederum Weltsysteme im regsten Durcheinander rollen, kann er gewahren, sobald er nur den prüfenden Blick aus der Weite in die Nähe lenkt und von der Außenwelt auf sich und in sich selbst richtet.

Die Spiegelbilder der wechselnden Jahreszeiten selbst mit ihrem Rosengewölk und mit ihren Wetterschauern, mit ihren Winterstürmen und Frühlingslüften finden in ihm ihre tiefere Abbildung. Das Jauchzen der Lust, das Seufzen und die Klagelaute, die im welken Herbstlaub unheimlich flüstern, sowie die Lieder des lieblichsten Lenztages, haben in ihm ihren Widerhall. Alles um ihn her scheint auf ihn hinzudeuten oder eine Sprache zu sein, die verkündet, welche Gegensätze sein eigenes Wesen bewegen. Der Tag, der aus zerrissenem Nachtgewölk, mit jugendlichem Frühroth geschmückt, heraufkeimt; der schwüle Mittag, der dem müden Wanderer jede Schattenkühle zur wirthlichen Ruhestatt macht; der Abend, der ruhig und heiter, oder stürmisch und wechselvoll den sonnigen Tag in's Meer begräbt, haben das Urbild und den tieferen Wahrheitsgehalt in der Aehnlichkeit solcher Wechsel im Menschen selbst. Unser größter Dichter hat richtig gesagt: „Der Mensch ist ringsum von Wundern umgeben, aber das größte Wunder ist und bleibt *er selbst*." Materie und Geistigkeit, Freiheit und Nothwendigkeit, Tod und

Unsterblichkeit sind in ihm in sonderbarer Mischung wunderbar vereinigt. Will er sich zufolge seiner Freiheit des Gedankens zu den kühnsten Aufflügen erheben, so mahnt ihn eine kalte Nothwendigkeit, daß eine Hälfte seines Wesens an diese Erdscholle gebannt ist. — Will er, sich selbst genügsam, zur trägen Ruhe zurückkehren und selbst nicht denkend und handelnd in den Zusammenhang der Dinge eingreifen, so stürmen seine innern Triebkräfte zu gewaltsam auf ihn los, als daß er sie zähmend zurückzuhalten vermöchte und er sieht sich wieder kämpfend und ringend mit der nackten Wirklichkeit verbunden. Wird die Seele ihm vom Dorn der Verhältnisse wundgerissen, und er scheinbar zu sinken droht, so hebt sich seine Seinswürde wie eine Göttin aus den Wogen des Lebens; er beherrscht die Verhältnisse durch seinen Geist und in der Sphäre reiner Ideale jubelt der Seraph dieser Seinswürde wie ein Sieger im Gefühle seiner Ueberlegenheit auf! — Will er im Gewoge der Freuden überlustig aufflackern, so schleicht ungeahnt und ungesehen eine Wolke über seinen Horizont und der verwandelte Himmel stimmt ihn feierlich und ernst.

Seine Kraft fühlt er beschränkt und selbst seine ganze Existenz; dennoch erkennt er sich zufolge seines eigensten Selbstbewußtseins über die ganze, ihn umgebende Creaturwelt als den Größesten und in der Erkenntniß dieser Seinswürde sehen wir ihn als Herrn und Gebieter auftreten. Richtig hat daher Pascal gesagt: "Der Mensch ist so groß, daß seine Größe sich selbst darin zeigt, daß er sein Elend erkennt." Um ihn her liegt die Welt der Dinge und Sachen, die nicht fühlen, noch denken; er selbst aber ist die Welt der Empfindung und des Gedankens. Ein König ist er, der trotz seiner Entthronung über die Creaturwelt herrscht, und fragend und forschend sich über dieselbe hinaus

erhebt. Und, um mit Pascal weiter zu reden, wollte man sogar den Menschen nach seiner schwächern Seite betrachten und ihn für nichts als ein Rohr, das schwächste der Natur, halten, so muß doch beigefügt werden, daß er ein denkendes Rohr ist. Es ist nicht nöthig, daß das ganze Universum sich rüste, ihn zu zermalmen; ein Dunst, ein Tropfen Wasser reicht hin, ihn zu tödten. Aber wenn das Universum ihn zermalmte, würde der Mensch noch edler sein als das, was ihn tödtet, weil er weiß, daß er stirbt, und welchen Sieg das Universum über ihn hat, das Universum weiß nichts davon!

Diese, dem Menschen allein unter allen sichtbaren Geschöpfen zukommende Ausrüstung und Auszeichnung ist in der That eine Mitgift Gottes, und der Mensch darf nur sein Auge öffnen, um sich sogleich als einzig in seiner Würde auf dieser Welt zu erkennen. Göthe hat diese Wahrheit treffend ausgedrückt:

„Und wer durch alle die Elemente:
Feuer, Luft, Wasser, Erde rennte,
Der wird zuletzt sich überzeugen,
Er sei kein Wesen ihres Gleichen."

Schon die äußere Erscheinung des Menschen, sein schöner Körperbau, seine aufrechte Gestalt, sein zum Himmel gehobener Blick, Alles weist auf seine höhere Abstammung und seinen Adel hin. Die alten Griechen schon erkannten die Erhabenheit des Menschen tief, wenn sie in ihrer philosophischen Sprache ihn „den Aufwärtsblickenden" benannten. Ovidius, der lateinische Dichter, obwohl ebenfalls Heide, deutet in einigen trefflichen Versen die schon in der äußern Gestalt des Menschen liegende Hoheit und das Abbild Gottes an:

„Während die Uebrigen all' das Antlitz zur Erde gewendet
Tragen, erhob er des Menschen Gesicht, den Himmel zu schauen,
Und mit erhobenem Aug' den Blick nach den Sternen zu senden."

So erscheint der Mensch uns heute noch in seiner Größe, trotz des Elends, das in Folge der Sünde seine Schönheit befleckt hat, und daher wird es auch nie jener kranken Zeitrichtung und flachen Naturwissenschaft gelingen, ihn, den wunderbaren und großen Erdbeherrscher, auf die Stufe der Thierwelt herabzudrücken.

Buffon's Urtheil lautet: „Alles an dem Menschen verkündet den Herren der Erde; Alles bezeichnet, selbst im Aeußeren, seine Ueberlegenheit über alle lebenden Wesen; er hält sich gerade und aufrecht, seine Haltung ist befehlend." Man denke weiter an die göttliche Gabe der Sprache, die der Mensch der Thierwelt voraus hat! Welch' ein Wesen und welch' eine Welt offenbart sich in diesen Tönen und articulirten Lauten! Blumenbach hat treffend gesagt: „Das Thier spricht nicht, weil es nichts zu sagen hat." Es ist kein Geistesleben, kein bewußter Gedanke da, sondern Alles nur Instinkt und daher statt der Sprache nur Girren, Zwitschern, Pfeifen, Zischen, dumpfes Brüllen u. s. w. Was offenbart eine größere Gewalt, als die menschliche Sprache in ihrer entwickelten reichen Fülle? — Das Thier wird durch sie zum Gehorsam getrieben, in Furcht gejagt oder auch freundlich und traulich herbeigelockt. Und welchen Einfluß hat sie nicht auf den Menschen selbst! Sie tröstet ihn im Leiden, ermuntert ihn zur Freude, lehrt ihn Sympathie und Liebe und begeistert ihn, selbst in den Tod zu gehen! Philipp von Macedonien fürchtete nicht Demosthenes, aber die menschliche Sprache, die Demosthenes so meisterhaft zu handhaben verstand, wenn er sagte: „Ich will den Demosthenes nicht reden hören, denn ich befürchte, er möchte mich durch seine Rede beeinflußen, daß ich die Waffen gegen mich selbst erhübe!" Kant hat ge-

sagt: „Ich würde von meinem Pferde herabsteigen, wenn es sagen würde: „Ich bin."

Die Sprache des Menschen ist Selbstoffenbarung, sie ist Mittheilung und Bindeglied zwischen Mensch und Mensch, ja sogar zwischen Mensch und Gott! Der Sprache aber unterliegt die Macht des Gedankens, auf dessen Schwingen der Mensch an den Thron des Ewigen eilen und sich somit zum Centrum alles Seins, zu Gott hin, erheben kann. Wenn das Thier ferner nur für den Augenblick lebt und keine Zukunft kennt, eilt der Geist des Menschen seinem Körper voraus und sieht sich fortbestehen, sogar im ewigen Jenseits! Ewigkeit und Unsterblichkeit sind ihm so eigen, daß er nicht einmal den Gedanken ertragen oder vernünftig denken kann, daß er in einer fernen Zukunft nicht sein soll, sondern im Wechsel der Dinge in Nichts zerrinnen oder untergehen. Und wenn man neuerdings hie und da diesen göttlichen Menschenglauben an die Unsterblichkeit wegstreiten will, so werden die Hauptgründe gegen diese Gedankenlosigkeit wohl darin liegen, daß der Mensch überall und zu allen Zeiten an sie glaubt und sie fordert. Wie es auch der Dichter in anderen Worten ausdrückt:

Du hast Unsterblichkeit im Sinn,
Kannst Du mir ihre Gründe nennen?
Jawohl, der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können!

So sind auch die Erzeugnisse menschlichen Strebens, seine großartigen Errungenschaften für eine Zukunft berechnet, und zeugen laut von seiner Größe. Ja, wahrlich, der Mensch erscheint uns als ein Wunder in jedem Betrachte und je mehr wir ihn nachdenkend beobachten, tritt uns die Lehre der heiligen

Schrift diesbezüglich deutlicher hervor: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.“ Und wir müssen unwillkürlich in die Worte des alten hebräischen Sängers einstimmen: „Ich danke dir, daß ich schaurig wunderbarlich gemacht bin!“

Des Menschen Bestimmung.

Du, o Gott, hast uns zu Dir geschaffen und ruhelos bleibt unser Herz, bis daß es ruhet in Dir.

Augustinus.

Könnt Ihr Weisen und Naturlehrer, Ethiker und Politiker, die Würde des menschlichen Geschlechts, seine wahre, allweiteste und unwidersprechendste Bestimmung erhabener, edler und gewisser ausführen, als in den drei oder vier Worten: Bild Gottes, Zwei nur Eins, sich ausbreiten, herrschen, walten? Herder.

Wir begegnen im Menschen einem wunderbar beanlagten Geschöpfe, einzig in seiner Art und alles Andere weit überragend; wir forschen nach seinem Ursprung und finden ihn in Gott; wir stellen Vergleiche an und erblicken in ihm, wie das göttliche Schriftwort sagt, das Bild Gottes! Der Gott aber, der die Weisheit selber ist, wird kein Geschöpf so ausstatten und erhöhen, es sei denn, daß er auch zugleich hohe Ziele steckt, die dieses Geschöpf erreichen und schwierige Aufgaben stellt, die es lösen soll. Was denn sind die Aufgaben, die der Ewige dem Menschen gestellt? Was ist seine Bestimmung? Diese Fragen

hat der Mensch schon vor Jahrtausenden aufgeworfen und heute werden sie wiederholt, die Antworten aber darauf sind nichts weniger als übereinstimmend. Daß er hier auf dieser Welt ist, um ein gewisses „höchste Gut" zu erreichen, darin sind wohl die Meisten einig, aber wenn die Ansichten weiter abgegeben werden sollen hinsichtlich der Eigenschaften dieses Gutes, so theilen sich die Meinungen sehr. Die Einen sagen: Dieses höchste Gut ist Wohlleben und Freude, und folglich des Menschen Seinszweck, zu essen und zu trinken, bis er todt ist. Wieder Andere suchen seine Bestimmung darin, daß der Mensch lerne, Alles zu verachten und seinen Geist stoisch abzuhärten und intellektuell zu entwickeln, so viel wie ihm möglich ist u. s. w.

Die heilige Schrift indessen belehrt uns richtig, daß Gott den Menschen für seine Gemeinschaft, für seinen Umgang bestimmte; seinen Willen, seine Gebote zu erfüllen, ihn, den Schöpfer, zu verherrlichen, war und ist die erste Bestimmung des Menschen. Treffend sagt ein Schriftsteller: „Des Lebens Zweck und Bestimmung ist: Das wahre, glückliche Lebens selbst." Dieses aber ist nur in der Quelle alles Lebens, in Gott, zu finden. Daß der Schöpfer diese Bestimmung so tief in's Menschenherz gedrückt hat, daß die Menschheit überall und zu allen Zeiten, wie von einem starken Heimweh ergriffen, sich nach Gott sehnt, darf nicht erst bewiesen werden. Unbewußt und bewußt fühlt der Mensch außer Gott, daß er ein aus seinem Fahrcours verschlagener Schiffer ist, und daß er seiner Bestimmung nicht entspricht, es sei denn, er kehrt zurück in das Gemeinschaftsleben Gottes und entrichtet dem Ewigen den schuldigen Tribut. Der tiefsinnige Schubert hat dieses Sehnen und Suchen nach Gott an einem Orte also geschildert. „Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugeborenen Kinde nach der noch ungekannten

Mutter schreit; laut, wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genossenen Futter; mächtig und still, wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkel geborene Auge oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht suchen, wird in meinem Wesen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seins, aus welcher ich bin."

„Nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge dahin, wo die letzten Wogen der Sichtbarkeit verhallen, führe ich hinab in's Dunkle, da kein Stern ist, da das Geschrei der Angst, das Jauchzen der Lust, da selbst der leiseste Hauch eines Lebens nicht mehr gehört wird, und bliebe ich da allein und einsam mit mir selber, siehe, so fühlte ich dennoch, daß Er mich hält; ich vernähme seine Nähe wie das Rauschen eines Adlerflügels in stiller Nacht und ein Etwas in mir, das nach Gott rufet. Wie der ausgeworfene Anker, durch die Meereswogen hindurch, gerade hinabeilt zum Felsengrund, da er ruhet, so ist in mir ein Verlangen, welches seinen Lauf mitten durch die Creaturen hindurch zu Gott nimmt." Und wenn der Mensch im Geräusch des Lebens auf die Rufe dieser Sehnsuchtsstimme auch nicht achten will, so wird er doch oft unverhofft und unwillkürlich gemahnt, daß sein Leben ein Mißverhältniß ist. Die Bestimmung des Menschen zum Gottesdienst und zur Gottesgemeinschaft ist es auch eigentlich, was seinem Leben eine höhere Weihe gibt und ihn mit einem Mal unendlich über die Thierwelt hinaus erhebt. Der Mensch kann zu einem Gott beten und liebend ihm sein Alles widmen; das Thier weiß nichts von einem höheren Wesen und ist undankbar oft gegen den nächsten Wohlthäter.

Chateaubriand hat auf diese Thatsache hingewiesen, wenn er sagt: „Die Thiere beunruhigen sich nicht durch jene Hoffnung,

welche das Herz des Menschen zeigt; sie erreichen also gleich ihr höchstes Glück; ein wenig Kraut befriedigt das Lamm; ein wenig Blut sättigt den Tiger. Warum erkennt der Stier nicht wie ich? Er kann sich niederlegen auf's Grüne, das Haupt zum Himmel erheben und mit seinem Gebrülle hinrufen zu dem unbekannten Wesen, welches diese Unermeßlichkeit erfüllet. Doch nein! Er blickt nur auf den Weideplatz, welchen er mit Füßen tritt. Das einzige Wesen also, welches auswärts forscht und nicht auf der Stelle sein Glück findet, ist der Mensch. Im Schweiße seines Angesichts, in den Zerstreuungen seiner Arbeiten wird nie sein Durst nach Glückseligkeit gelöscht; und dieser geheime Hang, der ihn gottwärts zieht, wird um so stärker, je mehr der Mensch seinen Zügen folgt und sich ihm hingibt. Der Mensch ist für Gott bestimmt, und daher zittert seine Seele gleich der Magnetnadel so lange ruhelos, bis sie ihren Punkt gefunden hat. Von unsern deutschen Denkern hat es kaum einer deutlicher ausgedrückt, als der edle F. H. Jacobi, wenn er sagt: „So gewiß ich Vernunft besitze, besitze ich mit dieser meiner menschlichen Vernunft nicht die Vollkommenheit des Lebens, nicht die Fülle des Guten und Wahren, und so gewiß ich dieses mit ihr nicht besitze und es weiß, so gewiß weiß ich: Es ist ein höheres Wesen, und ich habe in ihm meinen Ursprung. Darum ist dann auch meine und meiner Vernunft Losung nicht: Ich, sondern: Mehr als ich! Besser als ich! Ich bin nicht, und ich mag nicht sein, wenn er nicht ist.“ So muß der Philosoph sowohl als der Ungelehrte seine Armuth und Gottesleere fühlen und ihn, sein höchstes Gut, betend suchen.

Schon der heidnische Rhetor Dio Chrysostomus hat dieses Verlangen und Sehnen nach Gott im Menschen richtig erkannt, wenn er sagt: „In allen Menschen wohnt eine große Sehn-

sucht, die Götter zu verehren und anzubeten. Wie Kinder aus den Armen der Mutter gerissen, ein unbeschreibliches Sehnen und Verlangen nach derselben empfinden, oft nach der Abwesenden die Hände ausstrecken und von ihr träumen, so wünscht auch der Mensch stets um die Götter zu sein und mit ihnen umzugehen."

Die Hingabe des Menschen an Gott und die völlige Weihe seines Lebens für seinen Dienst ist nicht nur Bestimmung des Menschen als in solchem Sinne, sondern ist auch wirklicher Gewinn an Wahrheitsgehalt und Seelenadel. Der Mensch ohne Gott ist gottlos; also los und ferne von seinem eigentlichen Lebensgut, und ohne Ziel und Steuer neigt er sich seinem Untergange zu. Was aber hier vom Einzelnen gesagt ist, gilt von Allen; daher es auch ferner des Menschen Bestimmung ist, seine Mitmenschen zu Gott, zum Vater, hinzuführen, und somit dem Einzel- und Allgemeinzwecke zu dienen. Und wer hierin treu ist, „wer Seelen gewinnt, ist besser, als wer Städte erobert."

Als weitere Bestimmung des Menschen nennt uns die heilige Schrift die Dienstbarmachung der Natur und das Beherrschen der Thierwelt; der Mensch soll der Herrscher und König, Gottes Stellvertreter auf dieser Erde sein. Man kann es aber auch überhaupt nur göttlichen Mächten und göttlichem Bestimmungswillen zuschreiben, was der Mensch Großes und Herrliches schafft in seinem Herrscherwalten auf Erden! Soll man staunend fragen: Was kann der Mensch Alles? oder soll man wie Melchior Meyr fragen: „Was kann er nicht?"

Er macht den Stoff sich dienstbar; er kämpft mit der Natur, er kämpft siegreich und vollendet sich im Streit. Er macht sich zum Herren dessen, was unter ihm ist, zum Herrn dessen, was in ihm ist; — und er bereichert die Schöpfung, indem er eine

neue Welt in die Welt setzt! Gigantische Werke steigen empor vor dem staunenden Auge! Bewundernd sieht der Mensch hinan zu seinem eigenen Gebilde und wächst an seiner eigenen Schöpfung! Das Ungeheure mildert und vollendet sich zum Schönen, zum göttlich Schönen—und das Vollkommene, leibhaft steht es da in dieser mängelvollen Welt."

Die Natur selbst, der Stoff wird scheinbar vom Menschen seiner trägen Schwerfälligkeit entbunden, und in idealen Gebilden und Neuschöpfungen steht er wie verklärt vor dem Blick. Gott schuf den Menschen nach *seinem* Bilde, und der Mensch schafft diese Erde um nach seinem Bilde, nach seinen Wünschen und Begriffen des Schönen und Guten, daß zuletzt die Widersprüche und Mängel gehoben sind und die Fülle der Harmonien uns entgegenlächelt.

Vom Großen zum Größeren immer aufsteigend und weiter vordringend, die Natur selbst mit ihren geheimen Kräften nimmermehr befragend und ausforschend, legt er, mit jedem Tage fast, den Gewalten und Kräften neue Zügel an, und während sie seine Dienste verrichten müssen, richtet er Selbst bequeme Wohn- und Ruhstätten für Weib und Kind zu, wo er mitten in der Natur, beschützt von der Natur, als ein Gebieter über ihr thront.

Selbst das Geistige und Ewige muß ihm die Natur aufnehmen und fördern helfen, und während sie in ihrem rastlosen Schaffen für ihn fortwirkt, ruht er und betet den Vater des Alls gläubig an in Tempeln und Domen, aus den Stoffen der Naturwelt errichtet und herausverklärt.

Den fernen Weltraum durchspäht er mit seinem Rohr und mißt die Entfernungen der rollenden Globen! Prophetisch und mit Genauigkeit sagt er vorher, was die Erscheinungen am Himmelsgewölbe sein sollen. — Die schäumenden Weltmeere pflügt

sein Schiff und die zitternde Tiefe trägt geduldig den Gebieter. Das wilde Thier, das ihm an Schnelle oder Kraft weit überlegen ist, läßt sich von ihm zähmen, sänftigen und einjochen, als ob's sich's so von selbst verstände. Die Steppe muß den Dornbusch, der auf ihr wuchert, untergehen lassen um behalmte Fluren zu tragen, daß der Mensch Brod habe. So betet und strebt gottwärts, so schafft und herrscht der Mensch auf der Erde, weil der ewige Schöpfer ihn dazu bestimmt hat, ihn bestimmt hat, daß er beten, lieben, herrschen und glücklich sein soll! —

Das Leben.

„Mein Nachen ist das Leben,
Die Welt die Meeresfluth,
Als Ruder mir gegeben
Ist Glaubenskraft und Muth."

M. Kloß.

Das Leben blickt in Wechselzügen
Oft ernst und oft uns heiter an;
Der Weise lernt darein sich fügen,
Und wandelt pflichttreu seine Bahn.

C. A. L.

Die ganze Bestimmung des Menschen vereinigt sich in den Rahmen dieses Erdenlebens, soweit als das Rechnungtragen dieser Bestimmung seinerseits ihm zur Pflicht wird. Dieses Erdenleben dann, mit seinen Bestimmungen und Pflichten, mit seinen Freuden und Leiden, seinen Zweifeln und Fragen, wie auch mit seinem Glauben und Hoffen ist für ihn das große, ungelöste Problem und der gordische Knoten mit seinen künstlichen Schür-

zungen und mysteriösen Windungen, deren Auflösung ihm als Aufgabe obliegt. Einer unserer deutschen Populärphilosophen hat mit Recht bemerkt: „Das Räthsel des Menschen wird unmittelbar im Leben begriffen"; und das Räthsel des Lebens und der Außenwelt hinwiederum nur im Menschen gelöst. Mensch und Welt, Geist und Natur, Gott und Welt, Zeit und Ewigkeit, Tod und Leben deuten, vollenden und fordern sich gegenseitig im Leben heraus. Das ist eben die göttliche Oekonomie dieser Welt.

Wenn Goltz das Menschenleben anderorts als nichts Anderes als ein „Versteck- und Maskenspiel, ein Haschen der Ewigkeit mit der Zeit, der Gottheit mit der Menschheit, der Uebernatürlichkeit mit der Natur, des himmlischen Lebens mit dem Erdendasein, des ewigen Lebens mit dem Tode, des Seins mit dem Nichtsein, des Geistes mit der Materie und Körperlichkeit bezeichnet, so ist es dieselbe Wahrheit, in ein sinniger Weise erkannt und ausgedrückt."

Diese kurze Spanne Zeit, die unser „Leben" ausmacht, ist für uns in jedem Betrachte von der höchsten Bedeutung. Alle Vorrechte und Segnungen, die überhaupt diesen Namen verdienen, bringt uns dieses Leben entgegen; — die Verirrungen, Täuschungen, Mißerfolge, Unglück und Jammer, diese liegen anderseits gleichfalls alle innerhalb dieses Rahmens, und wie die heilige Schrift lehrt: Sogar das Einst, das endlose Jenseits erhält für uns seinen jeweiligen Charakter vom Leben. — Der Eintritt in diese Welt und der Ausgang aus derselben sind die zwei Pole desselben, und wie weit dieselben von einander für den Menschen entfernt liegen, ist ihm selbst ein undurchdringliches Geheimniß. Daß es daher höchst weise ist, den Zweck und die Bedeutung des Lebens wohl zu erwägen, um in Gemäßheit handeln zu können, leuchtet von selbst ein. Sehr richtig hat der

Dichter gesagt: „Das Leben gleicht einem Buche; Thoren durchblättern es flüchtig, der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiß, daß er es nur einmal lesen kann.“ Jeder Tag, wie er entweicht, hat uns wichtige Lebenslektionen mitzutheilen; — Lebensweisheit, die uns für künftige Lebensaufgaben befähigen soll. Die Frage bleibt, ob wir im Geräusch der Werktage unser Ohr dieser Weisheit öffnen wollen? Ohne wahre, bedächtige Lernbegierde werden uns stets nur Wirrsal und Disharmonie umrauschen, wo wohl Getön, aber weder Sinn noch Bedeutung ist. Das Leben ist nicht eine glatte Wasserfläche, die in einer stillen Eintönigkeit sich vor den Blicken ausbreitet, sondern seine Ebene ist oft von hohen Bergketten unterbrochen, seine Zephyrstille artet oft in Sturm aus und seine Wege führen häufig durch verworrene Labyrinthe, wo das reifste Nachdenken oft kaum den rettenden Ariadnenfaden finden kann.

Ein bekannter Schriftsteller sagt: „In stillen Wassern können wir den seichten Grund und die grünen Ufer, das eigene Antlitz unter den Gestirnen des Himmels und auch die bloße Wasserwelle sehen; Alles, je nachdem die Fläche bewegt und beleuchtet ist und wir selbst den Blick einrichten. — So ist es mit dem Leben und der Wirklichkeit, sie sind tief und flach, natürlich und übernatürlich, sie spiegeln das Irdische und das Himmlische, die Ewigkeit und die Zeit, die Dichtung oder die stoffliche Wahrheit, unser Selbst oder die höhere Welt über uns, die unwandelbaren Leitsterne der Wahrheit oder die flüchtige Lebenswelle; Alles, je nachdem wir wollen und je nachdem die Lebensbewegung unserm Blick das eine oder das andere Element sichtbar macht oder entführt.“ Was Betrübenderes läßt sich täglich wahrnehmen oder überhaupt in wenigen Worten von einem Menschen sagen, als das Urtheil ausdrückt: Sein Leben war

ein verfehltes! Alle die herrlichen Ausstattungen des Geistes, die königliche Form der Gestalt, die Fülle der schaffenden Körperkraft, die vielen kostbaren Glücksgelegenheiten und Vorrechte, Alles, Alles hat dieses eine Leben nutzlos begraben! — Hingegen andererseits, welche Fülle reiner Poesie und süß anmuthender Gedanken trägt uns das Urtheil: ein erfolgreiches, ein exemplarisches, ein nützliches Leben entgegen! —

Leser, welches dieser zwei Urtheile soll der Wahrspruch sein, der einst über Dein Leben gefällt werden wird? Eins von beiden wird und muß es werden. Wenn der alte Weise mahnt: Laß Dein Ohr auf Weisheit Acht haben! so ist hier diese Mahnung doppelt zu beherzigen. Wahre Lebensweisheit aber besteht darin: Erstens das rechte Ende und Ziel zu erwählen und zweitens die geeignetsten und besten Mittel zu gebrauchen, um dieses Ende zu erreichen.

Dieses Ende ist nicht, — und soll nicht sein — wie ein bloßer Welt-Lebemann es ansieht, materieller Gewinn und stoffliches Emporkommen; — ein Haschen und Selbstgenügen im Besitze dieses Erhaschten. Dieser Materialismus ist des Menschen — als eines denkenden Wesens — ist des wahren Lebens und Strebens unwürdig. Der Welterlöser ruft deshalb allen Alsogesinnten warnend zu: „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren!" Wer auf's Leben verzichtet, wer höhere Lebensideale und Güter anstrebt, der wird das Leben gewinnen! Nur in der Selbstverleugnung, im muthigen, selbstlosen Wirken und Dulden für Andere, im unermüdeten Befördern des Guten, Wahren und Schönen, wie es uns die Religion Christi lehrt; im Veredeln der eigenen Seinsweise und in der Ausbildung des eigenen menschlichen Werthes und Charakters kann das Leben auf eine idealere Stufe erhoben und der wahre Lebenszweck angestrebt

werden. Widrigenfalls verseichtigt es in bloßes Hinvegetiren und endliches Hinsterben; sein Ausblick und Einblick in den Zusammenhang des Lebens wird ein getrübter und unfreier, und der Tod selbst wird ihn erst über den Werth des Lebens und — über seinen eigenen Unwerth belehren können.

Die alten heidnischen Weisen haben es in Kunst und Wissenschaft weit gebracht; sitzen wir doch heute noch in mancher Beziehung lernend zu ihren Füßen; jedoch ihre Lebensansicht war eine verworrene und deshalb ihre ganze Auffassung des Menschen und seiner Würde eine oberflächliche und verkehrte. Nach der Auffassung Mancher lag der Werth des Lebens darin, daß man es genieße und andererseits ertrage — so lange als es dem Menschen gefällig sei. Epikur stellte daher das „heitere Genießen" als einen Satz der Lebensweisheit auf und Epiktet „das Ertragenkönnen." Das Vermögen, sich selbst das Leben kürzen zu können, galt als ein Vorrecht, das der Mensch dem Thier voraus habe. So konnte auch dem flüchtenden Demosthenes der Tod, den er sich selbst gab, als „eine sichere Zufluchtsstätte erscheinen, indem er vor Schande bewahre"; und der weise Cato konnte sich den Dolch mit gefaßtem Bewußtsein in die Brust drücken, getröstet, daß es, laut Platon's Phädon, eine Unsterblichkeit der Seele gebe.

Christus aber, der sich selbst das Leben heißt, zeigte den eigentlichen Werth des Lebens und lehrte auch zugleich als Pflicht desselben, ein Wirken in gottgewollter Weise, „so lange es Tag ist, denn es nahe die Nacht, wo Niemand weiter wirken könne." Nach ihm erscheint das Leben als eine göttliche Gabe und Gnadenspende, die uns dazu verabreicht ist, daß wir sie wieder dem Herrn zur Ehre auf seinen Altar niederlegen. Deshalb auch der große Apostel spricht: „Denn unser Keiner lebt ihm selber,

und unser Keiner stirbt ihm selber; leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn." In diesem praktischen Leben und Streben zur Ehre des Schöpfers und nicht in antiken oder modernen hohlen Theorien, findet das Leben seine eigentliche Weihe. „Wer das Räthsel des Lebens," sagt ein deutscher Schriftsteller, „vor dem Erleben und den Lebenswerken vorauf in eitel Worten auflösen will, dem verbirgt es sich in dem Maße, als er ihm nachgehen und nachdenken will, — und wer es bezweifelt und beklügelt, der hat und der löst es sicherlich nicht. — Und wenn es der Mensch nicht in Liebes- und Lebenswerken zu Tage bringt, so bleibt es ihm ewig verborgen."

„Leben ist Streben," lasen wir einst als Motto auf einem deutschen Kunstkatalog. Das Leben der That und männlichen Strebens bewahrt uns einerseits vor träger Monotonie und Einförmigkeit, wie auch andererseits vor materieller Verflachung oder Ueberhastung. Der alte hebräische Sänger hat es schon so erklärt, daß wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Jedoch in dieser „Mühe und Arbeit" schwebt der Seraph der Freude, der den Balsam des wahren Genusses über den Thätigen träufeln läßt, daß er, in jedem Lebensverhältnisse arbeitend, im Glücke wohnt und keines Schicksals Sklave wird. Wenn der träge Mißmuth verzagt und bange am Lebenswege oder Zeitenstrome niederkauert, mit Unmöglichkeiten ringt und seine Klagelieder singt, wird Derjenige, der den Winken des Ewigen gewärtig, sein Leben seinem Dienste weihte, im Bewußtsein der Treue und des Pflichtgefühls die wahre Lebensfreude genießen; das Dasein muß sich ihm in selige Harmonie auflösen und die schroffsten Gegensätze von selbst ausgleichen. Sein Lebensgebäude ist der Sonnenseite zugekehrt, über den Nebel-

schichten des sauersehenden Lebensverzagens erhaben und deshalb seine ganze Gemüthsverfassung mit Gott, mit Menschen und den Verhältnissen ausgesöhnt.

Jeder Tag trägt ihm neues Leben, neue Freuden zu; und das große Vaterhaus hienieden, mit seiner lachenden Sonne, seinem glänzenden Mond und seinen schimmernden Sternen und sanftem Himmelblau, — mit seinen rauschenden Strömen und seinen plätschernden Bächen, duftenden Gärten und Hainen, beblümten Wiesen und munt'rem Vogelgesang, — Alles, Alles wird ihm das Leben werther machen und seine reinen Freuden steigern, daß er mit dem frommen Hölty singen muß:

„O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!"

Von Lebenslast und Lebensüberdruß und ähnlichen pessimistischen Bezeichnungen stehen in dem Wörterbuch seines Lebens keine. Er kann sie aber auch gut entbehren, denn „er hat das Leben selbst spielend in seiner Gewalt und die Glückseligkeit obendrein!"

„Diesseits der Grüfte
Werde Dir Alles,
Was nur die Erde
Flüchtig beglückend verleiht,
Jenseits der Grüfte
Werde Dir Alles,
Was nur der Himmel
Ewig beseligend beut." —

Lebensauffassungen und Lebensaufgaben.

Verleugne Dich! So sprach der hohe Meister,
Und Gold ist, was er sprach.
Er kennt die Herzen und er prüft die Geister,
Ihm folgt' ich gerne nach;
Und doch — ich kann den strengen Spruch nicht fassen,
Wie kann ein Mensch das eig'ne Wesen hassen?
Wer bin ich noch, wenn ich mich selbst muß lassen?
Mir bleibt's ein Schlag in's Aug', in's Herz ein Stich
Das herbe Wort: Verleugne Dich!

Behaupte Dich! Nichts Beff'res kannst Du werden,
Als wozu Gott Dich schuf.
Sei ganz Du selbst; das ist, o Mensch, auf Erden
Dein eigenster Beruf!
Den Grashalm wird's zur Palme niemals treiben,
Der Baum soll Baum, die Blume Blume bleiben.
Drum wag' es in's Gedenkbuch Dir zu schreiben,
Mit Ausrufzeichen und Gedankenstrich
Das kecke Wort: Behaupte Dich!

Veredle Dich! Thu' Fleiß, den Keim zu pflegen,
Den Gott in Dich verschloß;
Doch zaud're nicht, das Messer anzulegen
An jeden wilden Schoß!
Den guten Kern zur süßen Frucht zu reifen,
Die welke Hülse muthig abzustreifen,
Den ungeschliff'nen Edelstein zu schleifen, —
Da sieh' das Ziel, d'rin Beides sich verglich:
Verleugne und behaupte Dich!

H. Gerok.

Wie trittst Du heran an's Leben? Was sind Deine Ansichten und Auffassungen desselben? Das sind Fragen, die sich ein Jeder zu stellen hat, der nicht gedankenlos in's Ungewisse hineinsegeln will. Daß die jeweilige Auffassung des Lebens in naher Beziehung zum Leben selbst für den Einzelnen steht, und dasselbe so oder anders charakterisiren wird, ist einleuchtend. Unsere heidnischen Vorfahren bildeten sich als höchstes Lebensideal eine fortlaufende Reihe von Kampf und Gefahren und demgemäß war auch ihr Verhalten. Der Jüngling, welcher lustig in wilden Strömen zwischen den Eisschollen badete oder todesmuthig zwischen die blitzenden Schwerter sprang, wurde als „kampfesmündig" erklärt und würdig erachtet, als ein deutscher Held rechtmäßige Ansprüche an's Leben stellen zu dürfen. Man berichtet uns, daß sie an der Verwirklichung dieses Ideals derart festhielten, daß die vordersten Reihen sich oft im Kampfe an einander mit Fesseln banden, um Keinem die Gelegenheit zum Weichen zu geben, sondern kämpfend mit einander, wenn nöthig, zu sterben und so in Walhalla's Wonnen einzugehen. Es war das Festhalten an einer großen Idee, an der eigenen Anschauung, was ihnen solchen Muth, solche Erfolge und ihrem ganzen Leben eine solche Richtung gab.

Die Männer, die in der Geschichte als Vorbilder und Vorkämpfer ihrer Zeit glänzen, waren stets solche Geister, die eine gewisse große Lebensidee in ihrem innersten Grunde ergriffen

und an deren Verwirklichung ihr Leben zubrachten. Diejenigen andererseits, deren Namen unrühmlich hervorstechen, die entweder von leerer Phantasterei oder Ideologie getragen, als ein Phantom vorüberirrten oder allen Andern zuvor, an der Materie klebend, nur die Sprache des Staubes verstanden, waren in den meisten Fällen wenigstens mit sich selbst consequent und arbeiteten nur an der Verwirklichung verkehrter und kranker Lebensanschauung.

Was ist das Leben für uns? So ist wiederholt gefragt worden. Ein Dichter hat geantwortet: „Es ist ein Traum!" Wer dieses Urtheil richtig findet und träumend diesen „Traum" durchleben will, wird aber bald durch wiederholtes schreckhaftes Erwachen gemahnt werden, daß er in einer irrigen Idee befangen ist. Longfellow wird daher stets unvergleichlich als der richtigere Ausleger des Lebens anzusehen sein, wenn er singt:

Sag' mir nicht mit Sorg' und Kummer:
Nur ein Traum ist unser Sein!
Und die Seel' ist todt, die schlummert,
Und die Dinge sind nur Schein!
Ernst ist unser Sein auf Erden!
Und das Grab ist nicht sein Ziel! u. s. w.

Die Größen unseres Geschlechts haben dieser letzteren Anschauung in ihrem ganzen Denken und Handeln gehuldigt. Moses, der Gesetzgeber, Paulus, der Missionär, Luther, der Reformator, mögen als Beispiele dienen. Sie erkannten die Bedeutung dieses Erdenlebens und trugen diesem Erkennen ununterbrochene Rechnung, und somit stehen sie heute noch da als Richtung angebende Leuchtthürme auf dem Meere des Lebens.

Der deutsche Schriftsteller, der es in den Satz faßt: „Was ist das Leben und sein Inhalt anders als Lieben?" und weiter fortfährt: „Im herzenseinfältigen und glücklichen Leben, in

allem Dasein, welches wir in Liebe und Heiligung, in Sorge und Arbeit hinbringen, wird die menschliche Bestimmung erreicht"; hat dieselbe Wahrheit tief ergriffen. Liebe und Arbeit sind das Geschwisterpaar, das uns mit der Vorwelt und Nachwelt verbindet und mit der Mitwelt aussöhnt. Schon Sophokles singt: „Nicht zum Hassen, nur zum Lieben bin ich da!" Den andern Theil hat der edle Salis in die herrlichen Worte gefaßt:

„Handelt, in Handlungen zeigt sich der Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit sind sein Geleit!
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit."

„Begnügt Euch nicht mit Thränen, sondern handelt!" war das große Wort, welches die fromme Preußenkönigin Luise vor ihrem Hinscheiden zu den jugendlichen Prinzen sprach. Wie Leben im physischen Sinne Bewegung und Thätigkeit ist und offenbart, so muß das Leben des Menschen gleichfalls nicht in träger Passivität und stofflichem Hinvegetiren, sondern in Handlungen und bewußtem Streben seinen Ausdruck finden. Der jugendliche Sänger Novalis hat es schön ausgedrückt:

„Ruh' ist Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Ueberfluß,
Doch für uns ist Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß."

Die heilige Schrift berichtet uns, daß Gott, nachdem er den Menschen geschaffen, ihn segnete und dann ihm Arbeit und Schaffen als schöne Beschäftigung auferlegte. Diese Ansicht vom Leben aber, die uns Arbeit und Thätigkeit zur Pflicht macht, ist nicht eine nackte, blos Pflicht und Gesetz enthaltende, sondern die einzige, die den ganzen Wahrheitsgehalt und Hoch-

genuß des Lebens in sich begreift. Der genußsüchtige Schwächling oder pflichtscheue Ideologe lebt in seiner Einsilbigkeit nicht das seelenvolle, erwartungsreiche und freudengewürzte Dasein, eines wahren Menschen würdig, sondern ist stets am Ziel des dumpfen Nichts und doch auch zugleich ewig entfernt von alledem, was eine reine Lebenshoffnung sich von der Zukunft verspricht. Es ist ein stetes Ermatten und Versinken im engen Kreise des einsilbigen, nichtssagenden Selbst. Der Dichter hat richtig gesagt:

„Alle Menschen seh' ich leben,
Viele leicht vorüberschweben,
Wen'ge mühsam vorwärts streben,
Doch nur Einem ist gegeben
Leichtes Streben, schwebend Leben.
Wahrlich, der Genuß ziemt Thoren,
An der Zeit sind sie verloren,
Gleichen ganz den Ephemeren."

Ein Zusammenleben und Zusammenklingen mit frohen und lebensfrischen Seelen ist nur möglich, wo auf gleicher Arena strebende und handelnde Menschen in die Verhältnisse hineingreifen und sie beherrschen. Da nur wird man auch Solche finden und zu suchen haben die unter allen Verhältnissen dem Leben einen genügenden Prozentsatz von Zufriedenheit und Glück abringen können.

Wir sind gemäß göttlicher Einrichtung mit anderen Menschen auf eine gemeinsame Erde gesetzt, und das Leben fordert gebieterisch, daß Jedermann sein Theil dazu beitrage, die Erde zu einem Gotteshaus zu gestalten und das Dasein des Andern glücklicher zu machen und durch eigene Bemühungen zu verschöneren. In diesem Sinne sagt auch der Apostel: „Ein Jeder aber sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des Andern

ist." D. h. man fördere die Interessen des Mitmenschen, und darin diene man im Leben einem allgemeinen Menschenzweck. Göthe erklärt sehr richtig: „Der Mensch findet nur sein Glück in dem Glücke Anderer." Dieselbe Wahrheit und Selbstlosigkeit hat er anderorts also ausgedrückt:

„Mensch mit zugeknöpften Taschen,
Thust Du Niemand was zu lieb;
Hand wird nur von Hand gewaschen,
Willst Du nehmen,—nun dann gib!

Kaum dürfte Etwas zu finden sein, das des Menschen unwürdiger ist, als jene Lebensanschauung, die das Wesen des Menschen mit Eigennutz und Egoismus derart durchtränkt, daß er nur noch sich selbst und seine Interessen gewahrt und von dieser Auffassung ausgehend Forderungen an das Leben stellt, die ihm niemals gewährt werden können. Scheelsucht, Mißgunst, Vertrauenslosigkeit werden stets das Gefolge und ein unglückliches Leben das endliche Resultat sein. Das Leben ist uns nicht verliehen, daß wir zusehen, was wir Alles haben können, sondern was wir Alles thun können, das der Mit- und Nachwelt einen Dank abnöthige, insofern unser Leben zu ihrem Wohlbefinden das Seine beitrug. — Materielle, dem gewöhnlichen Haufen in die Augen fallende Errungenschaften, hochfahrendes Schaugepränge, pompöse Selbsterhebung mögen wohl Einzelnen als Lebensideal gelten und sie derart fortreißen, daß ihre ganzen Leibes- und Geisteskräfte im Streben und in Bemühungen zur Verwirklichung desselben aufgerieben werden; aber diese Einzelnen vertreten nie den wahren, allgemeinen Standpunkt, der Jedem erreichbar sein muß und foglich für Jeden anempfehlenswerth. Jeder kann handeln und wirken nach wahrhaft

menschlichen und gottgewollten Gesetzen. Da, wo Jeder alle in ihm schlummernden Anlagen zur Geltung bringt und so viel zur Veredlung seines Geschlechts und Beförderung des Guten beiträgt, — so viel thut, treu thut, als er kann in der Sphäre, in welche ihn die Vorsehung und das Leben gestellt haben; das ist am Ende, wenn man von allem Zufälligen absieht, der wahre Lebensgehalt und die rechte Ansicht vom Leben selbst. In diesem Sinne singt auch der Dichter:

„Den uns umschließenden Cirkel beglücken,
Nützen soviel als ein Jeder vermag;
O, das erfüllet mit süßem Entzücken,
O, das entwölket den düstersten Tag!"

Wer fühlt nicht die reine Lebensfreude und den eigentlichen Hochgenuß des Seins in der Seele pulsiren, wenn er gewahrt, wie er auch nur den Geringsten seiner Umgebung beglücken kann! Und dieses wird oft durch sehr geringe Anstrengung, durch die kleinsten Opfer der Liebe bezweckt! Es ist eine Seligkeit in der Selbstlosigkeit und im Beglücken Andrer, die nur der Edle kennt, und Erfahrung allein kann sie lehren!

So leben die ärmsten Eltern in einem Himmel voll Wonne und Freude, wenn sie sehen, wie ob den einfachsten Geschenken, die sie den munteren Kleinen am Christfest oder Geburtstage oder sonst überreichen und durch diese Kleinigkeiten die jugendlichen Herzen beglücken können! Das, sagen wir, ist eine Wonne, von der der geizige Filz oder der über den Rechnungen seiner Tausende an sich selbst nur denkende Kapitalist keine Ahnung hat! — Es liegt also in der Vermögenheit eines Jeden, das Leben nützlich und für Jemand werth zu machen. Wer diesem Ziel überzeugungstreu zustrebt, mag wohl keine hochfliegende, poetische

Ansicht vom Leben haben, aber immerhin wird sie praktisch, wahr und gut sein, und in unserer Ideenvereinigung sind dem Guten und Wahren zwei Dritttheile des Platzes einzuräumen.

Leser, was ist Deine Lebensauffassung, und wie genügst Du den Ansprüchen des Lebens in dem Kreise Deiner Wirksamkeit? — Der große Heidenapostel rief den himmlischen Vater an: „Sage mir, was willst Du, daß ich thun soll?" Hast Du diese Frage schon an den Ewigen gerichtet? Bist Du Dir der Aufgabe Deines Seins bewußt? Bist Du mit Deinem Lebenszweck im Reinen? Deine Lebensaufgabe kannst Du nur lösen; Stellvertreter läßt diese Lebensökonomie keine zu, auch kannst Du durch künftiges Eilen und Ueberhasten nicht gut machen, was Du jetzt versäumst; denn dieselbe Lebensökonomie verlangt eine regelmäßige, gemessene Pflichttreue, wie der Fluß des Lebens Dir täglich zufließt. Ueber einem solchen, Gott und der Menschheit geweihten, Leben lautete noch nie der Wahrspruch anders als: Erfolg! Der Mensch, in ununterbrochener Pflichttreue begriffen, ist es auch allein, der das wahrhaft Menschliche fördert, indem er im Dienste des Göttlichen täglich steht. Schiller hat richtig gesagt: „Es kommt in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menschlich, als daß das Einzelne zufällig göttlich sei."

Die Verzweigungen des Lebens sind so mannigfach, daß Jedem eine Gelegenheit geboten ist, sich geltend zu machen und in irgend einem Zweige menschlicher Thätigkeit sich nützlich zu machen. Im großen Gotteshause der Natur sehen wir kleine und große Wesen, aber alle beschreiben in einer gewissen Sphäre ihren Kreis und lösen irgendwie eine Aufgabe, die ihnen der Schöpfer gestellt hat.

Hast Du erwogen, Leser, was Du thun kannst? Nimm es nicht für Verdienst und Bescheidenheit, zu sagen: Du seist zu gering, um irgend Etwas zu vermögen. Der Gelegenheiten sind so viele, ergreif' die erste beste und wirf das Scherflein Deines Lebens in die große Wechselbank und ein günstiger Erfolg wird Dein Lohn sein. Eine Aufgabe hast Du! Auf und löse sie; thue was Du kannst! und dieses thue treu!

Kannst Du nicht mit schneller Flotte
Segeln auf des Weltmeers Fluth,
Schaukelnd auf den höchsten Wogen,
Trotz des Sturms, mit heiterm Muth;
Kannst Du bei den Schiffern weilen,
Die noch ankern in dem Port,
Kannst geschäftig ihnen helfen
Vom Gestad' die Schiffe fort.

Kannst Du nicht den Berg ersteigen,
Der sich steil vor Dir erhöht;
Kannst Du ja im Thale bleiben,
Wo das Volk vorüber geht;
Dort kannst Du durch frohe Lieder
Leichtern manches Müden Gang;
Und vergißt er auch den Sänger,
Nie vergißt er den Gesang. —

Kannst Du nicht Bedürft'gen reichen
Eine immer off'ne Hand,
Weil Du nicht hast Gold und Silber,
Und selbst theilst der Armuth Stand;
Kannst Du mitleidsvoll sie trösten,
Und zum Helfer führen hin;
Kannst für sie zum Heiland flehen
Mit ergeb'nem Jüngersinn.

Kannst Du nicht in's Schlachtgetümmel
Stolz mit großen Helden zieh'n,
Nicht wo Dampf und Feuer wallen,
Streiten als ein Kämpfer kühn,

Kannst Du, wenn die Wahlstatt feiernd
Liegt in stiller Waffenruh',
Hin zur Pfleg' Verwundte tragen
Und die Todten decken zu.

Kannst Du nicht im Feld der Ernte
Reiche Garben sammeln ein,
Mag ja doch der Schnitter Sichel
Mancher Halm entgangen sein;
Geh' und such' am Saum des Feldes,
Wo sich schlingt Gestrüpp und Dorn;
Dort magst Du in ihrem Schatten
Finden manches gold'ne Korn! —

Stehe dann nicht müßig wartend,
Um ein größ'res Werk zu thun!
„Was Dir kommt zur Hand, das thue
Immer frisch!" Auf thu' es nun!
Geh' in irgend einen Weinberg,
Weil Dir tönt des Miethrufs Schall,
Wenn Du w i l l st ein Feld zur Arbeit,
Findest Du es überall!

Die Familie des Lebens Pflanz-Schule.

„Wiss', o Glücklicher! Die Blume
Der ersehnten Herzensruh' gedeiht
Unverwelklich nur im Heiligthume
Eng umschränkter Häuslichkeit."

Matthisson.

Die Familie ist das älteste Institut auf Erden; ehe es Völker, Staaten und Kirchengemeinschaften gab, war die Familie. — Nachdem Gott dem ersten Menschen das Leben eingehaucht, sprach er bald darauf: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin geben, die um ihn sei. Der Ewige selbst gründete also gleich am Lebensmorgen des Menschengeschlechts die Familie, das Haus als die Pflanzschule und den Gottesgarten der Menschheit, aus welchem sie in reiner, liebevoller, gottgewollter Liebes- und Lebensgemeinschaft sich mehrend, hervorgehen sollte. Was Gott selbst instituirt und geheiligt hat, darf der Mensch nicht aufheben oder gemein machen.

So steht die Familie heute noch als ein Heiligthum der Menschheit da, aus welchem, wenn es nach Gottes Willen gepflegt wird, des Lebens Danklieder und Opferdüfte, reiner als irgend sonst wo, himmelan steigen. Der Mensch tritt als ein schwaches, hülfsbedürftiges Wesen in die Welt und ist zuvörderst auf die Hülfe Anderer angewiesen. Vater und Mutter, die Familie ist es, wo das schwache Wesen zuerst seine Ansprüche geltend macht. Welche Fülle idealer Gedankenerhebung und süßer Erinnerungen knüpfen sich an die Bezeichnungen: Familie, Elternhaus, u. s. w. Unter den gesellschaftlichen Einrichtungen, wie wir sie heute in civilisirten Ländern haben, spielt keine eine bedeutendere Rolle als die Familie; auf ihrem Fundamente ruht das Glück des Staates mit allen seinen Lebensverzweigungen und Einrichtungen und das Gedeihen der Kirche ist gleichfalls mit der Familie eng verbunden. Die ersten moralischen Impulse werden hier empfangen und oft sogar die ganze Lebensrichtung des Menschen bestimmt. In der Familie knüpfen sich die ersten und heiligsten Freundschaftsbande, die Menschen mit einander verbinden. Die Freuden des Lebens werden hier reiner genossen als irgendwo sonst, und die Prüfungen dieses Erdendaseins, die Sorgen und Mühen werden hier in dieser Elementarschule des Lebens zuerst durchlebt und am gegenseitigen Liebes- und Ideentausch härten und stählen sich hier Alle gemeinsam für die Ereignisse, welche den künftigen Duldern bevorstehen. —

In der Familie liegt das eigentliche „Heim" des Menschen auf dieser Erde und der Schriftsteller hat Recht, der es als die größte Strafe erklärt, aus diesem H e i m, aus der Familie ausgestoßen zu werden. Aus der stürmischen Welt und dem wogenden Getriebe des Geschäftslebens, kehrt der Hausvater wie

in einen stillen Hafen, so in die traute Stille der Familie zurück und findet nach allen Zerstreuungen hier sich selbst ganz wieder, um gesammelt und gestärkt von Neuem in's Gewoge hinauszusteuern. In der Familie schaltet und waltet das sonst scheue und schwache Weib als Fürstin und Priesterin und baut sich das bescheidenste Hüttlein zum wonnevollsten Eden aus! Hier lallt zuerst das Kind den Mutter- und Vaternamen und füllt durch sein schwaches Stammeln die Eltern mit himmlischer Lust. Hier werden die heiligsten Grundsätze des sittlichen Lebens zuerst dem werdenden Jüngling und der künftigen Jungfrau mitgetheilt, und des Kindes Geist erwacht hier zuerst in Vater- und Mutterarmen zum Selbstbewußtsein und erblickt sich als Mensch inmitten einer treibenden und bewegten Welt. Hier, am häuslichen Altare lernen die Kleinen zuerst fromm die Hände falten und den Vater im Himmel anrufen. Hier in geweihter Stille, am traulichen Heerde, soll zuerst die geistige und sittliche Welt Raum im Menschen innern gewinnen und den ganzen Himmel mit seiner Wonne und seinem Glück auf die Erde bringen und wer dieses nicht in der Familie finden kann, der wird umsonst die Welt suchend durchreisen und wird mit leerem Herzen und mit leerer Hand zurückkehren.

Hier könnten wir des Dichters Epigramm also lesen:

„Warum willst Du weiter schweifen?
Sieh' das Glück ist Dir so nah; —
Lerne nur das Glück ergreifen,
Und das Glück ist immer da!"

Und ein anderer deutscher Dichter, Buschendorf, hat das Glück in der Familie also besungen:

„Wer nicht sein Glück im Hause findet,
Der findet's nirgends in der Welt;
Wen Lieb' und Eintracht nicht verbindet,

Gar traurig ist's um den bestellt; —
Denn wie ein Schiff im wüsten Meer,
Treibt ihn die Leidenschaft umher.

Die schönste Werkstatt seines Fleißes,
Ist's nicht des Hauses stiller Heerd?
Die schönste Palme edlen Schweißes,
Ist's Liebe nicht, die sie bescheert?
Und welch' ein Glück, baut sich das Haus
Zum Tempel Gottes für ihn aus!

Zwar ist dem Mann der Kampf beschieden,
Und schirmend hält er treue Wacht;
Doch freudig kehrt er heim zum Frieden,
Wenn glücklich er sein Werk vollbracht,
Und schmückt des Hauses Heiligthum
Gern mit des Sieges Ehr' und Ruhm."

Die deutsche Sitte und Sittlichkeit ist so eng mit der Familie verbunden, daß man sie sich ohne dieselbe gar nicht denken kann, und es wird stets als eine rühmliche Thatsache und Eigenschaft des deutschen Volkes anerkannt werden, daß es die Familie so hoch stellt. Wenn wir sogar auf unsere heidnischen Vorfahren in den düsteren Eichenwäldern Germanien's schauen, so finden wir sie schon in dieser Beziehung musterhaft. Obgleich sie keine Künstler und Dichter wie Griechenland, und keine Gesetzgeber und Staatsmänner wie die Römer hatten, so stellten sie dennoch die Einrichtung der Familie unvergleichlich höher, als die beiden Völker zusammengenommen. Um eine richtige Würdigung der Familie zu ermöglichen, darf die Frau nicht herabgedrückt oder unterschätzt werden. Wer weiß es aber nicht, daß das christliche Morgenland hierin hinter den heidnischen Deutschen weit zurück blieb? In fast lächerlicher Einbildung einer höheren Heiligkeit schaarten sich tausende, dumpf hinbrütende, oft arbeitsscheue Betbrüder um einen gewissen Hauptheiligen und erklärten die

Frau und das Familienleben in ihrem angeerbten Dünkel für personificirte Sünde oder Hindernisse zum Seligwerden! Tacitus aber mußte unter anderen Tugenden, die er an unseren Vorfahren zu rühmen hatte, auch die hervorheben, daß der Deutsche mit Liebe und treuer Hingebung an seinem Weibe hange.

Später, im Mittelalter, finden wir die deutschen Minnesänger fast ausschließlich das Lob und die Liebe der Frau, mithin den Hauptbestandtheil der Familie, singen. Walther von der Vogelweide, der als bestes Beispiel dienen kann, besingt in seinem Liede „Die herrliche Frau" sie also:

„Gott schuf ihr Wäng'lein recht mit Fleiß,
Die besten Farben wählt' er sich:
So reines Roth, so reines Weiß
Hier lilienfarb', dort rosiglich.
Und — dürft' ich's ohne Sünde sagen, —
So säh' ich sie stets lieber an
Als Himmel oder Himmelswagen!"

und am a. O.:

„Die Herren geben's Schuld den Frauen,
Daß die Welt so übel steh':
Sie säh'n so froh nicht auf wie eh',
Sie thäten immer niederschauen.
Doch hab' ich Gegenred' gehöret:
All' ihre Freude sei zerstöret,
Gänzlich seien sie verzagt,
So an Leben, wie an Gute,
Niemand hälf' zum frohen Muthe.
Richtet nun, hier ist geklagt.

Es ist weiter eine erfreuliche Thatsache, daß die meisten von den edlen und großen Männern Deutschlands uns auch zugleich als Glieder musterhafter Familien erscheinen, und dieser eigent-

lich recht deutsche Familiensinn und Geist in ihnen ist es, der uns heute noch so freundlich anmuthet und uns zu ihnen wie zu alten Familienbekannten, hinzieht. Wer fühlt sich z. B. nicht innerlich auf's Freundlichste angesprochen und in einen stillen, glücklichen Familienkreis hingezogen beim Lesen der Lebensgeschichte Jung Stillings? Und wer blickt nicht in Liebe und Verehrung wie zu einem Ideal von Familienvater noch heute auf, wenn er von jenem alten Wandsbecker Boten, Matthias Claudius, oder gar seine Werke liest, die eigentlich in einem „gemüthlichen" Deutsch abgefaßt sind? Sehr treffend sagt ein neuerer deutscher Theologe, sprechend von der Lebensgeschichte des Ersteren: „Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man ihn, den alten Eberhard Stilling ansieht, ob er Sonntags zu den Seinen zurückgekehrt, an dem festgewählten Platze hinter seinem Tische sitzt und sich die Zähne stochert, obwohl er kein Fleisch gegessen, während sein Weib ihm ein Anliegen vorträgt, oder ob er Sonntags frühe, die Töchter, dann die Söhne vor sich hergehen lassend, auf den Stab gestützt zur Kirche schreitet, oder ob er mit dem Enkel durch die Wälder wandert und sich die Geschichte von der schönen Melusine erzählen läßt."

Was die Familie und deutscher Familiengeist ist, empfinden wir ferner auf's Lebhafteste in dem Hause des Matthias Claudius, „des warmen Zeugen von Christus in den Tagen einer christusleeren Aufklärung. Er war der Sohn eines Vaters, dessen Vorfahren bis in's Zeitalter der Reformation zurück lutherische Geistliche in den Elbherzogthümern gewesen. Und das deutsche evangelische Pfarrhaus hat ja gerade die Gnade und Gabe Gottes empfangen, einen eigenthümlichen Familiengeist von Geschlecht zu Geschlecht auszuhauchen."

Jedoch wir treffen dieses echt deutsch-christliche Familienleben nicht allein in solchen Kreisen, sondern sogar in den Palästen der Großen, sogar der Könige. Wenn wir einen Einblick in das Leben des frommen Preußenkönigs Friedrich Wilhelm III. nehmen, gewahren wir einen Fürsten und Familienvater, eine edle Fürstin und Familienmutter in dem fürstlichen Elternpaar und in den jungen Prinzen echt deutsche christliche Kinder; und Alle sind durch das Band der Familie auf's Zärtlichste mit einander verbunden. Es bleibt die Aufgabe, sonderlich des deutschen Volkes, in dieser lockeren Zeit, wo allerhand Sittenverderbnisse ringsher einreißen, den geheiligten Familienheerd, das christliche Haus vor jeder Profanation des Zeitgeistes zu schützen. Dieses ist aber nur auf dem Wege christlicher Liebes- und Lebensvereinigung in der Ehe möglich. Die Liebe, die Gatte und Gattin vereinigt, und die Familie zu einem Vorhof des Himmels macht, darf des Christenthums nicht entbehren; und wie die alte deutsche Familie sich durch Frömmigkeit und biedern Glaubenssinn auszeichnete, muß es auch die jetzige; wenn wir nicht dieses heiligste Vermächtniß der Ahnen und Erbgut der Väter auf eine undeutsche Art den Winden preisgeben wollen. —

Es ist nur der echt deutsche Geisteszug diesbezüglich, wenn unsere deutschen Dichter begeistert die Familie und Häuslichkeit, deren Segen und Glück besingen. —

So Buschendorf:

„Hier fließt die Quelle reinster Freuden
Von keiner Sündenlust entweiht;
Hier ist der Trost für schwerste Leiden,
Den sonst kein Erdengut verleiht;
Denn stilles Dulden reift das Herz,
Und macht zum Heil den tiefsten Schmerz.

Hier ist die Schule jeder Tugend,
Schließt sich im innigen Verein
Um Alter und um frohe Jugend,
Und schließt der Herr sich selbst mit ein.
Sein Geist, der in dem Hause weht,
Der Lust des Bösen widersteht.

Hier ist die sanfte Ruhestätte,
Die nach der Tages Last erquickt,
Hier schließt sich Glied an Glied zur Kette,
Die niemals reißt und stets beglückt;
Hier blühet in Bescheidenheit
Ein Kranz, der täglich mehr erfreut.

* * *

Wohl dem, der in dem trauten Kreise
Dem heil'gen Schutzgeist sich vertraut,
Der langsam, aber christlich weise
Der Menschen wahre Wohlfahrt baut.
Ihm blüht, selbst unter Neid und Hohn,
Ein Himmelreich auf Erden schon."

Das Leben in der Kindheit.

„O süße Zeit herzinniger Gefühle
Der Kindheit!
Wie denk ich Dein so gern im Weltgewühle,
Du süße Zeit!

O süße Zeit! Durchbebt von Wehmuthsschauer
Gedenk ich dein;
Den Blick nach Dir, getrübt von spät'rer Trauer,
Hellt Abendschein." —

„Siehst Du das Kind dort auf der Wiese spielen?
Es lächelt froh dem blauen Himmel zu;
Was Freud' ihm gibt, das scheint es nur zu fühlen,
Kein inn'rer Schmerz verkümmert seine Ruh';
Und Blumen pflückt's mit kindlichem Verlangen,
Nur wenn ein Dorn die zarte Hand gefangen,
Schleicht das Gefühl der Unlust in sein Herz;
Ein Veilchen winkt, sein Kummer ist vergangen —
Die Lust wohnt in uns, außer uns der Schmerz!

„Hier Mama.“

Lebensmorgen, die Kindheit.

Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst Du froh im Morgenwind.
Ueber Dir ist Jubelklang,
Um Dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluß,
Und Du fühlst den Mutterkuß.

Unter'm Nachtigallenlied
Kommt der liebe Mond und sieht
Mild herab auf Dich und mich;
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich Dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!"

J. G. Jacobi.

Wenn wir im Vorhergehenden die Familie als einen von Gott eingerichteten Pflanzgarten bezeichneten, so nehmen wir jetzt auf die zarten Pflanzen in diesem Garten selber Bezug: Die Kinder. Wer ist, dessen Herz nicht mit Liebe aufwallt beim Anblick eines kleinen Kindes? Das unschuldige Lallen, der treue, arglose Blick, das freundliche Lächeln, die ganze kleine Ge-

stalt in ihrer engelschönen Erscheinung, ist wie mit einem Zauber umgeben und fesselt unser Herz wie mit magnetischer Gewalt an das liebliche, zarte Wesen. Der abgehärtete Weltmann, der rauhe Krieger, der erprobte Seefahrer, sie alle nehmen eine freundlichere Miene an und verwandeln sich augenscheinlich beim Anblick und in der Nähe eines Kindes. Einer der lieblichsten Züge aus dem Leben Christi bleibt der, da er ein Kind zu sich nimmt, es in die Mitte seiner Jünger stellt und spricht: „Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in's Reich Gottes kommen;" und wiederum: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf." Deshalb weist er auch die Jünger zurecht, da sie unwillig über das Hinzudrängen der Mütter mit ihren Kleinen, werden und spricht: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich."

Im Kinde spiegelt sich das heitere, unschuldige Sein noch in ungetrübter Fülle; daher der Ausdruck sprichwörtlich geworden ist: „Unschuldig wie ein Kind." Die Proben und Wetter des Lebens haben hier noch nicht ihren Stempel aufgedrückt und die mannigfachen Kümmernisse noch nicht die Stirn in tiefe Falten gelegt. Alles ist noch engelähnlich in halbverklärten, sanften Zügen und der bloße Anblick genügt, um uns mit Sehnsucht nach den lichtvollen, glücklichen Tagen der eigenen Kindheit zu erfüllen, die für uns unwiederbringlich längst entschwunden ist.

Edle und große Männer waren immer große Kinderfreunde. Lavater warnte vor Solchen, die das unschuldige Lächeln der Kinder nicht ertragen konnten, und eine oft wiederholte Aussage Jean Paul's war: „Ich liebe Gott und jedes kleine Kind." Das musterhafte Beispiel unseres großen Reformators in dieser Beziehung ist jedem Deutschen bekannt. Die Familie wird erst

vollständig durch die Kinder und die Unschuld mit ihren Spielen und Freuden ist eine nothwendige Lichtfarbe zu dem ernsten dunklern Hintergrunde des sorgenden und haushälterischen Verstandes der Eltern. Die Kinder erst öffnen das Fenster, durch welches der Sonnenstrahl des Himmels als Segen auf die Familie dauernd niederstrahlt. Ist die Kindheit doch selbst eine verklärte, rosige Morgenfrühe, die dem kommenden Tag unbesorgt entgegenlächelt. Sehr treffend sagt ein deutscher Schriftsteller: „Die Kindheit ist ein Augenblick Gottes; sie ist der kühle, stille, heilige dämmernde Sommermorgen des kommenden heißen, lichten lärmenden, unheiligen Tages.“ Ja, Kindheit, wenn es heute noch ein Eden auf Erden gibt, dann bist du es!

„Vor der Kindesseele liegt die Welt wie ein süß verschleiertes Geheimniß ringsum; kein Verstand stört den seligen Traum. Das Kind lebt nur von Innen heraus, bespiegelt nur seine eigene Organisation und in der Außenwelt seine eigene Seele und Sinnlichkeit. Welch' eine überirdische Erscheinung, welche himmlische Symbolik: Ein kleiner Mensch wandelt da unter Großen, ein Unschuldvoller unter Sündigen, ein Paradiesbewohner unter den Verstoßenen, ein Glückseliger, Jauchzender und Entzückter unter den Gelangweilten.“ Dieses sind unsere Kinder, die auf unserm Schooß spielen, uns auf's Freundlichste anlächeln, in unsern Gärten und auf dem besonnten Blumenrain springen und jubeln. Jedoch wir Erwachsenen achten ihrer oft nicht, weil hier, wie in vielen andern Fällen, das Bekannte und Gewohnte uns die Poesie von der Sache raubt und es zum Selbstverständlichen und Alltäglichen herabdrückt. Eva, die erste Mutter, jauchzte in Freuden auf, da sie ihrem Erstgeborenen in's unschuldige Antlitz blickte, und setzte ihre ganze Hoffnung auf ihn als den künftigen Erlöser. So erfreut des Kindes Anblick

das Mutterherz heute und die tausenderlei Hoffnungen, die sich an die Zukunft des jungen Sprößlings knüpfen, sind Gewähr, daß die Liebe einer Mutter dem Kinde nichts versagen kann. Die Weisheit des Schöpfers selbst hat andererseits Alles liebend so eingerichtet, daß wenn das Kind in dieser Welt seine Erscheinung macht, für Alles hinlänglich gesorgt ist, was zum Glück des neuen Ankömmlings nothwendig ist. Es scheint, als ob das Kind sich dieser Verhältnisse bewußt ist und so darf es nur seine Forderungen stellen, und sie werden ihm gewährt. Es versteht noch nicht, seine Bitten in Worte zu kleiden, noch seine Wünsche in Sprache auszudrücken, aber es kann weinen oder lächeln und die Mutter versteht diese „Kindessprachen" und ist jederzeit bereit, sie unter liebevoller Hingebung und sogar küssend zu erfüllen. Wie zärtlich neigt die Mutter sich über die Wiege und sieht, ob auch schlummernd ihr süßes Kind sich wohl befindet; — sie schaut — und siehe — es lächelt ihr gerade wie ein schlummernder Engel, ihr Liebling entgegen! Welch' ein Anblick! Was für ein Bild! Grillparzer hat es herrlich besungen in seinem Gedicht: „An der Wiege eines Kindes."

„Da liegt sie eingehüllt,
Die hülflose Kleine!
Eine Blume an Schönheit
Und an Bewußtlosigkeit, daß sie schön.
Ein leeres Blatt die Seele;
Der Sonne Griffel ohne Führer;
Der Verstand ein Schreiber, tief im Schlaf.
Kein Geist rief noch: Es werde Licht!
Ueber der dunklen Urnacht;
Und Menschheit und Thierheit streiten
Wem sie gehört.

Sie lächelt. — Warum?
Sie weint. — Weßwegen?
O, laßt sie weinen, lächeln ohne Grund;

Gebt diese Kunst ihr mit in's Leben!
Der beste Grund zum Frohsinn ist das Frohsein,
Und mög' auch künftig, wenn sie weint,
Nie das Bewußtsein sagen ihr, warum.

Wie rein die Stirn sich hebt,
Die Wangen strotzend leuchten,
Die Unterlippen, als zum Kuß geformt,
Ein Rosenblatt, sich schwellend hebt,
Vom Oberlippchen zierlich überrandet,
Und Wang' und Kinn mit ihren Grübchen
Zur strengen Schönheit führen süßen Reiz.
Du bist schön, o Kleine,
Und wirst es mehr noch sein, wenn nicht mehr klein!" —

Der heidnischen Altwelt war eine solche Poesie, die das Kind wie einen Seraph besingt, fremd, weil auch die Familie in ihrer Heiligkeit nicht erkannt war. Das Christenthum ist es, das uns diesen Himmelsbürger, dieses liebste Kleinod im Kinde zu erkennen gelehrt hat und auch die Pflichten gezeigt, die wir dem Kinde schuldig sind. Die alten griechischen Gelehrten konnten sich nicht auf den Standpunkt erheben, daß das Kind als ein Mensch mit gleichen Rechten anzusehen sei, sondern als Sache wurde es nur betrachtet und dem Vater absolute Gewalt darüber eingeräumt. Christus wies uns zu den Kindern in die Schule der Nachahmung und lehrte das große Anrecht derselben am Himmelreich.

Kinder sind ein Segen des Himmels, die der gütige Gott Allen ohne Unterschied des Standes oder der Herkunft, schenkt, und der arme Taglöhner darf wie der Fürst auf sein Kind große Hoffnungen setzen, es an sein Herz drücken, in Mußestunden am traulichen Heerde mit ihm auf dem Schoß scherzen und sich von dem süßen Engel umhalsen lassen. Er darf der Kindheit nachsinnen, die im Himmel wie auf Erden zu Hause ist; die

mit allen Engeln und mit allen Seligen verkehrt und eine höhere Lebensweihe wie auf Cherubsflügeln aus der andern Welt in diese unsichtbar niederträgt. Wahrlich, die Kindheit ist die Periode des Seligseins auf Erden! Goltz sagt sehr bezeichnend: „O, sehet die Kindheit an! Oeffnet Eure Augen, Eure Seele, alle Eure Sinnen diesem Wunder der Wunder, das alltäglich zwischen Himmel und Erde spielt, das wie Cherubsgesang, wie Glockenklang, wie Kindersonntag, wie Weihnachtsfreude, wie Sternenlicht auf und niederfährt, auf und niederwebt zwischen Himmel und Erde."

Ja, wahrlich, wenn die jenseitige Welt und die irdische in irgend einem geschaffenen Wesen zusammenklingen, dann ist es im Kinde, wo noch keine Leidenschaft und Untugend die heilige Harmonie getrübt und für die Mächte des Verderbnisses die Thüre geöffnet. Der Lenz in seinem Erscheinen und Erwachen, wo Alles knospt und keimt und treibt und einem anmuthigen Leben entgegeneilt, ist ein wahres Bild der ungetrübten Kindheit. Und man darf sagen, nur weil er als ein Abbild der köstlichsten Periode des menschlichen Lebens seine Wahrheitsseite im Menschen selbst hat, ist es auch, daß er uns so heimelnd anmuthet und uns sorgende Kinder eines Erdenwinters an die lachenden Wangen der Natur fröhlich und scherzend zieht.

Die Kindheit ist der Lenz und das aufkeimende Frühlingserwachen des Lebens, wo alle Pulse gesund und munter aufwallen und die Kleinen unbesorgt dem sich höher und höher hebenden Lebenstag entgegenhüpfen, spielen und scherzen. O selige Kindheit! Der Dichter drückt unsere Gefühle aus, der beim Anblick eines Kindes also singt:

„Kind, Dein Auge ist der Traum,
Den ich in der Jugend träumte,

Als mein Herz im Hochgenuß
Erster Liebe überschäumte.

In dem Auge blau und klar
Ein verschwund'ner Stern mir leuchtet,
Aus den Zeiten, da mein Blick
Noch von Thränen ungefeuchtet.

Sieh' mich an! — Das Leben lacht,
Und mein Herz schlägt froh und heiter,
Stiller Frohsinn kehrt zurück,
Sieh' mich an und lächle weiter!"

Was der edle Salis singt, empfindet im späteren Leben wohl Jeder, daß er im Hinblick auf die Kindheit mit ihm sagen muß:

„O süße Zeit herzinniger Gefühle
Der Kindheit!
Wie denk ich dein so gern im Weltgewühle,
Du süße Zeit!"

Einflüsse der Familie auf die Kinder.

Was Du auch thust, — denk' stets dabei:
Dies wird Nachahmer finden; —
Und wenn Du sprichst, — was es auch sei:
Dies Wort wird weiter zünden!

Stehst Du im Leben auch allein,
Hat's doch viel zu bedeuten!
Dein Einfluß mag ein Irrstern sein
Und Tausende mißleiten!

E. A. P.

Der Säugling auf der Mutter Schooß, das Kind auf des Vaters Arm, wem ist es zu vergleichen? Ein kleiner Nachahmer und Lauscher, ein Beobachter und aufmerksamer Schüler, der in diese Welt gekommen ist, um zu lernen; zu lernen von Andern, ihre Worte und ihre Art und Weise; Alles, was man an ihnen wahrnimmt, sich zu eigen zu machen, um es später wieder zu thun, wie man es an Andern gesehen. Ehe Selbstauffassung und Gedanke sich ausbilden, beginnt das Kind oft schon das Beispiel Anderer nachzu-

ahmen. Die Sprache selbst, was ist sie anders als eine große Nachahmung und Tradition, die die Kinder von Erwachsenen lernen und sie später als die „eigene Sprache, als Muttersprache" so geschickt handhaben!

Die Schule, in welcher diese Nachahmungs-Lektionen vorgenommen werden, ist die Familie, und die ersten Lehrer sind die Eltern selbst. Daß die Hauptrichtung des späteren Lebens in hohem Grade von der Kindheit abhängt, ist einleuchtend, und wie diese große Verantwortlichkeit recht einzusehen und ihr genügend Rechnung zu tragen, das ist eine heilige Aufgabe der Eltern. Jener Jesuit hatte die Bedeutung des frühesten Einflusses auf die Kinder richtig erkannt, wenn er sich erbot, das Kind für's ganze Leben nach seinen Ansichten und Grundsätzen zu bestimmen, falls er es nur in den ersten acht oder zehn Lebensjahren in seinem Umgang haben dürfe. Gott hat es weise eingerichtet, daß die Kleinen in dieser bedeutungsvollsten Periode ihres Lebens nicht dem Geräusch der großen Welt oder deren allgemeinen Einflüssen preisgegeben sind, sondern zuvörderst durch den heiligen Fittig der Familie geschützt werden.

Die Zeit der Kindheit ist die Lebensperiode des Flüssigseins, der zarten Entfaltung und des fröhlichen Emporblühens. Man kann das Kind treffend mit einem leicht so oder anders formirbaren Wachs vergleichen, auf welches jedes beliebige Gepräge gedrückt werden kann. Die öftere Wiederholung derselben Handlung, derselben Ausdrucksweise, Geberde u. s. w. wird sich um so mehr dem jugendlichen Gemüth mittheilen, je mehr dieses den Einflüssen derselben dauernd ausgesetzt ist. Die ersten Einflüsse, die von Außen auf das Kind nachhaltig einwirken können, sind die, so von den Eltern ausgehen. Die ganzen Verhältnisse sind erstens der Art, daß die Kinder in tägliche Berührung mit

den Eltern kommen. Im Elternarme erwachen die Kleinen zum ersten Selbstbewußtsein; von ihnen lernen sie zuerst durch anhaltendes Stammeln und Lallen die Sprache, und ihnen klagen sie ihr erstes Leid und erzählen jubelnd jedes freudige Ereigniß. Zu den Eltern faßt das Kind das erste Zutrauen und sie sind es, die seine erste Aufmerksamkeit fessen. Was sie an den Eltern sehen, muß ihnen daher in andern ähnlichen Fällen als Maßstab des Schicklichen und Seinsollenden gelten. Dr. W. Baur hat richtig gesagt: „Erzieherideal sind des Kindes Eltern, die aber, was sie bei dem Kinde zu beleben suchen, an sich tragen müssen das Bild Gottes.“ Kinder sind eine Gabe Gottes, haben wir oben gesagt, sind also nicht ein sachliches Eigenthum der Eltern, womit sie nach Belieben schalten und walten können, sondern als Haushalter an Gottes Statt sollen sie handeln und den Ihrigen mit Beispiel und Lehre musterhaft vorstehen und vorangehen. Wir sagen mit Beispiel und Lehre; indem Belehrung guter Rath und alle sonstigen Lektionen das Beispiel eigenen Lebens nicht ersetzen können.

Viele Eltern suchen ihre Kinder zum Guten zu beeinflussen, für Religion und gute Sitte zu begeistern, allein ihr eigenes Leben unterstützt die gute Lehre nicht, und somit verdirbt die ganze Kinderzucht unter, — und trotz — aller schönen Anrathungen. Dr. Thiersch, ein berühmter Schriftsteller über das Familienleben, hat daher sehr richtig gesagt, daß die Eltern, welche lediglich durch Wille und Anweisung, ohne selbst fromm zu sein, fromme Kinder haben wollen, den Staatsmännern gleich sind, „welche die Religion für das Volk vortrefflich finden, aber für sich selbst ein anderes Gesetz in Anspruch nehmen;“ den Regenten, „welche Unterthanentreue erwarten und sich von der

Treue des Königs aller Könige lossagen. W. Baur sagt in demselben Sinne: „Trotz der sorgfältigsten Belehrung und Ermahnung werden weichliche Eltern keinen kräftigen, zerstreuungssüchtige, keinen gediegenen, geldstolze, keinen geistesedlen, lügnerische, keinen geraden Sohn von ihrer Bemühung erwarten dürfen." Jesus Christus als das erste Vorbild in jeder Beziehung sittlicher Lebensentfaltung, war nicht nur „ein Lehrer von Gott gekommen," sondern Lehre und Leben deckten sich bei ihm gegenseitig; wie ein neuerer Schriftsteller sagt: „Er lehrte sein Leben, und lebte seine Lehre."

Der Einfluß des eigenen Beispiels ist ein lebendiger, glaubensvoller Zeuge für die Richtigkeit der guten Anweisung und wirkt somit in jedem Falle nachhaltiger und bestimmter. Alexander's Krieger wollten sich nicht mehr durch die Gewalt der Rede anfeuern lassen, aber da er selbst in dürrer Wüste, dem Verschmachten nahe, den kühlen Labetrunk auf den glühenden Sand gießt und zu trinken sich weigert, weil seine Soldaten schmachten müssen, da belebt neuer Muth die Helden, und sie folgen weiter todesmuthig ihrem Führer. Der Einfluß des elterlichen Beispiels ist unberechenbar und es darf hier nur angedeutet werden, daß dieser Einfluß, sowohl böser, nachtheiliger als guter Natur und Tendenz sein kann; um damit zugleich die große Verantwortlichkeit der Eltern hervorzuheben und zugleich darauf hinweisen, wie behutsam und ernst die Eltern mit ihrem eigenen Leben verfahren müssen, damit ihr Beispiel ein nachahmungswürdiges für die Kinder sei.

Des Vaters Freundlichkeit, der Mutter Zuvorkommenheit, Beider harmonisches, liebevolles Zusammenleben und Zusammenwirken für jeden guten Zweck, der in ihren Lebenskreis kommen mag, so auch die Errichtung und Begründung

des wahren Familienheiligthums in Glück und Freude, wird nicht nur die Kinder mit Liebe und Achtung gegen die Eltern erfüllen, sondern auch das Ideal häuslichen Lebens überhaupt wird bei dem Kinde und später bei dem erwachsenen Jüngling und bei der Jungfrau ein höher geadeltes sein. — Die Seele des Kindes wird schon frühe dem Niedern und Gemeinen unzugänglich gemacht und für alles Wahre, Gute und Schöne begeistert. So finden wir dann oft sogar im Sturme des wogenden Lebens, im Kampfe mit den Leidenschaften und allerhand ungünstigen Verhältnissen den Jüngling und Mann nach der Verwirklichung jenes Ideals ringen, das sich ihm unverlierbar schon in der Kindheit eingeprägt hat. Mitten unter den Lebenstrümmern rafft sich oft der Verirrte erfolgreich auf und kehrt seine ganze Strebekraft jener Lebensweise zu, die er einst als Kind führen und lieben durfte, da eine liebende Mutter und ein glücklicher Vater mit ihm als Kind zusammen in einem Himmel auf Erden wohnten! —

Der Eltern Wahrheitsliebe, und Belohnung jeder gerechten Sache, wird dem Kinde denselben Geist einhauchen, daß es im späteren Leben sich zur Wahrheit hält und der Lüge und Gewalt muthig entgegentritt. Wer hat nicht schon wiederholt mit gesteigertem Interesse die Geschichte Hermann's des Billungen gelesen! Der Vater ist ein achtbarer, rechtliebender Mann und belehrt den Sohn durch Wort und Beispiel, stets auf der Seite des Rechts und der Wahrheit, ohne Furcht und Scheu, zu stehen. Der Kaiser mit seinem Troß kommt über das Feld Billing's und der Kleine stellt sich ihm in den Weg wie ein zweiter Kaiser! „Dies ist meines Vaters Feld, und hier darfst Du nicht hinüber reiten!" redet er den Herrscher an. „Aber Junge, ich bin Kaiser Otto, und als solcher habe ich dieses Recht

allerdings!" erwidert der Kaiser. „Du bist nicht Kaiser Otto;" entgegnete der Knabe, „denn Kaiser Otto schützt das Recht, wie mir mein Vater sagt, Du aber brichst das Recht! Du darfst hier nicht hinüber reiten!" „Ein solch' tapf'rer Sohn ist zu gut zum Viehhüten," denkt der Kaiser und nimmt ihn mit Bewilligung des Vaters an seinen Hof, um ihn groß und glücklich zu machen.

Von der frühen Kindheit an, wie die jugendlichen Kräfte sich entwickeln, soll das Kind zur Thätigkeit gewöhnt werden um später selbstständig handelnd in's Leben einzugreifen. Auch hier wird das Beispiel der Eltern von größtem Einfluß auf die Kinder. Fleiß, Sparsamkeit, Hausökonomie, Reinlichkeit u. s. w., wenn die Eltern diese häuslichen Tugenden üben, übertragen sie sich wie von selbst auf die Kinder. Jedoch der bedeutendere Theil elterlichen Einflusses ist der sittliche und religiöse und deshalb haben Eltern die größte Vorsicht zu gebrauchen, welcher Art das Beispiel ist, das sie hierin selbst setzen. —

So aber, wie einerseits der Einfluß der Eltern auf die Kinder groß ist, so darf auch nicht andererseits der Einfluß der übrigen Familienglieder oder Hausgenossen übersehen werden. Wärterin und Dienstmagd, erwachsene Geschwister oder auch Gesellschafter müssen mit an der Charakterbildung des Kindes arbeiten und durch ihr entsprechendes Verhalten sich des Umgangs mit Kindern würdig machen. Frivolitäten, üble Gewohnheiten und überhaupt ein unziemliches, taktloses Benehmen seitens des Gesindels oder älterer Geschwister können in Einzelfällen noch nachtheiliger auf den Entwicklungsgang und die Charakterbildung des Kindes wirken, als der Einfluß der Eltern. Das alte Sprichwort: „Mit wem man umgeht, dessen Art nimmt man an," hat hier seine alte Berechtigung. Gouvernanten und

Hauslehrer sollten besonders einsichtsvolle, bedächtige und christliche Personen sein, um durch das eigene, lebendige Beispiel die Kinder zum Wahren und Guten zu beeinflussen. — Widrigenfalls sollten sie sich nicht erkühnen, den heiligen Boden, worauf die Kinder spielen und sich arglos freuen, zu betreten; viel weniger aber noch als Erzieher wirken zu wollen. Das Widersprechende und Unnatürliche des Verfahrens, wenn es nämlich dennoch hie und da geschieht, daß unreligiöse und unreife Lehrer und Lehrerinnen sich unterwinden, dem Kinde Sitte und Lebenslehre und Religion beizubringen, wird sich in jedem Falle später grausam rächen. Unser edle Dichter Gleim hat daher richtig gesagt:

„Bekehrer, der sich nicht bekehrt'
Sei, bitt' ich, nicht Bekehrer,
Wer nicht mit seinem Leben lehrt,
Der ist ein schlechter Lehrer!"

Moralische und religiöse Einflüsse auf die Kinder.

„Zeigt den Kindern auch an der Religion, daß es Dinge gibt, die wir mit den leiblichen Augen nicht sehen können, die aber doch groß und herrlich sind. Erlaubt Euch niemals, in Gegenwart der Kinder über Dinge, die Bezug auf die Religion haben, zu spötteln."

Fenelon

Wenn wir im Vorhergehenden auf den Einfluß der Familie auf die Kinder im Allgemeinen hinwiesen, so möchten wir es hier im Besonderen thun, und die religiöse Seite des Charakterbildens im Kinde eingehender berücksichtigen. Unsere Kinder sind nicht nur denkfähige, moralische Wesen, sondern sie sind auch religiöse Wesen, und es liegt den Eltern und Erziehern ob, dafür zu sorgen, daß alle Anlagen, und sonderlich die edleren im Kinde harmonisch entwickelt werden. Wir behaupten frei, daß irgend eine Methode oder Art der Kinderzucht, die der wahren Religion entbehrt, keine wahre Erziehung ist, oft sogar gefährlicher als gänzliche Vernachlässigung. Die gesunden Einflüsse und der Nutzen guter Moral wird wohl

kein Vernünftiger in Abrede stellen; einleuchtend muß es aber Jedem sein, daß wahre Moral ohne die Weihe der Religion nicht bestehen kann. Die Anlagen, so das Kind mit auf die Welt bringt, sind nicht naturgemäß dazu angethan, es zum Wahren und Guten ohnehin zu ziehen und ohne Beispiel und Mühe für alles Edle zu bestimmen. Im Gegentheil werden Eltern oft zu ihrem Leidwesen gewahren müssen, wie sich eine Vorliebe beim Kinde für Handlungen und Benehmen überhaupt offenbart, die nicht zu billigen ist. Die Macht des Bösen macht sich bemerkbar.

Ein kleiner Ungehorsam, eine kleine Hartnäckigkeit, ein leichtfertiges Beachten elterlicher Verordnungen mag nur in den leisesten Anklängen auftauchen, aber es ist nichts destoweniger da, und wenn nicht bei Zeiten eine bessere Richtung gegeben wird, so mögen die unscheinbaren Kleinigkeiten, in der Folge, des Kindes Untergang herbeiführen. Das Naturwüchsige und Wilde in Temperament und Anlage, Sitte und ersten Gewohnheiten darf und soll nicht in seinem natürlichen Entwicklungsgange belassen bleiben; es soll ausgerottet, zerstört und statt seiner ein Keim der Veredlung und religiösen Besserung gepflanzt werden. Ohne Religion und wahre Gottesfurcht kann diese Veredlung nicht erzielt werden. Daß das Kind in intellektueller Beziehung auf die Hülfe der Eltern angewiesen ist, und daß sie für dessen Wohlfahrt zu sorgen haben, wurde bereits oben erwähnt, daß der religiöse Einfluß und Unterricht ihnen gleichfalls obliegt, ist einleuchtend. Die religiösen Einflüsse sind die ersten, denen das Kind zugänglich ist und für die es am ersten fähig ist. Ehe eingehendes Nachdenken und Ueberlegen stattfinden können, ehe allgemeine Regeln des Umgangs und Anstandes om Kinde beobachtet werden, hat es Sinn für Moral und Religion; und alle

Eindrücke diesbezüglich bleiben gewöhnlich bis in's hohe Lebensalter. Die Jugendzeit, besser die Kinderzeit, ist die Zeit des Säens, und der Dichter singt daher sehr trefflich:

„Man soll den Jugendfleiß nicht bis in's Alter sparen;
Das schönste Lebenswerk gehört den schönsten Jahren.
Hat sich der Laster Rost tief in den Geist gesetzt,
So wird er nach der Zeit wohl schwerlich ausgewetzt."

Die alte hebräische Sitte, die Kinder öffentlich Jehovah zu weihen, war in der That eine schöne in jedem Betrachte und offenbarte deutlich die richtige Ansicht von der Verantwortlichkeit, unter der die Eltern zu Gott stehen.

Die alte deutsche Sitte, religiöse Wiegenlieder zu singen und dem kleinen Säugling frühzeitig die Händchen zu falten und ein kurzes Gebet vorzusagen, ist zuviel abhanden gekommen und somit ist die Kinderstube um den größten Theil ihres heiligen Reizes ärmer geworden. Wo der Familienvater seinen berechtigten Weiheplatz hat und Vater und Mutter täglich ihre Herzen gemeinsam im Gesang und Gebet gottwärts heben, da ist es nur eine natürliche Folge, daß man auch die Kinder recht frühzeitig beten lehrt und sie Gott darbringt.

Warum sollte die erste Sprache, die das Kind lernt, nicht die Gebetssprache sein? Warum sollen seine ersten Gedanken, die außer Vater und Mutter noch an sonst Jemand haften, nicht Gedanken von und an Gott sein? Die Eltern haben es in ihrer Gewalt, durch ihr Beispiel zu bestimmen, was des Kindes Ideenkreis ausfüllen und sein Herz bewegen soll. — Lehre und Anweisung können in der frühesten Jugend wenig ausrichten, dagegen aber ist das Beispiel fast Alles! —

Fenelon hat daher richtig auf die Nachahmungssucht der Kinder so ausführlich hingewiesen. Er sagt: „Die Unwissen-

heit der Kinder, die noch nichts im Kopf und noch keine Gewohnheiten haben, macht sie geneigt, Alles nachzuahmen, was sie sehen. Darum kommt Alles darauf an, daß man ihnen keine anderen als gute Muster darstelle. Ihnen muß Niemand nahe kommen, als dessen Beispiel sie sicher und mit Nutzen folgen können. Gott hat es den Kindern, durch diesen Hang, den er in sie gelegt hat, leicht gemacht, sich das Gute, das man ihnen vor Augen stellt, eigen zu machen. Oft braucht man, ohne zu reden, sie nur an Andern sehen lassen, was man will, daß sie thun sollen."

Das Kind soll frühzeitig die Eltern achten und lieben lernen, sowie auch ihre Autorität anerkennen und ihnen folgen. Dieses wird sich ihm aber wie von selbst ergeben, wenn es sieht, wie die Eltern gleichfalls eine Autorität anerkennen, wie sie sich vor Gott beugen. Die Hochachtung des göttlichen Wortes und göttlicher Einrichtungen ist jedes Christen, sonderlich aber aller Eltern Pflicht, und wenn sie dieselbe gewissenhaft erfüllen, so werden die Kinder auch hierin ihnen nachahmen.

Nicht aber allein in der Familie, sondern auch außerhalb derselben soll religiöser Einfluß sich der Kinder bemächtigen. Die Eltern sollten nie in Gegenwart der Kinder über göttliche oder religiöse Dinge tadelnd sprechen oder gleichgültig heute Dasjenige behandeln, was sie gestern als heilig und gut anpriesen, dieses gibt dem Kinde einen unschlüssigen Sinn und Wankelmuth, und der gute Einfluß ist gehemmt. Das Gotteshaus mit seinen Liedern, Gebeten und Predigten sollten die Eltern nicht für sich allein in Anspruch nehmen, sondern sobald wie möglich ihren Kindern dasselbe Vorrecht einräumen. Wie viele Eindrücke die zur Ehrfurcht und reinen Frömmigkeit abzwecken, prägen sich nicht oft dem jungen Gemüthe im Gotteshause ein, die im späteren Leben in dem Jünglinge und Manne wieder er-

wachen und ihn aus dem Weltgetriebe in die Versammlung der Frommen rufen! — Wer kann es genau bestimmen! ?

Das kindliche Gemüth ist froh und leicht erregbar, es nimmt eine Sache gern und ganz auf, wenn keine abstoßenden Elemente damit verbunden sind, fühlt aber auch ebenso leicht abgeschreckt, wenn unfreundlicher, oder übertriebener Ernst dem lächelnden Auge entgegenstarrt. Eltern, die einem verkehrten, finsteren Gedankengange in ihrem religiösen Leben nachhangen, werden selten, oder doch nur in sehr beschränktem Grade einen wohlthuenden Einfluß auf Kinder ausüben. Der Gott der Liebe wird dem jungen Gemüthe ein Rachegott und Verdammniß der Hölle mit allen Schreckgestalten nimmt mehr Raum im Gebete sogar ein, als liebendes Hinsinken in den Arm eines freundlichen, himmlischen Vaters. — Wenn es überhaupt Allen gesagt ist: Das Reich Gottes aber ist Friede und Freude im heiligen Geist, so sollte es besonders den Kindern gelten. Frommer Eltern froher Sinn und ihr Seligsein in Gott, ihr Vergnügen im Dienste des Herrn wird den Kindern die wahre Seite der heiligen Religion offenbaren und der Heiland der Liebe und Vater des Erbarmens werden frühzeitig des Kindes Herz mit reiner Liebe erfüllen und dem Trug der Sünde und allem Laster zuschließen.

Sieh' die Kleinen, Engelreinen
Wie sie beten, Engeln gleich!
Euer ist das Himmelreich,
Betet nur, ihr frommen Kleinen!

Eltern- und Geschwisterliebe der Kinder.

Kind, was am frohen Lebensmorgen
Du schon kannst thun, — verschiebe nie;
Weil Eltern und Geschwister sorgen,
Kannst Du schon lieben — liebe sie!

© A. P.

Der Apostel Paulus hat schon auf's Nachdrücklichste die hohe Bedeutung der Liebe betont und alles Andre, wie es auch in die Augen fallen mag, als leer und nichtig erklärt, wenn es der Liebe entbehrt. Liebe ist das Wesen Gottes; Liebe ist der Grundzug der Schöpfung; die ganze sichtbare Welt mit ihrer großartigen Harmonie ist eine Offenbarung der Liebe. Liebe ist der Grundcharakter der christlichen Religion, Liebe, das Prinzip der Erlösung und Liebe ist das natürlichste und heiligste Band, das die Menschen vereint. —

Die ganze Moral sinkt zur leeren Form herab und die Religion artet in eine todte Verstellung aus, wenn die Liebe fehlt. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, daß die Kinder von der frühsten Jugend zur Liebe und Hingebung gereitzt werden. Liebe läßt sich nicht durch Befehle erzwingen, sie ist eine freie Gabe des Herzens, aber sie läßt sich durch Beispiele und entsprechendes Verhalten fördern; ja sogar neu pflanzen, wo sie bereits erstorben war.

Das Kind bringt seine Liebe für Vater und Mutter mit, es liebt schon ehe es sprechen kann, und liebt um so stärker, je mehr die Eltern sich kindlicher Liebe würdig zu machen wissen. Es ist Pflicht des Kindes, Vater und Mutter zu ehren und zu lieben, allein in der früheften Kindheit soll und kann nicht eine bloße Pflicht gebieten, sondern das Herz, die freie Natur nicht mit ihren Trieben vorwalten. Wo die Liebe zu Vater und Mutter in der ganzen ursprünglichen reinen Kraft im Kinde lebt, da werden die Versuchungen zu jugendlichen Unarten und zum Ungehorsam unschädlich wegfallen und nicht Furcht vor der Strafe, sondern Liebe zu den Eltern und zum Guten wird das Kind den Wünschen der Eltern stets gefügig machen. Kinderzucht und wahre Erziehung kann nur auf dem Prinzip der Liebe gedeihen; wer mit Drohungen, Furcht und Strafe beginnt, wird höchstens folgsame Knechte, aber nicht liebe, gehorsame Kinder erziehen die ihm Freude bereiten.

Der Apostel ermahnt: „Ihr Väter, erbittert Eure Kinder nicht, daß sie nicht scheu werden;“ und stellt also Ursache und Wirkung in diesem verkehrten Verhalten zusammen. Richtig frägt Schleiermacher: „Wenn die Liebe erloschen ist, und das Vertrauen erblichen, wo ist dann der Schlüssel, mit dem wir uns die Herzen wieder öffnen können? Wo ist der Zügel, an

dem wir die jungen Gemüther von dem Wege des Verderbens ablenken wollen?" Der rauhe Weg der Gewalt und des Zwanges ist ein leidiger Nothbehelf und in tausend Fällen ein Verderben für häusliche Zucht und christliche Sitte. Wie vielerlei Wege und Mittel stehen nicht zu Gebote, die Kinder zur Liebe zu reizen, daß sie uns vertraulich und fröhlich entgegenhüpfen! Das Beispiel der Eltern wird aber auch hierin wieder als Lehrmeister am schwersten wiegen.

So aber ist auch andrerseits das kindliche Vorrecht zu würdigen und hervorzuheben: Eltern zu haben und sie lieben zu dürfen! Eltern sind die ersten Freunde des Kindes auf Erden; sie sind es, die sich am verdientesten um dasselbe gemacht, die es selbst über alles Andre auf Erden lieben, lange Tage hindurch für dasselbe wirken und streben und oft manche Nacht schlaflos durchwachen. Mit Nachdruck sagt daher der alte deutsche Dichter Opiz zu dem Kinde:

„Du kannst in Ewigkeit so reichen Lohn nicht geben,
Daß der ihn nicht verdient, der Dich von Kindheit an
In Pflegung hat gehabt, und Alles dies gethan
Wodurch Du hast erlernt wohl reden, und wohl leben."

Und der gute Gleim singt ähnlich:

„Dein Vater liebte Dich, und Deine Mutter! Lohne
Mit Deinem Leben sie und einer Ehrenkrone."

Die unvernünftigen Thiere setzen liebloſen, undankbaren Kindern ein gutes Exempel. Sie folgen willig wo die Alten sie führen, und welche Anhänglichkeit und Zärtlichkeit offenbaren sie nicht in ihrem Verhalten! Des Kindes Liebe und folgsame Hingabe zu den Eltern ist nicht nur natürlich löblich, und dem Worte Gottes gemäß, sondern macht auch größtentheils die

irdische Glückseligkeit des Kindes aus. Die Liebe der Eltern wird um so stärker sein, je liebender und ehrfurchtsvoller das Kind den Eltern gegenüber sich verhält. Des Kindes Gehorsam und Folgsamkeit sei daher kein Gehorsam des Gebotes oder der Pflicht, sondern der Liebe.

Im Weiteren hat die Liebe des Kindes zu den Eltern auch auf die Geschwister sich auszudehnen. Die Geschwister stehen durch das Band der Blutsverwandtschaft auf's Engste verbunden, und es ist eines der süßesten Vorrechte der Kindheit, in einem freundlichen Geschwisterkreise diese Morgenstunden des Lebens zu verleben und den natürlichen Zug zur Geselligkeit und Freundschaft durch die Liebe zu fördern und zu weihen! Welch ein Bild, einen kleinen Geschwisterkreis freundlicher Kinder in Liebe spielen, arbeiten oder scherzen zu sehen! Schon der Psalmist sagt: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen! — Denn daselbst verheißet der Herr Segen und Leben immer und ewiglich.“ „Wie ein Reich im Kleinen stellt sich die Geschwisterschaar dar, in welchem ein jedes, was es an den Eltern von Liebe angeschaut und in sich aufgenommen hat, sofort üben kann. Es sind gewiß feine Bilder: Die Schwester, welche an dem kleinsten Schwesterlein sofort in Liebe und Pflege zu üben trachtet, was sie der Mutter abgelernt hat, und die kleine Schwester, die sich dankbar dafür mit aller Frische kindlicher Zärtlichkeit an sie schmiegt; der Bruder Student, der in den Ferien dem wunderbar aufhorchenden kleinen Bruder Geschichten erzählt, von unserm Heiland oder unsern deutschen Helden, und der kleine Bruder, dem dafür das Herz pocht an dem Tage, da der Bruder wiederkommt und der ihm entgegenharret und entgegengeht mit einer Erwartung, als sollte eine neue Welt für ihn sich aufthun.“

Die Geschwisterliebe bei dem Kinde zu fördern ist Elternpflicht; die Geschwister zu lieben ist des Kindes Vorrecht. — Selbst kleine Neckereien und Täuschungen vermeide man zwischen kleinen Geschwistern, damit der heilige Seraph: Liebe, nicht betrübt werde. Des Kindes Liebe ist sein Leben!

Das Kind lebt fröhlich nur
In ungestörter Liebe; —
„Wie selig wär' ein Mensch,
Der stets in ihr verbliebe." —

Erste Lektionen.

„Alles Erste bleibt ewig im Kinde."
Jean Paul.

Der erste Abschnitt im Leben des Kindes schließt und eine neue Epoche beginnt, sobald das Bewußtsein und Sprache soweit entwickelt sind, daß eine Mittheilung und eine „Lehre" im eigentlichen Sinne des Wortes vor sich gehen kann. Statt der Bilder und Beispiele sollen jetzt schon hie und da bestimmte Lehren gegeben werden, das Kind fängt an zu „lernen." Dieses sind die ersten eigentlichen Lektionen; der Anfang der geistigen Bildung des Kindes. Wer die Bedeutung derselben unterschätzt oder verkennt, der hat einen unrichtigen Begriff von Menschenbildung oder Erziehung überhaupt. Mit den ersten Lektionen wird der Grund für die künftige geistige Entwiklung gelegt; ja oft die ganze Lebensrichtung dem Bildungsgange des Menschen gegeben. Die ersten Lektionen

sind das Fundament, auf welchem der aufzuführende Bau ruhen soll.

Trefflich sagt ein Schriftsteller: „Aller Anfang ist heilig und in Gott! Heilig die Zeit unsrer Kindheit. Heilig sind darum die Anfänge, die Anhalts- und Ausgangspunkte des Menschengeistes, heilig die Elemente der Wissenschaft wie der Kunst.“ Lernen ist in einem Sinne: Aufnehmen eines Andern in den eigenen Geist; Zueignen dessen, das außer unserm Gedankenkreis liegt; Bereichern und Vermehren unsrer Ideen und geistigen Anschauungen. Daß dieses um so zweckmäßiger sein wird, je angemessener und dem Zustande des Geistes entsprechender die Methode oder Art und Weise des Verfahrens ist, versteht sich von selbst. Der erste Schritt dann in den Anfängen des Kinderunterrichts ist, ihren Geisteszustand zu verstehen und zu berücksichtigen und demgemäß die kleinen Lektionen einzurichten. Der Ernst des Lebens, der dem Alter so eigen ist und jeden neuen Schritt im Bildungsgange in eine Stufe zum wolkenumhüllten Sinai hinauf verwandelt wird, wird in seinen Drohgeberden im ersten Buchstaben des Alphabets dem Kinde einen zürnenden Dämon erblicken lassen und Entmuthigung, Hemmung, wenn nicht gänzliche Abschreckung wird die Folge sein.

Was war es, das uns jene Tage der ersten Lektionen zu lauter Freudentagen machte und die alte Hahnen- oder Bilderfibel wie ein Compendium alles Heiligen und Wissenswürdigen erscheinen und lieben ließ? Es war die trauliche und freundliche Art und Weise, in welcher eine liebende Mutter oder ein freundlicher Vater uns Abends in der Mußestunde am warmen Heerd lächelnd zu sich riefen um uns in einem Buche wie sie sagten, lauter schöne Bilder und „Sachen“ zu zeigen! Und wenn wir je himmlische Stunden der Kindheit erlebt haben, dann waren

Erste Lektionen.

es jene Stunden des ersten Unterrichts auf der Mutter- oder des Vaters Schooß! Nicht meinungslose, todte, leere Buchstaben, sondern lauter lebendige, freundliche Bilder und Figuren wurden uns gezeigt und obendrein jedem ein besonderer Name gegeben. Wir gewahrten am A ein „großes Auge," am K einen „krausen Kopf," am S einen „gebogenen Gänsehals" u. s. w. Und — siehe da! — Das Alphabet war gelernt und sehnsüchtig erwarteten wir den nächsten Abend um mehr aus der schönen Hahnenfibel zu lernen.

So versteht der einfache Tagelöhner und Bauer oft mehr kindliche Reize und Poesie den ersten Kinderlektionen zu geben, als der gelehrte Schulmann. Das Kind muß selbst im Lernen unterhalten werden, um das Schöne und Interessante zu sehen, während es das Nützliche und Gute lernt. Fenelon's Worte verdienen noch heute Beherzigung: „Das Gehirn der Kinder ist wie eine angezündete Kerze, die dem Winde ausgesetzt ist; ihr Licht wankt immer. Das Kind thut Euch eine Frage, und ehe Ihr antwortet, sieht's die Decke des Zimmers an, zählt alle Figuren, die daran gemalt sind, und alle Scheiben im Fenster; wollt Ihr es zu seinem ersten Gegenstand zurückführen, so wird's halb verdrießlich. Man muß dann schonend mit ihm umgehen, bis sein Sinn sich stärkt; antwortet ihm gleich auf seine Frage und laßt es mehr Fragen thun, wie es Lust hat. Unterhaltet seine Neugierde, und häuft eine Menge guter Materialien in seinem Gedächtniß, nur vorläufig durcheinander, die Zeit wird kommen, wo sie sich von selbst ordnen. Laßt das Kind spielen, und mischt den Unterricht mit dem Spiel. Die Weisheit zeige sich ihm nur von Zeit zu Zeit, und mit lachendem Gesichte; und hütet Euch, es nicht durch eine unzeitige Weisheit zu ermüden."

Der geweckte Kindessinn ist noch nicht fähig zum ernsten Nachdenken, auch nicht zu anhaltender Lernanstrengung, daher verschone man ihn mit derselben und biete das zu Lernende nicht in starren Formen und Regeln, sondern im lichten Gewande der Poesie und Geschichte. Nichts hat mehr bildenden und anregenden Einfluß auf das Kind als muntere Erzählungen, schöne Fabeln oder kurze einfache Biographien frommer berühmter Männer; sowie auch entsprechende Schilderungen biblischer Charaktere. Alle angewandte Mühe bei den ersten Lektionen des Kindes wird reichlich vergolten vom späteren Lerneifer und Fortschritt, der aus dem guten Anfang erwächst.

Lektionen von der Kindheit zu lernen.

Zu lernen halte nur Dich nie zu alt und lerne
Von denen, die von Dir gelernt, nun wieder gerne.
Nimmst Du von ihnen nun, was sie von Dir genommen,
So hast Du schöner Dich, verjüngt zurückbekommen.

Rueckert.

Wenn das Leben überhaupt voll Lehren ist, und uns Lektionen zuträgt, die wir nicht unbenutzt vorübergehen lassen dürfen, so wird auch die Kindheit hiervon keine Ausnahme machen und es wird sich auch von ihr Lebensweisheit herleiten lassen, die dem gereifteren Leben mangelt. So hat auch Christus seinen Jüngern ein Kind zum Muster vorgestellt, daß sie von demselben lernen sollten. Des Lebens Keime und Hoffnungsblüthen, alles Reizende und Schöne des Erdenseins, ungetrübt durch rauhe Ereignisse und frei von aller späteren Disharmonie, knospen und sprossen in der Kindheit hervor und in dem ganzen Entwickeln und Werden, scheint sich das Bild des Himmlischen selbst vor dem Blick zu entfalten.

Das spätere Leben hat oft nur ernste Gedanken, ein verödetes, wundgerissenes Herz, eine gefaltete Stirn und ein aufrührisches Gewissen. Das Glück des Lebens ist in seiner Fülle nicht vorhanden; der Mensch schwebt auf den rollenden Wogen des Lebens wie ein Schiffbrüchiger, — er ist von der Kindheit zu weit entfernt. — Laß ihn eilen zu seines Gleichen und er findet wenig Trost, laß ihn hingehen zu den Weltweisen und er kehrt arm und leer zurück! Ein Jeder hat selbst unter ihnen seine Klagen vorzubringen. Schaue auf die Kindheit und lerne, und Du kehrst getröstet heim! —

Dieses Seraphslächeln, diese Zufriedenheit, dieses mit sich selbst und allen Andern Ausgesöhntsein, wie gewaltig zieht es uns in den Kreis dieser Glücklichen hin! Hier ist keine Anklage der Verhältnisse oder Zustände, keine Täuschung nach unglücklichen Ambitionen; keine Verbitterung über die eigene Lage — Alles Zufriedenheit, Frohsinn, Freude und Sonnenglanz. Und kommt eine trübe Wolke zufällig an dem heiteren Horizont herauf, so wird sie doch gleich wieder durch Lebhaftigkeit und munteren Sinn hinweggescheucht. O, welche Lektionen und Beispiele für den Geprüften im reiferen Leben! Mit Recht räth' der Dichter den Letzteren an:

„Mußt's wie Dein Kindlein machen,
Schickt Gott Dir Leid und Pein: —
Unter Weinen und Lachen
Gleich friedlich schlummert's ein."

Verlassen und verrathen wendet sich oft der Beste von seinen nächsten Freunden und Brüdern hinweg und hält den oft geäußerten Satz: daß auf Erden keine Aufrichtigkeit und Treue wohne durch eigene Erfahrung erwiesen und bestätigt. Man kommt ihm allerorts nur „halbwegs" entgegen und selbst wo,

unbefangener Sinn zu herrschen scheint wähnt er Hintergedanken. Er zaudert und verzweifelt an der Menschheit, er sieht um sich und erscheint sich selbst als Verlass'ner, nur noch einen Blick zum Himmel und dann mit Elias rufen: „Herr, es ist genug, so nimm nun meine Seele von mir!" Er sinkt im Schatten der Verlassenheit auf seiner Schlummerstätte nieder und — siehe da, es erscheinen ihm die Seraphin aus der andern Welt! Lauter Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue! Sie umschlingen sich in unschuldiger Fröhlichkeit und scherzen auf besonnter Flur, wie die Redlichkeit selbst! Aus dem Auge eines Jeden leuchtet Herzensgüte und aufrichtiger Himmelssinn! Das Eis thaut vom Herzen, der Stein wälzt sich von der Brust — der Arme will zu den Engeln beten — er erwacht und siehe um ihn hüpfen in traulicher Freundschaft verbunden, spielend die Kinder der Nachbarschaft! Welch ein himmlischer Anblick! Dem armen, lebensmüden, wettergeprüften Zweifler kommen andere Gedanken! Er lernt eine neue Lektion; lernt sie von den Kindern und glaubt wieder an menschliche Treue! —

Schein, Täuschung, Großthuerei, Hochmuth sind Geschwister, die sich der Menschheit an die Ferse heften. Die Stufen auf der Lebensleiter sind oft derart von einander entfernt, daß nicht Viele es wagen können von einer auf die andere zu steigen und das Resultat ist, die wenigen Gewandten und Erfolgreichen wissen sich erhöht über ihre Brüder! Gespreiztes Selbstbewußtsein, Anmassung und Stolz müssen nun als Siegesglorie den vermeintlich Glücklichen umgeben, auf Kosten des eigentlichen Menschenwerthes. Das erstrebte und damit verbundene Verdienst, aller Werth, Ruf und Charakter wird befleckt und entstellt durch Eigendünkel und Hochmuth, und selbst die Apostel des Heilandes halten auf dem Wege und fragen: „Wer ist der Größeste

unter uns?" Wer hat das größte Verdienst? Wem gebührt am meisten Achtung und Ehre? Armes Menschenkind, wer bist Du eigentlich und wo kommst Du her? — Ein Hauch, ein Dunst, — ein Blatt vom Winde getrieben, — ein Schatten, — ein Gras, — eine Blume, — ein Nichts! O Eitelkeit der Eitelkeiten, daß Hochmuth des Menschen Herz verdirbt und seine Seinswürde also schädigt. Arme, verkehrte, aufgeblasene Menschheit, lerne von der Kindheit die schönste aller Tugenden: Sei demüthig! Ein altes Sprichwort sagt: „Der Hochmüthige ist ein Narr, aber bei dem Demüthigen wohnet die Weisheit." O demüthiger Kindessinn wie nachahmungswerth bist du!

Der kindlichen Demuth und Einfalt ist der Glaube und die vertrauensvolle Hingabe des Kindes an alles Wahre und Göttliche enge verwandt. Gerade aber, wie der kindliche Glaube zurücktritt, schwindet des Menschen Halt am Leben und seine Seligkeit obendrein; indem die riesigen Schreckgestalten des Zweifels die Blüthen des Herzens niedertreten und den ätherischen Himmelsduft der Hoffnungsgebilde aller höheren Wahrheit herzlos verbannen. Der kindliche Glaubenssinn weicht, indem der reifere Mensch Alles bezweifeln und beklügeln und wie Göthe's Faust: in seinen Grundelementen durchschauen will, und darüber letztendlich dem Wahn und Zweifel, der Trostlosigkeit verfällt.

Tiedge hat die Klagen des Zweiflers mit lebendigen Farben geschildert und leider ist diese Schilderung das wahre Bild von dem innern Zustande Tausender. Welche Herzenszerrissenheit spricht sich in Folgendem aus:

„Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen

Blühte noch das erste, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauschten Wogen
Brannt' ein Morgen, schön wie Opferglut;
Hohe Traumgestalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen schnell und schneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.
Forschend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich jetzt nur meine Träume!
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht.
Stolze Weisheit! Durftest Du mir's rauben,
Das erhab'ne stille Seelenglück?
Nimm', was Du mir gabst; nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gib mir zurück;
Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,
Und dies Herz, das schwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug.
Wie geschreckt von einem grausen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verstieß,
Fahr' ich zitternd auf und suche
Mein verlornes Paradies.
Friede war um mich. Durch Blumenstellen
Wandelte mein unbefang'ner Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus seinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.
Hin, dahin ist diese holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die stille Tugend
Einer hohen Seele ging!"

Ja, so klagt der Zweifler, dessen zerklüftetes Herz in den Stürmen des Lebens in düstern Thalgründen und auf empörten

Wogen kämpft, während die Kindheit glaubensvoll und heiter, wie ein murmelnder Bach die Felsen umhüpft und ringsher Alles belebt und beseligt! Siehe das Kind glaubensvoll in den Vatersarm springen oder an die Mutterbrust sich schmiegen und da im stärksten Vertrauen, den besten Weg eingeschlagen zu haben alle Fragen und Räthsel seines Lebens lösen läßt, seine Trauer mittheilt und seine Freuden ausjubelt und dann weiter glaubensfrisch ein volles, seelenreines Dasein führt. —

Jener Kapitänsknabe blickte heiter und getrost in die wüthende Fluth, achtete nicht der krachenden Masten und des zerfetzten Tauwerks, sondern zeigte einen Muth, der die alten gebräunten und erfahrenen Seehelden in Staunen setzte. — Und —

Es frägt der Männer Einer:
„Macht Dir der Sturm nicht Angst?
Sag' an, wie kommt es Kleiner,
Daß Du allein nicht bangst?"
Da wird von heil'gem Feuer
Des Knaben Wange roth: —
„Mein Vater sitzt am Steuer,
D'rum hat es keine Noth!"

Das ist der Glaube eines Kindes in der Stunde der größten Noth. — Blicke die Kinder an, zweifelnde Seele, gebiete der Ungewißheit, daß sie weiche, lerne von der Kindheit wie Du glauben sollst und Deinem Vater vertrauen, der im Himmel ist.

Die Glaubenslosigkeit des Alltagslebens hat uns um das Paradiesglück der Erde gebracht, daß wir mit Gott und Menschen hadern und widerspenstig und ungehorsam werden dem, der uns Pflichten auferlegt an deren Erfüllung unser Glück hängt. Wir hören nicht einmal des Heilands Stimme, die uns zuruft: „Sorget nicht für den andern Morgen," sondern wir grämen

uns, als hinge die Ewigkeit mit ihrem ganzen Inhalt von unserem unzeitigen Kummer ab. — Das Kind kümmert sich um nichts; es lebt glücklich, läßt Andere sorgen und frägt nicht: Was wird morgen sein und wie werde ich den morgenden Tag auch durchleben? Schön singt unser Dichter Edel daher diesbezüglich von den Kindern:

„Glücklich seid Ihr, kleine Wesen.
Wie auf stiller Wasserfläche
Sich der Sternenhimmel spiegelt,
So im klaren Kindesauge
Spiegeln sich der Welt Gebilde.
Was sie seh'n ist neu und artig;
Kein Gedanke an die Zukunft,
Nichts Vergang'nes macht sie traurig
Und sie leben nur dem Tage.
Dieses Glück, das unbewußte,
Ist dahin, wenn es erkannt ist,
Das verlor'ne Paradies erst
Ist ein Paradies geworden.
Glücklich seid Ihr, kleine Wesen."

Die Glücksarmuth des reifern Lebens überhaupt hat ihren Grund in der Unzufriedenheit und den überspannten Anforderungen die der Einzelne an das Leben stellt und die Folge ist, daß mürrisches Wesen und Undankbarkeit des Menschen Seele füllen. Undankbarkeit ist einer der entstellendsten Züge menschlichen Charakters und macht uns Gott und Menschen unwerth. „Wer Dank opfert, preiset Gott," ist ein Sprichwort und eine allgemeine Wahrheit zugleich. Der Undankbare macht sich selbst zum Mittelpunkt seiner Weltanschauung und in seinem vermeintlichen Werth soll es sich von selbst verstehen, daß ihn die Verhältnisse so oder so beglücken, und trifft Umstand und Wirklichkeit mit seinen Wünschen glücklich zusammen, so erlaubt die zugeschnürte Seele keinen Dank gegen Gott und Menschen, son-

dern man sieht Alles so an, als hat die Vorsehung nur einem Würdigen den schuldigen Tribut entrichtet! Undankbarer, schaue die Kehrseite des Bildes bei den Kindern an.

Wer hat nicht schon am Christtag Abend oder bei Gelegenheit eines Familienfestes wo auch nur die kleinsten Geschenke an die Kinder vertheilt wurden, wiederholt selbst schwelgend im Schooß der Freude, die edle Dankbarkeit gesehen, und sich die Lektionen gemerkt, die hier zu lernen sind?! So kehrt der arme Tagelöhner am späten Abend aus der benachbarten Stadt heim, die kärglichen Mittel reichen nur hin, höchstens ein Paar neue Schuhe, einen Hut, eine Puppe oder sonst eine Kleinigkeit für die harrenden Kleinen einzukaufen. — Aber siehe die sehnlichen, erwartungsvollen Blicke der Kinder! Endlich der Vater kommt! Die Geschenke, welch' ein Jubel! Welche Freude und Dankbarkeit! Das Kleinste läßt sich auf den Arm des Vaters nehmen um ihn aus Dankbarkeit und Liebe umhalsen und küssen zu können!

O, Kindesdank, wie laut predigst du uns eine Lehre und Lektion, die wenn befolgt, uns beides, glücklich und Gott und Menschen wohlgefällig machen kann! Tausend Gaben strömen uns täglich aus der Reichthumsfülle des himmlischen Vaters zu, blick' hinauf und laß Dein Herz, wie das Kindesherz von Dankgefühlen höher schlagen, und wie das Kind seinem Vater, danke Du Deinem Vater, der im Himmel ist! — Und wie Du von dem Kinde Dankbarkeit zu Gott lernest, so lerne auch von ihm zugleich diesem Vater den schuldigen Gehorsam zu leisten! „Ungehorsam ist eine Zaubereisünde" und die Welt liegt darin gefangen! Breche die Zauberbande und Fesseln dieser angestammten Lebensverfinsterung; wirf Dich nicht selbst zum Diktator in der Welt deines Geistes und Lebens auf, hadre nicht mit der

Weisheit des Allweisen, der Dich so oder so führt, übe kindlichen Gehorsam in allen Dingen und wie der Heiland bete: Vater, wie Du willst. Im kindlichen Gehorsam zu Gott wirst Du erfahren, daß Gott denen, die auch der Züchtigung, wenn dieselbe aus Liebe verhängt wird, sich im Gehorsam ergeben, alle Dinge zum Besten dienen läßt, und sie stark macht für künftige Lebenspflichten.

Siehe endlich die größeste aller Tugenden, die Liebe in ihrer Reinheit und Fülle bei den Kindern wohnen. — Die Lieblosigkeit hat dieses schöne Leben so öde und leer gemacht und manches Herz in ein unzeitiges Grab gedrückt. Artet sie aber, was oft der Fall ist, in Haß und Feindschaft aus, so verzehrt sie das Leben selbst, tödtet dessen schönste Blüthen und stellt einen finstern Dämon als Wächter und Begleiter dem heimathlosen Wandrer zur Seite. Die Liebe ist überhaupt in ihrer ganzen Fülle und Reinheit ohne Leidenschaft und Eifersucht nur im Kinderkreise zu finden; hier wo in jedem Athemzug und Pulsschlag die himmlischen Genien der Liebe und des Friedens harmonisch dem Blick entgegenwallen, wird der Mensch an das Paradies erinnert, wo Gott und Mensch noch miteinander verkehrten und noch kein Furchtgefühl dem Menschen bekannt war. Liebloses Herz, willst Du Dich wieder finden, so liebe und lebe, und lerne dieses von den Kindern!

Die Welt mag an ihrem lieblosen Frösteln kranken, und Du magst es nicht wehren können, aber Du kannst wenigstens das verhüten, daß Deine eigene Umgebung keine Winternacht wird und Deine nächste Umgebung Deine Nähe unerträglich finden muß. Du kannst und sollst es verhüten, daß Dein eigenes Herz nicht mit der Eiskruste liebloser Gesinnung umhüllt wird und Du Deine eigene Menschlichkeit ruhmlos zu Grabe tragen

mußt. Die Welt bedarf Deiner Liebe, wohlan setze sie ohne Hintergedanken, wie ein Kind, hoffend und glaubend, in die große Sparbank der Menschheit. „Wer lieb hat, der ist von Gott!“ Findest Du die weite Welt zu kalt und abstoßend, so halte Dich an die Gesinnung des Dichters, wenn er singt:

„Oeffnet mir die Kinderstube,
Meine Seele zu erfrischen,
Hier ein Mädchen, dort ein Bube
Und ich selbst ein Kind dazwischen;
Ernst genug hab' ich gerungen
Und nur dunkler wird das Ziel,
Freu'n will ich mich an den Jungen,
Denn Ihr Alten taugt nicht viel.

Was Ihr denkt, müßt Ihr verschweigen,
Was Ihr sagt, soll man errathen,
Was Ihr schreibt, ist Euch nicht eigen,
Was Ihr thut, sind keine Thaten.
Solchen Völkerglücksbegründern
Opfr' ich keinen Federkiel,
Modelt nur nicht an den Kindern,
Ihr, als Muster, taugt nicht viel!

Neuen Wunsch und neues Hoffen
Find' ich blos im kleinsten Kreise,
Frei die Bahn, die Thore offen,
Frische Kraft sucht frische Gleise!
Hier erwarb, die sie versöhnen:
Unsre Zukunft ein Asyl,
Sie gehört den bessern Söhnen,
Denn Ihr Väter taugt nicht viel!“

Das Leben in der Jugendzeit.

Nicht allzu ſtreng ſoll man der Jugend wehren
„Denn junge Weine müſſen gähren,"
„Doch miſcht — zum Leichtſinn Weisheit — Ernſt zum Scherze.
Haushaltet mit der Lebenskerze!
Die Fackel lodert wild und ziſcht
Schnell aus, indeß der Lampe zarte Flamme,
Dem Winde klug entrückt und ſparſam aufgefriſcht,
Nur mit dem Morgenroth erliſcht.
Die Mäßigkeit iſt des Vergnügens Amme."

„Du biſt wie eine Blume
So ſchön, ſo hold, ſo rein,
Ich ſchaue Dich an und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.
Mir iſt, als ob ich die Hände
Auf's Haupt Dir legen ſollt',
Betend, daß Gott Dich erhalte,
So ſchön, ſo rein, ſo hold!"

Jugend.

Fittige gab die Natur der empor leicht schwebenden Jugend,
Und mit dem lieblichsten Kranz schmückt sie ihr wallendes Haar,
Aber es flattern die Blüthen umher durch die Lüfte des Lebens,
Wie sich die schöne Gestalt schneller und schneller enthebt;
Dämmerung bringt sie dem Blick — doch verwandelt erglüh'n wie Gestirne, —
Rosen der Liebe einst durch die Erinnerung der Nacht.

G. G. v. Winckmann.

Alles jung aufsprossende Leben hat einen besonderen Reiz. Das erste Maigrün, wenn es die Buchen- und Eichenwälder schmückt, die Rose die als erste der Jahreszeit uns am Morgen thaubeperlt im Beete entgegen glüht, die duftenden Wiesen, die der Frühling mit allerhand Blumen und Farben bemalt, sprechen uns unendlich mehr an, als später, wenn Sturm und Sonnenbrand sie zeitigen und der Reife näher bringen. Kein Frühlingslaub aber und keine Rose in ihrer duftigen Farbenfülle sind im Stande auch nur im Entferntesten eine Reize zu entfalten, wie wir sie

an der Jugend, diesen Himmels- und Erden- diesen Gottesblüthen erblicken!

Verklärter, strahlender Blick, muntrer, sorgenloser Sinn, heiter und freudig aufwallendes Herz, behende und zierliche Gestalt, Alles um sie her treibt und sprudelt und lacht und verheißt einen goldenen Sonntag inmitten einer schwülen und wetterumdrohten Werktagswoche. Froh und leicht rennen die Stunden und Tage vorüber und das überschäumende, fröhliche Herz, schwelgend an der Lebensquelle selbst, durcheilt sie zweimal. Die Jugend steht, im Mittelpunkt der Menschheit und des Lebens. Die Kindheit mit ihren unbewußten Spielen ist dahin und das ernste Leben noch nicht am Kommen, Freundschaft, Freude, Liebe und heitere Gesellschafter sind die ganze Umgebung; Glaube, Liebe und Hoffnung leuchten als das Dreigestirn sanft und heiter in diese Morgenwelt hinein und keine Wolke darf sich unterwinden, sie bedecken zu wollen. O Jugend, wie schön, wie wonnig bist du!

Wie der absegelnde Schiffer der heimathlichen Küste sein letztes Lebewohl zuruft, — dann in der weiteren Entfernung nur noch winkt, — endlich nur noch sein Auge stumm und starr auf die Richtung und Gegend heftet, wo der letzte Fleck des Gestades hinter ihm versank und — inmitten wildempörter Wellen und grimmiger Wetter auf dem weiten, tosenden Weltmeer nur noch seine Wehmuthsgedanken, seine stillen Seufzer heimwärts schickt, so stehen wir im späteren Leben der Jugend gegenüber! Wehe dem aber, der so weit von der Küste dieser Glückseligkeits-Inseln abgefahren ist, daß er mehr keine Kennzeichen der geliebten Gestade sieht! Wenn der letzte Jubelruf, — der letzte Abschiedssang so verklungen, daß er mehr keinen Sinn für die Melodie und kein Gefühl für die Bedeutung der Worte hat! Glücklich wer im frohen Zusammenhang mit den Glücklichen, mit den

Jungen bleibt. Wer das verödete und verhärtete Herz noch aufwärmen kann an diesen Sonnen und Feuern, die in der Welt der Jugend ringsher glühen und lodern!

Es ist eine Schwäche und Sünde des Alters, bei jeder Gelegenheit einen Eisberg der Rüge und des Tadels in diese Frühlingswelt hineinzuwälzen. Das mürrische Wesen, die verfinsterte Miene und die tiefgefurchte Stirn sind ohnehin schon fremdartig genug unter dem Sang und Klang, dem Jubel und Freudengetön; wenn sich dieses Gewölk aber gar in Scheltworten und Strafreden weiter entladet, so ist es ein Unrecht gegen diese heiteren Glücksmenschen, das nicht zu ermessen ist. Starke sagt richtig:

„Tadle so bitterlich nicht das hastige Wesen der Jugend!
Lieblich und hold ist der Lenz, aber von Stürmen nicht frei."

Wer von der Jugend den Frohsinn und das Glück des Daseins lernen und sie selbst den Ernst und die Würde des Lebens lehren, kann wie nur die Jugend belehrt werden soll, der hat Großes erreicht. Denn immerhin hängt mit der aufflackernden Lustigkeit auch Gefahr zusammen und auch im heitern Jugendhimmel können zürnende Wetter schlafen, die wenn sie durch unvorsichtiges Verhalten geweckt, sich verheerend auf die junge Saat entladen können. Die Jugend ist nicht Ziel, sondern nur Eingang und Anfang des Lebens. Der Jüngling soll ein erfahrener Mann, die Jungfrau eine liebende Gattin und tüchtige Hausfrau werden. Kaufmann's Epigramm drückt hierüber das Richtige aus:

„Gar herrlich ist ein junges Gemüth,
D'rin Alles zuckt, und sprudelt und blüht;
Viel herrlicher ist ein gereifter Mann,
Der mit der Jugend jung sein kann."

Es liegt in der jugendlichen Natur, sich vom ernsten Nachdenken entfernt zu halten und arglos, oft auch gleichgültig die blumige Straße zu ziehen. Jedoch darf nicht verschwiegen werden, daß Gefahren aller Art sie umringen, und sie daher zeitig sich daran gewöhnen muß, auf die eigene Lebens- und Herzensbesserung und die ernste Zukunft mit Bedacht zu schauen.

Putzsucht, Leichtsinn, Stolz u. s. w. sind Jugendsünden, die, wenn nicht bei Zeiten abgelegt, zeitlichen und ewigen Ruin zur Folge haben können! Das Leben ist zu vielseitig und anspruchsvoll, als daß man es glücklich führen kann bis zum Wechsel in's unendliche Jenseits, es sei denn, man trägt dieser Vielseitigkeit und diesen Ansprüchen durch ein gemäßes Verhalten bei Zeiten Rechnung. Wir wissen von keinem bessern Rathgeber und Führer der Jugend, als das Wort des ewigen Gottes selbst: „Wer darnach thut, des Lob bleibet ewiglich." Wenn der alte Sänger sagt: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte, und ein Licht auf meinem Wege," so dürfen wir ihm dieses gläubig nachbeten und seinem Beispiel auch darin folgen, daß wir es als besondere Leuchte für uns erwählen und halten.

In der Jugend wird dem Schiff des Lebens gewöhnlich sein Fahrcours gegeben, und das spätere Landen ist nur ein Resultat der ersten Richtungsangabe. Es ist daher Pflicht, heilige Aufgabe, in der Jugend die Fragen zu stellen: Was wird und soll meine Lebensrichtung sein? Wo und in welcher Weise kann ich meinem Geschlecht nützen? Die Gewohnheiten der Jugend können bald zu starren Formen werden und dem Charakter für immer ankleben. Die Putzsucht, die mit Stolz und kleinen Taschenausgaben ihren Anfang macht, kann eine Gestalt annehmen, daß es ein ganzes Leben mit allen Vorrechten und Bequemlichkeiten in Schulden und endlichen Ruin schleudert.

Oekonomie und Sparsamkeit, Lust zur Arbeit und Liebe zu allem Guten müssen in der Jugend als Pflanzen für's Leben gelegt werden. Anstand und christliche Sitten wie sie der Standpunkt des heutigen Lebens fordert und es daher für Jeden zu beobachten Pflicht ist, müssen gleichfalls durch gute Grundsätze unterstützt und eingeübt werden. Die Gesellschaft und die ganze Umgebung die man sich in der Jugend wählt, sollte so ausgesucht und edel sein, daß ihr Einfluß auf den eigenen Geist ein heilsamer ist, und man wünscht, die ganze Umgebung als werthe Freunde für's Leben zu behalten. Gott und sein Wort muß aber dem Ganzen das Siegel aufdrücken. Ohne Gottesfurcht ist alles Andre Nichts!

Wer die Jugend in diesem Lichte ansieht und durchlebt, dem wird sie in doppelter Beziehung freudenreich und heilig sein. Das spätere Leben wird sich am Feuer dieser Glückseligkeit wärmen können und mit Zufriedenheit wird der Wettererprobte in diese Sommerperiode oft im Geiste schauen. Die Lieder der Jugend werden ihn auch im Greisenalter umtönen, daß er, wenn er auch alt, doch heiter, blühend, jugendlich und frisch sein wird!

Jugenderziehung.

Nie müßig gehen, thun, was gut, das Böse fliehen:
Das Kind für diese drei zu bilden, heißt — erziehen!

Seuffert.

Unter allen Geschöpfen erscheint uns der Mensch bei seinem Eintritt in's Leben als das Hülfsbedürftigste. Seine Anlagen und Vermögenheiten, die in dieser schwachen, hülfsbedürftigen Hülle verborgen schlummern, sind aber dennoch nichtsdestoweniger die großartigsten unter den Anlagen aller Erdenwesen! — Wie die stämmige Eiche mit ihrem himmelanstrebenden Wipfel und gemessen schwebenden Geäst sich aus der kleinen unscheinbaren Eichel herausentfaltet, wie aus einem einfachen Ei der königliche Adler schlüpft, der in seinen majestätischen Flügen, der Sonne zustrebend, alle Zuschauer mit Bewunderung erfüllt; so liegen in dem schwachen, kleinen Kinde Anlagen und Fähigkeiten verborgen, die wenn entwickelt, herausentfaltet, die Welt in Staunen setzen können.

Oberflächlich betrachtet, scheint der Mensch unter allen Geschöpfen auf Erden am meisten im Nachtheil zu sein; das ist, hinsichtlich seiner Vermögenheit beim Eintritt in's Leben. Der Vogel, obgleich nackt und klein findet sich in wenigen Wochen vermögend, das warme Nest zu verlassen und auf eigenem Fittig durch die Lüfte zu segeln, das Wild der Felder und Wälder fühlt die Schnelligkeit seiner Füße bald entwickelt und es wagt sich aus seiner Lagerstätte hinaus und entrinnt seinen Feinden, wieder in sein Versteck sich flüchtend, ohne Anführer und Hülfe. — Nicht so der Mensch! —

Schon seine körperliche Entwicklung und Reife hat einen langsamen zögernden Gang. Seine ganze Seinsweise deutet auf Dauer und höheren Beruf hin und deshalb vermeidet sogar die Natur bei ihm jedes Eilen oder Ueberhasten. Durch fortgesetzte Wartung und Pflege wird das Kind „spielend groß," die Glieder erstarken und zum Lohne der elterlichen Treue und sorgenden Hingabe, sehen sie bald das Kleine munter um sie her hüpfen und scherzen. Jedoch damit ist noch nicht das Ende elterlicher Sorgfalt und Pflege oder der kindlichen Entwicklung erreicht.

Der Mensch hat eine höhere Stellung im Weltganzen, und ist ein höher geadeltes Wesen, als daß sein Entwicklungsziel sobald und überhaupt nur in körperlicher Ausdehnung erreicht werde. Das Wesen des Menschen ist zu vielseitig, als daß alle Fragen in einer ihre Lösung fänden. Er ist nicht nur ein physisches Wesen, sondern auch ein Denkwesen, ein moralisches Wesen, ein verantwortliches unsterbliches Wesen, aber durch Sünde und Verderbniß beschränkt und geschwächt. Hier ist nun einerseits seine Unvermögenheit und natürliche Hinneigung zum Niedern und Sündhaften, — auf der andern Seite seine göttlichen Anla-

gen und seine hohe Bestimmung, das erhabene Ziel seines Seins. Wie kann er es erreichen?

Wie die mannigfaltigen Triebe erwachen und die Außenwelt ihre Eindrücke auf das junge Gemüth macht, wie die Vernunft thätig wird und sich im Kinde Vorstellungen bilden und die Innenwelt des Geistes sich zu dehnen beginnt, so muß auch in Gemäßheit eine bestimmte Einwirkung auf den jungen Geist sich geltend machen, wenn er nicht verkümmern soll. Das Kind muß erzogen werden; und aus den ersten Einflüssen und Lektionen heraus hinan und hinauf zum Höhern muß die Erziehung ihren Gang nehmen. Der Mensch bedarf der Erziehung und des Unterrichts; und obwohl Erziehung im allgemeinen Sinne zweckmäßige Entwicklung für's ganze Leben ist, so ist es doch im eigentlichen Sinne eine Aufgabe, die in der Kindheit und Jugendzeit zu lösen ist. In dieser Zeit der Empfänglichkeit und des Flüssigseins, sollen sich die Ideale für die Zukunft bilden und die unschlüssigen Gedanken an bestimmte Formen und Gesetze lehnen um dem künftigen Denken und Handeln eigentlichen Werth und die rechte Lebensfestigkeit zu geben. —

Die höchstmögliche Vollendung und Vollkommenheit menschlicher Anlagen und Fähigkeiten, in Gemäßheit seiner Seinswürde und Bestimmung ist das Ziel und der Zweck der Erziehung. Dieses schließt nicht nur in sich die Entwicklung seiner natürlichen Anlagen nach einem Plan und nach bestimmten Gesetzen, sondern auch zugleich das Einpflanzen höherer Prinzipien, Kenntnisse und Wahrheiten von außen her, die oft die Aufgabe haben eine natürliche Neigung zu verdrängen um veredelte Grundsätze an deren Stelle zu setzen. In diesem Sinne können wir dem Dichter nicht beistimmen wenn er diesbezüglich singt:

„Wo ein böser Grund ist, wird das Gute
Durch das Licht des Guten nimmer wach.
Bei Unwürd'gen haftet die Erziehung
Wie die Nuß auf einem Kuppeldach."

oder anderorts:

„Kann man ein gutes Schwert aus schlechtem Eisen machen?
Wo nichts ist, wächst auch durch Erziehung nichts empor."

Der Erzieher, welcher dieser Ansicht huldigt, wird es nicht weit in seinem Erfolge treiben, weil von vornherein Zweifel an die Möglichkeit, seine Kraft lähmen werden. Voraussetzung muß sein, daß ein jedes Kind die Anlagen zum Wahren, Guten, Schönen und Heiligen hat, und daß folglich ein erfolgreiches und nützliches Leben, in jedem Betrachte, im Bereiche eines Jeden ist. Diese Auffassung adelt den Beruf des Erziehers im wahren Sinne und wir fordern nicht zu viel, wenn wir es als einen Wunsch aussprechen, den wir in Erfüllung sehen möchten, daß die besten Kräfte und edelsten Geister der Menschheit mit Schrift und That im Dienste der Jugenderziehung stehen sollten. — Von der Erziehung hängt der Charakter und Werth der Menschheit ab. Wie dieses Geschlecht die Jugend erzieht, wird das zukünftige sein.

In physischer Beziehung ist zuerst dem Kinde Rechnung zu tragen, denn ehe sein Denken und irgendwelche Begriffsbildung vor sich gehen kann, soll sein zarter Körper sich entfalten und unter entsprechender Pflege erstarken. Wie eine Rose das erste schimmernde Roth oder Weiß aus der Oeffnung der Knospe hervorblicken läßt, oder das liebliche Schneeglöckchen durch die ersten warmen Frühlingslüfte aus dem Boden herausgelockt, sich

in stiller Gartenecke von der Sonne zärtlich küssen läßt und unter diesen Kosungen der freundlichen Lichtstrahlen sich zur schmucken Blume entfalten, aber bei rauher Betastung oder unangemessener Behandlung elendlich verkümmern, so ist das Kind. Sein zarter Körper, sein schwacher Gliederbau, die in den Keimen erst sich öffnenden Sinne, Alles ist noch im höchsten Grade unentwickelt, nur noch in seinen Anfängen und mahnt zur zarten, vorsichtigen Behandlung. —

Hier hat die Mutterliebe und Muttergeduld ihre ersten praktischen Lektionen zu lernen. Wie viel gibt's da in jedem Betrachte Dienstleistung zu thun, daß die zarte Himmelspflanze naturgemäß, niedlich, säuberlich und schön sich entfalte, und nicht im ersten Stadium Schaden nehme, welcher seinen Entwicklungsgang hemmen oder seinen Untergang zur Folge haben könnte! Das ganze Erdendasein dieses Wesens kann von seiner physischen Erziehung abhängig gemacht oder gar durch dieselbe aufgehoben werden. Ohne den Körper kann auch der Geist hienieden nicht existiren; Gott hat sie beide an einander gebunden und für dieses Leben in eine Einheit gefügt.

Das Kind ist aber weiter ein *Denkewesen*. Die edelste Anlage in ihm ist die Vernunft und Denkfähigkeit; sie ist göttlichen Ursprungs und soll das Leben des Einzelnen wieder zu Gott hin erheben. Durch die Vernunft soll er sich selbst, seiner Stellung und Aufgabe bewußt werden und die besten Mittel ergreifen lernen, diese Aufgabe zu lösen. Diese Fähigkeit kann in ihren ersten Anfängen auf's Große und Gute aber auch andrerseits auf's Niedre und Gemeine gelenkt werden. Der Erziehung ist die Aufgabe gestellt, die aufwachenden Gedanken zu edeln und zu fördern und dem schaffenden jungen Geist derartigen Denkstoff zu bieten, daß er frühzeitig dafür bereitet und an-

geregt werde, was in der Folge ihn zur wahren Menschenwürde und Tüchtigkeit fördern kann.

Die größten Geister des Menschengeschlechts, deren Namen als Leitsterne am Geschichtshimmel glänzen und fortleben und fortwirken werden bis zum Ende der Tage, konnten ihre Errungenschaften weder der eigenen Anstrengung noch einem glücklichen Zufall zuschreiben, sondern in fast allen Fällen war es eine gute Erziehung die ihren Geist frühzeitig weckte, dem Gemeinen unzugänglich machte und zur künftigen Denkthätigkeit anfeuerte. —

Wie die Erziehung aber diese Thatsache nicht übersehen darf, und das Kind als ein Denkwesen zu behandeln hat, so darf auch nicht vergessen werden, daß es ein moralisches Wesen ist. Der Mensch gehört der Sphäre der Sittlichkeit an und von früher Kindheit schon muß er für dieselbe erzogen werden. Der aufflackernde und dann wieder zusammenhanglos in's Ungewisse sich verlierende Conversationsstyl, die kleinen Dienstverrichtungen im Haus und Garten, das unüberwachte Spiel sogar in den gegebenen Freistunden; Alles wird von vornherein schon einen solchen oder solchen Charakter in sittlicher Hinsicht annehmen und kann folgenschwer für's spätere Leben werden. Die Ideen des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts, des Verbotenen und Erlaubten, sind mit dem Bewußtsein so enge verbunden, daß sie schon in früher Kindheit sich bemerkbar machen und die Erziehung soll sie nicht im Sande der Ungewißheit verlaufen lassen, sondern sie neu beleben und ihnen Rechnung tragen.

Tugend und Sittlichkeit können nur durch Handlung und Uebung gelernt werden, und jede Erziehung, die derselben nicht die volle Aufmerksamkeit schenkt, muß nothwendig des wahren Zweckes verfehlen. Kleine Thorheiten und Unarten, die im

Grunde nicht nur nicht zum Sittlichen abzwecken, sondern geradezu davon wegleiten, dürfen nicht mit gleichgültiger Miene, geschweige denn mit Lächeln, seitens der Erzieher, übergangen werden. Dieses Verhalten trägt unbewußt ein Lob der Unart zur Schau, und zieht die moralischen Grenzmarken in der Welt des Kindes aus ihrem Verhältniß, bis oft leider zu spät die reife Frucht dieser Laxheit ihre wahre Gestalt zeigt und das Feld moralischer Anlagen mit Unkraut überwuchert ist. Recht hat der Dichter, wenn er sagt:

„Des Kindes Unart scheint Dir artig im Beginn;
Du nennst es sinnig, und am End ist's Eigensinn."

Das Kind hat mit der moralischen Anlage auch zugleich die Fähigkeit der Wahl des freien Willens und der Verantwortlichkeit. Sein eigenes Gewissen wird bald als ein Schiedsrichter auftreten und es gewaltsam für jede böse Handlung zur Rechenschaft ziehen. Der Gedanke, daß man anders hätte thun können, und daß solche oder solche That nicht „gut" war, wird störend im Friedensglück der Kindheit frühzeitig eingreifen. Daher die Pflicht der Erziehung diesen Sinn der Verantwortlichkeit früh wach zu rufen und zu warnen vor allem, das Veranlassung zur Selbstanklage geben könnte. Die Eltern, Lehrer, die Umgebung, Gott, das eigene Gewissen stehen als Autoritäten wachend über des Kindes Verhalten da und wer diese nicht in's richtige Verhältniß zum Kindesbewußtsein bringt, wird höchstenfalls verziehen, statt erziehen, und spätere Lebensverwirrung und Verwilderung wird das endliche Resultat sein.

Wenn wir sagen: Auch die Umgebung ist eine Autorität zu der das Kind und später der Knabe und Jüngling, oder das Mädchen und die Jungfrau verantwortlich ist, so deuten wir damit an, daß das Kind weiter ein gesellschaftliches Wesen

ist, und folglich auch als Glied der Gesellschaft mit Theil nehmen muß an deren Wohl und Wehe, und somit auch die gesellschaftlichen Einrichtungen respektiren und im eigenen Leben zu beobachten hat. —

Der gewöhnliche Anstand im Bewegen unter und mit Andern ist das Spiegelbild und der Aushängeschild, auf welchem Diejenigen, die uns beobachten, sogleich gewahren, was die Erziehung für ein Werk geschaffen. Ehrfurchtsgefühl und Respect vor alten Personen, vor Höhergestellten und Ebenbürtigen, sonderlich aber vor Eltern und Lehrern, Zartgefühl, jugendliche Scham und Bescheidenheit; Alles dieses sind lobenswerthe Charakterzüge an Kindern die sich im Umgang mit Andern offenbaren. Und Eltern die diese verabsäumen zeitig im Kinde durch Erziehung zu entwickeln, werden bald aus dem allgemeinen Volksgerücht ein unangenehmes aber leider wahres Urtheil über dasselbe gefällt hören. Das Kind ist von Hause aus lebhaft und offen und wird durch keine überlegten Hintergedanken seine Schwächen und Untugenden verbergen können, sondern getreu wie ein Spiegel den Reflex seines Zustandes und seiner Angewohnheiten im Wiederschein sehen lassen. Es ist altdeutsche Sitte, den Kindern frühzeitig die allgemeinen socialen Regeln des Anstandes beizubringen, sie Ehrfurcht und Ehrerbietung vor älteren Personen und Vorgesetzten zu lehren, sowie ihnen zu erklären, unter welcher Verantwortlichkeit und in welchem Verhältnisse überhaupt sie zur Gesellschaft stehen. —

Letzlich darf nicht vergessen werden, daß das Kind ein religiöses, und für die göttliche Lebensgemeinschaft bestimmtes und beanlagtes Wesen ist. Diese Lebensgemeinschaft aber soll nicht allein für diese Zeitdauer des Lebens auf Erden sein, sondern hat auch die Bestimmung, daß sie über die Gruft hinaus in Ewigkeit

andauern soll; denn es harrt des Menschen auch ein Leben nach dem Tode, weil er ein unsterbliches Wesen ist. Die höchste Idee, die der geschaffene Menschengeist denken kann, ist die Gottesidee und seine höchste Bethätigung ist der liebende Verkehr mit Gott. Sein sonstiges Erdenstreben und Erdenleben mag mit seinen gesammten Errungenschaften mit ihm oder noch vor ihm in den Tod sinken, es mag verschwinden, daß Niemand weiß, daß es dagewesen ist. — Aber der Mensch selbst, als Geist vom ewigen Geiste wird fortdauern gemäß göttlicher Verordnung.

Das Leben ist die Schule für diese Gottesgemeinschaft, jeder Vorfall soll ein Lehrmeister und die Kindheit der Anfang der Erziehung für denselben großen Zweck sein. Die Jugend ist auf's reifere Geschlecht angewiesen um von demselben den Unterricht und die ganze Erziehung zu erhalten und Gott selbst als der große Haushalter in seinem unendlichen Hause ist der Lohngeber für jeden bereitwilligen Dienst diesbezüglich.

Wohl mag es mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein und manche verleugnungsvolle Opfer heischen, das wichtige Werk der Erziehung dermaßen getreu zu verrichten, daß allen erwähnten Anlagen im Mensch gebührend Rechnung getragen werde, allein der Lohn ist auch in jedem Betrachte ein großer. Dieses ist eigentliche Menschenbeglückung wo von der frühen Jugend an ein Mensch den andern aus den Regionen des Unvermögens und der bloßen Natur hinaufziehen kann auf die Höhen des sonnigen Lebens, ja sogar an den Altar Jehovahs.

Der Mensch, das Kind schon ist von Natur ein sündiges Wesen und setzt sich daher von Hause aus dem Guten und Göttlichen widerspenstig entgegen; sein Herz ist verderbt und will den „Irrweg;" jedoch er kann und er muß gezogen und

gelockt werden, bis er aus eigener Ueberzeugung und Wahl das Göttliche sucht. Daß das schwierige Werk der Erziehung nicht zu schwer werde, hat der Ewige reichen Lohn in der Zukunft verheißen und Liebe und Wohlwollen in jedes edle Herz hienieden gelegt. Siehe den wohlerzogenen Jüngling, wie einen Helden, königlich seinen Weg wandeln, mit frohem frommem Biedersinn kräftig und erfolgreich in's Leben eingreifen! Siehe die Jungfrau im Hause am Familienheerd in christlicher Zucht und Freundlichkeit die Hütte zum Hause Gottes machen! Welch' himmlische Bilder! Es ist das Resultat, der Erfolg und Lohn guter Erziehung! Welche Fülle anmuthiger Gedanken liegt schon in dem bloßen Ausdruck: „Ein wohlgerathenes oder wohlerzogenes Kind!" Wag' es dieses an Deinem Kinde zu erzielen! Wirke darauf unermüdet hin. Thust Du Deine Pflicht hierin nicht, und Dein Kind mißräth, wem willst Du es zur Last legen? Soll später Tadel es gut machen? Der Dichter hat Recht wenn er sagt:

„Du schilst Dich selbst, wenn Du Dein Kind schilst ungezogen;
Denn zogest Du's zuvor, so wär' es nun gezogen."

Schule und Schulzeit.

Ich geh' in's Schulhaus gern hinein,
Wo fern von Sorgen, frei von Harm,
Ich recht von Herzen fröhlich sein
Kann mit der Kinder frohem Schwarm.

Prox.

Ich seh' des Dorfes Weiden,
Des Wiesenbaches Rand,
Wo ich die ersten Freuden,
Den ersten Schmerz empfand;
Die Schule dumpf und düster,
Umrankt vom Wintergrün,
Wo uns der ernste Küster
Ein Weltgebieter schien.

Matthisson.

Schulzeit! Aus der Kinderstube, aus dem elterlichen Hause zum ersten Male in die Schule! Welche epochemachende Begebenheit dieses im Leben des Kindes! Die sogenannte „erste Kindheit" ist zurückgelegt und das „Knaben- und Mädchenalter" beginnt. Wir können uns heute, im vorgeschrittenen Leben, kaum lebhaft genug an jenen denkwürdigen Tag erinnern, da wir nach allen Vorkehrungen und Ausrüstungen,

nach den vielen Erklärungen und Schilderungen über Schule und das Lernen in derselben seitens der Eltern endlich bis an den Vorabend des großen Ereignisses gekommen waren! Obwohl an den gewöhnlichen Schlaf nicht viel zu denken war, so mußte der kleine Schulcandidat doch hinsichtlich aller damit zusammenhängenden Umstände zwei Stunden früher zu Bett um ja recht — „auszuschlafen" und wie Vater und Mutter es gemacht, mit recht hellen, großen Augen den nächsten Morgen aufzuwachen und in die Schule zu gehen! —

Der neue Rock wird schon Abends zurechtgelegt, die dicke Fibel auch schon recht nahe dazu, daß Alles doch ja in Ordnung sein möge, für das große Ereigniß des künftigen Tages. — — Die Nacht ist vorüber und der nächste Morgen findet uns, die Fibel unter dem Arm, mit anderen Schülern des Dorfes, auf dem Wege zur Schule. Der gute Großvater, der uns zum ersten Mal auf diesem Weltgange begleitet, stellt uns dem Schulmeister vor, macht einige Bemerkungen über unsere hie und da ein wenig zu muntere Natur u. s. w. Darauf Entfernung und wir sind auf unserem Plätzchen in der Schule! Zum ersten Mal im Leben für einen halben Tag an eine Sache festgebannt, Thüre und Fenster geschlossen, — an's Spiel nicht zu denken, — welche Veränderung für den fünf- oder sechsjährigen Schüler! Ein Tag ist überstanden, und zwei Tage würden nicht hinreichen, um alle die neuen Merkwürdigkeiten, von des Schulmeisters Rock und — Stock herab bis zum A B C, das man heute unter des „Lehrers" Aufsicht neu gelernt hat, dem Vater am Kamin erzählen zu können. —

Die Tage, Wochen, Monate, ja sogar Jahre sind seither vorüber und immer noch gehen wir fast täglich denselben Weg — es geht zur Schule, — die uns mittlerweile ein trauliches Heim

geworden ist. Vom Alphabet ausgehend erschloß sich nach und nach ein Sinn für uns in diesen Zeichen, wir lernten die veränderte Bedeutung bei verändeter Stellung dieser Sprachzeichen, buchstabirten und lasen Geschichten und Begebenheiten heraus und — eine neue Welt lag da vor unseren Blicken! Da kamen die bilderreichen Geschichten aus dem Leben der Patriarchen und Propheten, die Wunderthaten Jesu, — die Reisen und Lehren der Apostel, — Alles, Alles lauter heilige, schöne, neue Dinge. — Man führte uns aus diesen heiligen Geschichten in die allgemeine Welt ein: Hier sahen wir die Phönicier das Glas erfinden und Purpurfärberei treiben, — die Aegypter ihre Pyramiden bauen,— die Juden sinnend und contemplativ in stiller Beschaulichkeit an die Gottheit denken, — die Chaldäer den Blick zum Sternenhimmel richten um dort geheime Dinge zu entdecken, — die Chinesen ihren Porzellan bereiten und die Seidenkultur fördern, — die Griechen dichten, singen, rennen und fechten, — und die Römer die Welt mit den Waffen unterjochen! Endlich sahen wir diese Gewaltthäter im Teutoberger Walde gedämpft und vernichtet von biederen, gerechtigkeitsliebenden Helden. — Es waren Deutsche, erzählte man uns, und wir seien auch Deutsche, wir freuten uns, daß beides wahr sei, und erzählten zum ersten Mal mit Hochgefühl: „Unsere Väter waren tüchtige Männer!“ Kein Wunder, wenn nächst dem väterlichen Hause der Jugend die Schule als der liebste und heiligste Ort auf Erden erscheint, sie verdient auch diese Auszeichnung in mancher Hinsicht. „Unsere Vorfahren,“ sagt Herder, „nannten die Schulen Werkstätten des Geistes Gottes, eine altväterliche Benennung, von der man sich vielleicht wundern muß, daß ich sie in unseren Zeiten wiederhole. Die Benennung recht verstanden, drückt aber eine so edle Sache, und zwar viel inniger

und wahrer aus, als alle Idolnamen nur immer bezeichnen mögen." Nimmt man weiter Bezug auf den sittlichen und religiösen Einfluß, den diese einfache Bildungs- und Erziehungsstätte auf den Knaben und das Mädchen hat, so sieht man um so deutlicher, warum das „Schulhaus" so beliebt und Alt wie Jung daran mit Liebe denkt. Schön besingt der Dichter es:

„Ein Bethel ist's, ein Gotteshaus,
Darin Gebet und Lied erschallt,
Und wo zum Herrn Jahrein, Jahraus
Des Glaubens Opfersäule wallt.
Ein Garten ist's, wo Gärtnerhand
Die zarten Pflänzlein sorgsam zieht,
Wo für das eine Vaterland
Auf rechtem Grunde Alles blüht.

Ein Grundstein sei das Schulhaus auch,
Darauf gewiß das Volkswohl steht,
Wenn durch die Schule Gottes Hauch
Mit heil'ger Liebesflamme weht.
Ein Vorhof soll das Schulhaus sein.
Woraus ihr fröhlich Jahr um Jahr
Führt in der Kirche Hallen ein
Der jungen Christen fromme Schaar.

Doch brecht ihr ab des Vorhofs Raum
Und baut ihr in die Welt das Haus.
Dann kommen ferner Christen kaum,
Wenn kluge Leute auch, heraus.
Das Schulhaus bleibt nur unser Ruhm,
Nur unsers Glückes Kern und Hort,
Wenn ferner wahres Christenthum
In ihm ertönt aus Gottes Wort." —

Die Tage, Wochen, Monate und Jahre, die den Knaben und das Mädchen zum regelmäßigen Besucher des Schulhauses machen, sind mit Recht die „Rosenzeit" der Jugend genannt worden. Es sind dieses die Frühlinge menschlicher Geistesent-

faltung, des Auflebens für eine höhere Welt. Alles sproßt und blüht im angenehmen Erstaunen einer freundlichen Zukunft entgegen und schmückt das heitere Tagesleben selbst zum lustigen Eden aus.

Wenn die ganze Jugendzeit schön ist, so ist es die Schulzeit im höchsten Sinne. Unberührt noch von dem Ernst des Lebens, wie die Kindheit, einerseits ist, andererseits schon das Geistesleben soweit entwickelt, daß neue Gedanken- und Ideenbilder sich aneinander reihen und die Welt des Geistes mit jedem Tage mehr bereichern und sie dem Guten und Schönen zugänglicher machen. Der Geschmack an der Schönheit der Natur mit ihrem ganzen Reichthum, wie auch an den großen Thatsachen, die wie sittliche Brennpunkte in der Geschichte emporragen, wird mit jedem Tage gleichfalls geübter. Die besten Anlagen des jugendlichen Gemüthes ringen sich zum Bewußtsein entwickelnd empor und geben dem ganzen Jugendbilde einen lebhaften Reiz. —

Blicke auf die frohe Jugendschaar, die lustigen Knaben, wie sie zusammen im bunten Gemisch spielend vor dem Schulhause sich freuen! Welche Männer der Zukunft mögen in diesem Kreis froher Spielkameraden enthalten sein! Die Größen der Welt, die Riesengeister des Geschlechts, haben einst gleichfalls als muntere Knaben ihre Schulzeit also zwischen Scherz und Ernst zugebracht. Statt den munteren Sinn des Knaben zu rügen und mit griesgrämlicher Miene zu predigen, wie ungezogen und strafwürdig er ist, freue Dich mit ihm in seinen unschuldigen Scherzen und weise liebend und sanft seine Ueberschreitungen der Grenzen des Schicklichen zurecht. In dieser Lebensperiode der Jugendlektionen muß auch jede moralische Lektion von Eltern und Lehrern im Gewande jugendlicher Stimmung und Lebensfrische gegeben werden. Und wenn nach den Stunden des an-

strengenden Lernens aus Schulstube und Bücherstaub der muntere Junge ein paar Minuten im Freien umherspringt, Blumengewinde auf der Frühlingswiese flicht und sich seine Weidenpfeife schnitzt; — oder am freundlichen Winterstage ein Stündchen mit Schlittschuh und Schlitten auf dem Eise die freiwilligen Exercitien macht, so ist noch kein Grund vorhanden, bei dem ersten Ansichtigwerden des Knaben mit einer zweistündigen Droh-, Schelt- und Strafpredigt zur Hand zu sein, wo das unschuldigste Knabenvergnügen in eine Todtsünde verwandelt wird! —

Die beste Weise, jugendlichen Ausschreitungen oder Verirrungen in dieser Lebensperiode zu steuern, wird wohl immerhin diejenige bleiben, die dem Knaben zeigt, daß man ihn liebt und Vertrauen in ihn setzt, daß jedoch der Ernst der Erziehung und das heilige Vorrecht der Schulzeit gebieterisch fordern, daß manchem Jugendvergnügen weniger Raum gelassen wird. Die Schule als Knabe und Mädchen regelmäßig besuchen zu dürfen und Jahre lang ihren Segen zu genießen, ist ein Vorrecht, das die Kinder einsehen müssen um es recht zu würdigen und zu benützen.

Daß aber auch die Schulzeit nebst ihren segensreichen Vorrechten ihre Gefahren hat, darf nicht verschwiegen werden. Sie hat in mannigfacher Hinsicht den Grund des geistigen Lebens zu legen und dem jugendlichen Charakter ein bestimmteres Gepräge zu geben; sie soll aus der lustigen Ernstlosigkeit den Weg zum Lebensernst anbahnen. Wie viele Schwierigkeiten stehen aber dieser Aufgabe im Wege! Hundert Gelegenheiten zur Zerstreuung und Leichtfertigkeit gibt's täglich, und die erregbare Jugend ist nicht fähig, um auf eigene Kraft hin es zu wagen, auch nur *einer* erfolgreich die Stirne zu bieten. — Folgsamkeit und hingebender Gehorsam zum Lehrer und zu den Eltern sind das erste Erforderniß, den Gefahren ausweichen zu können

und den ganzen Segen dieser köstlichen Zeit des Lebens rein und ganz zu genießen. Glücklich der Knabe, der schon frühzeitig lernt in dem Blumengarten der Schulzeit mit weisem Bedacht zu wandeln; der die Blumen, die hier in reichster Fülle duften, erkennt und sieht, wie sie alle dazu angelegt sind, gebrochen und für den Kranz des Lebens gewunden zu werden. —

Die spätere Welteitelkeit mit ihrer oft ertödtenden Verstandesbildung wird zu schwach und zu matt sein, um die Seelenkraft Desjenigen zu lähmen, der in dieser köstlichen Zeit den Flügelschlag des Jugendengels in seiner Nähe vernehmen konnte und alles verwirrende und vom wahren Lebensgrunde Abführende in den Anfängen verscheuchen ließ. Der Same den die junge Seele in dieser Zeit aufnimmt und den Anschauungen den in dieser Lebensfrühe Raum gemacht wurde, werden wie Schutzengel und Leitsterne über dem spätern Jugend- und Mannesleben schweben und vor den Thorheiten der rohen Masse bewahren.

So wird dieser lebensvollen Glanzperiode der ganze Werth abgewonnen, und in die Sparkasse der Zukunft gelegt, wo man sie nachher mit Wucher wieder nehmen kann. In der Ferne der Fremde, mitten im Kampf mit den Prüfungen des Daseins, im Wachen und süßen Träumen, sehnt und wünscht sich der wettererprobte Mann in deine Hallen und Tage zurück — Schule und Schulzeit! Er vergißt die rauhe Gegenwart und fühlt nicht den Dorn der Verhältnisse, er sieht nicht die ergrauenden Haare und die sich faltende Stirn, sondern spielt als Kind unter den Kindern auf dem Rasenplatz vor der Schule, erwartend der Glocke Ruf, die die frohe Schaar hineinruft! — Ein andrer Gedanke taucht auf — der Glocke helles Läuten! — Er erwacht aus seinen Gedanken und findet sich alt und weit entfernt jener seligen Umgebung. O selige Schulzeit!

Schullehrer und Mitschüler.

Gehorchet Euren Lehrern und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen, auf daß sie das mit Freuden thun und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut. Ebr. 13. 17.

Nebst den Eltern nimmt der Lehrer die bedeutendste Stellung unter den Erziehern im Leben des Knabens oder Mädchens ein, er ist das Modell und Ideal, nach welchem sich der Schüler bilden soll, und er ist in die Lage gesetzt, durch seine Erfahrung und sein Verständniß dem geistlichen und sittlichen Leben des Kindes einen richtigen Cours anzuweisen; sowie durch die Regeln und Einrichtungen der Schule allen schädlichen Einflüssen und verderblichen Neigungen des Schülers entgegen zu wirken. Er soll Geist an Geist mittheilen um nicht nur intellektuell fähige Menschen, sondern auch ausgeprägte sittliche Charaktere zu bilden.

Die ganze Schulzeit des Kindes erhält größtentheils ihren Werth von dem Werth des Lehrers selbst. Er ist die Central-

figur, die leitende Seele der Schule, sein Wort und seine Handlungen, sein Leben und sein Charakter, seine Lehren und der ganze Einfluß seiner Persönlichkeit: Alles an ihm trägt dazu bei, dem Denken und Streben des Schülers das Gepräge seines eigenen Selbst zu geben. Nur die Abend- und Freistunden stellen das Kind in den Kreis unmittelbaren, elterlichen Einflusses; im Allgemeinen ist es ganz dem Willen und den Instruktionseinflüssen des Lehrers hingegeben. O Lehrerstand, wie heilig bist du! Wie hoch aus dem Volksleben hervorragend und von unberechenbarer Tragweite ist deine eintönige, schwierige Arbeit für das Menschengeschlecht! —

Die sämmtlichen Beziehungen des Kindes zum Lehrer gipfeln im Unterricht und der aus demselben erwachsenden Erziehung. Diese sind die Absicht und der zu Grunde liegende Zweck, der Schüler und Lehrer zusammenführt. Wie nun diesen Zweck am besten erreichen und was für Vorerfordernisse setzt es auf der Seite des Schülers voraus? — Die Stellung des Lehrers ist eine wichtige und heilige indem der Lehrer Elternstelle und Erzieherstelle in jedem Betrachte einnimmt, so weit sie die Bildung des Kindes selbst angeht. Das Kind muß diese Stellung des Lehrers erkennen und Ehrfurcht und Hochachtung vor seiner Person und Amtsstellung haben. Wie das Kind diese den Eltern und andern Vorgesetzten schuldet, muß es sie dem Lehrer entgegenbringen, wenn nicht von vornherein ein Mißverhältniß eintreten soll. Ehrfurchtslosigkeit ist der Krebsschaden in jugendlicher Erziehung überhaupt, der den Geist verflacht, und über jede Autorität unachtsam hinwegfahren läßt.

Wo Hochachtung und Ehrfurcht sind, wird es ferner dem Schüler auch leicht werden, die zweite Vorbedingung zu erfüllen: Gehorsam zu leisten. „Gehorchet euren Lehrern und

folget ihnen," sagt die Schrift, und diese Forderung läßt sich auch an den Schulknaben stellen. Ohne willigen Gehorsam bleiben die besten Verordnungen des Lehrers unbeachtet und böse Gewohnheiten und freches Wählen und Befolgen selbstgewählter Wege werden frühzeitig dem Schüler den Weg zum Ruin bahnen. Das Sprichwort: „Wer nicht in der Jugend gehorchen will, muß es im Alter lernen," findet hier seine Anwendung. Der Knabe, der als Schüler zu gehorchen sich nicht bequemen kann, wird auch nie als Lehrer oder Mann im Leben auftreten und befehlen können. —

Glaube und Zutrauen zum Lehrer sind als weitere Voraussetzungen zu fordern. Wo das Zutrauen fehlt, ist eine wahre Geistesentwicklung unmöglich. Gott selbst kann nicht wirken und uns seine Segnungen zufließen lassen, die wir von ihm erbeten, es sei denn wir glauben und trauen seiner Güte und Allmacht. Eltern, die es verstehen, das Zutrauen der Kinder zum Lehrer wach zu rufen und aufrecht zu erhalten, haben ihrerseits das Größeste gethan, den Unterricht des Lehrers an den Kindern fruchtbar zu machen. Wo Zutrauen ist, wird jede Ermahnung haften und jede Anweisung gewichtvoll sein daß sie unmittelbare Befolgung heischen wird.

Hochachtung, Ehrfurcht, Gehorsam, Zutrauen und alle andern Vorbedingungen die nothwendig sind, um die Person und das Amt des Lehrers im rechten Licht zu erkennen und den Erfolg des Unterrichts zu sichern, vereinigen sich letztlich in dem einen Brennpunkt der L i e b e. — Der Schüler muß eine reine kindliche Liebe zu seinem Lehrer haben um das eigentliche Geistesband herzustellen, das nothwendig ist, um dem ganzen Unterricht täglich neuen Reiz zu geben und vor einem unzeitigen Gleichgültigwerden und Ermüden zu bewahren. Wenn Liebe zum Lehrer des

Knaben Seele füllt, wird jede Bemerkung des Ersteren wie eine goldene Weisheitsregel aufgefaßt werden; in zutraulicher Lernbegierde wird der Schüler seine Fragen stellen um sich über das Unverstandene und Dunkle belehren zu lassen. Liebe erzeugt Gegenliebe. So wird der Schüler der mit Liebe und Hingebung an seinem Lehrer hängt, auch von diesem geliebt werden und in ungetrübter Freude werden die Tage des Lehrens und Lernens verfließen und reife Frucht für die Zukunft abwerfen.

Von Bedeutung für das Leben des Knaben und Jünglings ist ferner sein Verhältniß zu den Mitschülern. Das Wort des Dichters: „Mit wem man umgeht, dessen Art nimmt man an," hat seine Wahrheit in sich, besonders in Hinsicht auf das tägliche Zusammensein von Schülern. Die gegenseitige Berührung bei frohem Spiel, in heitern Ausflügen, im Streben nach demselben Ziel im Lernen, Alles ist dazu angethan, ein gegenseitiges Herausfordern und Herausentwickeln der eigensten Anlagen, sowie ein Zusammenleben und harmonisches Vereinen zu fördern. Hier sind Scherz und Ernst auf einer Wage. Die Ueberlegenheit des Einen kann ihn zum Monarchen — zum Leitstern — zum Despoten und Tyrannen der Andern schon frühzeitig machen und das spätere Leben hat nur den Stempel auf den ausgebildeten Charakter zu drücken. Es kann ein Zurückbleiben und Unvermögendsein die Gleichheit mit Andern zu erringen die erste Zaghaftigkeit zur Lebenseigenthümlichkeit gestalten und der spätere Feigling und Knecht ging schon als solcher aus der Elementarschule hervor. — Das Anstreben zur goldenen Mitte wird auch hier die Harmonie des Ganzen herstellen.

Die edelsten geselligen Tugenden und sittlichen Anlagen lassen sich in diesem Kreise Gleichgesinnter und Gleichfroher entwickeln. Das Zartfühlende sucht und findet sich hier am

besten, weil noch keine Verstellung und Hintergedanken den eigentlichen Sinn der Seele entstellen. Unter Mitschülern ein Exempel von Liebe, Friedfertigkeit und selbstlosen Lebens setzen, heißt fast ausnahmslos so viel als ein exemplarischer Jüngling und Mann werden. Eltern und Lehrer seien daher auf der Hut, daß das gesellige Zusammensein, der Verkehr der Schüler untereinander ein derartiger sei, daß gegenseitige Anregung zum Guten und zur Veredlung des Geistes zu Grunde liege und Resultat werde.

Die ersten Regeln des geselligen Anstandes praktisch zu befolgen, werden hier von den Umständen gefordert und der gesittete Knabe und das wohlangeleitete Mädchen werden im jungen Mitschüler den Menschen erblicken, dem man mit Liebe und Achtung zuvorkommen soll, und in dessen Gegenwart ganz besonders alles Rohe und Unschöne zu vermeiden ist. Wo aber in einem Mitschüler dieser Geist und Sinn sich nicht offenbart, wo Zucht und gute Sitten fehlen, da halte sich der lernbegierige, wohlgesittete Knabe ferne; er meide den Umgang, ganz besonders aber die nähere Freundschaft Desjenigen, der nicht durch Wort und That bildend auf ihn einwirkt. Die achtbaren und musterhaften Mitschüler werden solches Verhalten um so mehr schätzen, und die Gesellschaft des „guten" Schülers suchen. So wird auch die Umgebung der ersten Schulzeit Freude und Freunde abwerfen die mit uns gehen, — wenn diese Kindertage längst entschwunden sind.

Lesen und Einfluss der Lektüre.

„Nimm und lies!"

Die Lektüre vertritt die Stelle einer Person. Die Person lehrt durch die gesprochene, hörbare Rede, das Buch oder die Tagesschrift bietet geschriebene Rede. Lesen ist ein Hauptfaktor in der Bildung des Menschen; in civilisirten Ländern ist die Tagesschrift oder irgend ein Produkt der Presse der Hauptträger der Volksbildung. Die Hauptereignisse der Welt werden mittelst der Presse der Masse zugänglich gemacht und was heute hier geschieht, liest morgen am Familienheerd der Hausvater in einem andern Welttheil. Die Schrift ist das geistige Bindeglied und Mittheilungsmittel, und Lesen die praktische Unterrichtsmethode des Tages. Unser Zeitalter ist die Periode des Lesens; und wer hier eine unzeitige Ausnahme macht wird bald ausfindig machen, daß die Zeit ihm voraneilt. Wer seiner Zeit und heutigen Lebensstellung im Allgemeinen entsprechen soll,

muß sich mit dem fortschreitendenden Weltgedanken bekannt machen. Er muß sich wie jener Kirchenvater zu Mailand zurufen lassen: „Nimm und lies.“

Ein neuerer Kanzelredner vergleicht den Geist des Menschen in seiner Gedankenarbeit mit zwei Mühlsteinen, die ununterbrochen in schnell kreisender Bewegung sind, und wenn man sie nicht sich selbst aufreiben lassen will, so muß Gedankenstoff hineingethan werden. Dieses geschieht unter Anderm durch Lesen. Dieses führt dem Geist die Gedanken Andrer, selbst Verstorbner zu, und die geäußerten Wahrheiten leben neu in unsrer Seele auf. Die Jugendzeit ist ganz besonders die Zeit der Lesebegierde. Soll diese Leselust und Begierde gepflegt oder unterdrückt werden?

Wenn ein bildendes Element in entsprechender Lektüre liegt, so soll der Leselust nur dann gesteuert werden, wenn ihr auf Kosten der Gesundheit gefröhnt wird; andernfalls soll sie genährt, ermuthigt und besonders in jugendlichen Kreisen so viel gefördert werden wie thunlich. Leselust im Knaben und Jüngling ist ein erfreuliches Zeichen, indem es von einem regen, aufgeweckten und lernbegierigen Geist zeugt. Daß aber anderntheils auch viele Geistesverkrüppelung und unsäglicher Schaden aus dem Lesen erwächst, darf nicht erst erwiesen werden, — und es liegt deshalb eine Nothwendigkeit nahe, den Unterschied nützlicher und schädlicher Lektüre in etwas hervorzuheben und einige Andeutungen zu geben, was man besonders der Jugend als gesunden Lesestoff in die Hand legen soll.

Es unterliegt keinem Zweifel und darf nicht erst erwiesen werden, daß die heilige Schrift das beste Lesebuch für die Jugend sowohl wie für das Alter ist. Die höchste Idee, die der Mensch überhaupt hat, ist, wie wir oben erwähnt, die Gottesidee; was

kann nun näher liegen, als die Thatsache, daß der Menschengeist, der für Gott geschaffen ist, so viel von ihm, dem Ewigen lernen will, wie möglich? Auch in den Mußestunden des Abends sich eine Weile in die Tiefe und den Reichthum der göttlichen Offenbarung zu versenken, was könnte wohl dem Geiste zuträglicher sein? Wenn die Lektüre bildend wirken soll, so muß sie überhaupt so viel wie möglich den Anlagen des Menschen Rechnung tragen, hier steht aber die religiöse im Vordergrund. Lebensregeln ferner und Belehrung in jeder Hinsicht ist in diesem Buch der Bücher in reichster Fülle vorhanden. Der Dichter hat Recht, wenn er sagt:

„Soll dein verderbtes Herz
Zur Heiligung genesen,
Christ so versäume nicht,
Das Wort des Herrn zu lesen."

In diesem Buche findet sich Alles, was überhaupt einem jungendlichen Gemüthe geboten werden sollte als empfehlenswerthe Lektüre in jedem Betrachte. Die Fundamentalsätze aller wahren Gesetze, zuverlässige Länder- und Völkerkunde, Religionslehre und Religionsgeschichte, Biographien großer und frommer Männer, ausführliche Geschichten von den Geschicken ganzer Völker; herrliche Dichtungen und musterhafte Prosa, Reden, Predigten, Briefe u. s. w. Schon vom blos menschlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, ist die heilige Schrift eine höchst empfehlenswerthe Lektüre und unsre grösten Dichter und Redner haben sich durch Lesen der heiligen Schrift gebildet und begeistert ehe sie ihre unsterblichen Werke schufen.

Neben der heiligen Schrift und sonstiger religiöser Lektüre sind die eigentlichen Jugendschriften wie die Hausmärchen der Gebrüder Grimm, die Parabelen eines Krummacher und

manche der herrlichen Fabeln unserer Dichter anzuempfehlen. Diese Schriften führen in die wirkliche sittliche Welt ein und zeichnen die Charaktere so, daß sie wahr sind, und die Tugend den Sieg davon trägt.

Indessen dürfte es schwer halten, irgendwelchen Lesestoff in der weltlichen Literatur aufzutreiben, der bildender und lesenswerther ist, als die eigentliche Biographie frommer und bedeutender Männer. Hier tritt das wirkliche Leben in seiner wahren Gestalt in einer Person auf und unter Widerwärtigkeiten und günstigen Umständen sieht man sie leben, wirken, streben, trauern, sich freuen und so auf eine recht „menschliche" Weise das Leben erfolgreich machen. Die Macht des Beispiels tritt vor die Seele des Lesers und spornt ihn an deisen edlen Vorbildern nachzuahmen. —

Von Alexander dem Großen wird berichtet, daß er die Gesänge Homers stets bei sich führte um das Leben und die Heldenthaten des Achilles und seiner Gefährten sich lebendig vor die Seele zu führen und zur Nacheiferung sich anspornen zu können. Napoleon I. wiederum las in seinem Lagerzelt die Biographien des Plutarch, um großer Kämpfer Beispiel stets vor sich zu haben.

Großer Männer Leben zeigt uns
Zum Erfolg die Möglichkeit
Und daß wir einst können lassen
Spuren auf dem Sand der Zeit!

Die Geschichte enthält Völkerbiographien und zeigt im großen Ganzen das Ringen und Streben des Menschengeistes vorwärts und aufwärts und ist daher zum Lesen zu empfehlen, weil sie uns mit der großen Vergangenheit bekannt macht und am Bei-

spiele der Vorfahren uns die Aufgabe der Jetztzeit vorhält. Jedoch hat die Geschichte, um gesunder Lesestoff zu sein, das göttliche Reichswalten im Weltganzen, wie es die Vergangenheit offenbart, zu beachten um nicht ein Wirrsal meinungsloſen Durcheinanders und letztendlich eine gottleere Welt zu lehren.

Die Poesie, die besten Gedanken der Menschheit im Sonntagsgewande, darf, soweit sie dem Guten und Schönen dient, als gesunde Lektüre hervorgehoben werden. Ehe der Mensch Philosoph oder Naturforscher war, war er Poet; und in den einfachsten Naturlauten offenbart sich der begeisterte Ausdruck des menschlichen Künstlergeistes. Wahre Poesie ist eine Tochter des Himmels und führt wieder zum Himmel hin. Sie bildet den Geschmack und fördert die zartesten Regungen des Menschen für das wahrhaft Menschliche und Edle.

Die Tagesschriften, die Zeitungsliteratur darf nur mit großer Vorsicht ausgewählt werden, um nicht mit dem wenig Gediegenen und Guten das viele bieten, die große Masse verderblicher, Geist und Gewissen tödtender Unsittlichkeiten und aufgetischten Phantastereien gierig als unterhaltende Wahrheit aufzufangen.

Am meisten jedoch muß vor dem Lesen unflätiger Romane und übertriebener Novellen gewarnt werden. Sie zaubern durch überköderte Idealbilder dem Gedanken einen Helden vor, der nicht viel unter der Gottheit steht; übertriebene Schilderungen malen dem Auge eine Welt vor und füllen die Seele mit Verlangen nach derselben, wie sie nie existirt hat, und auch nicht sein wird. Abgesehen von den sonst frech unsittlichen Personagen die aufgeführt werden. Das Lesen dieser Lektüren stumpft den Geist ab, läßt das Herz unbefriedigt, trägt dazu bei, daß wir mit den Verhältnissen und uns selbst zerfallen und die Kraft zum Handeln in der wirklichen Welt wird gelähmt. Das Leben ist

zu köstlich, als daß es erlaubt sei blos zum Zeitvertreib zu lesen. Die Lektüre soll Deines Nachdenkens würdig sein und genug bildende Elemente enthalten um Deinen Geist zu veredeln. Lies darum mit Bedacht, und laß jene Philippusfrage an Dich richten: „Verstehst Du auch was Du lieseſt?“ —

Bücher und Büchersammlungen.

Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich will gar nicht gemalt sein.

Lessing.

So sprach der fünfjährige Knabe Lessing zu seinem Maler, der ihn mit einem Käfig in der Hand und seinen kleinen Bruder mit einem Lämmchen spielend, darstellen wollte. Der Maler zeigte sich dem Wunsche willfährig und man sieht heute auf dem Bilde: „Mit dem Toupet auf dem Köpfchen, die linke Hand auf mächtige Folianten gestützt und ein offenes Buch auf dem Schooß den kleinen Lessing dasitzen und dem Betrachter mit frischen klugen Augen entgegenblicken."

Bücher sind die Schatzkammer, in welche der Menschengeist seine heiligsten Reichthümer, seine Gedanken, niedergelegt hat. Das innerste Leben der Seele in seinem Fühlen, Begehren, Ahnen, Hoffen, Lieben und Glauben findet in Büchern seinen getreuen Abdruck. Die Pietät, die wir heute den Vorfahren

schulden, indem wir die Errungenschaften ihres Denkens und Handelns aufbewahren und von ihnen so viel lernen wie möglich, fordert, daß wir die Bücher aufbewahren worin die Kunde ihres Thuns und ihre Sprache selbst enthalten ist. Wenige, in der That erkennen das Wunderbare eines Buches. — Es ist vermögend, Jahrtausende zu überbrücken und die gesammte Menschheit in eine große Versammlung zu vereinen.

Die herrlichsten Gebilde menschlicher Kunst und die kolossalsten Bauten seines Fleißes müssen letztendlich unter dem Zahn der Zeit in Staub zerfallen, aber die Gedanken des Geistes in Bücher niedergelegt, werden fortdauern. Was ist uns aus jener Glanzperiode hellenischer Kultur noch heute geblieben? Was ist von dem herrlichen, Salomonischen Marmor-Tempel noch übrig? Aus dem Schutt und Staub der Jahrtausende graben heutige Forscher zerbröckelte Trümmer mit unermüdlichem Fleiße und freuen sich und glauben für alle Mühe reichlich entschädigt zu sein, wenn sie nur eine rostige Münze, ein halbverkohltes Geräth, ein verblichenes Gemälde oder sonst einen kleinen Rest eines verfertigten Kunstwerks aus alten Tagen an's Licht fördern —

Wie verhalten sich aber dazu die niedergeschriebenen Weisheitssprüche eines Salomo? Die Gedichte eines David? Die Reden der hebräischen Propheten? Wie die Gesänge des Homer, Pindar und Andrer? Wie die herrlichen Gedanken eines Plato, Aristoteles und andrer Weisen? Sie leben heute so mächtig und frisch bei Völkern fort als seien sie erst gestern gesprochen oder geschrieben worden! Diese Denkmale der Altwelt werden auch dann fortleben und fortwirken, wenn wir, die Kinder der Jetztzeit zu den Vätern versammelt sein werden.

Bücher vertreten in hohem Grade die Stelle der Gesellschafter,

Lehrer und ſogar der Freunde. In tauſend verſchiedenen Lebenslagen iſt der Menſch in ſeinem geiſtigen Verkehr, falls derſelbe nicht gänzlich verkümmern ſoll, auf ſie angewieſen. Die Lebenden ſtehen uns oft im Schatten der Verhältniſſe theilnahmslos ferne, ſie wagen nicht, auch nur eine Frage zu löſen, die unſer Glück oder Unglück in entſcheidenden Momenten des Lebens ausmacht. Bücher thun dieſes Alles gern und willig. Das Leben in ſeinen verſchiedenen geſchäftlichen Verbindungen und Einrichtungen iſt derart, daß es geradezu unmöglich iſt in allen Fällen ſich ſelbſt der beſte Rathgeber zu ſein. Der Landmann auf ſeinem entlegenen Feldgütchen, abgeſchnitten vom großen ſtädtiſchen Verkehr, findet ſich oft täglich in die Lage verſetzt, eines Andern Rath zu bedürfen. Viehzucht, Ackerbau, Geſundheitsregeln u. dgl. ſchließen ſo viele Fälle ein, die Niemand alle zum eigenen Beſten ſelbſt in's rechte Licht ſetzen kann. Der Gedanke Andrer, oft ſchon Verſtorbener, aber iſt über dieſe oder ſolche Frage und Angelegenheit in einem Buche klar dargelegt, der Landmann tritt in ſeiner Verlegenheit an den Bücherſchrank und in wenigen Minuten hat er den nöthigen Rath.

Als Geſellſchafter haben Bücher den Einfluß, daß ſie uns entweder zum Guten oder auch zu unſerm eigenen Schaden beeinfluſſen. Wie der geſellige, lebende Verkehr auf uns einwirkt und uns die Art und den Charakter der Geſellſchafter unbewußt aufdrückt, ſo iſt auch in einem gewiſſen Grade der Einfluß der Bücher. Der Charakter eines Menſchen mag auch in ſeiner Eigenart mehr oder minder aus der Art ſeiner Bücher erkannt werden. Wenn es wahr iſt, was ein Schriftſteller ſagt: „Sage mir, mit wem Du umgehſt, und ich ſage Dir, wer Du biſt," ſo wird es ebenſo richtig ſein, zu ſagen: „Sage mir, was für Bücher Du lieſt, und ich ſage Dir, wer Du biſt."

Das Anschaffen eines jeden Buches sollte einen gewissen Zweck haben. Kein Mensch kann ohne Nachtheil irgend ein Buch, das ihm in keiner Beziehung dienlich ist, kaufen und lesen. Die Mittel zur Beschaffung müssen in unserm ökonomischen Zeitalter sparsam vertheilt werden, wenn nicht bald Armuth und Schulden die Folge sein sollen. Das Leben selbst ist ferner zu kostbar und zu kurz, um ziel- und zwecklos gebraucht zu werden. Was Niemeyer von den Zwecken sagt, die bei Beschaffung von Jugendschriften zu Grunde liegen sollten, läßt sich auch im Allgemeinen anwenden. Man kann diese Zwecke bequem auf drei Hauptpunkte zurückführen. Diese sind: Ein Buch muß entweder dienen zur Belehrung, sittlichen Bildung oder zur Unterhaltung.

Unter den vielen Pflichten, die den Eltern sonst obliegen ist auch diese mit einbegriffen: Gute Bücher für ihre Kinder zu beschaffen. Wir wüßten kaum einen Zweck anzugeben, für den einige Thaler jährlich im Familienkreise besser angelegt werden könnten, als für ein gutes Buch verausgabt. Es bleibt dieses ein alter Freund in der Familie, den Alt und Jung lieben können. Kinder wollen unterhalten werden; sie wollen täglich viel Neues und Gutes hören und um sie nicht dafür auf die Straße unter verderblichen Einfluß zu schicken, muß das väterliche Haus diesen Anforderungen Rechnung tragen. Was kann aber eine heitere und lehrreiche Unterhaltung in der Feierstunde den Familiengenossen besser bereiten als ein gutes Buch? —

Läßt sich heute überhaupt ein glücklicher Familienkreis und ein trauliches Heim ohne eine kleine Auswahl guter Bücher in demselben denken? Was spricht uns in der Abendstille in einer Familie mehr an, als den Hausvater nach dem Geschäftsgeräusch des Tages im traulichen Kreise der Seinen zu erblicken, mit

einem guten Buch in der Hand, einige ſchöne Stellen vorleſend und ſein Geſpräch der Belehrung und Familienbildung daran knüpfend. Was die Kinder den Vater thun ſehen, werden auch ſie thun; es wird ſich eine Neigung und Liebe für gute Literatur überhaupt bemerkbar machen und den Kindern jede Gefahr benehmen, daß ſie künftig an Gewöhnlichem und Gemeinem einen Gefallen finden.

Was kann ſich zu Feſtgeſchenken beſſer eignen, als ein gutes Buch? Irgend ein Spielzeug oder ſonſtiges, nicht geradezu zum täglichen Bedarf gehöriges, Geſchenk wird bald veralten, ſeinen Reiz verlieren und oft als ein überflüſſiges Unding im Kehricht zu finden ſein. Es iſt ein todter Gegenſtand, der nur im erſten Anblick der Neuheit gefiel; dann aber ſchnell ſeine Reize verlor und nicht mehr intereſſirt, weil ſich davon nichts lernen läßt. Ein Buch behält ſeinen Gedankeninhalt ſo lange es exiſtirt, und ein guter Gedanke der uns heute erbaut und belehrt, kann nach Monaten und Jahren unter ähnlicher oder verſchiedener Gemüthsverfaſſung als ein alter Freund von vormals, uns wieder nützlich ſein.

Das Buch iſt der Behälter und das Schatzkäſtchen worin ſelbſt Gott ſeinen geoffenbarten Willen niedergelegt hat und obgleich Feuer und rohe Zerſtörungswuth gottloſer Menſchen gegen dieſes Buch gekämpft haben um es aus Exiſtenz zu bringen, ſo füllt es doch heute faſt die ganze Welt! Tempel und das Volk Gottes haben in manchen Länderſtrichen zu gewiſſen Zeiten der Finſterniß den Platz räumen müſſen aber das Buch Gottes erhielt ſich und machte Bahn für eine beſſere Zukunft, die alles Verlorne reichlich wieder gab. —

Wo Leute wohnen, die gute Bücher haben, wird man auch ſtets die geſitteten und denkenden, die biederen, veredelten und

frischen Menschen zu suchen haben. Da wird der Fluß des Lebens in seinen heitern Wellenschlägen die Eintönigkeit der Verhältnisse hinwegspülen und der einsame Landmann auf seinem fernen Feldgütchen, wird als Weltbürger im Großen und Ganzen der Menschheit seine Stelle nehmen durch die Ideen, die aus der Ferne und Nähe die besten Geister des Geschlechts in ihren Büchern ihm zugänglich machen. Mit guter Oekonomie und gebildetem Geschmack kann sich heutzutage sogar der einfache Arbeiter eine gute Büchersammlung nach und nach anlegen, die ein Reichthum für ihn und seine Kinder sein kann.

In der Beschaffung der Bücher und Anlage von Büchersammlungen für den Familienkreis sind mehrere Dinge zu beobachten. Nachdem der allgemeine Inhalt eines Buches als ein uns zusagender erkannt ist, dürfte auch auf die äußere Ausstattung etwas zu sehen sein. Ein Buch soll ein längerer Lebensbegleiter sein und sollte daher auch ein gefälliges Aeußere haben. Der Druck sollte erstens rein und grob genug sein, um beim abendlichen Lesen den Augen nicht schädlich zu sein. Der Einband sollte solid sein, daß bei anhaltenderem längeren Gebrauch das Buch in gutem Zustande bleibt. Die äußere Verzierung und Ausstattung sollte gefällig und nett sein. Wohl wird ein Buch nur hauptsächlich seines Inhalts wegen gekauft, allein wo junge Leute oder Kinder gar auch ein Buch lesen, wird dasselbe durch ein gefälliges Aeußere mehr anziehen; es wird auch Veranlassung geben, es besser zu gebrauchen, daß es nicht beschädigt werde. Endlich wird eine schöne Ausstattung des Buches auch den Schönheits- und allgemeinen Ordnungssinn bilden und das Auge wird sich mehr an gefällige Formen gewöhnen um das Schöne zu würdigen, wo immer es angetroffen wird.

Wer sich manche sonstige Gemächlichkeiten versagt um das Er-

ſparniß für ein gutes Buch zu verausgaben, wird für ſolche geringe Verleugnung reichlich entſchädigt werden. Das Buch bleibt ſein Freund und ſteht ihm zu Dienſten, ſo oft er in einſamen Stunden oder nach überſtandener Arbeit in der ſtillen Abendzeit ſeine Hand nach demſelben ausſtreckt. Er kann ſich in eine Umgebung verſetzen, die auf Erden nur Fürſten und Großen zugänglich war und von den Auserwähltesten kann er lernen, wie man des Lebens Mangelhaftigkeit ausfüllen, die materielle Armuth durch Geiſtesreichthum erſetzen und ſich mitten in dieſes proſaiſche Tagesleben einen idealen Himmel und ein wonniges Paradies hineinbauen kann. —

Bildung und Verbildung.

Ich nenne, grüße ich Einen, beim Ehrennamen ihn,
Und nicht bei einem Namen, den ihm der Schimpf gelieh'n.
So hab' ich mich *gebildet*, daß es Natur mir ward;
Denn *Bildung* dient zum Zügel der angeborn'nen Art.

Hamasa.

Die harmonische, gleichmäßige Entwicklung aller geistigen Anlagen und Fähigkeiten würden wir im Allgemeinsinne, Bildung heißen. Der Mensch ist bildungsfähig und bildungsbedürftig und es ist seine Bestimmung, seine geistigen Fähigkeiten soviel auszubilden wie möglich. Wahre Bildung wird dem Menschen eine Waffe und Stütze sein, die ihn befähigt, unter allen Umständen und Lebensverhältnissen seine Menschenwürde zu behaupten und seine Aufgabe wohl zu lösen. Es ist ein unrichtiger Begriff, ein Volks-Vorurtheil, daß die Bildung den Menschen verschlechtere und dem praktischen Leben entfremde; wahre Bildung gibt ja zuerst und allermeist eine richtige Ansicht

vom Leben und lehrt, sich in jede Beschäftigung hineinfinden und einen Erfolg daraus zu machen.

Ohne Bildung ist der Mensch ein roher Barbar und das Menschliche selbst verschwindet an ihm im Fortgange bloßen Naturlebens. Die Ziele und Zwecke menschlicher Bestimmung bleiben unerreicht, wenn nicht die Bildung die Leidenschaften zähmt und dem Geist Sitten und Formen zuführt, nach welchen er handeln und schaffen kann. Schillers Worte haben hier ihre volle Berechtigung:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten."

Bildung ist eine Wesensveredlung. Sie ist aber auch eine Politur und ein Schliff, die die Härten des Charakters und ganzen Menschenwesens wegnehmen und das gefällige Ebenmaß der Harmonie herstellen. Der Diamant oder das köstlichste Metal mag seinen Werth haben, aber umgeben von Schmutz und rauhen Felsblöcken ist dieser Werth so tief verborgen, daß er von Niemand erkannt wird, und Niemand nützt. Er muß an's Tageslicht gefördert, gesäubert, geglättet und polirt werden und der Sonne ausgesetzt sein um die schönste Strahlenbrechung widerspiegeln zu können und im goldenen Ring zu glänzen.

Es ist nicht genug, daß der Mensch Anlagen besitze, diese Anlagen müssen nach Gesetzen entwickelt und in's Gleichmaß gebracht werden, sie müssen eine bestimmte Richtung erhalten um zum Besten verwendet werden zu können. Goltz sagt sehr richtig: „Wer ein Schiff hat, braucht Wasser und Wind, und wer dies hat, braucht ein Schiff; und ein Schiff kann eben so wenig ohne Steuer und Segel sein, als ohne Wasser und Wind. — Wer auf den Lebenswellen treibt, ohne Ziel und Direktion, ist ein Aben-

teurer und gesetzloser Naturalist; aber wenn uns die Wasser des Lebens nicht tragen und tränken, und die Winde nicht treiben und fächeln, wenn uns kein Stern zur Nachtzeit leuchten will, so sind wir noch rathloser mit unserm Schulwitz, als mit der nackten Natur."

Wahre Bildung, Förderung und Veredlung unserer intellektuellen Fähigkeiten und sittlichen Anlagen erhöht nicht allein unsern persönlichen Werth, sondern macht auch tüchtiger in den Verbindungen des Lebens, die betreffenden Aufgaben besser lösen zu können. Es gibt keinen Geschäftszweig des praktischen und commerziellen Lebens, in welchem der gebildete Arbeiter nicht besser fortkommen könnte und nicht gesuchter ist, als der ungebildete und kenntnißlose. Kaum dürfte aber irgend eine Beschäftigung im allgemeinen Leben zu finden sein, die mehr praktische Bildung erfordert, als das Landleben. Der Landmann muß Oekonom sein im vollen Sinne des Wortes. Er muß eine durchgebildete Einsicht in den allgemeinen Zusammenhang des praktischen Lebens haben, gute Menschenkenntniß und durch fortwährendes Beobachten der Marktpreise und der Geschäftswelt im Allgemeinen sich mit der lebenden Gegenwart genau bekannt machen um nicht große Verluste zu erleiden.

Die englisch-amerikanische Bildungsweise verfolgt einen rein praktischen Zweck; Alles soll dazu angethan sein den Takt, der die Verhältnisse schnell zu seinem Vortheil auszubeuten und zu beherrschen versteht, sich möglichst schnell anzueignen. Von Allem Etwas — um überall zu Hause zu sein. Die deutsche Bildung hingegen legt sich darauf, von vornherein Jagd auf hohe Ideen zu machen; eine Idealwelt soll und muß aufgebaut werden und sollte man auch das halbe Leben in Hörsälen herum wandern. Das Resultat ist, daß im ersten Falle eine Verflachung des sitt-

lichen und intellektuellen Strebens, ein Verirren in materiellen Errungenschaften eintritt; — und in letzterem Falle, daß die Wissenschaft tüchtig angebaut, neue Ideen zu Tage gefördert, aber leider hie und da die Interessen des praktischen Lebens zu sehr übersehen werden. Die Erfahrung lehrt es heute, daß die Finanzen und der Wohlstand des Vaterlandes größtentheils in den Händen jüdischer Wucherer sind; währenddem die Jugend und die Lehrer des Volkes in Idealen schwelgen. —

Die Bildung, die überhaupt diesen Namen verdient, soll nicht nur Denker und Dichter erzeugen, sondern sie soll und muß tüchtige Menschen schaffen. Alle Geschäftszweige, der ganze Verkehr bedarf Leute, die durch Geschick und Geist jedem Zweig des Lebens einen entsprechenden Zusatz wahrer Würze und Weihe verleihen können und somit das ganze Dasein verschönern. Das bloße Haschen nach Brod artet naturgemäß in Selbstsucht aus, und das rastlose Hasten nach den modernsten Ideen die irgend ein Geck in seinem Stubenwinkel ausbrütet, artet in zielloses Idealisiren aus und das Bindeglied, das die Idee dem Leben zugänglich machen soll, wird nicht gefunden. Hebbel sagt sehr treffend:

„Mancher ist ehrlich genug, mit Ernst und mit Eifer zu forschen,
Was er ist in dem Kreis, den die Natur ihm bestimmt;
Wenige haben den Muth, den Kreis zu prüfen, und redlich
Zu ermitteln, wie viel er im größeren gilt."

Prüfen und praktisches Anwenden auf's sociale Leben ist eine Forderung, die man mit Recht an jede Bildungsmethode und jeden Gebildeten stellt.

Es ist anhaltende, harte Arbeit, was die Welt in einen Gottesgarten umwandelt, Flüsse überbrückt, Weltmeere durchschifft, Sümpfe in fruchtbares Ackerland und die düstern Urwälder in

freundliche Heimstätten umkehrt. Es ist harte Arbeit, was uns die Herrschaft über die Erde gibt, die Natur unterjocht und dienstbar macht und herrliche Paläste, Tempel und Städte errichtet.

In dieser Arbeit die reine Menschheit offenbaren und dem Ganzen dienen, seine Umgebung besser und glücklicher machen, heißt gebildet sein. — Es soll nicht verschwiegen sein, daß eine sogenannte classisch-literarische Bildung durchaus dazu angethan sein kann, den Geist wahrhaft zu veredeln und den Menschen fürs Leben geschickter zu machen. Allein diese bloß intellektuelle Bildung kann von sehr verschiedenem Werth sein und Brinckmann sagt sehr treffend:

„Bildung der Welt, — weg putzt sie die üppigen Zweige des Geistes;
Bildung der freien Natur schmückt sie mit Blüthen und Frucht."

Wer aber, einer alten Schulmeinung huldigend, die Aneignung gewisser Vocabeln und Phrasen für Bildung ansieht, der verkennt schon die bloße Bedeutung des Ausdrucks. Ohne Menschen- und Weltkenntniß, ohne gediegenen Charakter und gesitteten Geist, oder Veredlung des eigenen Selbst ist alles Erlernte nur todter Wust, leere Politur auf rauher Rinde, Wortkrämerei, Afterbildung, Pedanterei und Verbildung, und wenn soviel Schulphrasen jeden Ausdruck schmücken wie bei Lessings „jungem Gelehrten," so bleibt das Ganze doch nur eine knabenhafte Unbeholfenheit und leerer Dünkel. Rückert ruft mit treffenden Worten Solchen zu:

„Du bildest Falsches dir auf falsche Bildung ein;
Nie, o Verbildeter, wirst du gebildet sein."

So, wie wahre Bildung überall geschätzt wird und Anerkennung findet, so ist diese aufgespreitzte Afterbildung verhaßt. Sie ver-

blendet durch eitle Prätensionen den Jüngling sowohl wie den Mann und macht ihn in seiner Selbstgefälligkeit lächerlich vor dem allgemeinen Publikum.

Die Zeit, um sich eine entsprechende Bildung anzueignen, ist die Jugendzeit, wenn die physischen sowohl als Geisteskräfte noch im Fluß des Werdens begriffen sind und die Ansprüche des Lebens mit ihrem Ernst noch nicht die Aufmerksamkeit auf anderweitige Pflichterfüllungen so viel in Anspruch nehmen. Der Werth einer guten Bildung läßt sich mit materiellen Preisen nicht aufwiegen. Alles Andre ist und bleibt nur relatives Besitzthum; es ist nur eine äußere Errungenschaft und als solche afficirt sie nicht nothwendig das Personleben selbst. Es kann durch äußere Umstände, wie es errungen ist auch wieder abhanden kommen; der durch eigene Anstrengung dem Geiste selbst eigen gewordene, erstrebte Bildungsgrad aber ist heiliges Besitzthum des Geistes und bleibt ein persönliches Geistesgut.

Die Idee oder Auffassung, daß man nur nach vieljährigem Besuch einer Hochschule oder Universität sich eine sogenannte höhere Bildung erwerben könne, ist eine verkehrte; so auch, daß zur Erwerbung derselben, Geburt und Stand schon zum Voraus eine finanzielle Unterlage gemacht haben muß. Die erste Bildungsanstalt ist *das Leben* selbst. Die große Schule des täglichen Menschenverkehrs im commerziellen sowohl wie intellektuellen Austausch des eigenen Besitzes mit Andern. Alle Bücher- und Gelehrtenkenntnisse können nicht die praktische Weisheit des Lebens aufwiegen; noch läßt sich eine entsprechende Weltanschauung aus irgend welchem Schulcompendium lernen. Gottes Welt, Gottes Haus, die ganze Menschheit in demselben muß aus persönlicher Berührung und unmittelbarer Anschauung erkannt werden.

Schaue ferner hinaus in's bewegte Leben! Was sind die gebildeten und durchbildeten Geister, die leitend wie Riesengestalten mit der Größe ihres Geistes alle Andern überragen? Hat irgend welches Vaters reiches Erbgut diesem Leitstern seines Geschlechts diese Vollendung geistiger und sittlicher Bildung gekauft? Es gibt keinen Querweg oder Günstlingssteig zu den Höhen der allgemeinen Bildung.

Der himmlische Vater hat ein universelles Gesetz in dieser Hinsicht. Nur eine Bedingung, nur ein Vorerforderniß: Unabläßiges Streben, — harte, — ernste, — anhaltende Arbeit! Das altdeutsche Sprichwort: „Selber essen macht fett," hat hier seine volle Anwendung. Wer einen Eifer an den Tag legt, der solchen Besitzes sich würdig machen kann, der wird sein eigenes Selbst unter jeder Bedingung immerhin soweit veredeln und ausbilden, daß er eine Ehre seinem Selbst und ein Segen für seine Umgebung sein wird.

So haben Männer wie Luther, Jean Paul, Fichte, Zschokke und hundert Andere unter den Größen unsrer Nation in der Jugend durch allerlei Schwierigkeiten und Hindernisse sich hindurch kämpfen müssen; jedoch ein fester Wille, ein unermüdlicher Fleiß und eine ausharrende Geduld halfen ihnen das Ziel erreichen, und heute stehen ihre Namen auf der Ehrenhöhe der Geschichte und predigen der deutschen Jugend insonderheit und der Jugend der Welt, die sich bilden will für des Lebens Kämpfe und Pflichten — die Möglichkeit dieses Vollbringens!

„Wer noch nichts Rechtes ist, kann noch was Rechtes werden;
Doch ein Verkehrter wird sich niemals recht geberden."

Jugendgesellschafter und Jugendfreunde.

Dieses auch lerne von mir: Nie suche der Bösen Gesellschaft;
Sondern dem Guten vielmehr schließe mit Eifer dich an.
Sitze mit solchen zu Tisch, und erfreue dich trinkend und essend,
Wenn du den Guten gefällst, hast du es großen Gewinn.
Rechtliches lernst du nur von dem Rechtlichen, aber wofern du
Dich den Bösen gesellst, weichet das Gute von dir.

Theognes

Freunde niedrer Art, sie gleichen dem Erdengefäße;
Leicht zerbricht es, und schwer wird es von Neuem ergänzt.
Bessere Seelen gleichen der goldenen Schaale, die nie bricht;
Die vom Roste befleckt, ist sie und bleibt sie Gold.

Herder.

Wenn es überhaupt wahr ist, daß der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist, so ist dieses ganz besonders von der Jugend wahr. Der frohe und leichte Sinn, das munter auflackernde Wesen zuckt in allerlei Windungen durch die Schichten der gleichen Jugendkreise und bald sind einige Genossen berührt und angezogen; diese gewinnen neue Kameraden und in wenigen Tagen sind selbst in der fernsten Fremde einige Gesellschaf-

ter oder Gleichgesinnte gewonnen. Von der Umgebung und den Gesellschaftern wird man auch fast immer auf den Charakter eines Menschen schließen und in den meisten Fällen keinen Fehlgriff dabei machen.

Daß der gesellschaftliche Verkehr von großer Bedeutung für die Bildung des Geistes ist, unterliegt keinem Zweifel. Gesellschafter und Kameraden werden mehr oder weniger in einander übergehen und durch ihren gegenseitigen Gedankenaustausch sich ergänzend ausgleichen. Die steifen Formen und ein vorbedachtes Masken- und Versteckspiel mit seinem Schein wird mehr und mehr zurücktreten und das eigenste Selbst kommt zum Vorschein und demgemäß wird auch der Einfluß sein. Das ältere, vorangeschrittenere Leben kehrt mehr und mehr in sich selbst ein; bildet sich seine eigne gesellschaftliche Welt im selbstständigen Geist aus. Nicht so die Jugend

Ein Hang und Drang zum Mittheilen an Gleichgesinnte, an solche die mitempfinden und mitleben können, wohnt ihr inne. Daher die hohe Bedeutung und der große Ernst in der Wahl der Jugendgesellschafter. Tausende redlicher Jünglinge gehen jährlich in moralischer und geschäftlicher Beziehung unter, weil böse oder schlechte Gesellschaft ihnen den Weg dazu bereitete. Der Spruch: „Böse Gesellschaften verderben gute Sitten“ hat seine große Wahrheit in sich. Wenn die Gesellschafter höher gebildete, moralische edle Menschen sind, so kann es kaum ein größeres Bildungsmittel geben als sie. Der eigene Gedankenkreis wird erweitert, Anschauungen die man hat, werden entweder fester, oder verbessert, oder sogar aufgegeben, je nachdem das Licht der Gesellschafter auf dieselben in stärkeren oder schwächeren Brechungen fiel.

Der Einfluß guter und gebildeter Gesellschafter zieht naturge-

mäß empor auf den Standpunkt, auf welchem sie sich selbst befinden. So der Einfluß niederer, roher und versunkener Gesellschafter zieht herab, entsittlicht und entwürdigt, so tief, wie sie selbst stehen, und leider oft noch mehr! Gib Acht, mit wem Du umgehst! würden wir im heiligen Ernst jedem Jüngling und jeder Jungfrau zurufen. Die Jugend ist noch nicht die Lebensperiode der Selbstständigkeit, sondern des Werdens, und Folgen solcher Eindrücke die dem Charakter in jener dieswelligen Verfassung zu stark sind um ihnen erfolgreich zu wiederstehen. Von den Insassen der sämmtlichen Strafanstalten des Landes, würde man, wenn sie getreu berichteten, erfahren, daß mehr als die Hälfte davon durch böse Gesellschafter in der Jugend verleitet und auf Abwege gebracht wurden. Und wie Mancher, dessen moralische Kraft sich mit aller Anstrengung, wie in einem Todeskampfe, aus den Wogen des Verderbens herauskämpfte, muß sich mit einem Heer übler Gewohnheiten herumschlagen, die ihm seine Jugendgesellschafter aufgebürdet haben. Meide von vornherein jeden Umgang böser Gesellschafter! Das Leben ist zu flüchtig um anders als sehr wohlberechnet und ökonomisch geführt zu werden; wo Du daher nichts lernen und Dein eigenes Leben an guten Beispielen prüfen und bessern kannst, da, Jüngling und Jungfrau sei nie Dein Platz!

Aus den Gesellschaftern der Jugend werden auch die Jugendfreunde gewählt. Erstere bilden im weiteren Sinne ein Progymnasium, aus welchem man in die Schule und in den Bund der Freundschaft tritt. Die Freundschaft ist ein näheres Zusammenrücken zweier Seelen; ein Ineinanderfließen und harmonisches Zusammenklingen. Gerade so, wie bei den Gesellschaftern, und von noch weitreichernden Folgen, ist der Einfluß von Freunden in den Jugendjahren. Es ist eine gefährliche Sache für

einen jungen Mann, einen ungesitteten Menschen zum Freunde zu haben. Denn wie Herder sagt:

„Wie der Schatte früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit dem Bösen;
Stund' auf Stunde nimmt sie ab."

jedoch von guter Freundschaft sagt er:

„Aber Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatte,
Bis des Lebens Sonne sinkt."

Die Jugend ist von Natur aus zutraulich und offen, und daher die Wahl der Freunde in dieser Lebensperiode um so schwieriger. Jünglinge, die sich nie im Leben gesehen, von den Verhältnissen und dem Charakter des Andern nichts wissen, treffen von ungefähr zusammen, sprechen über eine entfernt liegende Sache einige Stunden im Feuer jugendlicher Begeisterung — öffnen sich gegenseitig das Herz — vertrauen Einer dem Andern ein paar Geheimnisse an, und — die Treuschwüre der Freundschaft sollen nun den Bund besiegeln! Jeder schätzt sich glücklich und preist das Geschick, einen neuen — und obendrein so biedern — Freund gefunden zu haben. Und was wird in unzähligen solcher Fälle aus dem gegenseitigen Freundschaftsgelöbniß? Einer bereitet dem Andern Elend und oft den Untergang!

Es ist wahr, es hängt ein idealer Zauber an der Jugendfreundschaft. Die Jugendfreunde verstehen uns in vielen Fällen besser und lassen sich eher in denselben heitern Himmel hinauflocken, in dem man selbst glücklich ist, als die Alten; — aber in den meisten Fällen fehlt die Lebensfestigkeit. Der Morgen, der sich heiter und freundlich am östlichen Himmel hinaufzieht, ist selten eine sichere Zusage, daß der Tag und Abend auch so sein werde. Wohl aber dem, der einen Freund in der Jugend findet, der

edel, treu und ein ganzer Mensch ist! Der größte Freund ist ein solcher Sterblicher. Fasse ihn bei der Hand, drück' ihn an Dein Herz, halte ihn wie einen Juwel und segne die Stunde, die ihn Dir geschenkt hat! Die ganze Armuth eines eintönigen Erdenseins wird durch einen Jugendfreund aufgehoben.

Wer sind die Glücklichen, die in jenen heiligen Stunden einer längst entschwundenen Vergangenheit mit einem Studiengenossen oder sonst einem trauten Jugendfreunde stundenlang im Freudenhimmel der Freundschaft schwelgten? Die heute auf ihren bewährten Lebensfreund schauen können als den Jüngling jener heitern Tage? Der edle Dichter Matthisson war einer dieser Glücklichen. Wie elegisch herrlich, — wie idyllisch zart sind seine Worte, die er an die Freunde richtet, die nunmehr ein halbes Menschenleben mit ihm, in trautem Einvernehmen, der Freundschaft gepflegt:

„Seit ich Euch, o Freunde, das erste Mal von Angesicht sahe, Dich, mein Bonstetten, an der Quelle des Wolfsbrunnens bei Heidelberg, und Dich, mein Salis, unter dem Schatten von Montbenon bei Lausanne, habt Ihr in Frühlings- und Wintertagen, wie Geister des Einklangs und der Liebe über meinem Leben gewaltet. Euch übergebe ich zur Weihe die Auswahl meiner Lieder, deren besserer Theil niemals entstanden wäre, wenn unsre Seelen sich nicht gefunden und erkannt hätten. Wolkenlos leuchtet uns der Abendhimmel; denn wie wir vor mehr als dreißig Jahren fühlten, so fühlen wir noch. Darum ruft eine Stimme der höheren Zukunft prophetisch uns das heilige Bundeswort entgegen: „Ewig wie heute!"

F. A. Krummacher hat eine herrliche Parabel über die Jugendfreundschaft geschrieben; sie möge hier eine Stelle finden:

„Zwei Jünglinge, Freunde, wie einst Damon und

Pythias, wandelten an einem Frühlingstage Arm in Arm in einem Walde. Laß uns hier, sprach einer zu dem andern, ein Bild unsrer Freundschaft suchen! Findet doch der Mensch so gern sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!

Siehe dort, sagte Damon, der Epheu, der sich um die junge Eiche rankt! Herrlich, und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, wie eine Tempelsäule von fröhlichen Jünglingen und Jungfrauen mit dem ersten Laube des Frühlings umwunden. Der zarte Epheu umschlingt ihn, als ob er Eins mit ihm zu werden strebte. Ohne die Eiche läg' er im Staube!" — Die Jünglinge sahen sich an und sprachen: „Schön ist das Bild, und lieblich schmückt das frische Grün den ernsten Eichenstamm. So trägt und erhebt sich der Starke, sich selbst durch Liebe veredelnd das Zarte und Schwache. So trug auf nervigem Arm der edle Herkules die kindliche Unschuld. Schöner, freundlicher Bund! — Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Siehe dort am Hügel bindet der Winzer die Rebe an den Ulmbaum! Ein kluger Verein! Das Feste trägt das Geschmeidige und Nützliche, um dem Menschen die edelste Frucht zu bereiten. So füllet er uns den Becher der Freuden! Seiet uns denn dankbar gesegnet im nützlichen Streben! — Aber ist es nicht ein Bund von Menschenhand gestiftet? sagten die Jünglinge. Sein Ziel ist Gewinn. Kann nicht auch leicht der Weinstock, mit Trauben belastet, die Zweige des stützenden Baumes zerreißen, und sein breites Laub die Blätter der Ulme ersticken? — Schön ist das Bild — es ist das des Vereins menschlicher Kräfte zur bürgerlichen Gemeinschaft, daß Nützliches daraus entsprieße. Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche! riefen die Jünglinge. — Sie standen in

dem vereinten Schatten zweier jungen Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäume an. Welch' ein herrliches Gewächs! sprachen sie. Ihre Wurzeln schlingen sich fest in einander, ihre Häupter ragen in gleicher Höhe zu den Wolken hinauf. Beide gen Himmel emporstrebend, widerstehen sie gemeinsam dem Sturm; und überwältigt er sie, sie können nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unsrer Freundschaft? fragten die Jünglinge. — Sie sahen sich an, ihre Augen glänzten und sie umarmten sich im Schatten der männlichen Eichen."

Das Band wahrer Jugendfreunde wird durch die Jahre geheiligt und gestärkt; Einer findet sich selbst im Andern und lernt den Werth des Menschen in seinen schönsten Repräsentanten. Den treuen Jugendfreund aus purer Neuersuchtssucht mit einem späteren Bekannten oder Gesellschafter vertauschen, ist in jedem Falle einer der größten Fehler des Lebens. Richtig sagt Logau daher:

„Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt für Früchte Blüthen handeln!"

Die griechischen Jünglinge bewiesen ihre Freundschaft am besten in blutiger Schlacht. Das Leben jedoch in seinem Verlauf gibt Gelegenheit genug ohnehin, daß sie sich stärken und gedeihen kann ohne Blutvergießen auf dem Schlachtenplan. Das Grundprinzip, das jede Freundschaft heiligt und ihr den Lebensimpuls gibt, ist Liebe, aufrichtige, herzliche Liebe und Freundschaft sind Geschwister sowohl in der Jugend wie im Alter. Liebe ist allein der Preis, mit welchem die Freundschaft erkauft werden kann, wo sie das Band in der Jugendfreundschaft ist und diese weiht, wird auch keine Folge des späteren Lebens das selige Verhältniß so leicht aufheben können.

Jünglinge.

Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?
Wenn er sich hält nach deinem Worte. Psalm 109, 9.

Anmuth und Würde. Muth und sanftes Gemüth, Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, gepaart mit festem, kühnem Auftreten und Lebefeuer in den Blicken! Wo sind diese Gegensätze mehr anzutreffen als beim Jüngling? Hier sind der lustige und duftige Frühling mit dem heißeren Vorsommer, der schon die Rosen hie und da entblättert zu Boden wirft und Kirschen und Beeren zeitigt, auf ein Forum getreten, um sich einander zu einer Einheit zu vermählen!

Welch' eine Gestalt erscheint uns im Jünglinge? Das vollkommenste Bild, das der Blick in dieser Erdenwelt gewahren kann! Ein Held, eben gerüstet und fertig, zu laufen den Weg. — Ein Vorwärtsdrängen, ein

Treiben und Schaffen wie es nur die alltägliche erste Lebenswelt geben und gebrauchen kann, — und doch wieder andrerseits eine Geistigkeit, eine Idealität und heitere Himmelsluft, die an lauter Sonntag und Paradies erinnert! Mit Recht setzt man auf den Jüngling ein solches Zutrauen für die Weltangelegenheiten der Zukunft. Sie sollen die künftigen Bürger, Geschäftsleute, Volkslehrer, Regenten und Gesetzgeber sein. Sie sollen, wenn wir nicht mehr sind, sich die Welt theilen und sie vollends zu einem Garten Gottes machen. Sie sollen mit den Errungenschaften und Kapitalien der Väter fortwirken und fortwuchern. Alles bleibt in ihren Händen. Die Familie der Zukunft — der Staat — die Kirche — die Welt. — Sie sollen tüchtig werden, nicht nur selbst ihren Platz männlich zu behaupten, sondern weiter dringen, — mehr Land der Finsterniß und Unwissenheit entreißen um es dem Lichte des Ewigen zugänglich zu machen. Die heiligste Aufgabe auf Erden: den geoffenbarten Willen des Höchsten der Nachwelt zu verkünden und sie den Weg zum Himmel zu lehren, wird ihnen gestellt. — Ja man könnte fragen: Was bleibt zu thun übrig, daß man nicht in irgend welcher Beziehung von den Jünglingen abhängig macht? —

Ist die Auffassung vielleicht unberechtigt? Erwartet sie zu viel vom Jüngling in seinem künftigen Mannesalter? O nein! Wir erkennen die Würde eines jungen Mannes und haben ein großes Zutrauen zu ihm. Frage unsre ergrauten Volkslehrer, frage jenen Vater und jene Mutter, wer soll diese oder jene Stellung des praktischen Lebens ausfüllen? „Jener Jüngling," ruft Ersterer; „dieser mein Sohn," sagen die Letzteren. O Jüngling, willst Du diese Hoffnungen durch ein ungeziemendes Verhalten alle zertrümmern?! Diese Erwartungen rauh zu Boden werfen und unerfüllt lassen? Richte die Frage: Was

soll meine Lebensstellung sein, und wie kann ich ihr genügend Rechnung tragen?

Es ist ein großes Vorrecht, ein Jüngling, ein junger Mann zu sein. Die frühe Jugend mit ihren unbewußten Kinderträumen liegt in der Vergangenheit; die Schule und Schulzeit ist ganz oder größtentheils durchlebt und das Leben mit allen seinen Vorrechten liegt wie eine ausgebreitete Oase vor den Blicken. Der bejahrte Mann fühlt das Feuer des Muthes und der Herzhaftigkeit unter der Asche des niedergebeugten Alters verglimmen, fernere Unternehmungen und Pläne werden nicht mehr gewagt, der Spruch des Weisen: „Es ist Alles ganz eitel unter der Sonne!“ wird mehr und mehr erwogen. — Der rüstige Mann auf der Mittagshöhe seiner Erdenbahn, mitten unter seinen Plänen und Entwürfen, im Unternehmen und Geschäftsverkehr, schaut unwillkürlich vor sich hin und sieht, daß nunmehr sein Weg die zweite Hälfte des Lebens ausmißt. Es geht, — wenn auch anfangs nur langsam, doch nach und nach schneller dem Ausgang entgegen! Ein Vorsatz nach dem andern wird aufgegeben, ein Wunsch nach dem andern bleibt unerfüllt und kein neuer entsteht mehr in der Brust an dessen Stelle. So gleitet auch das feste Mannesalter gemessenen Ganges dem abendlichen Abhange des Lebenshügels zu. Anders der Jünglig. —

Tausend Entwürfe mögen täglich in Trümmer sinken, der schaffende Genius des Lebens setzt fünfzehnhundert neue auf den Schutt der alten. Neuer Muth und neuer Strebegeist schwellt die Brust und an ein Verzagen ist nicht zu denken! Die Kräfte sind am Zunehmen. Was der Jüngling heute nicht kann, mag er morgen können; was in der Gegenwart noch nicht ganz ausführbar erscheint, wird vom Lichte der Zukunft so beschienen werden, daß es klar vor den Blicken liegt. Der Jüngling sieht

die Zukunft in seinem Bereich, er kann trotz allem Vorwärtsdrängen und Eilen doch hoffen und warten. Die Zeit, der spielende Engel des Lebens, der ihm heute nicht hold ist, wird ihm morgen günstig und gewogen.

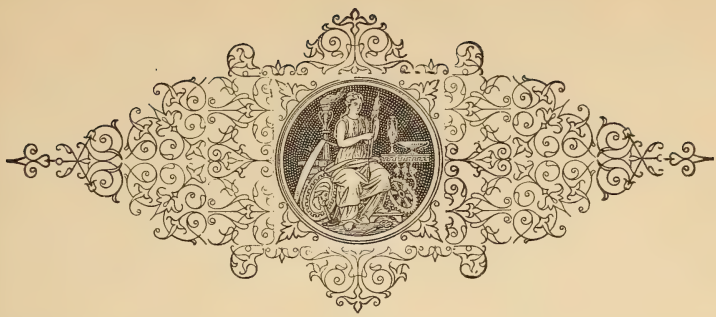
Der Jüngling heute ist auch besser ausgerüstet, als die Väter es in ihren Jünglingsjahren waren. Die Weltentwiklung und der Kulturfortschritt stehen heute auf einer Höhe, die die Väter nicht geahnt haben. Die gesellschaftlichen und commerziellen Verbindungen haben große Verbesserungen erfahren, der ganze Geschäftsverkehr ist erleichtert und neue Güterquellen und Schatzkammern der Menschheit eröffnet. Die neusten großartigen Erfindungen stellen in wenigen Minuten eine Verbindung her, die in den Jugendtagen der Väter, Tage und Wochen in Anspruch nahmen. Eisenbahnen und Dampfschiffe stürmen rastlos daher und füllen die Waarenlager mit aus- und inländischen Produkten nach Belieben. Der ganze Weltverkehr ist ein neuer geworden! Dieses alles sind Güter, die dem Jünglinge zu Gute kommen.

Auf dem christlichen Gebiete des Forschens und Vorwärtsdringens sieht es gleichfalls unendlich besser aus, als die Väter es vorgefunden haben. Wahrheiten, die nur der fromme Glaube als solche festhielt, die aber sonst von Tausenden als unerwiesene und oft als unerweisbare Thatsachen ausgeschrieen wurden, sind heute durch neue Entdeckungen und Funde auf die allerstrengste wissenschaftliche Weise bestätigt. Erdtheile und Ländergebiete, die noch erst vor wenig Jahren unzugänglich waren, sind heute der christlichen Mission geöffnet und im Frieden und ohne Gefahr, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten wird das Evangelium in diesen Ländern gepredigt. Die ganzen Umstände sind neu und besser geworden. Man denke auch nur fünfzig

Jahre rückwärts und stelle einen Vergleich mit heute an. Welche Fortschritte! Dieses Alles sind Kapitalien, die dem Jüngling heute als reife Frucht von selbst in den Schooß fallen. Sollte man da nicht alle Hoffnungen auf ihn gesetzt, als berechtigt ansehen? —

Jedoch, je größer die Vorrechte um so größer die Gefahr vor Mißbrauch derselben; um so größer auch die Verantwortlichkeit. Daß auch unsere heutigen Jünglinge in großer Gefahr sind, und auf der Hut sein müssen, — wer will das bestreiten? Es weht ein sonderbarer Luftzug durch die Geschichte unsrer Tage. Der große Erfolg auf allen Gebieten des Wissens und Handelns, hat Selbsterhebung und Dünkel erzeugt und eine Genie- und Menschenvergötterung auf den Altar der Verehrung gebracht. Und um wen wirbt und buhlt dieser Zeitgeist mehr, als um den Jüngling? So herrscht andrerseits große Gleichgültigkeit für höheres Streben und ernstere Dinge als das pomphafte „Erfolgerzielen" auf materiellen Gebieten. Der Jüngling ist in Gefahr, diese äußere glänzende Schaale zu preisen und den Kern, der allein dem Leben eine wahre Weihe und einen rechten Werth gibt, zu vergessen.

Religionslosigkeit und Ehrfurchtslosigkeit vor Gott und seiner Sache ist eine Zeitkrankheit, die, wenn sie sich auf den Jüngling überträgt, ein ganzes Geschlecht in seinen edelsten Repräsentanten verderben kann! Der vielen andern Jünglingsgefahren hier nicht zu gedenken. Jüngling mache Ernst mit dem Leben! Nütze Deine Vorrechte, beute Deine Gelegenheiten aus zur Ehre Gottes und zu Deinem und Andrer Besten. Bist Du unter der Zahl Derjenigen, von denen Johannes schreibt: „Ich habe euch Jünglingen geschrieben, daß ihr stark seid und das Wort Gottes bei euch bleibet, und den Bösewicht überwunden habt!



Beschäftigung und Lebensberuf.

„Herr was willst du, daß ich thun soll?"
Paulus.

Jeder Jüngling muß an sich die Frage richten: Was soll meine Beschäftigung für's Leben sein? In welchem Fache oder Berufe kann ich am meisten nützen? Es ist Keiner soviel ein Günstling des Geschickes, daß er es von vornherein als selbstverständlich ansehen kann, das Leben müsse ihm soviel Reingewinn als schuldigen Tribut abwerfen, ohne daß er etwas Nützliches in irgend einem Zweige des Verkehrs oder nützlichen Strebens selbst leistet. Die alten Hebräer sind darin als gutes Beispiel zu betrachten, daß sie ein besonderes Handwerk als Erwerbszweig für das tägliche Fortkommen so hoch hielten, daß sie selbst dem Gelehrtenstande es angemessen fanden, nebst der Gesetzesforschung und Pflege der Wissenschaft, einen sondern Lebensberuf, ein Handwerk noch nebenbei zu ergreifen.

„Handwerk hat einen goldnen Boden" sagt ein deutsches Sprichwort. Der Jüngling, der in's Leben hineinsteuert ohne

zu wissen wohin, oder was seine besondere Beschäftigung sein soll, ist ein Schiff auf offener See ohne Ruder und Kompaß. Die große Oekonomie Gottes in der Natur ist so eingerichtet, daß nichts Müßiges und nichts Ueberflüssiges da ist. Der kleinste Käfer, der im Grase schwirrt, sowohl als das schlanke Pferd, das den Reiter im Getümmel der Schlacht trägt, hat einen Seinszweck. Alles sucht sich in seiner Sphäre nützlich zu machen und die Aufgabe zu lösen, die der Schöpfer ihm gestellt hat. So der Mensch.

Das Leben in seinen mannigfachen Verbindungen hat Raum für Jeden seine Pflicht besonders zu thun. Keiner soll am Markt müßig stehen und nachträglich sagen: Es hat mich Niemand gedinget. Das große Speisehaus Gottes muß Allen einen Unterhalt gewähren und darum ist auch für Jeden Gelegenheit diesen Unterhalt durch eigene Beschäftigung zu erschwingen. Die Natur und Vorsehung hat dem Manne ganz besonders zur Pflicht gemacht, daß er handelnd und schaffend in's Leben eingreife und ein freundliches Heim, ein Asyl für sich und die Seinen errichte. Schiller singt sehr richtig:

„Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen, — —
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus."

Im Herbste, wenn die Blüthen rar werden, sieht man die Bienen ihre Drohnen tödten und hinaustragen, weil sie den Honig aufzehren, den sie nicht gesammelt haben. Auch die menschliche Gesellschaft wird mehr oder weniger abgeneigt sein, ein frohes und genußreiches Dasein zu gewähren dem, der selbst nicht dazu beiträgt, den Wohlstand der Gesellschaft durch eigene

Anstrengung zu heben, sondern als Müßiggänger und Drohne ohne Beschäftigung leben will.

Ohne Beschäftigung verkümmert der Mensch; seine Natur bleibt unveredelt, sie verthiert und Gott selbst kann nicht seinen Zweck an der Menschheit erreichen. Entsprechende Beschäftigung wirkt bildend auf den Menschen und hilft zu einer normalen Entwicklung seiner Fähigkeiten. Ganze Nationen, die ihrer trägen Natur wegen bekannt sind, versumpfen in materieller und geistiger Stagnation. Sie werden abgestumpft und verlieren den Halt an den Fortschritten der Zeit und Elend und Armuth sind die unausbleibliche Folge. Da der Schöpfer diese Creatur und Pflanzenwelt in's Sein rief, gab er einer jeden Art einen Auftrag, den sie vollführen sollte um sich selbst zu erhalten und zu entfalten, so auch dem Menschen. Beschäftigungslose und arbeitsscheue Menschen sind die Parasiten oder Schmarotzer am Baume der Menschheit; man verabscheut und verachtet sie und sie selbst fühlen sich als ein Auswurf der Gesellschaft. Was gewährt einen betrübenderen Anblick, als eine Gruppe junger Männer ohne Beschäftigung schmutzig und zerlumpt an den Gehegen der Landstraßen herumlungern? „Müßiggang ist aller Laster Anfang" ist heute so wahr, wie jemals.

Die riesenmäßige Maschienerie des Geschäfts- und Weltverkehrs hat tausendfach, verschiedene Verbindungen und gibt daher nicht nur Beschäftigung auf die verschiedenste Weise, sondern bietet auch jedem *seine* Beschäftigung; einen Beruf, der ihm zusagt, und in welchem er glücklich und erfolgreich sein kann. Daß es aber wenig ernstere Schritte im Leben des Jünglings geben kann, als die Wahl eines besonderen Berufs, ist einleuchtend. In diesem Berufe will er sein Glück machen, auf den Reingewinn desselben sein Dasein, und sogar das Dasein Andrer grün-

den. Wie nun, wenn er Jahre lang in der Vorbereitung für diesen Beruf zubringt, die besten Jahre seines Lebens dieser einen Idee geopfert, und am Ende ausfindig machen muß, daß sein Beruf ein verfehlter war! Traurig in der That!

Es ist eine der trübseligsten Erscheinungen des geschäftlichen und amtlichen Lebens für Jemand, mit den Verantwortlichkeiten und Pflichten eines Amtes ringen, das man sich als Lebensberuf ausersehen, und doch im Geringsten keinen Erfolg zu erzielen. Dieser Unglücklichen und Halbgescheiterten hat es nicht wenige; sie begegnen uns auf der Straße, wir sehen sie auf dem Katheder, auf der Kanzel, in der Werkstatt, hinter dem Ackerpflug. Um in irgend einem Beruf Erfolg zu haben, sind gewisse Vorerfordernisse nöthig. Wenn die alten Lateiner schon sagten, daß die Dichter nicht gemacht, sondern *geboren* werden, so ist diese sprichwörtliche Wahrheit auch auf den Lebensberuf eines Jeden mehr oder minder anwendbar. Wie erkennt der Jüngling seinen, ihm entsprechenden Beruf?

In vielen Fällen wo Erfolglosigkeit sichtbar ist, haben Freunde, Eltern oder Vormünder die Wahl des Berufs für den Jüngling besorgt. Der Vater hat eine gewisse Neigung für irgend ein Fach das entweder eine „Milchkuh" zu werden verspricht, oder doch Ehre und Würde verleiht und da seine Finanzen oder Freundschaften gerade so weit reichen, daß man dem Herrn Sohn diese Stellung verschaffen könnte, so wird beschlossen, dies muß der Sohn ergreifen! und siehe da — Enttäuschung und Erfolglosigkeit ist das Resultat! Oft sind auch beim jungen Manne selbst Ehrsucht und Ambitionen das zu Grunde liegende Motiv das ihn zu diesem oder jenem Beruf bestimmt; und das Ergebniß ist wie im ersten Falle.

Um den rechten Lebensberuf zu ergreifen ist höchst nothwendig,

daß der Jüngling auch den „innern Ruf" die Adaption, die Neigung, Lust und Liebe dazu habe. Ohne Neigung und Liebe ist keine Widmung und Hingabe an solchen Beruf möglich. Es muß Etwas vorhanden sein, das anspricht, Reiz und Schönheit enthält und damit alle Thätigkeit und Fähigkeiten herauslockt um die Aufgaben die damit verbunden sein mögen zu lösen. Ein altes Sprichwort sagt:

„Lust und Lieb' zum Ding
Macht alle Müh' und Arbeit gering!"

Um irgend einen Beruf so zu betreiben, daß tüchtige Leistungen die Wahl rechtfertigen, ist es nöthig daß man ihn nicht für ein paar Tage oder Jahre mit Begeisterung aufgreife, und dann fallen lasse, sondern, daß genügende Liebe und Neigung dazu vorhanden sei, um ihn mit Ausdauer zu betreiben. Die erfolgreichsten Geschäftsleute und tüchtigsten Fachmänner waren diejenigen, die ihrem Beruf mit Treue und Ausdauer sich hingaben, bis sie endlich die reife Frucht ihrer Bemühungen sahen. Natürliches Geschick und gewissermaßen angeborene Anlagen sind ferner nicht zu übersehen. Der Wille und die Liebe zu einer Sache mag schätzenswerth sein, aber immerhin nicht vermögend, natürliche Mängel aufzuwiegen oder gut zu machen.

Lichtenberg, der berühmte Satyriker, hatte große Neigung und Liebe zur Musik und brachte es dennoch in dieser schönen Kunst nicht weit. Er ist wohl im Ernste, wenn er uns sagt: „Ich würde es vergeblich versuchen, mit Worten auszudrücken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abend, ‚In allen meinen Thaten' u. s. w. recht gut pfeife, und den Text dazu denke. Wenn ich an die Zeile komme: Hast du es beschlossen u. s. w., was fühle ich da für Muth, für neues Feuer, was für Vertrauen auf Gott! Ich wollte mich in die See stürzen

und mit meinem Glauben nicht ertrinken, mit dem Bewußtsein einer einzigen guten That eine Welt nicht fürchten." Solche musikalische Anlage, so erregbar für die Welt der Töne, und doch sagt er: „Ich verstehe von Musik wenig, spiele gar kein Instrument, außer daß ich gut pfeifen kann!"

Am allernachtheiligsten und gefährlichsten ist es, wenn junge Leute ohne Ruf und Anlage in allgemeine Lehr- und Unterrichtsfächer sich hineindrängen. Nicht nur sind sie hier sich selbst im Wege des Fortschritts und Erfolges ein Stein des Anstoßens, sondern auch ihre Pflegebefohlenen müssen darunter leiden und die Folgen des ganzen Mißverhältnisses tragen. Kein Beruf ist jedoch einer so großen Gefahr diesbezüglich ausgesetzt, als der geistliche Stand; das Predigtamt. Eine fromme Gefühlsanwandlung, ein guter Wille, eine Neigung und Lust das Gute zu thun und die allgemeine Sache des Christenthums zu fördern, das freundliche Zureden andrer Gutgesinnten, Unschuldigen aber Einsichtslosen kommt noch dazu und — die Wahl ist gemacht! Der „Ruf" ist erfolgt, er muß von Gott sein, denn wer sonst würde sich um diese Sache annehmen — und somit ist aller fernere Zweifel ausgeschlossen. Der Erfolg aber rechtfertigt den Schritt nicht, es wird eine Last für den jungen Pastor sowohl als für die bedauernswerthe Gemeinde.

Der Kirchenvater Chrisostomus nahm diese heilige Sache unvergleichlich ernster. Bekanntermaßen floh er in die Wüste und wich der Bischofs- oder Priesterweihe aus, erkennend seine eigene Untüchtigkeit zu dem wichtigen Beruf. Zu seiner Rechtfertigung sagt er unter Anderem Folgendes: „Dann auch, falls es sich handelte um die Wahl zu einer Feldherrnstelle, und es zögen die zur Verleihung der Würde Berechtigten einen Schmied oder Schuster oder einen ähnlichen Handwerker aus dem Dunkel

hervor, und übertrügen ihm die Leitung des Heeres, möchte ich einen solchen Wicht wahrlich nicht loben, wenn er nicht flöhe und Alles aufbieten würde, um sich nicht in's augenscheinlichste Unglück zu stürzen. Denn reicht es schon hin, den Namen eines Hirten zu führen, und das Amt, ohne alle Gefahr, so obenhin zu verwalten, dann möge mich Jeder nach seinem Belieben der Ehrsucht beschuldigen.

Wenn aber Derjenige, welcher dieses sorgenvolle Geschäft übernimmt, zuvörderst keine außerordentliche Gnade Gottes, dann eine tiefe Einsicht, einen erprobten Charakter, einen reinen Wandel und eine mehr als menschliche Tugend besitzen muß, dann wirst du mir doch verzeihen, daß ich mich nicht unbesonnen in's Verderben zu stürzen gewillt bin. Denn gäbe mir Jemand den Auftrag, ein gewaltiges Lastschiff, das mit unzähligen Ruderknechten bemannt, mit den köstlichsten Waaren vollauf gefüllt ist, über das Aegäische oder Tyrrhenische Meer als Steuermann zu lenken, so würde ich beim ersten Wort mich stemmen; und fragte mich Jemand warum, so gäb' ich ihm zur Antwort: Damit ich das Schiff nicht versenke. Da nun hier Niemand Diejenigen tadelt, die dabei große Vorsicht gebrauchen, obgleich der Verlust nur zeitliche Güter betrifft, und höchstens die Gefahr des leiblichen Todes zu fürchten ist; werdet ihr mir nicht feindselig zürnen, daß ich mich nicht unbedachtsam in den unseligen Ocean eines Amtes hineingestürzt habe, wo die Gescheiterten nicht in das Meer, sondern in den Feuerschlund fallen."

Das ist, was auch sonst eingewendet werden mag, richtige Erwägung der hohen Bedeutung und Heiligkeit dieses wichtigen Berufes. Mancher der heute ein erfolgloser Seelsorger und Kanzelredner ist, wäre ein tüchtiger Handwerker oder Geschäftsmann geworden, und mancher Bauer, der die Kunst des Ackerbe-

stellens und gute Viehzucht zu treiben nie lernt, und folglich mit Noth und Mißerfolgen kämpft, wäre ein tüchtiger Arzt oder Jurist geworden; und der Arzt, der ein Fünftel seiner Patienten jährlich in's Grab wirft, die sonst mit wenig Sachkenntniß in einigen Tagen hätten hergestellt werden können, wäre vielleicht ein geschickterer Zimmermann oder Tischler geworden.

Es ist eine irrige und kranke Anschauung, wenn man meint, irgend ein höheres Berufsleben ist ehrenhafter und verschafft ein besseres Fortkommen, als manches andere einfache Geschäft, zu dem man mehr Anlagen hat. Nicht der Beruf soll den Mann adeln, sondern der Mann muß den Beruf ehren dadurch, daß er ein Exempel von Geschicklichkeit und Kunstfleiß an den Tag legt. Jeder Beruf, jedes Handwerk hat seine besondere Weihe, vorausgesetzt, daß es ein ehrliches ist und treulich betrieben wird. Die Welt im Allgemeinen hält uns nicht sowohl für die Wahl unseres Lebensberufs verantwortlich als für die Art und Weise wie wir in demselben Beruf Tüchtigkeit und Erfolg offenbaren. Cäsar hatte nicht so ganz verkehrte Ansichten vom Leben, wenn er sagte: „Ich wollte lieber in einem kleinen Dorf der Erste als der Zweite in Rom sein."

Jeder ist für Etwas besonders geeignet. Die größten Geister aller Jahrhunderte waren nur so groß in einem besonderen Fache. Sie erkannten ihre Neigung und folgten derselben und das Ergebniß rechtfertigte den Schritt. Goethe hat sich auch auf Naturwissenschaft und Malerei gelegt. Allein der Naturforscher und der Maler Goethe sind von keiner sonderen Bedeutung für das deutsche Volk und diese Wissenschaften geworden; während hingegen der Dichter Goethe als Fürst der Dichter dasteht. Jüngling, was soll Dein Lebensberuf sein? Steure nicht ziellos der Zukunft entgegen; lege ein Fundament,

worauf Du Deines Lebens Fortkommen und Glück gründen kannst. Erwäge aber weislich, wofür Gott und die Natur Dich bestimmt haben. Wenn Du dieses ermittelst, so laß Dir von keinen Widerständen das Ziel Deiner Wahl verrücken!

Jungfrauen.

Ein Zauber der Jugend und Schönheit
Umlächelt ihre Gestalt,
Es strahlt von ihrem Auge
Der Unschuld süße Gewalt.
Und sie blicket auf zum Himmel,
Ihre Wangen glühen hoch —
Rosen gleich sind ihre Wangen,
Welche unter Lilien prangen;
Aber höher glüh'n sie noch.
Ist es Andacht? Ist es Demuth?
Ist es sehnsuchtsvolle Wehmuth?
Ihr Gesicht umdüstert sich.
Thränen in dem Aug des Kindes? —
Wär' ich doch ein Hauch des Windes,
Frommer Thau, dich küßte ich!

Busch.

ie Frau in ihrer Jugendschöne, — die Jungfrau ist das herrliche Bild, das unsern Dichtern in ihren schönsten Poesien vorschwebt; und wo wäre wohl auch auf Erden eine Gestalt, ein Wesen zu finden, welches an Schönheit und Grazie diese „Erdenfee," die Jungfrau, übertrifft? Die Natur in ihrer verklärten Fülle und die Geistigkeit

in ihrer sanftesten Erscheinung, ohne Aufregung und Leidenschaft zu einer zarten Einheit verwebt. Der Schöpfer hat sichtbarlich das Weib in Mittheilung dieser Ausstattung dem Manne vorgezogen. Der Mann ist auf seine schaffende und jagende Kraft, auf das Walten seines Geistes angewiesen, die Frau bezwingt durch ihre Schönheit. Die Schönheit des Weibes aber in ihrer *vollen Reinheit* und ihren Reizen ist der Jungfrau verliehen.

Unsere Aesthethiker wissen viel von Schönheit und dem Reiz des Schönen zu sagen, aber wo finden sie irgend welche Erscheinungen und Formen, in denen das Schöne reiner und idealer auftritt als in der Gestalt der Jungfrau? d. h. wenn eine sittliche und tugendhafte Seele die üppige Form, die in sanften Wellenlinien und eleganten Zügen dem Auge sich darstellt, beherrscht. Die Schönheit, die durch keine Leidenschaft und niedere Gesinnung entweiht ist, verschafft sich Geltung und findet Bewunderer. Es ist ein verjährter Mönchswahn und Aberwitz sie sogleich, wo man sie erblickt, mit Hochmuth und Gefallsucht zu verbinden. Alle Schönheit ist Gnadengeschenk Gottes, wie Gesundheit und Leben.

„Es hat noch etwas Anderes und Höheres mit der menschlichen Schönheit zu bedeuten, als eine bloße Formenharmonie. Schönheit ist die Erscheinung der Gottheit, der Einklang zweier ineinander bewegten Welten; das Jenseits im Diesseits, die Inkarnation aller Mysterien des Himmels und der Erde. Es sind nicht die Formen allein, es ist der heilige Geist Gottes, der frei entbunden, in und über den Formen spielt; es ist der Himmel, der über dem Antlitz leuchtet, es sind die Engel Gottes, die aus den Augen blicken, der heilige Genius der Menschheit, der aus der Geberde strahlt.

Schönheit ergreift so allgewaltig, als ein höchstes, heiliges Prinzip der Existenz, als die Ur- und Grundform, in welcher alle Formen des Lebens versöhnt und zur absoluten Welthar-monie in Eins gebildet sind. Im schönen, im vollkommnen, ge-bildeten und entwickelten Menschen, erfaßt der innere und der äußere Sinn alle Formen und Prinzipien der menschlichen Bil-dung, die ganze Weltschönheit, die Symbolik der menschlichen Gestalt, ihre göttliche Abbildlichkeit. Jede wahrhaftige Schön-heit sieht uns so geisterfremd, und doch zugleich so menschlich be-kannt, so gottvertraut, wie der Sternenhimmel an.

In der Menschenschönheit spiegeln sich unsre Paradiese, unsre Kinderträume, unsre Jugendliebe und Leidenschaft, all' unsere Himmel und Seligkeiten; wir lesen und wir glauben in einem schönen Antlitz Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Schönheit empfinden ist Heiligung, Andacht, ist eine Naturreligion, ist Dichtung, ist ein beseligender Traum, der uns zur Urschöne der ersten Menschen zurück versetzt; zu Adam und Eva in's Para-dies! Diese Züge, diese Schönheit, diese ganze Himmelsgestalt gehört jeder Geliebten, jeder Jungfrau, wenn ihr Geliebter sie anblickt."

Schönheit ist die Zierde und der Segen der Jungfrau aber auch leider in vielen Fällen der Fallstrick, in dem sie gefangen wird und elend zu Grunde geht. Wenn Gefallsucht einschleicht, und Hochmuth die Seele zerfrißt in Kleidung, Geberde, Hang, Haltung und überall soll ein höchstes Ideal des Gefälligen und Schönen angestrebt werden, dann sieht man oft statt der früheren, blühenden Jungfrau, eine aufgestutzte, überornamentirte, mit allerhand Behängseln und Ziererei beladene Modenärrin! Einen niedlichen Putzaffen, der allen Auffälligen nachahmt, um die Auf-merksamkeit zu erregen; die Person und die Würde der natürli-

chen Erscheinung tritt zurück, wird verschmäht und zurückgedrängt und statt ihrer tritt ein buntgeflickter Wirrwarr in den Vordergrund, der ohne Charakter und reellen Menschenwerth von irgend einem bemalten Zierpüppchen getragen werden kann.

Diese „Aushängeschildlein" sind das Wappen des Charakters, der Inbegriff des Schönen und Werthvollen nach der Auffassung der Trägerin. Das Inhaltsregister von dem eignen Personbuch seiner Lehren und seines Glaubens, und Lebens. Eine Encyclopädie die das Denken, Wollen und den Bildungsgrad des Individuums genau im kleinen Detail enthält. Die Jungfrau ist die künftige Gattin und Mutter, und von ihrem Gebahren in den Jugendjahren, wird man zimlich genau auf die Zukunft schließen können.

Kaum dürfte aber Etwas zu finden sein, das die Jungfrau für ihren künftigen Beruf mehr untüchtig macht, als diese Ziererei und Putzsucht. Es lenkt das Gemüth von ernsten und nützlichen Gedanken auf Tändelei und äußern Flitter. Es läßt wahre weibliche Würde vergessen und spornt das Gemüth in seinem Fühlen und Wünschen an am Oberflächlichen Gefallen zu finden. Ein stolzer Sinn, eine verzerrte und unnatürliche Ansicht vom Leben ist die Folge und letztlich ein systematisches Voranschreiten zur Verarmung auf dem Wege der Verschwendung und Verthuerei.

Das Leben im Familienkreise ist in vielen Hinsichten ein rein praktisches, ohne irgendwelche romantischen Ideen und unnatürlichen Ideale. Nur in gut geführter Wirthschaft und wohl eingerichteter Häuslichkeit kann die Frau ihren Himmel auf Erden bauen und daher ist ein Haupterforderniß, daß die Jungfrau bei Zeiten dem Modeputz und der angestammten Thorheit die in allerhand Neuerungsmoden sich offenbart, entsagt. Ihre

Schönheit sei ein frommes Herz, ein tugendhafter Sinn. Und ihr Putz nach Pauli Wort: „Sie kleide sich säuberlich mit Scham und Zucht."

Dieses sind Reichthümer, die Werth haben, und die bleiben, wenn äußere Schönheit wie die Rose verblüht ist und die Reize wie Herbstlaub wegfallen. Daher wird auch jeder anständige, denkende Mann seine Achtung jeder Jungfrau, die diese Eigenschaft hat, nicht versagen. Die übliche Unsitte des Schminkens ist in unsern Tagen zur lächerlichen Höhe gestiegen und jeder redliche Mensch will doch wohl zuerst ein ehrliches freies Gesicht am Nebenmenschen sehen. Wie nun aber, wenn er durch eine dicke „Farbenübertragung" schauen muß, um den Menschen zu sehen! — — Wo eine schöne Seele und ein zartfühlendes Herz ist, wird die wahre Würde und Schöne sich stets Geltung verschaffen und Anerkennung finden, ohne "Schminke und Firniß!"

Die Conversation und das Benehmen einer Jungfrau verdienen ferner eine genügende Beachtung. Die Sprache offenbart mehr den Inhalt des Herzens als sonst etwas. „Weß das Herz voll ist, gehet der Mund über." Wo eine offene, freie — vielleicht an's Vermessene grenzende Unterhaltungslust in einer Jungfrau anzutreffen ist, da ist man nicht gerne zu Hause. Die rechte Jungfrau ist zurückgezogen und bescheiden; „ihre Rede ist lieblich und gewürzt." Sie hält sich frei und fern von Allem, das an Plauderei grenzen könnte. Alles Heilige stellt sich nicht jedem Gaffer frei in den Wurf oder trägt sich nicht ohnehin aus purer Ueppigkeit zur Schau. Hinter den duftigen Schleier des Geheimnißvollen verbirgt es sich und läßt sich nur ahnen und vom Edlen erkennen und glauben. So die rechte Jungfrau.

Ihr Geschrei ist nicht auf den Gassen zu hören; sie wirket und

schafft Frommen in ihrem bescheidenen Zirkel. Wohl der Jungfrau, die diese Kunst frühzeitig übt; die dem Vergißmeinnicht gleich nur an der stillen Quelle blüht, sich dem Haufen gedankenloser Begaffer entzieht um den einsamen Wandersmann zu erfreuen. Wohl dem Jüngling, der dieses Kleinod findet und es als kostbare Perle besitzen und *sein* nennen kann!

Weibliche Bildung.

Die Wissenschaft der Frauen muß sich, wie die der Männer, nach ihren Geschäften richten, und so muß der Unterricht für sie die eben angeführten Dinge betreffen.

Fenelon.

Viel wird in unsern Tagen von Frauenbildung gesprochen und geschrieben. Die Einen wollen sie zu einer Küchenmagd, zu einem bloßen Stubenmenschen herabdrücken, die Andern wünschen sie auf allen Academien des Wissens mit Männern wetteifernd zu sehen. Nach Ersteren soll sie nicht für sich denken können, nur insoweit als das Erkennen des Willens ihres Mannes, als Gebieters angeht; nach Letzteren steigt sie um so höher in der Scale der Menschheit, jemehr sie Philosophie, Naturwissenschaft, Diplomatie und Politik bemeistert hat, um mit dem Herrn Gemahl Abends über die neusten politischen Tagesereignisse plaudern, — wenn nicht gar debattiren zu können.

Daß in unsern Tagen in den Bildungsgang und die Bildungs-

[illegible] & Printed by Illman Brothers

Das Landmädchen.

weisen viel verkehrte Methoden und unrichtige Auffassungen überhaupt einschleichen, wer weiß das nicht! Die Verkennung des Lebenszwecks und der Lebensaufgabe liegt aber fast in jedem Falle diesem irrthümlichen Verfahren zu Grunde. Wahre Bildung soll der Mann und das Weib haben, denn ohne diese ist Jedes ein Barbar. Was aber ist diese wahre Bildung im Allgemeinsinn? Wir antworten: Veredlung des eigenen Selbst in solchem Sinne, daß man dem Zweck seines Seins besser genügen und die einschlägigen Lebensaufgaben besser lösen kann. — Der Beruf des Mannes ist einer, — der Beruf der Frau ein anderer. So hat Gott es geordnet, so scheidet die Natur es heute. Unsre Zeit ist eine zu schnelle und stürmische, als daß sie gestatten könnte, ohne Nachtheil eine umfassende Verallgemeinerung anzustreben. Jeder muß seine Kräfte zusammenraffen, auf einen Punkt, auf den eigentlichen Lebensberuf soviel wie möglich conzentriren um diesem Beruf nach heutiger Auffassung genügen zu können.

Je heiliger und größer dieser Beruf ist, um so schwerer wird sich jede Vernachlässigung desselben in der Folge rächen. „Der Mann hat einen hohen Beruf; die Frau einen höhern.“ Sie ist zur Pflegerin und Mutter des Geschlechts bestimmt und gerade in soweit als *sie* leidet, leidet die ganze Menschheit. Der Mann muß hinaus in's wogende Leben, sein Beruf ist in der Welt, dort will er seine Ideale verwirklichen.

„Aus der Unschuld Schooß gerissen
Klimmt zum Ideal der Mann,
Durch ein ewig streitend Wissen,
Wo sein Herz nicht ruhen kann;
Schwankt mit ungewissem Schritte,
Zwischen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die schöne Mitte,
Wo die Menschheit fröhlich weilt.“

Der Beruf der Frau ist in der umschränkten Häuslichkeit, — in der Familie. Hier soll sie Mutter, Wärterin, Herrscherin, hier soll sie Alles sein.

„Hier in kindlich unschuldiger Hülle
Birgt sich der hohe geläuterte Wille
In des Weibes verklärter Gestalt.
Aus der bezaubernden Einfalt der Züge
Leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege,
Herrschet des Kindes, des Engels Gewalt."

Wir bezeichneten oben die Familie, dieses Herrschgebiet der Frau, als „des Lebens Pflanzschule," und hier wiederholen wir die Bezeichnung. Wie aber, wenn die leitende Hauptperson in dieser Pflanzschule ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist? Müssen nicht darunter alsdann alle Glieder der Familie leiden? Und wer will den endlichen Schaden berechnen, der aus diesem ersten erwächst? — Wer daher meint, die Frau bedürfe keiner guten, entsprechenden Bildung, verkennt die hohe Aufgabe der Frau und begeht einen großen Irrthum. Was lastet nicht Alles auf der Frau?! —

„Sie soll die Kinder erziehen; die Knaben zu einem gewissen Alter; die Mädchen bis sie verheirathet werden; sie soll die Bedienten regieren, über ihre Sitten wachen und über ihren Dienst; die ganze Ausgabe besorgen, sparsam und anständig, u. s. w. Wie viel Verstand und Unterscheidungsvermögen ist ihr nicht noth, um die Anlage und das Naturell jedes ihrer Kinder kennen zu lernen, um zu finden, wie sie sich am besten mit ihnen zu benehmen haben; ihre Laune, ihren Gang, ihr Talent zu entdecken, ihren aufkeimenden Leidenschaften zuvor zu kommen, ihnen gute Grundsätze beizubringen und ihre Irrthümer zu heilen! Welche Klugheit muß sie nicht haben, um über sie ein Ansehen zu ge-

winnen und zu erhalten, ohne ihre Freundschaft und ihr Vertrauen zu verlieren! Aber das nicht allein, muß sie nicht auch die Leute, die sie bei den Kindern braucht, beobachten und von Grund aus kennen? Ja freilich; eine Familienmutter muß denn also vollständig von der Religion unterrichtet sein, und einen reifen, festen, zum Regiment brauchbaren und erfahrenen Geist haben."

Die deutsche Sitte, durch höhere Töchterschulen ganz besonders der weiblichen Bildung, wie sie dem Geschlecht angemessen ist, Rechnung zu tragen, ist höchst lobenswerth. Die sittlichen und religiösen Anlagen sollten bei der Jungfrau noch besser ausgebildet werden, als beim Jüngling. Ihr allgemeiner Welt- und Menschenberuf stellt sie in eine Lage, wo sie diese Ausrüstung des Geistes und des Herzens besonders braucht. Die Haushaltungskunst mit ihren kleinen und großen Pflichten ist eine praktische Wissenschaft die jede weibliche Ausbildung nicht entbehren kann. Allgemeine Belehrung über einschlägige Lebensfragen und das Innehaben, wenigstens der Elementarkenntnisse, der einfachen Schulzweige darf man heute wohl ohne Zögern als zur entsprechenden weiblichen Bildung gehörend, bezeichnen.

Wenn wir aber so einerseits eine allgemeine, praktische Ausbildung für das weibliche Geschlecht fordern, so darf doch auch nicht verschwiegen werden, wie so leicht ein Mißbrauch mit unterlaufen kann. Wer weiß es nicht, wie heutzutage die große Mehrzahl unserer Jungfrauen, die den höheren und mittleren Ständen angehören, so leicht allen praktischen Halt am wirklichen Leben verlieren und in einer romanhaften, ästhetischen Traumwelt, die Gebilde ihres verzogenen Geistes hinstellen. Deklamiren, Malen, Singen, Orgel- oder Pianospiel sind sehr edle Künste und warum sollte eine Jungfrau schwer an denselben

tragen? Aber wenn Waschen, Backen Kochen und drgl. diesen „schönen Künsten" geopfert werden, dann ist das Bischen Verbildung leider zu theuer erkauft.

Durch eine silberlautige Declamation läßt sich eben kein Kuchen oder Brod backen; — und der Kaffee oder die Mittagssuppe wird eben auch nicht durch eine Oper schmackhaft. — Diese praktischen Hauskünste müssen eben verstanden — und daher bei Zeiten gelernt sein, wenn nicht später Mann und Weib unglücklich sein sollen. Die eleganteste Ballettänzerin, die in allen Kreisen wie eine Fee sich bewegen kann wird aber doch letztendlich in ihrer eigenen Sphäre mit ihrer geistreichen Ausrüstung den zweiten Sitz nehmen müssen, wenn sie sich nicht auf die Pflichten eines guten Hausstandes vorbereitet hat. Dieser Art gebildete Damen hat die Gesellschaft schon heute zu viel. In seinem Tadel des modernen „Genius" nimmt Geibel auch diese Art weibliche Bildung und Geniealität hart mit; — ob er Recht hat in dem Folgenden, möge der freundliche Leser beurtheilen:

„Doch zehnfach arg wird's und verkehrt,
Da wo ein Weib thut hochgelehrt;
Gleich ist ihr zu gemein das Leben,
Muß immer in den Wolken schweben,
Kriegt die Vapeurs und hat das Maul
Voll Redensarten von Jean Paul,
Studirt den Hegel zum Zeitvertreib,
Und trägt kein reines Hemd am Leib.
Am Feuer der Braten brennt zu Aschen,
Die Kinder laufen ungewaschen,
Und kommst du erst zu ihr in's Haus: —
Du schrickst zurück! — wie sieht's da aus!"

Kein Vernünftiger wird den Bildungsgrad einer Jungfrau oder Hausmutter rügen, wenn sie sich nicht in Kant's oder Fichtes Philosophemen bewegen kann, oder Schiller

und Goethe auswendig gelernt hat. Aber mit Recht wird man es tadeln, wenn sie ihren Haushalt versäumt und keine gute Ordnung und Hausſitte aufrechthalten kann. Wenn ſie nicht gelernt hat, wie in ihrem Reich, in der Familie, Takt und Geſchick an den Tag zu legen. Fleiß, Reinlichkeit und Ordnung ſind Tugenden, die mit Recht zu den Hauptſachen weiblicher Bildung gehören. Fenelon's Rath hinſichtlich weiblicher Erziehung in dieſem Stück iſt noch heute ſehr trefflich. Er ſagt: „Gewöhnt die Mädchen nichts Schmutziges noch Unordentliches zu leiden. Es trägt zum guten Haushalten und zur Sauberkeit nichts mehr bei, als allezeit eine jede Sache an ihrem Platz zu halten. Dieſe Regel ſcheint faſt nichts zu ſein, indeß iſt ſie viel, wenn ſie genau beobachtet wird. Habt ihr eine Sache nöthig, ſo verliert ihr immer einen Augenblick ſie zu ſuchen; es gibt keine Unruhe, Streit noch Verlegenheit.“ Nebſt dem Ordnungsſinn empfiehlt er eine genaue Aufſicht über das Hausweſen und das Rechnunghalten über Einkäufe, Verkäufe u. ſ. w. „Ein vernünftiger Menſch muß durch ein häusliches und arbeitſames Benehmen nichts andres ſuchen, als der Schande und der Ungerechtigkeit, die mit einer verſchwenderiſchen und verderblichen Haushaltung verbunden ſind, aus dem Wege zu gehen. Es gibt Frauen, die ſich großen Dank wiſſen, wenn ſie einen Pfenig ſparen.“

Wie proſaiſch auch dieſe Anrathungen immer klingen mögen, ſo ſind ſie nichts deſtoweniger auf eine geſunde Lebensanſchauung gegründet und können nicht ohne Nachtheil bei der Erziehung der Jungfrau überſehen werden.

Daß als ein großes Beförderungsmittel in der weiblichen Bildung gute Lektüre angeſehen werden muß, leuchtet von ſelbſt ein, und daß jährlich Tauſende von Jungfrauen durch Leſen

schlechter Schriften vergiftet und zu Grunde gerichtet werden, ist leider nur zu wahr. Unsre sentimentalen Romane und Novellen, die dem jungen Gemüth ein erlogenes Ideal, einen erträumten Helden vor die Seele zaubern und somit Herz und Geist der Wirklichkeit entrücken in die Gebilde einer kranken Phantasiewelt hinein, wie viele Jungfrauen haben sie schon in Verzweiflung und sogar in den Tod gestürzt!

Jungfrau erkennst Du die Wichtigkeit Deines Lebensberufs und suchst Du Dich durch eine entsprechende Bildung und Erziehung für denselben vorzubereiten? Es ist Dein Vorrecht, es ist Deine Pflicht, alle Gelegenheiten und Mittel zu ergreifen, Deinem Stande zu entsprechen. Dein eigenes Selbst veredelt und gebildet, ist eine Mitgift fürs Leben, die in Wirklichkeit „Dein" ist; so nur wirst Du Deinen Werth in Dir tragen, daß Du Deiner ganzen Umgebung ein Segen und Deinem Geschlecht eine Ehre sein wirst.

C Ahlberg Pinx. O Wolf Sculp

„Wo ist er?“

Liebesfrühling und Verlobungen.

Selig durch die Liebe
Götter durch die Liebe —
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer die Erde
Zu dem Himmelreich.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab du Schöne, Holde,
Und verlass' dein stolzes Schloß!
Blumen die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schooß.
Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schiller.

Liebe ist ein himmlischer Genius der nur bei den Glücklichen auf Erden waltet; — denn wo sie ist, da ist Glück, Leben und Wonne. Keine Liebe ist mehr und tiefer vom Schöpfer in's Menschenherz gesenkt, als die gegenseitige Liebe der Geschlechter. Dieses keusche Füreinanderleben und Einanderbeglücken. Das erste gegenseitige Anblicken des Menschenvaters und der Menschenmutter war ein Liebesfrühling; der Aufgang eines lieblichen Maitages, ein Entzücken, Erstaunen, Beglücken. Und seither ist im Paradies des Lebens, trotz Wolken und Wetterstürmen und herben Wintern doch dieser Frühling geblieben. Dieser Lenz und Sonntag mit seinen Seligkeiten. Nach der Ordnung Gottes fühlt jedes, — der muthige heitere Jüngling wie die zarte sanfte Jungfrau in einer gewissen Lebensperiode die eigene Unselbstständigkeit, die eigene Armuth und Leere. Es will sich im Andern ergänzen, vollenden und sein eigenes Glück im Glücke der Andern suchen. Dieses Erwachen und Umsichsehen, die erste Liebe, ist der Liebesfrühling; — in dessen Blumengängen und Myrthenhainen zu lustwandeln, es das Vorrecht jedes Menschen einmal ist.

Das Zarteste und Heiligste ist in der Jugend die gegenseitige Liebe. Woraus entspringt für das Familienleben mehr Elend und Unglück als aus dem Mißbrauch der Liebe? Niedere Gesinnung und unfläthige Lust reißen so oft den zarten duftigen Schleier herab und profaniren Alles. Nicht jede Jugendliebe ist eine reine, zarte, keusche, gottgewollte; niedere Denkungsweise und sinnliche Gefallsucht sollen der Träger dieser Liebe leider

bei Vielen werden. Sehr richtig sagt der fromme Luthardt, einer der tüchtigsten neuern Theologen: „Es ist eine niedere Denkungsweise, welche das Wesen der Liebe in das sinnliche Gefallen setzt. Ein Gefallen, welches nur durch die äußere Erscheinung des andern hervorgerufen ist und nicht zugleich durch die Seele des andern, berührt auch uns nur äußerlich und nicht die Seele."

„Es sind nicht einzelne Seiten die uns fesseln am andern, seines äußern oder seines innern Wesens, sondern es ist der ganze Mensch, zu welchem es den ganzen Menschen zieht. Aber das Herz ist der ganze Mensch, denn es ist das innerste Wesen des ganzen Menschen. In diesem innersten Wesen des ganzen Menschen wohnt die Liebe, wenn sie rechter Art ist, die dann durch Leib und Seele geht."

Von nichts pflegen die Dichter so viel zu singen und zu sagen, als von der Liebe. Aber es ist nicht immer die wahre Liebe, die sie schildern. Es ist nur zu oft die verzehrende Flamme der sinnlichen Leidenschaft, welche in's Verderben reißt. Wohl, wir wissen alle, daß es keine größere menschliche Macht auf Erden gibt, als die Liebe. Aber die wahre Liebe ist nicht der Sturm der Leidenschaft und der Rausch der Sinne, sondern die ruhige Entschlossenheit der Seele. In den prosaischen Naturen kann sie ebenso stark sein, als in den poetischen, und in den Ständen der Nichtgebildeten nicht minder wahr und tief, wie bei den Gebildeten. Nur ihre Formen sind verschieden; sie selbst ist überall dieselbe wo sie wirklich ist. Sie ist kein Privilegium einzelner Weniger, die vor Andern auserwählt sind. Wenn die Geschichte einzelne leuchtende Beispiele bräutlicher, ehelicher Liebe so tief in das Gedächtniß der Menschen eingegraben hat, daß sie aus demselben nicht wieder verschwinden werden, so wissen wir doch, daß

sie nicht bloß diese Auserwählten beglückt oder in tiefes Leid versetzt hat, sondern überall, wo zwei Herzen aufrichtig einander angehören, hat sie ihre Heimath.

Die heilige Schrift hat nicht die Aufgabe, diese Liebe zu feiern, sondern uns von der heiligen Liebe Gottes zur gefallenen Menschheit zu erzählen; aber durch die heilige Schrift hindurch dient die eheliche Liebe der Menschen zum Abbild jener höchsten Liebe des ewigen Gottes zu uns gefallenen Menschen. So hoch hat nie das Denken und Dichten der Weisen und Poeten Griechenlands die Liebe zu stellen und zu ehren gewagt. Die wahre Liebe ist ruhig und schlicht; aber sie ist die wahre Poesie des Lebens und der zarte Duft, der sich wie ein Schleier dann über das Geheimniß der Ehe breitet, wenn seine Schranken fallen.

Die Jünglings- und Jungfrauenliebe hat so lange etwas Suchendes und Unruhiges in sich, bis sie ihren Gegenstand gefunden hat. Wenn dieser gesuchte Gegenstand gefunden ist, wenn das Ideal einer tugendhaften Jungfrau zuerst den Blicken des Jünglings begegnet und Gegenempfinden und Gegenliebe sich im sanften Blick offenbaren, wo ist da ein Jünglingsherz, das nicht in Seeligkeit überströmt und hinfort mit neuem Muth den Widerwärtigkeiten des Lebens eine Standhaftigkeit entgegensetzt, die er bisher nicht gekannt hat. Matthisson hat diese Jünglingswonne herrlich besungen in den folgenden Versen:

„So lang in der Erwählten Blicken
Mir tausend Himmel offen steh'n,
Und mit vergöttertem Entzücken,
Wir Arm in Arm durch's Leben geh'n;

Will ich den Gram den Winden geben,
Selbst Augenblicken Kränze weih'n,
Und noch wo Todesengel schweben,
Den Pfad mit Rosen mir bestreu'n!"

Wir sprechen wohl im späteren Leben von der echten und wahren oder treuen Liebe; allein die Jugendliebe, die volle reine und selige Liebe des Jünglings und der Jungfrau ist unendlich reicher, frischer, beglückender und in jedem Betrachte idealer. Die Rosen, die auf einem Strauch im ersten Knospen und Erglühen sind, haben mehr Reiz als diejenigen am nächsten, die völlig aufgeschlossen vor dem Blicke ihre Pracht entfaltet haben. Dennoch aber soll nicht verschwiegen werden, daß es große Vorsicht erfordert um in dieser heiligen Angelegenheit — in Liebe und Verbinden das Rechte zu treffen. Die zarten Pflanzen des Frühlings können am leichtesten beschädigt werden.

„Es ist so natürlich, daß junge Herzen am meisten das Bedürfniß fühlen, sich liebend einander zu geben, die Jugend, die Zeit der Schwärmerei, des Idealismus erglüht ja so leicht und nimmt jede Regung des Herzens schon für Liebe! Und weil ihr Liebe Alles ist, so vergißt sie Welt und Verhältnisse, vergißt, daß die Zeit vorüber oder nie dagewesen ist, wo „eine Hütte und sein Herz" zur Seligkeit durchs ganze Leben genügte. Was gilt ihr Irdisches? Weiß sie nicht, daß die Liebe himmlischen Ursprungs ist?" Die weittragenden Folgen dieser Liebe und Neigungen werden von dem jugendlichen Frohsinn nicht eingesehen.

„Wie leicht entzündet sich das jugendliche Feuer in des Jünglings Brust, wenn er „herrlich in des Himmels Prangen, wie ein Gebild' aus Himmelshöh'n, mit züchtigen, verschämten Wangen, die Jungfrau vor sich stehen sieht." Da kann man es dem feurigschlagenden Herzen nicht verargen, wenn es weder an Haus noch Geräth, an Küche und Keller noch an Anstellung und Einkommen denken mag; er fühlt nur einen Wunsch, die jugendliche Geliebte sich durch festes Verlöbniß zu sichern! Und sie, sie ist nicht minder leicht zu rühren, sieht sie doch in dem kühnen Be-

werber so gerne einen Ferdinand oder Romeo und es ist so unendlich süß nun einen Gegenstand zu haben, der der Held all' der herrlichen Lebenspoesie ist, mit der unsre Lyriker uns so reich beschenken!"

Die sogenannten frühen Versprechungen und Verlobungen, die aus diesen Wonnetagen leider zu oft entspringen, haben schon manche düstere Wolke an den Horizont des jugendlichen Liebeshimmels heraufbeschworen, manches Herz gebrochen und manches frohe Leben in ein frühes Grab gestürzt. Nicht zuviel kann auch heute noch daher vor diesen unbedachten verfrühten Verlöbnissen gewarnt werden. Wer weiß es nicht, wie leichtfertig sie oft zu Stande gebracht werden!

„Die Eltern werden bestürmt, und sie geben nach, so wird die „Verlobung" mit großem Pompe und seliger Freude begangen. Ein paar glückliche Monate verfließen dem jungen Paar wie ein Wonnetraum, bis die erste, rauhe Hand der Nothwendigkeit ihn, den Geliebten, fortführt zu neuen Bahnen, zu einem Berufe, der seine ganze Kraft, Ausdauer und seinen Fleiß erfordert.

Blutend reißt man sich von einander los, mit reichen Schwüren und unwandelbarer Liebe und Treue! So flattert der arme Vogel in's Leben, nicht mehr frei, mit kühnem Fluge, sondern die seidene Fessel am Fuße tragend, die ihn stündlich daran mahnt, sobald als möglich sein Nestchen zu suchen, da sein Bräutchen ja auf ihn „wartet." — Aber das Leben und die Wirklichkeit haben wenig Rücksicht mit derartigen Wünschen und Träumen; die Studien sind schwer, die Examinas nehmen viel Zeit in Anspruch und sind sie endlich abgelegt, so ist auch nicht viel damit gewonnen. Lang und länger wird die Prüfungszeit; Warten, Sichgedulden heißt's von allen Seiten, ein Amt will erst durch gewissenhafte, oft untergeordnete Arbeit erworben sein. Und wird es

denn endlich verliehen, oder hat der Jüngling nach jahrelangem Streben ein eigenes Geschäft begründet, so sind die Verhältnisse doch keineswegs so günstig, daß man an die wirkliche Gründung eines Hausstandes in dieser theuren Zeit, wo oft die Miethe allein die Hälfte des Einkommens beträgt, denken kann

So heißt's denn nochmals: Warten, warten! Von den Wangen der Braut ist längst jeder jugendliche Hauch fortgeschmolzen, bleich und abgehärmt sind die Züge, die einst so lebensfroh erschienen. Verbitterung erfüllt die Brust, Neid auf die Gefährtinnen, die, obgleich sie sich weit später verlobt, doch längst in dem glücklichen Hafen einer eigenen Heimath gelandet sind. Die Briefe an den langjährigen Bräutigam enthalten nicht mehr dythrambische Liebesversicherungen, offen und unverstellt fragen sie an: Wann kommen wir endlich zum Ziele? Wann löst du dein gegebenes Wort? Oder sie ergehen sich wohl in Klagen über eine vertrauerte Jugend, eine geopferte Zukunft. Marie Harrer sagt mit Recht: „Hütet euch vor frühen Verlobungen ihr Mädchen!"

Der Entzweck jugendlicher Liebschaften ist die Wahl eines Lebensgefährten oder andrerseits einer Gehülfin. Das ganze spätere Leben soll von diesem Schritte abhängen und daher muß die Wahl wohl erwogen, und der Liebe Zaum und Zügel angelegt werden, ehe sie mit dem aufwallenden Herzen davon stürmt und es später nur, wenn überhaupt, in Stücken wieder zu erobern ist. Wahrer Menschenwerth, ein tugendhafter Charakter, ein sittlicher und religiöser Sinn, ein praktischer, gesunder Menschenverstand, gesunde Ansichten vom Leben sind einige der vielen Grundzüge und Vorerforderniſse die jede junge Person in Liebschaften und Verlobungen berücksichtigen muß, wenn sie nicht durch bittere Erfahrungen ihre Fehler zu spät einsehen lernen

will. Schönheit, hoher Stand, Reichthum und andere äußere Dinge können nie einen sittlichen Charakter, und ein edles Herz ersetzen. Wo wahrer Seelenadel, wo Tugend, Religion und Gottesfurcht fehlen, läßt sich vernünftig kein zukünftiges Glück im wahren Sinne des Wortes denken. Untreue und der Schmerz des „Verlassenseins" werden in den meisten Fällen trauriges Resultat sein.

Jedoch wie Viele sind, die sich in diesem Stücke in Zeit warnen lassen! Emma Laddey hat Recht wenn sie sagt: „Aber es ist eine traurige Wahrheit, daß der Mensch nur aus Erfahrung lernt; wie vielen jungen Mädchen mögen derartige Warnungen und Vorstellungen von Eltern, Freunden, Vormündern und Verwandten eindringlich an's Herz gelegt worden sein und wie wenige werden sich davon haben zurückhalten lassen, ein Verhältniß einzugehen, das nur dazu diente, einen frühen Schatten auf alle Lebenstage zu werfen." Reine, auf sittlicher Grundlage und wahrem Charakterwerth ruhende Jugendliebe, die nicht durch unreife Jugendbegeisterung und Leidenschaft motivirt ist, sondern durch Erkenntniß der Wichtigkeit dieses Schrittes und den Lebensernst getragen ist, ist des Jünglings und der Jungfrau erstes Lebensglück. Auf sie läßt sich des Dichters Wort anwenden:

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe gold'ne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!"

Das Leben in der Familie.

Wie klang aus deinem Munde
Das Ja so wunderbar!
Ich bin nun Zwei geworden
Der ich so einsam war.

Wirf, segenreicher Vater,
Den Blick auf die Kinder dein,
Und laß ihre fromme Liebe
Ein Dankgebet dir sein!"

„Zwei Menschen treten aus sich selbst heraus,
Werden Eins und beten für ihr neues Haus!
Treuer Gott im Himmel, ewig starker Hort,
In dem Weltgetümmel sprich dein Segenswort!
Wenn uns sonst nichts bliebe, du hälst treu und warm,
Ohne deine Liebe sind wir kalt und arm.
Wind und Regen kommen, doch im Sturmesgraus
Sehen deine Frommen auf dem Fels ihr Haus!
Sehen froh im Glücke, unbewegt im Streit,
In der Zeit die Brücke zu der Ewigkeit,
Laß auch diese Frohen dir befohlen sein
Und in deinen hohen Himmel führ' sie ein

Liebe und Ehe.

Liebesleben, Glückesbande,
Langes Leben, ew'ges Fest!
Tauben durch des Friedens Lande,
Viele Jungen in das Nest!

Rosen in dem Maien
Und der Liebe Fest,
Schwalben und die Lieben
Bauen sich ihr Nest.

Immer froh und ohne Sorgen!
Alles, Alles muß gedeih'n,
Und ihr sollt mit jedem Morgen
Glücklicher und jünger sein!"

Liebe ist die sanfte Morgenröthe, die Ehe ist der volle heitere Tag. Die Liebe ist der vorbahnende Genius, die Ehe ist das Ziel, zu welchem hin die Liebe führen soll. Beide sind untrennbar vereinigt; ohne wahre Liebe ist keine wahre Ehe denkbar. Die Ehe ist eine unauflösliche Lebensgemeinschaft, Liebe und gegenseitige Neigung das Band, welches diese Gemeinschaft zusammenhalten soll. Liebe ist ein göttlicher Charakterzug am

Menschen, die Ehe ist der allgemeine menschliche Beruf den der Schöpfer selbst dem Menschen gestellt hat. Die erste Ehe segnete Gott selbst ein, die ersten Eheleute waren die ersten Menscheneltern. Die Ehe ist das Ideal menschlicher Vereinigung, die Liebe, das Sehnen und Verlangen dieses Ideal zu verwirklichen.

„Einem jeden gesund organisirten Manne, einer jeden richtig empfindenden Jungfrau wird, wenn ihre Zeit gekommen ist, die Zeit der Liebe kommen. Wie die Blume von selbst sich entfalten, wenn die Sonne des Frühlings sie bescheint und dem erwärmenden Licht und dem erquickenden Thau sich erschließen, so erwacht in der Seele des zum Manne werdenden Jünglings, der mannbar gewordenen Jungfrau unwillkürlich jener Zug des Verlangens, den wir Liebe nennen. Es mag sein, daß das Verlangen vergeblich ist, und sein Ziel nicht findet, oder daß es bekämpft und überwunden werden muß — aber entstehen wird es in einem Jeden; und wir müßten es als etwas Abnormes bezeichnen, wenn es nicht entstünde. Es gehört mit zur Gesundheit des geistig-leiblichen Naturlebens des Menschen. Und wir dürfen getrost sagen: Es ist ein Werk Gottes selbst in unserer Natur, dessen wir uns nicht zu schämen, sondern das wir dankbar zu ehren haben."

Die Ehe gibt dem Leben erst die volle Weihe und ergänzt es, daß es ein Ganzes wird, und der Mensch vermögend wird, seinen eigentlichen Menschenberuf zu erfüllen. Der stärkste und kühnste Mannesgeist fühlt sich ermatten und steht letztendlich verlassen, ohne eine Gehülfin da. Unsere besten Dichter haben daher aus der Wahrheitstiefe des Herzens gesungen, wenn sie Liebe und Ehe so hoch stellen und ein hohes Ideal ihnen darin vorschwebt. Wir verargen es dem edlen Salis nicht, daß er so sinnig seine Sehnsucht nach einer Gehülfin ausspricht:

„Wann, o Schicksal! wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen still und ländlich,
Nur ein kleiner eig'ner Heerd;
Und ein Freund bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh!
Ach, und sie! das seufz' ich leise,
Zur Gefährtin sie dazu!

In gestirnten Sommernächten,
Wenn der Mond die Schatten hellt,
Wallte sie an meiner Rechten,
Durch das thaubeträufte Feld.
Oft zum milden Abendsterne
Hüb' ich den entzückten Blick;
Oefter senkt' ich ihn wie gerne!
Auf ihr blaues Aug' zurück.

Vieles wünscht' ich sonst vergebens!
Jetzo nur zum letzten Mal
Für den Abend meines Lebens
Irgendwo ein Friedensthal;
Edle Muß' in eig'ner Wohnung,
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das, der Treue zur Belohnung,
Auf mein Grab ein Veilchen streut."

Wir finden dieses ideale Sehnen gerechtfertigt, denn es offenbart die reine Menschlichkeit. Blicke aber hin, auf jenen gold'nen Festtag, jene Wonnestunden, da diese Wünsche in Erfüllung gehen und Jüngling und Jungfrau als Bräutigam und Braut zum Altar wallen um ihren Bund segnen und heiligen zu lassen! Welcher Siegestag gibt höhere Freuden und welches Fest birgt größere Wonne in seinem Schooße? Die ganze Vergangenheit verschwindet wie ein Augenblick in der Vergessenheit, im Vergleich zu der großen, glückverheißenden, seligen Zukunft. Welche Königin im fürstlichen Diadem gleicht der geschmückten Braut am Hochzeitstage, wenn sie erröthend ihre Hand in die des Ge-

liebten zum ewigen Bunde der Ehe legt? — Wenn die zarte Jungfrau sich von ihren Jugendfreundinnen verabschiedet, um in die Reihen der Ehegattinnen zu treten. Chamisso singt.

„Helft mir ihr Schwestern
Freundlich mich schmücken,
Dient der Glücklichen heute mir.
Windet geschäftig mir um die Stirne
Noch der blühenden Myrthen Zier.

Helft mir ihr Schwestern,
Helft mir verscheuchen
Eine thörichte Bangigkeit,
Daß ich mit klarem Aug' ihn empfange,
Ihn, die Quelle der Freudigkeit.

Streuet ihm, Schwestern,
Streuet ihm Blumen,
Bringt ihm knospende Rosen dar.
Aber euch, Schwestern, grüß ich mit Wehmuth,
Freudig scheidend aus eurer Schaar."

Die Ehe ist, als ein von Gott selbst eingesetztes Institut, Träger des Menschengeschlechts und auch zugleich ein Thermometer, der den sittlichen Grad eines Volkes oder ganzer Länder anzeigt. Wo die Ehe nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit und Heiligkeit aufrecht gehalten wird, da ist das Volksleben im Verfall. Sittenlosigkeit und Laster aller Art werden sich bald aller Schichten mehr oder minder bemächtigen und sogar der Wohlstand solchen Landes wird schwinden. Die Ehe hebt die Achtung und Würde des Weibes und der Geschlechter überhaupt, ist eine Pflanzschule für Scham und Zucht und lenkt durch die vielen, mit dem Familienleben zusammenhängenden Pflichten den Geist auf's Gute und Schöne. Sie lehrt sich selbst zu verleugnen und für die andere Ehehälfte wirken.

Es sind in der Ehe die beiden Hälften der Menschheit auf einander angewiesen zu gegenseitiger Ergänzung, auch ihres geisti-

gen und gemüthlichen Lebens. Jede Seite dient der andern zur Bereicherung; so hilft die Frau dem Manne, der Mann der Frau dazu, dem Ideale eines ganzen Menschen näher zu kommen. Und in welche Manigfaltigkeit der sittlichen Aufgaben und Pflichterfüllungen führt die Ehe hinein und gibt dem Leben einen Inhalt, der durch nichts Anderes ersetzt werden kann! Dieses Lebensinhaltes geht derjenige verlustig, welcher sich eigenwillig der Ehe beraubt.

Die Ehe fördert die Sittlichkeit und Religion, den wahren Glauben an Gott, sie lehrt oft in den verschiedenen Lebenslagen den dieser Stand mit sich bringt, im Gebet Zuflucht zu Gott zu nehmen. Die Ehe ist in mehr als einem Sinne eine schützende Mauer gegen die anstürmenden Laster und Sünden der verkommenen Menschheit. Die meisten Verbrecher sind eheloſe Leute. Die tüchtigsten Geister, die die Geschichte aufzuweisen hat, führten ein musterhaftes Eheleben. Es ist wohl mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß selbst unser großer Reformator Luther nicht zu Stande gebracht hätte, was er hat, ohne den ehelichen Stand. Aus den tausend Sorgen und Kämpfen, welche seine Feinde ihm bereiteten, flüchtete er sich wie in eine Festung in sein trautes Heim zu seiner lieben „Frau Doktorin.“ Eine Stunde, einen Tag wieder im Familienkreise ließ ihn neue Zuversicht und neuen Muth fassen. Wer weiß es nicht — jene sinnreiche Geschichte, wie die gute „Käthe“ ihn einst mit seinen eigenen Worten fing und tröstete. Sein großer Wahlspruch war: „Der alte Gott lebt noch!“ So behielt er selbst in der dunkelsten Lage seinen frohen Muth. Jedoch da alle Wetter über seinem Haupte sich zu entladen schienen, und er einst Tage lang traurig und bekümmert einher ging, kleidete das brave Weib sich in Trauer und erwartete so ihren Gatten. Auf

seine Frage: Warum sie Trauerkleider trüge, gab sie zur Antwort: „Unser Herrgott ist gestorben! Deine Muthlosigkeit sagt es, und so traure ich denn!" Dieses half. Der große Kreuzträger sah das Treffende dieses Verweises und schöpfte neuen Muth aus dem alten Motto: „Der alte Gott lebt noch!" —

„Zwar gibt es eine Ansicht, welche die Eheloſigkeit sittlich höher stellt als die Ehe. Jedoch ist sie eine irrige. Sie beruft sich auf einzelne mißverstandene Aeußerungen der heiligen Schrift, in denen etwa der Herr ausspricht, daß seine Jünger die Kraft haben müssen, auf die Ehe, um des Himmelreichs willen, verzichten zu können; oder der Apostel Paulus unter gewissen Umständen die Eheloſigkeit für rathsamer erklärt, weil sie der freiere Stand sei. Nicht für sittlicher will er damit die Eheloſigkeit erklären, sondern für leichter als die Ehe, weil diese eine Reihe von Pflichten und Aufgaben mit sich bringt, welche dem Eheloſen erspart bleiben. Aber wir wollen sie uns nicht selbst ersparen, um es leichter zu haben, sondern nur dann darauf verzichten, wenn wir es als Gottes Wille oder Führung erkennen."

Nicht nur als Förderungsmittel der Religion und Sittlichkeit ist die Ehe anzusehen, sondern auch als Förderungsmittel menschlicher, irdischer Wohlfahrt und eines wahren Erdenglücks. Wer kann die unzähligen Fälle und Vorkommnisse des Lebens schildern, wo Mann und Weib vereinigt die größten Schwierigkeiten leicht und froh überwinden und sich inmitten einer unglücklichen Welt ein glückliches Eden hinbauen; wo hingegen getrennt für sich allein, Jedes untergehen würde.

Trefflich sagt Goltz: „Im leisen, harten, schweren Erdenleben bedarf der Mann des Weibes und das Weib des Mannes. Die Erfüllung um dieses rein menschlichen Bedürfnisses, die Verwirklichung des heiligsten Menschenbündnisses, gleichwie der irdi-

schen und überirdischen Bestimmung, durch die Vereinigung beider Geschlechter, ist die Ehe. Denn im ehelichen Leben geschieht es, daß der Mensch für den Menschen arbeitet und betet, daß Mann und Weib zum gemeinschaftlichen Schutz und Trutz gegen das bittere, unbarmherzige Erdengeschick verbunden sind. In dieser Ehe gehen die Gatten gemeinschaftlich durchs Leben, halten sie fest zusammen auf Leben und Tod. In dieser Liebe, dieser Gatten und Elterntreue, durch welche die Gegenliebe der Kinder erworben wird, in diesem Lebens- und Todesmuth, in dieser täglichen Liebessorge besiegen sie die Todes- und Gewissensbeängstigung, den Fluch der Sünde und die bittere Erdennoth, und erwerben zum andern Mal in solchem übermenschlichen Streben und Vollbringen, in solcher freibewußten Versöhnung der sinnlichen und übersinnlichen, der irdischen und der himmlischen Natur, das verlorne Eden zum andern Mal, einen Abglanz dieses Paradieses, einen Widerschein des Himmels, bis der Tod das ewige Leben wirklich und wahrhaftig erschließt. Solches ist die Bedeutung der christlichen Ehe, solche Bestimmung und Wirksamkeit ist ihr christlicher, ihr selbst erlösender Sinn und Geist; in und mit welchem die christliche Erlösung erst vollkommen und der menschlichen Natur entsprechend vollbracht werden kann."

Welches Erdenglück ist höher anzuschlagen als eine glückliche Ehe? Trefflich sagt ein Schriftsteller: „Eine glückliche Ehe ist ein langes Verlieben und Verliebtsein." Und kommen des Lebens Prüfungen auch zuweilen in dieses glückliche Sein, so sind Trost und Stärkung in der ehelichen Liebe; Eins findet seine Stütze am andern und das Bekenntniß kommt unwillkürlich:

„Ich hab' umsonst so sehnlich
Zum Himmel nicht gefleht!

Ich fand, dem meinen ähnlich,
Ein Herz, das mich versteht.

Der Leiden Ueberfülle
Senk' ich in dieses Herz
Und weih' der Abendstille
Nicht mehr den stummen Schmerz."

Wenn alle andern Einrichtungen der Gesellschaft auch erschüttert werden und wanken, wenn diese eine, die Ehe nur in ihrer Heiligkeit bestehen bleibt, so werden die andern sich leicht an dieser einen wieder aufrichten. Die Ehe aber wird bestehen, denn sie ist gottgewollt, sie ist auf Liebe gegründet. Die Liebe aber hört nimmer auf!

Gegenseitige Vorerfordernisse zum glücklichen Eheleben.

Drum prüfe wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

Schiller.

Eine glückliche Ehe! Eine unglückliche Ehe! Wie viel besagen diese zwei Urtheile! Ein Paradies, ein Himmel voll Seligkeit einerseits, — ein trübes, freud- und farbloses Dasein — ein fortlaufendes Verurtheiltwerden andrerseits. Wer wünscht nicht für sich das Erstere, und wer sucht nicht dem Letzteren auszuweichen? — Dennoch ist's leider eine nur zu häufig vorkommende Thatsache, daß Leute in einer Ehe leben, die beiden Theilen eine Hölle auf Erden bereitet. Daß die Verehelichung der wichtigste Schritt des Lebens ist, wer gibt nicht dazu seinen Beifall! Wie nun kann dem Unglück einer verfehlten Wahl mit allen ihren traurigen Folgen vorgebeugt werden?

Die Ehe als eine Art „Contrakt“ anzuſehen iſt in einem Sinne nicht ſo ganz unbillig, nur muß beigefügt werden, daß es ein Contrakt *für's Leben* iſt und an ein Löſen oder Brechen iſt nicht zu denken. Wie wichtig daher dieſe Vereinigung; wie bedeutungsvoll dieſer Bund! Die wahre Ehe ſoll das Fehlende des Lebensglücks ergänzen, ſie ſoll die Ideale der Liebſchaft in Wirklichkeit darſtellen und dazu müſſen beide Theile das ihrige beitragen. Das Glück einer freudenreichen Lebensgemeinſchaft in der Ehe, mit allen Wonnen und Seligkeiten iſt erreichbar, aber Jeder muß dazu die Vorerforderniſſe und Bedingungen erfüllen, die eine ſolche Ehe vorausſetzt. Die erſten Anfänge, die dieſer Schritt, die Ehe, zur Folge haben, müſſen geprüft, mit Bedacht erwogen und weiſe begonnen werden. Leichtſinn und unbedachtes „Hineintappen“ ſind hier am ſchlechteſten angebracht. *Haug* ſagt ſehr richtig:

„Suche, willſt du glücklich ſein,
Nicht wie tauſend Thoren,
Nur mit deinen Augen — nein!
Auch mit deinen Ohren.“ —

Wenn wir einerſeits ſo viele unglückliche Ehen und Eheſcheidungen finden, ſo wundern wir uns kaum über ſolche Reſultate, wenn wir auf die Art und Weiſe ſchauen, wie dieſes oder jenes Paar den Eheſtand antrat. — Ein flüchtiges Begegnen, etwa in einer vornehmen Geſellſchaft, auf Reiſen oder gar auf dem Tanzſaal! genügte um ohne weiteres ſtürmiſch in einander verliebt zu werden! — Ein paar Briefe gewechſelt, worin das ganze Wörterbuch poetiſcher Liebesſchwüre herhalten mußte, war die weitere Folge und — der *vorläufige* Schluß eine glanzvolle, prunkhafte Vermählungsfeier, — bis über kurz und lang — nach den bitterſten Täuſchungen und herzzerreißenden Scenen

eine schmachvolle Scheidung oder ein unzeitiger Tod die ganze Comödie und Tragödie für immer schließen. —

Die Ehe ist Lebens- und Liebesgemeinschaft. Zu einer wahren Liebe aber, sowohl als zu einer wahren Gemeinschaft gehört vor Allem Gleichheit oder Aehnlichkeit der persönlichen Charakterzüge und seelischen Eigenschaften in solchem Sinne, daß ein gegenseitiges Ergänzen, ein Anziehen, Ausgleichen und Beglücken stattfinden kann. Wo dieses fehlt ist's höchstens ein äußerlicher Contrakt oder Compromiß, aber ein Vereinen von Herz und Herz ist nicht denkbar. Die wahre Eheschließung muß ferner Resultat freier Wahl, gegenseitiger Erwählung sein.

Wer kennt nicht jene Unsitte, wo Freunde, Bekannte oder Nachbarn zusammengehen und — damit der „Bauernhof" oder das „Erbgut" oder sonst Etwas doch ja „in keine fremden Hände komme," wird eine Art „Handel" abgeschlossen und nächstens den „jungen Leuten" bekannt gemacht, daß die Eltern nach reiflicher Ueberlegung es für gut befunden hätten, ihnen anzurathen, ein Paar zu werden u. s. w. Die Eltern treffen die Wahl und die Kinder sollen Gehorsam leisten. Man erinnert sich auch dann nebenbei an ähnliche Fälle, wo sich die „jungen Leute" ohne vorherige, große Liebschaften heiratheten und doch Alles gut ablief — sie liebten sich später, weil sie sich geehelicht hatten! — — Chamisso hat uns solchen Fall schön besungen, man sieht die ganze Scene, wenn man die arme Jungfrau gegen diese Lebenszertrümmerung protestiren hört:

„Meine theuren Eltern habt Erbarmen
Laßt mein Leid erweichen euren Sinn!
Nähm' ich diesen Mann, in seinen Armen
Welkt' ich zarte Blume bald dahin!

Rauher Wirklichkeit nur mag er fröhnen;
Ohne Zartheit, ohne Poesie,

Ungebildet kann er mich nur höhnen,
Mich verstehen, nein, das wird er nie.

Lieber will ich in ein Kloster fliehen,
Gibt's kein Kloster, in mein frühes Grab;
Wohl denn! Dieser Schmach mich zu entziehen
Stürz' ich in die Wellen mich hinab!"

Dieser gefühlvollen Protestation hat der Dichter eine sehr naive kühle Antwort des Vaters entgegen gesetzt, die leider in vielen Fällen nur zu viel Wahrheit hat:

„Mutter, die elenden Bücher
Müssen ihr den Kopf verdreh'n.
Waren wir denn je gebildet?
Konnten wir uns je versteh'n?
Höre nur die dumme Trine,
Hör' doch, was es Neues gibt!
Haben wir uns je geachtet?
Haben wir uns je geliebt? —

Dieser Art Vorfälle hat man noch heute zu verzeichnen und daher um so viel mehr unglückliche Ehen. Als ein weiteres Uebel bei Eheschließungen ist die Absicht eines sogenannten „Partiemachens." Persönliche Würde und eigentlicher Menschenwerth treten in den Hintergrund, der Mammon, die Sache tritt an Stelle der Person und was sind die Folgen? Der Goldschimmer der Münzen und der Reiz aller Besitzungen ist in einigen Tagen oder Wochen verwischt, verblichen und zu Grabe getragen — aber jede Begegnung in oder außer dem Hause führt zwei Personen einander zu, die nicht für eine Lebensgemeinschaft bestimmt waren. Sie selbst wissen es, fühlen es — und — sagen es oft. — Was jetzt? Ein langes — ödes freudenloses Dasein, zu schwer zu tragen, liegt wie eine Sandwüste vor den Blicken der Lebensmüden! — Diese „Mammonsehen" haben schon mehr Herzen gebrochen in den Kreisen der höheren Stände

als man willens ist, dem gewöhnlichen Leben zugestehen zu wollen. Die ganze Liebschaft und Vermählung ist ungefähr in Folgendem ausgedrükt:

„Ach, er kam, besah die Felder
Und das Haus, der Mutter Erbe,
Sprach und feilschte mit dem Vater,
Der befahl gestreng und herbe. —
Eitel war das Wort gesprochen —
Herz und Treue sind gebrochen! —

Und der Priester mit dem Munde
Sprach den Segen unverdrossen,
Unerhöret einem Bunde,
Der im Himmel nicht geschlossen. —
Zieh' von hinnen, zieh' von hinnen!
Und'res Glück dir zu gewinnen!"

Schönheit und äußere Reize sind in tausend Fällen eine Wassernymphe, die so manche Liebenden in einen „tiefen Sumpf" verlockt! So sehr wie schöne Form und ein gefälliges Aeußere an einer jungen Person zu schätzen sind, haben sie doch nur Werth wenn die Schönheit der Seele, ein bescheidener Sinn, ein edles Herz und ein sittlicher Charakter mit den äußeren Reizen vereinigt sind. Aeußere Schönheit erbleicht, verliert sich bald hinter den Falten der Jahre und mit ihr flieht Alles, wenn kein innerer Gehalt und Werth da ist.

Wo sind aber die Jünglinge, wo die Jungfrauen, die sich hier warnen lassen?! Die bloße Schönheit kann weder lieben noch Mitleid haben, sie ist ein bloßer Farbenanstrich der Natur; die Person selbst aber ist es, die Treue und Liebe geloben und durchs Leben hindurch bewahren soll. Stolz und Modesucht werden sich in den meisten Fällen zu der äußern Schönheit, die der innern Veredlung entbehrt, gesellen und statt das Glück des Lebens

zu befördern, werden Schulden, Wirthschaftskümmernisse und letztlich Elend und Armuth das Gefolge sein!

Wissenschaftliche Ausbildung, hohes Herkommen, hervorragende gesellschaftliche Stellung u. s. w. sind weiter Dinge, die Tausenden zum Fallstrick werden. Alle diese mögen keinen Werth haben, wo es gilt zwischen Person und Person ein Lebensverhältniß zu unterhalten. Freundschaften und hohe Abkunft machen keine Versprechungen der Treue und ist auch nichts von ihnen zu erwarten. Die Jungfrau und der Jüngling geloben sich am Altar Treue bis zum Tode; sie persönlich müssen Herz und Seele haben dieses Liebesgelübde zu halten und einander zu beglücken. —

Ohne uns ins Einzelne hier einzulassen, möchten wir nur zur allgemeinen Erwägung unserer jungen Leser folgende Gedanken unterbreiten. Das Leben überhaupt und das eheliche Leben ins Besondere hat eine sehr praktische Seite, es ist nicht lauter Maisonne und Blumenduft, sondern ist mit Sorgen und Pflichten durchwebt; es ist gewöhnlich das, — was man daraus macht. Es ist auch nicht auf einen Tag, auf einen Monat oder ein Jahr sondern auf das ganze Leben angelegt. Wie vorsichtig sollte daher jeder Schritt zur Verehelichung gethan und wie wohl erwogen jede Handlung sein! Der Jüngling, der als blühender junger Mann um die Hand der Jungfrau anhält, soll als Ehemann Gatte, Hausvater, Versorger, Erzieher und vieles Andre sein! Jungfrau, Braut, hat Dein jugendlicher Geliebter diese Fähigkeiten alle?

Jüngling, die Jungfrau, um die Du wirbst und die Dir das Abbild oder die Vereinigung alles Schönen und Guten unter den Menschen ist, der Du in Deiner Jugendliebe und Begeisterung Dein Herz zu Füßen legen möchtest, bleibt nicht immer diese

junge Braut, sie soll Gattin, Mutter, Haushälterin, Erzieherin und Regentin Deines Hausstandes werden, sie soll Dich lieben, alle Deine Eigenthümlichkeiten, hie und da Deine Launen ertragen, und in allen Lagen Dich glücklich machen können! Traust Du ihr dieses Alles zu?

Blicke Deine eigene Lebenspflicht, die Du dieser Jungfrau gegenüber erfüllen sollst, an, und frage Dich, ob Du vermögend bist, ihr dasjenige Lebensglück zu bereiten, welches Du ihr verheißt und sie selbst sich von Dir verspricht. Binnen Kurzem, und dann tritt sie vor dem heiligen Altar an Deine Seite, legt ihr Herz, ihre Jungfrauschaft, ihr Leben, ihr Glück, all' ihre Wünsche, Hoffnungen und Liebe als ein Opfer in Deine Hand, bist Du im Stande sie für dieses Opfer dauernd zu entschädigen?

So fragen wir die Jungfrau: Dieser Jüngling hat unter allen andern Erdentöchter Dich erkoren, seine ganze männliche Liebe Dir zugewandt, er setzt große Hoffnungen auf Dich. Nach den Stürmen des Lebens will er bei Dir Erholung suchen, nach der Arbeit des Tages in Deiner Nähe und Gesellschaft seine Feierstunden zubringen, bei Dir ausruhen; Du sollst seine Gehülfin, der Schutzengel seines stürmenden Wesens sein, Du sollst ihn aus dem Gewirre des Lebens durch Anmuth und Liebe in das traute Heim locken, daß er sich auf's Neue zurechtfinde und mit dem Leben und Geschick aussöhne. — Bist Du gewillt, ihm dieses Alles zu leisten? Gewillt Deinen Willen dem seinigen unterzuordnen und:

„Ihm dienen und ihm leben
Ihm angehören ganz,
Dich selber ihm geben und finden
Verklärt Dich in seinem Glanz?"

Eine genügende Bekanntschaft ist in jedem Falle Vorerforderniß, um sich entscheiden zu können ob die Eigenthümlichkeiten des

Charakters, ſowie die ganze Perſon in ihrem Ausdruck die Eigenſchaften hat, die ein Lebensglück garantiren und Liebe abnöthigen. Wahre Ehe ohne Liebe iſt nicht denkbar; Liebe aber ohne vorherige Bekanntſchaft noch weniger. Der Jüngling, der ohne nähere Bekanntſchaft gleich auf's erſte Zuſammentreffen hin auf's Innigſte verliebt iſt und bereit die „große Frage" zu ſtellen, wird ſich auch ſpäter ebenſo leicht an ſonſt Jemand mit ſeiner Liebe wenden. Nähere Bekanntſchaft muß Achtung — und Achtung Neigung und Liebe erzeugen.

Die alten Hebräer ſagten trefflich von Demjenigen der in die Ehe trat: „Er hat gefunden!" Die Ehe muß Abſchluß eines gegenſeitigen Erkennens und glücklichen Findens ſein um auf mehr als bloßem Zufall oder Einfall zu beruhen. Die geiſtigen Anlagen, die ganze Gemüthsart muß ſo beſchaffen ſein, daß beide ſich ergänzen und ausgleichen und in dieſer Beziehung iſt neben aller Eigenartigkeit des Einzelnen und Verſchiedenheit der Temperamente doch Einigkeit der Geſinnung und des Wollens nothwendig. Ganz beſonders wo, wie es in allen Fällen ſein ſollte, chriſtliche Grundſätze und religiöſe Geſinnungen ſind. Mann und Weib ſollen da einig ſein. Die häuslichen Pflichten ſind derart, daß es nicht möglich iſt, ein dauerndes Familienglück herzuſtellen, wenn dieſes nicht der Fall iſt.

Das Familienleben des großen Erweckungspredigers Weſley wurde einzig durch dieſes Hinderniß getrübt und zu Grunde gerichtet, daß die Gattin nicht ſeine religiöſen Geſinnungen theilte.

Die ſpäteren Familienpflichten, die das Lebensglück durchaus auf's Innigſte berühren, wie Familienandachten, Kindererziehung u. ſ. w. laſſen ſich nicht erfüllen wie es in chriſtlichen und glücklichen Familien ſein ſollte, es ſei denn, Mann und Frau ſind in

dieser heiligsten Angelegenheit von vornherein einer Gesinnung. Der häusliche ökonomische Sinn muß in beiden soviel wie möglich gleich sein um ein dauerndes Familienglück zu sichern. Wer weiß es nicht, wie viel Kummer und Verdruß schon daraus entstanden ist, daß beide Ehegatten nicht in ihrer täglichen Hausökonomie gleicher Gesinnung waren.

Ohne eine gute Haushaltung läßt sich kein guter Hausstand, kein gutes Familienglück denken. Die Anlage aber zur guten Haushaltung fällt der Braut nicht am Hochzeitstage als Segen des Himmels zu, diese praktische Kunst muß gelernt werden. Und der Landmann sehe in der Wahl einer entsprechenden Ehegattin darauf, daß die liebe Braut vermögend ist einem Hauswesen vorzustehen, wie sein Stand es mit sich bringt. Sie soll backen, waschen, nähen, putzen, nach Küche und Keller sehen und ein Interesse am Schaffen und Streben ihres Gatten nehmen. Opernspiel und Tanz können dieses nie ersetzen! Mancher gute Bauernbursche ehelichte so eine ästhetische Zierpuppe und der Hochzeitstag war sein letzter froher Tag und der Dichter hat für ihn gesungen, wenn er spricht:

„Ach des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei."

Fenelon sagt richtig: „Wenn ihr ihnen vom Verkauf des Getreides, von Ackerbau, Pacht und dergleichen redet, so rümpfen sie die Nase, als sei das weit unter ihnen. Indeß kann man die Wissenschaft der Haushaltung nur aus Unwissenheit verachten. Es gehört freilich mehr dazu, sich von allen den zur Haushaltung erforderlichen Dingen zu unterrichten, und eine ganze Familie, die eine kleine Republik ist, regieren zu können, als um zu spielen, über die Moden zu sprechen und sich im Umgange artig zu

betragen. Man findet überall Frauen, die im Umgange ſehr ſchöne, vernünftige Reden zu führen wiſſen, die aber, weil ſie nicht bei Zeiten angeführt worden ſind, in ihrem Leben und Thun nichts als Kindereien machen."

Aber dieſer Haushaltungsſinn ſoll eben ſowohl beim Manne als bei der Frau vorausgeſetzt und gefordert werden. Unglücklich iſt die Frau in der That, deren Mann nicht vermögend iſt, dem Hausweſen in ſeiner Eigenſchaft vorzuſtehen und ſein Geſchäft überhaupt nicht ordentlich verſehen kann. Außer dieſen *ſubjektiven* Vorerforderniſſen dürfte auch noch nebenbei eines rein ſächlichen gedacht werden. Zu einem glücklichen Eheleben gehört in der That mehr als bloße Liebe und inniges Verliebtſein. Es ſoll auch eine Familie *unterhalten* werden und zwar auf ganz gewöhnliche Weiſe, indem man ſie mit den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des häuslichen und bürgerlichen Lebens verſieht.

Manche Länder haben in dieſem Fall ſogar bürgerliche Geſetze die ſolche Vermählungen unterſagen, wo man aus purer „Mode" die ganze Sache nächafft, ohne im Geringſten auch nur im Stande zu ſein, eine Familie ernähren zu können. Wenn wir dieſes hervorheben, wollen wir nicht verſtanden ſein als betrachten wir große Reichthümer als ein nothwendiges Vorerforderniß zum glücklichen Eheſtand, aber dahin wollen wir verſtanden ſein, daß irgend Etwas da ſein muß, worauf das junge Paar ſeine häusliche Exiſtenz gründen kann.

Ein Geſchäft, ein kleines Erſparniß, einen geſunden Körper der keine Arbeit ſcheut, und dergleichen ſind große Kapitalien wenn eheliche Liebe und gemeinſames Streben ſie unterſtützt. Eine geſunde Anſicht vom Leben iſt beiderſeits nebenbei unerläßlich. Das eheliche Leben bringt ſeine Pflichten und Sorgen,

und wo zwei Herzen sich in Liebe vereinigen, und festen Muthes entschlossen sind, alles Leid mit einander zu theilen und gegenseitig unermüdlich am ehelichen Lebensglück zu bauen, wo beide von vornherein sich anschicken, ihre Schwachheiten einander zu übersehen und nur für das Gute und Wahre zu leben da wird der Segen und das Glück nicht ausbleiben. Freude und Liebe werden sich küssen, und solchem Paar wird hier schon sein Paradies, wo keine Entweihung oder Zerstörung stattfinden wird, denn Gott selbst wacht und waltet schützend über demselben.

„Des Glück's Besitz verliert nicht seine Süßigkeit
Wo Tugend und Verdienst es allezeit begleit't."

Ideal und Wirklichkeit.

Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt sie schon erstarrt.
Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunk'ne Herz geschwellt.

Es ist dahin der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Schiller.

Die Vermählungsfeier ist vorüber, die letzten Gäste haben Abschied genommen und die üblichen Congratulationen erinnern, daß Alles diesbezügliche gewesen ist. Die Tage und Jahre der hohen Ideale und duftigen Erwartungen sind plötzlich zum Abschluß gekommen, und das Eheleben mit seinen Aufgaben und Hausorgen — die nackte Wirklichkeit beginnt. Der Wechsel ist groß, aber noch größer — die Kunst sich in diese

neuen Verhältnisse hineinzufinden. Wie Viele lassen hier gleich Anfangs den Bau des ganzen folgenden Lebens untergraben!

Der Wechsel der Scenerie gibt dem Leben eigentlich einen höheren Anstrich, aber jungen Eheleuten ist es schwer dieses zu glauben. Die Freudentage, wo Liebesbetheurungen und frohe Hoffnungen sich aneinander reihen sind vorüber und jetzt kommt eigentlich die Zeit der Gelegenheiten, diese Versprechungen zu erfüllen; einander zu beglücken. — Aber wie ganz anders ist Alles geworden! Die heißgeliebte junge Braut ist Gattin und der „Geliebte" ist ein einfacher Gatte! Wer kann sich in diesen Wechsel finden? So fragt die junge Gemahlin sich selbst in ihrer Küche und der junge Ehegatte in seiner Werkstatt. Die einfache Wohnung, die man täglich wieder sehen muß, zeigt nicht das wallende Rebengelände, die zarten Myrthengewinde, der Nachtigallengesang und die duftenden Rosen im Beet sind nicht da, kurz der ganze poetische Zauber, den man in herzlichen Liebesbriefen einander vormalte, ist nicht mehr. Die dürre Wirklichkeit und prosaische Gegenwart liegt jetzt klar vor den Blicken! Wie Vielen ist dieser Wechsel zu groß, daß sie schon jetzt am Lebensglück verzweifeln!

Die herrlichen Bilder und Illusionen der Rosenzeit sind zu hoch gestellt gewesen; die Ansicht vom Leben eine romanhafte, und jetzt kommt die einfache „Ausnüchterung." Die Wahrheit! Hie und da will die junge Gattin auch schon gesehen haben, wie der Blick, die Mienen und Worte des Gemahls nicht mehr die volle Liebe, nicht jene selige Begeisterung enthalten wie früher. Die freundlichen Lockungen und stürmischen Einladungen zu gesellschaftlichen Vergnügungen, freundschaftlichen Besuchen u. s. w. sind auch nicht mehr — Alles, — Alles eine andere Welt und Athmosphäre!

„Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschloss'ne Bahn.
Dorthin ist sie gebannt; sie kann sich nicht
Aus eig'ner Kraft besond're Wege wählen.
Aus nied'rem Zustand führt er sie hervor,
Aus höher'n Sphären lockt er sie hernieder.
Verschwunden ist die frühere Gestalt,
Verloschen jede Spur vergang'ner Tage. —
Was sie gewann, wer will es ihr entreißen?
Was sie verlor, wer gibt es ihr zurück?"

Diese Veränderung ist unvermeidliche Erfahrung, jedes jungen Ehepaars; es liegt in der Natur der Sache begründet, daß es aber hie oder da Täuschungen, sogar ein verzagtes Herz und Kummerthränen gibt, daran ist eine verkehrte Auffassung dieses Standes Schuld.

Die Erwartungen der ehelichen Gemeinschaft waren zu hoch gestellt, unnatürlich, und konnten daher nicht erfüllt werden. Einer relativen Resignation mit bescheidenen Ansprüchen und richtiger Ueberlegung, wird jede solche bittere Täuschung erspart bleiben. Schiller's Worte an die Verlobte seines Freundes gerichtet, enthalten Wahrheiten, die jede junge Braut sich zurufen lassen sollte um nicht in lauter Idealen zu schwelgen, bis die Wirklichkeit das Letzte zertrümmert:

„Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen
Ruft dich des Kranzes ernste Zier;
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben fliehend hinter dir.
Und Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft;
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Und willst du das Geheimniß wissen,
Das immer grün und unzerrissen

Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmuth unverwelkte Blüthe
Die mit der holden Schaam sich paart;
Die gleich dem heitern Sonnenbilde,
In alle Herzen Wonne lacht,
Es ist der sanfte Blick der Milde
Und Würde die sich selbst bewacht."

In Ausnahmsfällen findet man, daß auch im Eheleben eine leere Koketterie und ein schautragendes Komplimentiren noch fortgeführt wird; jedoch diese affektirten Liebeleien werden nie in den Augen anständiger Leute als wahre Liebe gelten und den betreffenden Eheleuten die Leere und Hohlheit dieser Ceremonien am Besten zeigen. Auf dem Wege und in der Art und Weise der Liebschaftsneckereien läßt sich wahres Eheglück nicht finden; eine Aussöhnung mit der Wirklichkeit allein, kann dieses geben. Der Gatte schicke sich in seine Pflichten und die Eigenthümlichkeiten seiner Gattin und diese lerne die Charakterzüge seines Wesens verstehen, und mit zufriedenem Sinn machen beide es sich zur Pflicht das Leben glücklich zu führen!

Die kleinen Schwachheiten und Charakterdefekte die von der Liebschaftsseligkeit so leicht zugedeckt wurden, treten jetzt zu Tage und werden erkannt. — Sollen Zerwürfnisse und endlose Klagen das Fehlende ergänzen? Oder lag nicht der Hauptfehler gleich Anfangs darin, daß man beiderseits Engel oder vollkommene Heilige zu finden und zu haben wähnte?! Diesseits des Grabes sind solche nicht zu finden. Statt solcher unnatürlicher Begriffen und Idealen von einem guten Ehegatten oder von einer tüchtigen Gattin nachzuhängen und richterlich jeden kleinen Fehler unter ein Mikroskop zu bringen, suche man die guten Eigenschaften gegenseitig hervorzuheben und die Ansprüche nicht allzuhoch von vornherein zu stellen; denn:

„Wer Engel sucht in dieses Lebens Gründen,
Der findet nie was ihm genügt;
Wer Menschen sucht, der wird den Engel finden,
Der sich an seine Seite schmiegt."

Das Vollkommene gehört einer andern Welt an. Selbst im Paradiese gab es einen Versucher und einen verbotenen Baum, wie sollte denn das Familienleben lauter Wonne bieten!

Anstatt dann in Augenblicken kleiner Widerwärtigkeiten Vorsehung und Geschick anzuklagen, sein Loos als das bedauernswürdigste bejammern, Jedermann sonst für unendlich glücklicher preisen und sich einander mit düstern Geberden zu begegnen, sei eine kurze Erklärung, ein Vergessen und ein heiterer, freundlicher Blick das Aussöhnungsmittel mit seinem verkannten Loos des Ehelebens. Thue Deine Pflicht nur getreu in Deinem Theil und die nächste Erfahrung wird Dich lehren, daß Alles besser geht, und wie Goethe sagt:

„Hast du deine Pflicht gethan?
Dann sei alles Aechzen, Krächzen
Auch für heute abgethan."

Dieses Leben ist zu kurz und zu ökonomisch angelegt, um in Dunkelheit und Unglücksstunden zur Hälfte verwandelt zu werden. Die eheliche Liebe soll und muß stark genug sein alle etwaigen unfreundlichen Vorkommnisse aufzuwiegen und den Sonnenschein des häuslichen Glückes in die dunkelste Nacht des Lebens zu bringen. Die Liebe decket Alles zu. Ehegatten sollen die wärmsten Freunde „par exellence" sein und wahre Freundschaft trotz allem Wechsel vermag auch den dürftigsten Verhältnissen Reiz zu verleihen und ein entsprechendes Maaß des Glücks abgewinnen. Die treue Liebe und Freundschaft sollte in der rauhsten Gegenwart und Wirklichkeit vermögend sein unsern Pfad mit Blumen zu bestreuen und das Leben mit Glücksbildern

auszumalen. Wo sie wohnt, ist sie auch an diesen Resultaten erkennbar. Der Dichter besingt diese Wahrheit sehr schön wenn er sagt:

„Von all' dem rauschenden Geleite,
Was harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand."

In der Wirklichkeit und Gegenwart in Liebe und Freundschaft sein Glück suchen, heißt glücklich sein. Hoffen, glauben, lieben, wirken und — zufrieden sein mit dem Loos, das die Vorsehung bereitet, ist erforderlich, um die Vergangenheit nicht zurück zu wünschen und sich mit der Gegenwart auszusöhnen.

Die eigene Häuslichkeit.

„Eig'ner Heerd
Ist Goldes werth!"

Aller Anfang ist schwer, sagt das Sprichwort und die Wahrheit, die es enthält läßt sich auch ohne Zweifel auf den Anfang des Ehelebens anwenden. Die Ursachen die hier den Anfang schwer machen, sind mancherlei, jedoch sie alle können überwunden werden und das häusliche Glück gleich von Beginn in sicheres Fahrwasser gelenkt. Eheleute sind nicht mehr Brautleute. Die Persönlichkeiten zeigen sich in ihrem wahren Lichte und jede Charakterschwäche tritt zu Tage, da gilt's Allem zuvor: Einander verstehen lernen und die kleinen Eigenthümlichkeiten, soviel wie möglich zu übersehen. Die größte Erschwerung des Anfangs im neuen Stande wird aber wohl in den meisten Fällen darin liegen, daß man die Vorerfordernisse zu einer eigenen Haushaltung nicht in genügendem Maaße mitbringt. —

Eine Ehe ohne eine eigene Häuslichkeit, ist, wie ein Schriftsteller sagt, „nur eine halbe Ehe.“ Eine eigene Häuslichkeit sich zu begründen erfordert aber Verständniß, Mittel und Wille. Leider fehlt aber bei einer großen Anzahl junger Eheleute die eine oder andere dieser Vorbedingungen. Nicht ahnend, daß oft das ganze künftige Eheleben vom Anfange desselben abhängig gemacht wird, überläßt man sich von vorherein einem verliebten ziellosen Tagesleben, nicht bedenkend welcher Wechsel seit den letzten paar Tagen stattgefunden. Die ersten „honigsüßen“ Glückstage werden genossen so verschwenderisch wie nur möglich, daß man für die Zukunft nur noch die leere Erinnerung hat. Diese aber hat wenig Angenehmes.

Nach der Mode der großen Welt ist's heutzutage fast allgemein, gleich nach der Trauung die Geldbörse aufzuknöpfen und — auf die „Hochzeitstour“ zu gehen! Es ist vielleicht nicht die erste Reise, die das junge Paar macht, aber was sind alle andern Reisen zusammengenommen im Vergleich zur Hochzeitsreise? — Vielleicht hat das junge Weibchen schon mit den Eltern, mit nahen Freunden und Verwandten diesen oder jenen Ausflug gemacht, aber welchen Unterschied zwischen jetzt und ehemals! —

Die Tochter mußte mit freudiger Dankbarkeit die Güte der Eltern preisen, die ihr diesen Genuß gewährten, sie mußte selbstverständlich überall zurückstehen in Wünschen und Vorschlägen, denn es war ja natürlich, daß alle Anordnungen und Bestimmungen sich nach den Wünschen älterer Personen richteten. Wie ist aber jetzt Alles so ganz anders geworden! Der junge Mann kennt kein anderes Bestreben, als die Forderungen seines holden Weibchens zu erfüllen und würde sich das den Mond vom Himmel herabwünschen, er würde darüber nachdenken, wie er ihr die silberne Scheibe herunterholen und zu Füßen legen könnte! —

Es gibt nichts Opferbereiteres als solch' einen blutjungen Ehemann und selbst die ernstesten Herren der Schöpfung, die in späteren Jahren mit so unnahbarer Sultansmiene umherspazieren, haben in den Rosentagen ihrer Liebe Thorheiten und Schwachheiten begangen, an die sie selbst nie wieder erinnert werden wollen. Wie wohl thut es aber der kleinen Frau, sich so verhätschelt und verwöhnt zu sehen, sie wächst um ein paar Zoll, trägt ihr Näschen höher und ihre Gestalt majestätischer, denn solche Huldigungen ihr dargebracht von ihm lassen sie einen verstärkten Begriff der eigenen kleinen Würde erhalten.

Und wo man ein junges Geschöpfchen mit hübschem, meistens sehr gewähltem Reisecostüm sieht, dessen Miene halb gemessen, halb glückselig ist, da kann man darauf versichert sein, ein junges Frauchen vor sich zu haben, das auf seiner Hochzeitsreise begriffen ist. Solch eine Hochzeitsreise kostet gewöhnlich mehr als drei andre Reisen; denn wer mag in diesem Taumel von Glück und Seligkeit seine Ausgaben mit eingeschränkter Genauigkeit berechnen?! — Da wird der Anfang der Ehe denn zu einem Märchen, bei dem sich alles vereinigt, Liebe und Fröhlichkeit, Sonnenschein und Blumenduft, Luxus und Vergnügen, das junge Paar zu entzücken.

So weit die Hochzeitsreise. Das ist der „Eingang zum Anfang" und was wird der Ausgang sein? Heimgekehrt von dieser Tour geht es jetzt an die „häusliche Einrichtung." Wie soll diese zweckmäßig getroffen werden? Leider geschieht es oft ohne einen ernsten Gedanken an die Zukunft. Die junge Frau Gemahlin muß, wenn's möglich ist, ein Dienstmädchen haben, die Möbel sollen nach der neuesten Mode und vom besten Material gefertigt sein. Ein Pianoforte für fünf- oder achthundert Dollars sollte auch da sein — und so Alles in Gemäßheit mit diesen

Anfängen. Die Geldbörse reicht nicht aus, es werden gleich Schulden gemacht und ehe lange muß man gewohnt werden unzufriedene Gläubiger regelmäßig zu bewillkommnen! —

Diese größtentheils unnöthigen Ausgaben zusammen hätten ein nettes eigenes Heim bezahlt und dem jungen Paare das erste Vorerforderniß zu einem eigentlichen Familienleben gesichert, allein auf diese Weise unterblieb der Ankauf unter den Vorsätzen: künftig, wenn Geschäft und Zeiten besser stehen werden, ein entsprechendes Wohnhaus zu bauen, allein dieser frohe Tag wird mit jedem Tage ferner und ferner gerückt und die Familie zieht „heimathlos" von Haus zu Haus und zahlt Hauszins für ein gemiethetes Obdach!

Junge Eheleute weichen heutzutage von der Methode der Eltern zu sehr ab, sie vergessen, daß auch die Alten mit geringen Mitteln und beschränkter Häuslichkeit ihr Familienleben anfingen aber durch Fleiß und Sparsamkeit sich langsam emporarbeiteten. Das Streben und Leben der Eltern war vorwärts gerichtet; die Jungen leben „rückwärts;" großartiger Anfang aber ein zertrümmertes Leben ist der trübselige Ausgang. Stolz und Hochmuth sind die Hauptcharakterzüge eines solchen Lebens und daß Familienglück und wahre Lebensfreude da ferne bleiben, liegt auf der Hand. Wahres Familienglück und eine wohleingerichtete Häuslichkeit lassen sich nur auf eigenem Fundamente und finanzieller Unabhängigkeit aufbauen und diesem Ziel sollten junge Eheleute gleich bei Einrichtung der eigenen Häuslichkeit zustreben!

Häusliche Freuden und Leiden.

Die reinsten Freuden sind am eigenen Heerde zu finden. Die größten Prüfungen und das schwerste Lebenskreuz muß aber auch nicht selten hier erduldet werden. Die umschränkte Häuslichkeit ist das Heim, der eigentliche Hafen des Lebens, aber auch zugleich eine Schule, in welcher wir wichtige Lektionen zu lernen haben. Es gibt tausend andre Dinge, die Freude gewähren und des Lebens Bürde leichtern helfen, aber kein andres Erdenglück ist so dauernd und so süß, als das Glück der eigenen Häuslichkeit, im trauten Kreise der eigenen lieben Hausgenossen.

Die ganze Welt ist doch nur eine Fremde, in der stillen Hütte, die wir unser nennen, wo Weib und Kind unsrer warten, da fühlen wir zu Hause. Es geht ein Zug der Sehnsucht durch die Menschheit nach dem verlornen Paradies auf Erden. Der Mann verlangt im Gewühl des Lebens einen Ort, der ihm einen Haltpunkt gewähren

kann, das schwache Weib eine Stätte, die sie zubereiten und auf irgendwelche sinnige Weise ausschmücken kann, damit der geliebte Gatte sich wieder finde und ausruhe nach den Arbeitssorgen des geschäftlichen Lebens. Dieses Alles bietet die eigene eingerichtete Häuslichkeit. Ohne eine solche ist selbst die Ehe in ihrer eigentlichen Bedeutung und das gemeinschaftliche Eheleben nicht auf dem eigentlichen „Mutterboden." Des Mannes Pflicht ist daher eine eigene Häuslichkeit einzurichten, der Gattin seines Herzens ein „Heim" zu bereiten!

Was kann einer wahren Ehegattin einen Ersatz für die eigene Häuslichkeit bieten? Reinweg nichts! Der ganze Sinn des Weibes geht dahin, ein Reich zu haben, wo sie selbst herrschen und nach eigenem Gutachten Einrichtungen treffen kann. So denken wir auch in unserer deutschen Art immer die Hausfrau im Hause ihrer eigenen Einrichtung und finden es schwer sie auf die Rednerbühne, in's politische Leben oder in außerhäusliche Beschäftigungen zu versetzen. Das Hauswesen beansprucht ihre Kräfte und ihr Geschick. Das Haus ist ihre Welt; die Burg der heutigen Gesellschaft und heutigen Cultur. Das Haus ist die Pflegestätte der Sitten und der Pflanzgarten des künftigen Geschlechts.

„Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn

Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer."

In diesen schlichten und doch herrlichen Worten hat unser Schiller das weibliche Schaffen im Hause so schön geschildert, daß man sich mit einem Mal in das Vaterhaus der überseeischen deutschen Heimath versetzt sieht. Was könnte solcher „nimmerruhenden" Hausfrau wohl größere Freuden gewähren, als eben diese ihre eigene Häuslichkeit? Hier erwartet sie Abends ihren Gatten und beim kärglichen Mahl das sie aber selbst zubereitet, sitzen sie mitten im Hochgenuß und schwelgend im Schooße des Glücks! Schaue hinein! schiele durch die Scheiben Freund Junggeselle, der Du Niemand hast, den Du Dein nennen kannst, einfach weil Du nicht willst, schaue hinein und siehe an der schlichten Tafel die glücklichsten Leute, die Du je gesehen hast! — Ein einziger Anblick solcher Scenen und wir finden es erklärlich, daß ein Salis seinem „letzten Wunsche" diese Worte beifügte:

„Beeren, die ihr Finger drückte,
Honig, der der Wab' entfloß
Kräuter, die vom Beet sie pflückte,
Milch die sie in Schaalen goß:
Ha! bei solchem Göttermahle
Säßen wir wie froh, wie stolz!
Wär' auch Löffel, Kelch und Schaale
Nur aus weißem Buchenholz."

Aller Kummer und die mannigfachen Geschäftssorgen schwinden durch den bloßen Anblick der liebenden Gattin, der Mann athmet freier und froher auf und gestärkt kann er sich von Neuem

in's strebende Gewühl des Lebens wagen. Jeder Tag bringt neue Freuden, neue Erfahrungen neues Glück. Lasten die Einem zu schwer sind, werden Zweien leicht; Eins stützt das Andere und gegenseitig stärken sich Beide zum Kampf des Lebens.

Das Weib, das in seinen häuslichen Pflichten den Tag hindurch von der täglichen Monotomie seiner Beschäftigung ermüdet und entmuthigt fühlte, vergißt Alles beim Anblick des heimkehrenden Gatten. Ein kleiner Gedankenaustausch genügt, um einen Himmel voll Trost und Freude in das niedere Hüttchen, das sie bewohnen, hineinzubauen. Liebe ist das rosige Band, das die Herzen vereint und Mißverständnisse oder sonstige Glücksstörungen weichen vor diesem Engel.

„In der Hütte lacht die Lust,
Wo die Liebe wohnt;
Haß und Neid füllt nie die Brust,
Wo die Liebe wohnt;
Da, da blüht ein Rosenfeld,
Macht das Haus zum Wonnezelt
Und zum Paradies die Welt,
Wo die Liebe wohnt."

Die Blume des Gartens duftet lieblicher, der Strauß in der Blumenvase blickt uns freundlicher an, wenn im bescheidenen Hause, das wir unser „Heim" nennen können, wo eine liebende Gattin die Blumen selbst gepflanzt und begossen, daß sie jetzt als das Resultat ihres Fleißes uns entgegenlächeln. Kleine Dinge, die man in der großen, geräuschvollen Welt nicht achtet, haben einen Werth in der eigenen Häuslichkeit, daß der bloße Anblick das Lebensglück steigert.

Der Mensch ist zur Gesellschaft und Freundschaft bestimmt, er will, er muß Jemand haben dem er sich mittheilen, dem er ganz vertrauen, den er lieben und glücklich machen kann. Ohne

diesem Bedürfniß entsprechen zu können ist er unglücklich, fühlt er seine Verlassenheit. Wo aber findet er diesen Lebensansprüchen besser Genüge gethan, als im eigenen Familienleben? Die Zukunft mit ihren Möglichkeiten, seine Pläne und Hoffnungen, seine Hindernisse und Entmuthigungen, Alles kann hier durch gegenseitige Berathungen und Theilnahme verhandelt, überlegt und erledigt werden! Sage Jemand was er mag, von den Gesellschaften, Freuden und Genüssen der großen Welt, es ist und bleibt das eigene Haus, der schönste Platz auf Erden und die ehelichen Freuden in demselben die größten die das gesellschaftliche Leben kennt! —

Daß das Leben im Allgemeinen seine Schatten, tiefe Thäler, hohe Hügel, Wetter, Stürme, Sandwüsten, Kreuz und Prüfungen hat, — wer weiß das nicht! Es ist die Absicht Gottes dieses Leben zu einer Schule für die jenseitige Welt zu machen. Der Halm auf der Flur kann nur reifen, wenn Sonnenbrand und Wetterstürme über ihn hergehen. Das Erdreich kann nur seine Früchte tragen wenn auf den klaren sonnigen Tag auch Gewitterschwüle und Regengüsse kommen, auf die Sommerwärme eine Zeit der Kälte und des Niedersinkens. Das Gold muß, ehe es geprägt werden kann in den Schmelztiegel der Reinigung. Der Knabe, der einst der Welt als Mann nützen soll, muß als Kind der Zucht und erzieherischer Strenge unterworfen werden. Das Haus als die eigentliche Pflanzschule der Menschheit, wird also um so weniger ohne seinen Theil von Leiden und Sorgen bestehen können, wenn es seinen Beruf in der Menschheit erfüllen soll.

So darf es nicht verschwiegen werden, daß das eheliche Leben in mehr als einer Beziehung mehr Sorgen und Prüfungen bringt, als das ungebundene Leben eheloser Leute. Schon der

Apostel Paulus hat auf dieses hingewiesen. Wer aber will denjenigen Lebensprüfungen ausweichen, die zu einer Selbstbesserung abzwecken? Sehr richtig sagt ein Schriftsteller: „Wünschest du ohne Prüfungen und Kreuz zu sein? Dann wünschest du als halber Mensch zu sterben.“ Die Bäume der Felder stehen fester, weil sie mehr vom Sturm angefochten wurden und daher tiefer wurzelten; die Rose duftet am lieblichsten wenn unsanft berührt; die Traube gibt den süßesten Wein wenn sie gekeltert wird; die Sterne erfreuen uns durch ihren Schimmer nur in der Nacht. So haben ganz besonders Familienleiden und Heimsuchungen die Wirkung, die bessere Wesensseite des Menschen zu entwickeln, Herz und Geist zu veredeln und ihn für künftige Lebensproben abzuhärten. Die „Schicksalsschläge“ die den Ehelosen treffen, können leicht seinen Untergang bewirken, denn er steht allein einer unzuverlässigen Welt gegenüber. Er fühlt und weiß, diese Dornen sind nur auf ihn gerichtet und Verbitterung gegen sein Loos und Anklage der Zeit und Umstände sind fast in den meisten Fällen die Folge. Es sei denn, daß die wahre Religion eine höhere Anschauung dieser Lebenslage lehrt.

Leiden in der eigenen Familie und Häuslichkeit verallgemeinern sich. Oft wird der Kreuzträger hier ein stellvertretender Dulder für die Seinen und er trägt Alles nicht nur ohne Murren, sondern auch mit Freuden. Wohlwollen und Liebe werden hierdurch gepflegt und ein gegenseitiges Erstarken in zarter Gesinnung und der Tugend des Wohlwollens ist die Frucht davon. Wo ist ein treuer Gatte der nicht ohne Verdruß, willig und gern ganze Wochen hindurch am Krankenlager seiner lieben Gattin zubringen würde? Schlaflose Nächte und andere Entbehrungen kommen gar nicht in Anschlag! Und welches treue Eheweib

würde nicht den gleichen Liebesdienst dem Manne erweisen? Wo sind die Eltern, die es zu beschwerlich finden ganze Nächte mit der liebevollsten Hingebung am Lager eines kranken Kindes zu wachen? Alles, das sonst im Leben hart zu tragen ist, nimmt man in der eigenen Häuslichkeit geduldig an, trägt willig und gern, weil — die Liebe jedes Kreuz leicht macht. —

Die häuslichen Leiden können verringert und leicht gemacht werden sowie die Freuden vermehrt und das ganze Glück des ehelichen Lebens erhöht und bereichert. Dem Manne möchten wir zurufen: Laß Deine Geschäftssorgen, Deine Mißhelligkeiten und düstern Mienen draußen in der weiten Welt! In's Heiligthum der Familie bringe diese Alltagssorgen nicht, sie machen Dein Glück nicht größer und Deine Lage nicht besser! Welch' ein Anblick, nachdem Deine Gattin mit aller Hingebung und Treue sich alle Mühe gegeben, Dir die nöthigen Bequemlichkeiten zu verschaffen, ein gutes Mahl zu bereiten und endlich Dich mit freundlichem Gruße und lächelndem Angesicht zu empfangen, Du aber kommst wie ein Schiffbrüchiger, blickst sie kaum an, und mit finsterer Geberde und einigen Murmelworten betrittst Du die Schwelle Deines Hauses! Welch' ein Unrecht fügst Du Deinem armen Weibe zu! Laß die Welt und Deine unnöthigen Sorgen draußen! Bringe Heiterkeit und Sonnenschein mit, so oft du zu Deiner Hütte heimkehrst!

Der jungen Gattin möchten wir anrathen: Erkenne Deine Stellung! Das Haus ist Dein Reich, Du bist Königin und Priesterin in demselben. Es soll die Ruhestatt und der Glückshafen Deines Mannes sein. Hier soll ihm am wohlsten sein auf dem ganzen Erdenrunde. Lerne von vornherein die große Kunst, Alles so einzurichten, daß Dein Mann Wohlgefallen und Freude haben muß an Allem, was er in diesem kleinen Sorgenfrei er-

blickt. Alles sei reinlich, nett, in Ordnung. Deine Klagen und Beschwerdeführungen halte zurück. Hast Du nichts Erfreuendes zu ihm zu sagen, dann schweige lieber. Zeige ihm allezeit ein freundliches Gesicht. Laß ihn sehen, daß Du ihn treu liebst.

Mann und Weib.

„Und er schuf sie, ein Männlein und Fräulein."
Mose 1, 27.

So berichtet uns der heilige Schreiber im Buche der Offenbarung. „Lasset uns Menschen machen," sprach der Ewige, und ein Wesen, dem göttlichen Bilde ähnlich, wurde vom Schöpfer formirt, geschaffen, — beseelt mit Gottes Hauch. Der erste Mensch — Adam öffnete in voller Menschenschöne das erstaunte Auge und zum ersten Mal blickte ein Mensch in die jugendliche Gottesschöpfung. Der König und Herrscher über alles Geschaffene war da — der Mann! Aber in der ganzen Schöpfung wurde Nichts gefunden, das dem Manne als Gehülfin dienen könne. Der Mann war da, aber er war allein, einsam in der herrlichen Natur. Da sprach Gott: „Ich will ihm eine Gehülfin machen die um ihn sei." Da schuf er ihm das Weib.

„Sie erwachte an Adams Seite, entnommen aus des Mannes Fleisch und Bein, und so umschlang ihn die Männin mit ihren

Armen, und so zitterten die ersten Menschenherzen mitsammen. Busen am Busen, und Antlitz am Antlitz geborgen, in sprachloser Empfindung ergossen sie Seele in Seele, und erkannten in dieser Liebe ihre Menschheit und in dieser Menschheit die Gottheit, von der sie in's Dasein gerufen waren, und erkannten die ganze Natur! Und hielten sich bei den Händen, und blickten sich lange in die tiefen, wonnetrunkenen Augen, und schauerten in der Seele ob ihrer Schönheit. Der Mann über das süße, schmiegsame Weib, und sie selbst über den hehren, gewaltigen Mann. Und schmeichelten einander furchtsam die wundervollen Glieder, und streichelten sich das lockige Haar, und riefen sich bei Namen! Adam und Eva tönte es durch die Natur! Der erste menschliche Sprachlaut, vom lebenden Herzen ausgestoßen, zitterte so in Luftwellen über die Erde. Die Liebe hatte ihn erfunden."

Adam und Eva, der erste Mann und das erste Weib sind „die Schildhalter des Menschengeschicks und Menschengeschlechts." Mann und Weib stehen als die Repräsentanten des Geschlechts heute da. Gegenseitiges Suchen, Finden, Ergänzen und Beglücken fügt sie in eine heilige Einheit, als Jüngling und Jungfrau, als Gatte und Gattin; Eins bedarf des Andern. Jedes hat seine eigenthümlichen Charakterzüge und doch kommt bei der Eigenthümlichkeit das allgemeine Menschliche zum harmonischen Ausdruck. Muth und Tapferkeit kennzeichnet den Mann, zarte Zaghaftigkeit und bescheidener Sinn die Frau. Sein Geist stürmt in die wildesten Lebenswetter hinaus und wagend bezwingt er oft die ungünstigsten Verhältnisse. Das Weib ist Gefühl und Seele und entfaltet im stillen Dulden seine Größe. Der Mann denkt und enträthselt aus allen Zweifeln und Widersprüchen seine Weltanschauung, das Weib hofft, glaubt und liebt

sich in die Verhältnisse hinein. Der Mann zwingt die Disharmonie des Daseins gewaltsam zur Einheit, dem Weibe löst sich Alles in stillen Wellenlinien von selbst zur Harmonie auf. Dem Manne gehört die Welt! Der Frau die häusliche Stille.

„Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut."

„Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblick's Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis."

„Immer widerstrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den süßgetheilten Schmerz.
Kennt nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn."

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen vom himmlischen Thau."

Ohne die Stütze des Weibes wäre der Mann einem Schiffbrüchigen auf einsamer Insel gleich, das Dasein wäre ihm zu kalt und monoton um es erträglich zu finden. Das Weib pflanzt

die Rosen der Freude auf seinen Lebenspfad und schmückt ihm seine kalte und sorgenschwere Existenz zu einem Festtempel aus. Adam kann die Freuden eines Paradieses ohne Wehklagen verlassen, wenn nur seine Eva mit ihm zieht. Alle Arbeitslasten und Lebenssorgen die ihm nun bevorstehen, die Dornen und Disteln, die seine Saaten zu ersticken drohen, Alles dieses achtet er nicht, wenn nur sie mit ihm geht, die der Ewige ihm als Gehülfin gegeben. — Die verbotene Frucht selbst nimmt er ohne Zögern aus ihrer Hand, weil sie es ist, die sie ihm darbietet! —

Kein anderes Erdenwesen ist im Stande diesen stürmischen Geist dauernd an sich zu fesseln, die höchsten Reize verlieren vor seinem durchsichtigen Verstande ihren Werth, aber mit dem Weibe verbindet er sich gerne durch ein freudiges „Ja" bis der Tod Beide — nicht scheidet, — sondern besser auf ewig vereint. Das Weib ist der Schutzengel des Mannes, die Seele und Impuls gebende Macht in seinem Denken und Streben. Er schafft und baut auf in rohen Umrissen, sie malt und verschönert es; er besitzt die Kraft, sie hat die Schönheit als ihr Eigenthum.

Ihre Liebe stärkt seinen Muth, daß ihm keine Widerstände zu groß, keine Lasten zu schwer und keine Entbehrungen unausstehlich sind. Für sie kann er Alles wagen, Alles dulden, Alles thun! Der Schriftsteller, der auf die Frage: Was ist das Mächtigste in der sichtbaren Welt? zur Antwort gab: „Der sanfte Blick eines Weibes," hatte recht geantwortet. Ein Liebesblick des Weibes ist genügend um den Mann bis an's Ende der Welt zu senden und ein zweiter Blick genügt, ihn wieder zurück zu rufen. Das Geheimniß dieser Macht ist die Liebe, sie überwindet den Mann, wenn alles Andre sich als unzulänglich erweist.

„Die Liebe füllt das Herz des Weibes aus;
Ein Januskopf steht auf des Mannes Leibe;
Halb blickt er hin zu Kind und Weibe,
Halb blickt er in die Welt hinaus."

Dieses ist ein wahres Wort Wolff's. Bei allem Drängen und Stürmen in der Welt, blickt der Mann nur halbgesichtig auf dieselbe, die and're — und zwar die bessere Hälfte seines „Ich's" schaut auf sein Weib, um von ihren Wünschen seine Bahn bestimmen zu lassen. Das Weib baut keine Städte und Paläste, macht keine großen Entdeckungen und führt keine Kriege, die Geschichte hat ihren Ruhm aber auf andern Gebieten verzeichnet, die mehr glänzen als die Waffenthaten großer Kriegshelden. Das Weib hat die Welt und Menschheit dazu gemacht, was sie ist. Als Mutter und sorgende Hausfrau hat sie dem genialen Jüngling die ersten Impulse gegeben und den Charakter des Mannes gebildet, der sein späterer Rum und Resultat weiblichen Einflusses und weiblicher Pflege ist. Die Künste des Hauses und des Friedens sind es wo die Frau glänzen kann. Und wie auffallend legt sie hier oft ein großes Genie an den Tag!

„Wir Männer sehen oft vor lauter Bäumen den Wald nicht;" sagt ein Schriftsteller sehr richtig. Der Mann stellt seine Untersuchungen und kalten Kritiken so lange an, bis ihm der Stoff in den Formen stirbt, oder er gar bei seinem Analysiren oder Synthesiren Alles verloren hat. — Das Weib hingegen weiß oft vermöge einer eigenen Anlage aus den verworrensten Knäueln das Richtige heraus zu finden und durch einen glücklichen genialen Blick das „um und an" der Sache zu erkennen. — Diese Fähigkeit ist eine Mitgift Gottes, damit sie dem Manne Gehülfin sein und ihn auf die Bahn bringen könne, wo das Licht seines prüfenden Verstandes die Richtung verloren hat. Die Erfindungen

der Frauenliebe in tausend verwickelten Lebenslagen, ist sprichwörtlich geworden.

Wo wußten die Männer zu Weinsberg noch einen Rath, da der feindliche Feldherr beschlossen, die Besatzung und Einwohnerschaft zu verderben, nur die Weiber dürfen frei hinausziehen und ihre theuersten Schätze mitnehmen. — Untergang schien das unvermeidliche Loos der tapfern Bürger. —

„Doch als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut
Da hat ein selt'nes Schauspiel vom Lager man geschaut:
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Thor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihre Eh'herrn, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!" ruft drohend mancher Wicht! —
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht!"

Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht;
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

So retteten die treuen Weiber ihre Männer und König Konrad selbst mußte die That preisen. Hugo Grotius war sicher hinter den Eisenstäben eines Gefängnisses eingeschlossen und alle Aussicht auf Freiheit schien geschwunden zu sein, aber das treue Weib erfand einen Weg. Eine Bücherkiste wurde als Rettungsinstrument ausersehen, und die List wurde mit Erfolg gekrönt. — Es gelang und der theure Gatte wurde frei.

In Sittlichkeit und Religion steht das Weib über dem Manne. Während sein hartes, zerklüftetes Herz noch mit Zweifeln kämpft, oder oft dem Indifferentismus verfällt, glaubt und betet sie ihren Weg durch und findet die Ruhe des Herzens alsobald. Es ist eine auffallende Thatsache, daß das Weib in der heiligen Schrift, und sonderlich im Neuen Testament eine so hervorra-

gende Stellung einnimmt. Es war eine Frau, der zuerst die Geburt des Erlösers verkündet wurde. Es war eine Frau, die den Heiland vor seinem Tode salbte und Männer waren es, die diese Liebesthat tadelten. Es waren zwei Schwestern, die dem Heiland auf seiner Durchreise ein freundliches Heim bereiteten und ihn sonderlich gastfreundlich bedienten. Ein Mann verrieth ihn für einige Silberlinge, ein Mann verurtheilte ihn zum Tode; — aber ein Weib war es, die um sein Leben bat. Männer verließen ihn in der Stunde der Prüfung und der Leiden, Frauen folgten ihm thränenden Blicks bis zum Kreuze hin, daß der Herr selbst ein Wort des Abschieds zu ihnen sagt. — Frauen waren es, die in früher Morgenstunde zu seinem Grabe gingen, um seinen Leichnam zu salben; Frauen waren es, denen der Auferstandene zuerst erschien und ihnen auch zuerst den Auftrag gab, seine Auferstehung bekannt zu machen.

In der Stunde größter Anfechtung und Noth entfaltet das Weib oft einen Heroismus, der von Männern selten erreicht wird. Der Mann siegt durch Kraft und Muth, die Frau durch Liebe und ausdauernde Geduld. Er kränzt seine Bahn mit Thatenruhm, sie die ihrige mit Tugend und Liebe. Er zeichnet sich aus durch Charakterstärke und gewagtes Unternehmen und Wollen, sie durch Gemüth und Seele im Festhalten an dem schlichten Leben:

„Tugenden braucht der Mann, er stürzt sich wagend in's Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genügt dem Weib: sie ist da sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets!"

So ausgestattet wagt der vorwärtsstürmende Mann, so ist still und genügsam das Weib. Krummacher hat uns in einer Parabel den Unterschied des Mannes und Weibes in ihrem

Wandeln und Wirken in schöner sinnbildlicher Weise also geschildert: „Als der Stammvater des Menschengeschlechts und sein Weib, die Mutter der Lebendigen, den lieblichen Garten Eden verlassen hatten, trauerten sie viele Tage lang und sprachen untereinander: Wie wird nun unser Wandel sein auf Erden und wer wird uns leiten? Darnach traten sie zu dem Cherub mit dem flammenden Schwert, der den Garten Eden bewahrte, und Eva lehnte sich an ihren Mann, und barg sich hinter ihm, als sie zu dem himmlischen Wächter traten.

Adam aber flehete und sprach zu dem himmlischen Cherub: Ach, es werden nun nicht ferner wie vorhin die Bewohner des Himmels mit uns wandeln, denn wir sind unheilig geworden, weil wir gesündigt haben. Darum bitte du den Schöpfer der Welten für uns, daß er von den Engeln, seinen Dienern, die die Gestirne in ihren Kreisen führen, einen hernieder sende, uns zu leiten auf richtiger Bahn! Da antwortete der Cherub: Der Mensch hat sein Gestirn *in sich selber*, das ihn, obwohl er gefehlt hat, über die Sterne und Sonnen erhebt, die am Himmel wandeln. Ihm folgt! — —

Da flehete Adam von Neuem und sprach: O gib du, tiefsinnender Diener Jehova's, uns ein Bild, auf welches wir schauen und dem wir folgen, damit wir nicht von Neuem unsere Bahn verfehlen. Denn einmal vom Guten abgewichen verschließt sich unser Aug' und Ohr leichtlich dem Lichte und der Stimme des Innern. So zeige du uns denn ein Bild, dem unser Wandel gleiche.

Da sprach der denkende Cherub zu Adam, dem Manne: Als der Ewige dich aus dem Staube bildete, und im Strahl des Morgenlichts den Odem dir einhauchte, da hobst du dein männliches Haupt gen Himmel empor. Dein erster Blick war auf die

Sonne gerichtet. Wohlan denn, sie sei das Bild deines Wandels! Mit freudigem Antlitz betritt sie die hohe Laufbahn und beginnt ihr Tagewerk. Sie weicht weder zur Rechten noch zur Linken. Licht und Segen verbreitend wandelt sie einher. Sie lächelt des Sturm's, der unter ihren Füßen braust, und tritt mit schönerem Glanz aus dem sie umhüllenden Gewölk hervor, und im Glanze ihrer Herrlichkeit beschließt sie ihre segensreiche Heldenbahn. Ernster Mann, sie sei Vorbild deines Wandels auf Erden! So sprach der Cherub und der Sohn des Staubes neigte sich vor ihm und verstummte.

Da trat erröthend die holde Mutter der Lebenden zu dem himmlischen Boten, und flehete mit lieblicher Stimme: Ach, auch mir, du Heiliger, ein Wort des Trostes und der Lehre! Wie vermöchte das schwache Weib zu dem hohen, glänzenden Gestirn des Tages empor zu schauen, und in seiner Bahn zu wandeln?

So flehete Eva und der Cherub erbarmte sich des zarten Weibes und sprach mit lächelndem Antlitz: Als der Allmächtige dich bildete, und im Glanz der Abendröthe den Odem des Lebens in deinen Busen hauchte, da blicktest du nicht zum Himmel empor, sondern dein Auge ruhte auf Eden's Blumen und Halmen, und auf den duftenden Stauden und fruchtbeladenen Bäumen des lieblichen Thales und dem rieselnden Quell, der durch sie dahin fließt. So sei denn dein Wirken gleich dem stillen Wandel der mütterlichen Erde! Ohne Geräusch und blendenden Glanz wandelt sie ihre ruhige Bahn. Still und unbemerkbar bringt sie Gräser, Halmen, Bäume, Quellen und Bächlein aus ihrer Fülle hervor; leise und unbemerkbar pflegt und erzieht sie in ihrem Schooß ihre Kinder zur Blüthe und Frucht und ihre eigene Schöpfung ist ihr Schmuck! Zartes Weib, sie sei das Vorbild deines Wandels auf Erden. Und euer Bund, sprach der Cherub,

Mann und Weib, er sei der zarte Bund der himmlischen Lichter!"

In diesem zarten Bunde, in innigster Vereinigung, sind Mann und Weib durch die Jahrtausende gewandelt. In jedem Welttheile und Klima, soweit als es bekannt, dauern sie zusammen aus und finden ihr Glück in ihrer gegenseitigen Gemeinschaft. Beide haben gleiche Rechte und gleiche Ansprüche an's Leben. Keins darf aus seiner Sphäre gedrückt werden oder der Schaden ist unausbleiblich. Die Unterdrückung des Weibes in orientalischen Ländern hat sich grausam gerächt, und die unnatürliche Richtung, die sich neuerdings hie und da mehr und mehr bemerkbar macht, daß die Frau in's öffentliche Weltleben hineingreift und den Mann zu einem „Küchengefangenen" macht, wird auch seine üblen Folgen zeigen. Auf der wilden Weltarena ist die Frau eine Pflanze, die aus dem mütterlichen Boden gerissen ist und in Folge davon untergeht. — Der Mann in's Haus gebunden, ist eine Eiche im Blumentopf, — die keine Wurzeln schlagen und nicht gedeihen kann. Jedes kann nur seinen eigentlichen Beruf da erfüllen, wo der Schöpfer durch allweise Absicht ihn gelegt hat.

„Beiden Geschlechtern verlieh die Natur obsiegende Stärke:
Ihrer zerstörenden Macht gleichet der männliche Trotz;
Wie die erhaltende Kraft der Unsterblichen, Alles beseelend,
Sanft, wie des Frühlings Hauch, wirket der weibliche Sinn."

Die Mutter.

O Mutterliebe, du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen!

Welcher Name hat mehr Reiz für das Ohr, mehr selige Gefühle für das Herz, als der Name „Mutter?“ Eine Welt holder Himmelsbilder und freudiger Gefühle taucht in uns auf, sobald wir diesen Namen hören. Der müde Wanderer in der Ferne läßt seine Gedanken im Nu über Hügel und Thäler schweifen, hin zu jenem seligen Ort seiner Kindheit, wo eine Mutter zuerst ihn als Kind in trunkenem Mutterglück auf dem Schooß geherzt und mit aller Liebe gepflegt hat. — Der Jüngling, der auf des Lebens abschlüssiger Bahn in Sünde und Laster gerathen, und weder Rath noch Mahnung von irgend Jemand annimmt, wird durch die einfache Erinnerung an die Liebe und

Lehren seiner Mutter oft plötzlich zum Stillstande — zur Besinnung — und zur völligen Lebensbesserung gebracht. Die Mutter ist der Engel, der den Jüngling auf seinen Irrfahrten und die Jungfrau in ihren Jugend- und Rosenjahren als letzter Schutz begleitet, sie ist unser bester Freund auf dieser Erde! Wer hat seit dem ersten Tage des Lebens so viel für uns gethan als die Mutter? Schön singt Prox von ihr:

„Du hast an meiner Wiege einst gesessen
Und mich mit selig'em Auge angeschaut.
Ich kann es nimmer, nimmermehr vergessen,
Wie du so stark und doch so zart und traut;
Wie du für mich gebetet und gerungen,
Wie du für mich gesorget und gewacht,
Wie du mit mir gejauchzet und gesungen,
Wie du mit mir geweinet und gelacht.

Du bist der Engel, der mit leisen Schritten
Unhörbar wandelt über Berg und Feld;
Du kommst zu mir mit milden, sanften Bitten
Und hast dich segnend neben mich gestellt.
Du gleichest einem frischen klaren Bronnen,
Der schnell dem Kranken Wunderkräfte giebt;
Du bist die schönste aller Erdensonnen,
Die nie vom feindlichen Gewölk getrübt.

O Mutterliebe! Süßer Stern am Himmel,
Du glänzteſt mir in mancher dunklen Nacht!
Es hat dein Licht in's wüste Weltgetümmel
Gar tröstlich mir so manches Mal gelacht.
Was unruhvoll bewegte mich hienieden,
War's Freud, war's Leid auf meinem Pilgerlauf;
Du schenkteſt stets dem Herzen seinen Frieden,
Und richteteſt den trüben Sinn mir auf.'

Welches Glück der Erde ist dem Glück zu vergleichen, eine gute Mutter zu haben? Sie bestimmt in tausend Fällen das ganze Leben des künftigen Mannes, und in den Jahren der größten Gefahr ist sie es, die den Jüngling vor den Gefahren

am erfolgreichsten warnt und wie ein Ankertau das bewegte Schiff seines jugendlich wilden Lebens hält. Augustinus, der große Kirchenvater wäre unrettbar auf dem Meere der Leidenschaften und Sünde umhergetrieben, und hätte einen frühen Untergang gefunden, allein Monika, die fromme Mutter rettete ihn mit ihren ernstlichen Gebeten und liebevollen Ermahnungen. —

Was ist es, das das Haus auf Erden zur Hütte Gottes macht, und den Hausgenossen und Kindern keinen Ort so schön, so einladend, beglückend erscheinen läßt, daß sie nirgends lieber sind als hier? Es ist weder Glanz noch äußerer Schmuck, sondern die liebende Mutter, die hier weilt und waltet, die uns hier beim Kindernamen ruft, und mit der größten Liebe liebt, die auf Erden zu finden ist. Die besten Freunde in froher Gesellschaft mögen den Jüngling anlocken, seinem Herzen schmeicheln und ihm jede Gefälligkeit erweisen, es wird nie die Liebe einer Mutter sein! Ihre Liebe zum Kinde hat eine göttliche Weihe und Natur, sie muß ihr Kind lieben, und das Kind, der Jüngling, die Jungfrau weiß dieses. Kaum ist Etwas daher, das unsre besten Dichter in ihren Lieder so begeistert feiern, wie die Mutterliebe. So z. B. der edle W. Hauff:

„Mutterliebe! Allerheiligstes der Liebe.
Ach! die Erdensprache ist so arm,
O! vernähm' ich jener Engel Chöre,
Hört' ich ihrer Töne heilig Klingen,
Worte der Begeist'rung wollt' ich singen,
Heilig, heilig ist die Mutterliebe!

Wie die Sonne geht sie lieblich auf,
Blickt herab den Blick voll süßen Frieden,
Lächelt freundlich ihrer jungen Blüthen —
Und die Pflanze sproßt zum Licht hinauf.
Rauhe Stürme ziehen durch die Flur,
Und die junge Pflanze bebet,

Doch die Sonne blickt durch die Natur
Und die junge Pflanze lebet,
Neuerwärmt von ihrem Blick, und strebet
Höher noch zu ihrer Sonne auf.

Mutterliebe! Du, du bist die Sonne!
O wie leuchtest du der Blüthe doch so warm!
O wie heilig ist die Mutterwonne,
Wenn das Kind umschlingt der treue Arm!
So am Abend, so am Morgen,
Nie ermattet sie,
Wacht in Freuden, wacht in Sorgen
Spät und früh.

Sie begießt mit Mutterthränen
Ihrer Augen Lust,
Wärmet sie mit stillem Sehnen
An der treuen Brust.
Süße Hoffnung schwellt die Mutterbrust,
Daß die Blüthe werd' zur Knospe keimen,
Früchte sieht sie in den süßen Träumen,
Heil'ge reine Mutterliebe,
Daß sich nie dein stiller Himmel trübe!

Mutterliebe! Allerheiligstes der Liebe!
Dir ertönten jener Engel Chöre,
Als der Herr zur Erde niederstieg,
Wollt' er an der Mutterlieb erwarmen
Und erwachte in der Mutter Armen.

Sinket nieder, Schwestern, Brüder,
Fleht zu dem, der Mutterlieb' gekannt,
Der sie schuf, sein reinstes Seelenband,
Fleht mit uns, ihr Geister unsrer Lieben,
Tragt es aufwärts, unser kindlich Fleh'n,
Tragt's hinauf zu jenen Sternenhöh'n,
Werft euch nieder vor des Vaters Thron,
Fallet nieder vor der Mutter Sohn,
Daß auf uns er seine Gnade senke,
Und den süßen Trost uns immer schenke —
Das segensvolle Heiligthum der Liebe,
Der Mutterliebe!"

Wenn das Schriftwort: „Liebe ist stark wie der Tod," schon allgemein wahr ist, so ist es ganz besonders von der Mutterliebe wahr. Ohne Lohn und ohne Erwartung einer Vergeltung kann die Mutter für ihr Kind Alles thun, was nur zu dessen Wohlsein beitragen möchte, ohne dabei Klage zu führen oder unwillig und gezwungen die vielen Dienstleistungen zu verrichten. Ganze Nächte zu wachen und Tage und Jahre ununterbrochen für ihr Kind zu arbeiten und zu sorgen, schlägt die Liebe der Mutter nicht hoch an. Wahrlich, wenn der Stempel der Göttlichkeit irgend welchem Wesen aufgedrückt ist, und die Charakterzüge göttlichen Wesens zum Ausdruck kommen, dann ist's bei der Mutter und in ihrer unbegrenzten Liebe.

Wer noch Jemand seine Mutter nennen kann, der ist reich bei aller Armuth; der hat Freunde, und wenn die ganze Welt — außer der Mutter — ihm feind wäre. Er hat Jemand, der seine Schritte bewacht, an seinem Geschick Antheil nimmt, Jemand, dem er sich anvertrauen, den er wieder lieben kann. Das Verlassensein und Vergessensein von der ganzen Menschheit läßt sich ertragen, wenn sich der Jüngling nur aus dieser Wintersphäre an die Brust der Mutter flüchten kann, und wer um die ganze Welt unbekümmert lebt, achtet doch noch die Gunst der Mutter. Heine, der wie kein andrer unserer Dichter von den Zweifeln der Zeit zerrissen, hier spöttelnd, da trauernd, unbefriedigt durch's Leben ging, hat dieses tief empfunden und es in folgenden Strophen ausgedrückt:

„Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein Bischen starr und zähe,
Wenn selbst der König mir in's Antlitz sähe
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen,
Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,

In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.

Es ist dein Geist, der heimlich mich bezwingt,
Dein hoher Geist, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget.

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte geh'n die ganze Welt zu Ende
Und wollte seh'n ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Thüre streckt' ich aus die Hände
Und bettelte um g'ringe Liebesspende,
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause krank und trübe.

Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach, was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe."

Ja, die ganze Welt ist zu arm, um uns dasjenige bieten zu können, was wir in der Mutter Nähe finden. „Außer Gott, dem Herrn, sagt Goltz, gibt es nichts so heiliges für den Menschen als seine Mutter." So lange er an ihrem Herzen liegt und unter ihrem Schirm weilen darf, athmet er die Mutterliebe ein, wie die Luft, wächst und gedeiht er an dieser Liebe wie an Gottes Sonne, und sie gibt seinem Herzen die Wärme, seinen Augen die Farben, seinem Leben den lichten Schein, ohne daß er viel anders darum weiß, als um's Sonnenlicht, um die Luft und Gott.

Wenn nun aber die Kindheit, wenn auch die Jugendzeit verflossen ist, wenn der Mensch die Heimath verlassen und in der Fremde weilen muß; wenn dann endlich der Tod die Augen geschlossen hat, die unsre Schritte von Kindesbeinen an mit Liebe und Zärtlichkeit behüteten, wenn das Herz nun stille steht, das nur für unser Dasein schlug, und in welchem wir wohnten wie in einem Himmelreich auf Erden; wenn diese Muttergestalt zu Staub gewandelt ist, die uns geleitete im Leben und in Liebe umschwebte wie eine zweite Gottheit, wie ein Heiland zur Welt gesendet, nur für uns allein, dann fühlen wir zum ersten Mal den kalten Hauch der Erde, dann vermissen wir ihren goldenen Schein, so warm und hell die Sonne auch scheinen mag; dann erfahren wir, daß wir aus dem Paradiese vertrieben sind.

Glücklich das Menschenkind, welches sich noch an eine Mutterbrust schmiegen kann; des Kindes Sorgen, seine Schmerzen sammelt Die, welche ihm das Leben gab, dem Welterlöser gleich, auf ihr eigenes Haupt.

O ihr Glückseligen, die ihr noch eine Mutter habt, sie zu lieben, ihr zu danken; fallt ihr um den Hals, stürzt ihr zu Füßen, küßt ihr Hände und Füße, küßt ihre Fußstapfen, heiligt sie wie eine Gottheit! Sie ist es, die euch unter ihrem Herzen trug, in ihrem Schooß empfing, mit Lebensgefahr und mit Schmerzen gebar, euch mit ihren Brüsten säugte, mit ihrem Herzblut ernährte, die eure hilflose Kindheit mit ihren Augen und mit allen ihren Sinnen bewachte, mit ihrem Herzen behütete. Eure Mutter ist es, die mit ihren Gebeten und Liebesgeberden eure Schritte begleitete, mit ihren Gedanken eure Odemzüge einsegnete, und die euch euer ganzes Leben hindurch in jeglichem Augenblicke als guter Engel zur Seite steht.

O küßt ihr darum die ewig treuen, herzigen Mutteraugen mit dem überirdischen Blick; küsset die Fingerspitzen der Mutterhände, die für euch arbeiten und sich für euch zum Gebet falten jeglichen Tag, preßt diese Muttergestalt inbrünstig an euer Herz! O laßt sie keinen Augenblick aus diesem Herzen, aus euren Sinnen und Gedanken, betet und arbeitet für sie, heiliget, glaubet, liebet um ihretwillen, um ihrer Mutterliebe willen, die Menschheit, die Gottheit, die Natur! Sauget neue Lebenskraft, schöpfet himmlische Kräfte aus dieser Kindesliebe, weihet und heiliget euer Leben zurück, entsündiget euch die Menschheit durch sie! Ueber ein Menschenkind, das am Herzen der Mutter liegt, hat der Erdenfluch, hat die Sünde, haben die Schrecken der Hölle und die Beängstigung des Todes keine Macht! Der Muttername ist geheiliget im Himmel und auf Erden; er tönt durch alle Sphären, durch alle Zeiten und Räume bis an der Welt Ende und bis in die Ewigkeit!"

Jeder Platz, wo der Fuß der Mutter getreten, ist uns heilig, und selbst das Grab, wo die Mutter ruht, ist eine ernstere und heiligere Stätte, als die Gräber anderer Verwandten, und wenn wir am Grabe der Mutter beten, so fühlen wir die alte Liebe uns neu umfächeln, nennen sie geheim beim alten, lieben Muttern amen, und fühlen, wie selbst das Grab einer Mutter uns zum Göttlichen und Himmlischen erhebt. Wer könnte diese letzte Ruhestatt der Mutter besuchen, ohne als besserer Mensch von dannen zu gehen?!

„Mutterliebe, Muttertreue
Gibt dem kleinen Erdenglück
Seinen Anfang, seine Weihe;
Lehrt den ungewissen Blick
Erst umher, und dann zum blauen
Hochgewölbten Himmel schauen.

Diese Treue, diese Liebe
Sichert uns an ihrer Brust
Sei der Morgen noch so trübe,
Wir erwachen da zur Lust;
Hören unter Donnerschlägen,
Nur der Mutterstimme Segen.

Und das stille traute Zimmer
Wird von Engelglanz erhellt,
Wenn des Mondes reiner Schimmer
Auf der Mutter Antlitz fällt;
Banger Nächte Finsternisse
Mindern schweigend ihre Küsse.

Fremd auf diesem Erdenrunde,
Nur daheim in ihrem Schooß,
Hängt das Kind an ihrem Munde.
Wird der Knabe spielend groß;
Klagen darf er, bitten, hoffen,
Mutterhand ist immer offen.

Sie, die jedes leise Sehnen
Stillte, sie, die Alles gab,
Beut dem Jüngling nun mit Thränen
Den gewünschten Wanderstab;
Oeffnet zitternd ihm die Pforte
Bei dem letzten Abschiedsworte.

Und das letzte Wort verhallet
Lang in seinem Busen nicht,
Und die Sorgenvolle wallet
Einsam oft im Dämmerlicht;
Starrt hinaus in dunkle Ferne
Fragt nach ihm die gold'nen Sterne.

Mag er jugendlich indessen
Neuer Lust entgegen geh'n,
Und sein Kinderglück vergessen!
Nur des Liebling's Wiederseh'n
Zeigt die tröstende, die milde
Hoffnung ihm im Rosenbilde.

Eitles Bild, es wird verschwinden,
Wie der Rose Wiederschein,
Wenn am Teich, umbraust von Winden,
Ihre Blätter sich zerstreu'n.
Todesschatten sinken nieder
Eile Jüngling, kehre wieder!

Daß dich, sterbend, ihre blasse
Lippe segne; daß der Arm
Deiner Mutter dich umfasse,
Ihre Brust, so liebewarm,
An dem großen Scheidungstage
Noch an deinem Herzen schlage!

Ach, zu spät! die starren, kalten
Hände, die so treu, so fromm
Deiner pflegten sind gefalten,
Sind's auf immer; Jüngling, komm',
Daß, von dir besucht, die Erde
Der Entschlaf'nen leichter werde.

Blicke stumm nach ihrem leeren
Sitze, deiner Seufzer werth!
Halte lebenslang in Ehren
Den durch sie geweihten Heerd,
Wo die heil'ge Flamme lodert,
Und noch Dank und Thränen fordert.

Und will je dein Glaube wanken,
Wenn, im Auge Hülf' und Rath,
Groll und Meineid in Gedanken,
Sich der Mensch dem Menschen naht,
So ermanne dich, so freue,
Dich der mütterlichen Treue!

Singt sie doch an jeder Wiege, lacht dem Jüngling, den sie trägt,
Und es bleiben ihre Züge besser'n Seelen eingeprägt,
Die nicht von der Liebe weichen und die Bruderhand uns reichen.

Freue dich! Der Alles lenket, der die zarte Pflanz' im Hain,
Wie die Ceder, wärmt und tränket, muß durch Liebe selig sein!
Hätt' er sonst dies Wonneleben in das Mutterherz gegeben?"

J. G. Jacobi.

Der Vater.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und der Speicher vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglück's Macht
Steht mir des Hauses Pracht.

Schiller.

Der Vater ist das Haupt der Familie; er bestimmt die Familiensitte, wacht über die Interessen der Seinen schützt sie in Gefahr, wagt sich für sie selbst in's Unglück und bringt selbst zu ihrem Heil sein Leben als Opfergabe im Schlachtgewühl dar. Der Schöpfer selbst hat es so geordnet, daß der Vater Schutzherr und König des Hauses sein soll. Schon in der Creaturwelt, unter den Thieren, sehen wir das Männchen mit besonderer Kör-

perstärke ausgerüstet, eine hervorragendere Stellung einnehmen als das Weibchen. Der männliche Vogel trägt dem Weibchen, das auf den Eiern brütet, oder die ungefiederten Jungen wärmt, das Futter zu, sucht sie zu schützen vor feindlichen Angriffen und hilft selbst das Nest bauen und ausbessern. Zugvögel wie Schneegänse, Kraniche u. s. w. werden, wenn sie die weite Reise antreten, von den Männchen angeführt und vertheidigt.

Die Mutter ist die Seele in der Familie, der Vater der Geist; sie soll im Innern des Hauses für das Wohl der Ihrigen sorgen, er soll sowohl im Hause als draußen in der weiten Welt dieses thun. Die alttestamentliche Zeitgeschichte schon zeigt uns in manchen schönen Beispielen die sondere und hervorragende Stellung des Vaters. Er waltet als Herrscher einerseits, und schützt liebend die Seinen, er *opfert* und *betet* andrerseits als Priester für sie, und lehrt sie als Prophet die Wege Jehovah's!

Die Stellung des Vaters ist eine wichtige und heilige, und wenn er ihr nicht genügt, so ist Sittenverderbniß, Armuth u. s. w. die unausbleibliche Folge! Wenn der Vater, statt arbeitsam und ökonomisch im Geschäfts- und Familienleben mit Umsicht zu walten, um für die Seinen den nöthigen Bedarf zu erschwingen, sich in Müßiggang und Laster ergeht, daß die Familie, wie es oft der Fall ist, auch der aller gewöhnlichsten Bequemlichkeiten entbehren muß, so ist es eine Unnatürlichkeit, die den letzten Funken der Liebe und des Lebensglücks auslöschen kann. Der Vater als Mann ist Haupt des Weibes, der Familie; so will es die Ordnung Gottes, darum soll er väterlich seine Hausgenossen mit Allem, was sie bedürfen, versorgen, ritterlich gegen alle von außen drohenden Unbilde beschirmen, richterlich allen Hader unter ihnen durch sein entscheidendes Wort schlichten, priesterlich seines

Hauses Heil vor Gott mit Beten und Flehen vertreten. Er soll dem Hause das Gepräge seines kräftigen Willens aufdrücken; aber das Alles nicht anders: „wie Christus, das Haupt der Gemeinde ist."

Die Mutter ist die Erzieherin und das Ideal weiblicher Vollkommenheit der Tochter, der Vater ist der Erzieher und Lehrer des Sohnes. Der Sohn sieht den Vater den männlichen Beruf erfüllen, den er erst künftig antreten soll, und des Vaters Beispiel in Geschäft, Unterhaltung, Umgang im häuslichen und öffentlichen Leben ist für ihn in den meisten Fällen maßgebend. Wenn der Vater als fleißiger Arbeiter, frommer Christ und tüchtiger Bürger dem Sohne die Bahn zur Manneswürde und Ehre zeigt — warum sollte letzterer nicht folgen, weil er es so von früher Kindheit gesehen hat? Das christliche Haus kann nicht bestehen und seinen Weltberuf erfüllen, wenn nicht die Väter, als die ersten Statthalter, in diesem kleinen Reich ihrer Aufgabe genügen.

Wohl gehört auch der Vater als Bürger dem Staate an, und er hat bürgerliche Pflichten, die er erfüllen soll, aber diesen zuvor hat er seiner Familie vorzustehen, daß auch seine Kinder dereinst der Kirche, der Gesellschaft im Allgemeinen, und dem Staate dienen können. Der Vater ist nicht nur *Versorger*, sondern auch *Erzieher* seiner Kinder. So ermahnt die Schrift: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Ermahnung zum Herrn." Diesen Doppelberuf muß der Vater erkennen und in seiner *ganzen* Bedeutung zu erfüllen suchen um Liebe und Gehorsam von den Seinen als Ersatz hier und Belohnung von Gott einst empfangen zu können. Die Familie soll leiblich erhalten werden, denn, „wer die Seinen nicht versorgt und seinem Hause nicht vorsteht,

der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Heide." Die Familie soll zur Gottesfurcht geführt und erzogen werden, weil es gleichfalls der Wille Gottes ist.

Das Wohlgefallen Gottes ruhte auf Abraham, weil Gott von ihm sagen konnte: „Ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten und thun, was recht und gut ist." Eli war Hoherpriester in Israel, aber da er seine Kinder nicht in der Furcht Gottes erzog, sprach der Allmächtige zu Samuel: „Ich habe es ihm angesagt, daß ich Richter sein will über sein Haus ewiglich, um der Missethat willen, daß er wußte, wie seine Kinder sich schändlich hielten, und hätte nicht einmal sauer dazu gesehen." Getrennt vom Boden des Wortes Gottes, wird es unmöglich, seine Vaterpflichten zu erfüllen wie die Sache es fordert, oder Kinder zu erziehen, wie es der Wille des Höchsten und das Glück des Lebens heischen. Tüchtige Männer hatten fast ausnahmslos als Kinder tüchtige Väter, und wenn Napoleon wohl darin Recht hatte, wenn er auf die Frage, was Frankreich am nothwendigsten bedürfe, antwortete: „Mütter!" So ist's nicht minder richtig zu sagen: Wenn ein Volk gedeihen und groß werden soll, so braucht's Väter. Väter, die ihre Söhne zu tüchtigen Bürgern, aber auch zu frommen Christen erziehen.

Es bleibt eine erfreuliche Thatsache der deutschen Geschichte, daß unser Volk seit den ersten nationalen Anfängen seines Bestehens jederzeit tüchtige Väter hatte. Männer, die als tapfer, treu, gesittet, arbeitsam und religiös berühmt waren, und so ist's heute, gottlob, noch! Als leuchtende Beispiele echter deutscher Familienväter nennen wir Männer wie: Luther, Stilling, Claudius u. A. Inmitten der drückendsten Amtsgeschäfte findet Luther Muße seinem Söhnchen Hans einen der herrlich-

sten aller deutschen Briefe an ein Kind gerichtet zu schreiben. — Im Stilling'schen Hause, muß allezeit soviel vermocht werden, daß man ein Stündchen dem Besten der Kinder widmen kann, und der biedere „Wandsbecker Bote" lebte ganz für seine Kinder und somit auch für sein Volk. Als neunjähriger Knabe wurde ihm von seiner Mutter am Neujahrstage eine Bibel überreicht, mit folgendem, von ihr eingeschriebenen Segensspruche: „J. N. J. Mein Sohn, gedenke an deinen Schöpfer in der Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und fürchte Gott, denn das ist der Weisheit Anfang. Und solche Weisheit machet reich und bringet geistliche und leibliche Gaben mit sich, vor Allem danke allezeit Gott in allen deinen Schicksalen, die dir widerfahren werden, und bitte, daß er dich regiere und du in allem deinem Vornehmen seinem Worte folgest. Laß das Wort Gottes dein edelster Schatz sein, denn dies kann dich unterweisen zur Seligkeit, und was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmer Uebles thun. Dies ist meine mütterliche Erinnerung und Vermahnung; wirst du solcher nachkommen, so wirst du gewiß des Glaubens Ende, der Seele Seligkeit davon tragen. Solches verleihe dir der Herr aus Gnade. Amen." —

Wie er von seiner Mutter ein so herrliches Andenken erhalten, so hinterließ er als ein frommer Vater seinem Sohne ein ähnliches „Testament," welches ein deutliches Zeugniß davon ist, wie der Vater seine Erzieherschaft ernst nahm, und ihr Rechnung zu tragen suchte. Sei es uns erstattet, zum Besten der Väter und Söhne diesem Briefe des guten Claudius hier eine Stelle zu gönnen.

An meinen Sohn Johannes.

Gold und Silber hab' ich nicht;
Was ich aber habe, geb' ich dir."

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß,

den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen, und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist. — Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier, und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als Du. Es ist nicht Alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen, und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. Darum will ich Dir einigen Rath geben, und Dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

* * *

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet. Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er gehet hier nicht von Ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andre Dinge mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt und wie eine hohe, bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen, er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand. Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß Dir nicht weis machen, daß er sich rathen könne und selbst seinen Weg wisse. Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht. Spare Dir denn vergebliche Mühe, und thue Dir kein Leid, und besinne Dich Dein.

Halte Dich zu gut, Böses zu thun. Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding. Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten. Was

Du sehen kannst, das siehe, und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort. Bleibe der Religion Deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannengießer.

Schaue Niemand so viel als Dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Egypter. Nimm es Dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was Du sinnest und vor hast, schlage zuerst an Deine Stirne und frage ihn um Rath. Er spricht Anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge, und wird zu Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von Andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit und Tugend u. s. w. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf Deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes. Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gasse ist, da gehe fürbaß.

Wenn Dich will Jemand Weisheit lehren, da siehe in sein Angesicht; dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn, und gehe seiner Kundschaft müßig. Was Einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können was er will, sondern der ist frei,

der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seine Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften. Wenn es Dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie und nicht das Deine, und brich deinen Willen und erwarte geduldig die Folgen. Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für Dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weist nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne. Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser. Lehre nicht Andere, bis Du selbst gelehrt bist. Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und laß Dich gerne ihretwegen hassen; doch wisse, daß Deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast Du Deinen Lohn dahin. Thue das Gute vor Dich hin, und bekümmere Dich nicht, was daraus werden wird. Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

* * *

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre. Gehorche der Obrigkeit und laß die Andern über sie streiten. Sei rechtschaffen gegen Jedermann, doch vertraue Dich schwerlich. Mische Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen thue mit Fleiß. Schmeichle Niemand und laß Dir nicht schmeicheln. Ehre einen Jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient. Sei Niemand nichts schuldig, doch sei zuvorkommend, als ob sie Alle Deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer. Mache Niemand graue Haare, doch wenn du Recht thust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen. Mißtraue der Gestikulation, und geberde Dich schlecht und recht. Hilf und gib gerne, wenn Du hast und dünke Dir darum nicht mehr, und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke Dir darum nicht weniger.

Thue keinem Mädchen Leides, und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist. Sage nicht Alles was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagest. Hänge Dich an keinen Großen. Sitze nicht wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheinet und wärmt, wenn sie auch nicht redet. Thue was des Lohnes werth ist, und begehre keinen. Wenn Du Noth hast, so klage sie Dir und keinem Andern. Habe immer etwas Gutes im Sinn.

* * *

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht. Stehe Deiner Mutter bei, und ehre sie so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir. Und sinne täglich nach über Tod und Leben ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend Etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Dein treuer Vater.

Hier spricht sich ein Vatersinn aus, der ernstlich erwägt wie viel er dazu beizutragen habe, um den künftigen Mann so zu bilden, daß Gott und Menschen mit Wohlgefallen auf ihn schauen

mögen. Wie viele Väter sind, die sich leider im Geräusch ihres öffentlichen Lebens nicht die Mühe geben oder die Zeit nehmen wollen, in's eigene Familienleben, in die Kinderstube hinein zu schauen! — Der ärmliche Vorwand ist: „Die Zeit erlaubt es nicht!" Jener große Gelehrte, der von seinem Collegen überrascht wurde, wie er mit seinem kleinen Knaben spielte und ein Steckenpferd ritt, um beim Spiel eine Gelegenheit zu haben, dem Knaben nützliche Lektionen beizubringen, erscheint uns unvergleichlich größer als jener deutsche Akademiker, der sein eigenes Kind auf der Straße in seinen Meditationen sich ergehend, umstieß, es dann bedauernd aufhob und es nicht kennend nach seinem Namen frug um es heim zu tragen! —

Die Aufmerksamkeit, die der Vater den Kindern gibt, wird von ihnen beobachtet, und kindliche Neigung und Liebe ist der baldige Lohn, der die kleinen Augenblicke reichlich entschädigt. Wir wissen überhaupt keinen Ort anzugeben, wo der Vater seine Sorgen und Mühen leichter vergessen, seinem stürmischen Geist und Herzen Ruhe gebieten und sich wieder selbst froh und leicht zurechtfinden kann, als im Kreise seiner Kinder. Da umlächelt ihn Unschuld, Lebensheiterkeit und Liebe, ohne Beimischung irgend welcher unreiner Elemente oder Motive und er darf sich selbst ohne Gefahr der kindlichen Freude hingeben.

Eine der gewöhnlichsten Ursachen eines zertrümmerten Familienglücks und Ehelebens ist die zu häufige Absonderung des Vaters von den Seinen; das Sichfernehalten in den Stunden, die von den Umständen ganz besonders dazu angelegt sind, die Bande der Liebe und Vereinigung enger und fester zu schließen. Der Tag mit seinen Arbeiten und Sorgen ist entschwunden, und die stillen Abendstunden brechen herein. Die Kinder sind aus der Schule heimgekommen, die Mutter hat ihre letzten Kleinig-

keiten mit liebender Hingabe und Selbstverleugnung besorgt, — das kärgliche Mahl nach bestem Vermögen bereitet und erwartet nun den Gatten. — Stunde um Stunde schleicht dahin, Ein's um's Andre öffnet die Thüre und horcht hinaus, ob der Vater kommt, — vergeblich. Wo ist er? In loser Gesellschaft, bei gemeinen Kameraden, da „wo man beim Weine sitzt und kommt auszusaufen was eingeschenkt ist." Welche Stunden dieses, für das arme Weib! Siehe die abgehärmten, bleichen Wangen; das freundliche Angesicht, das einst in zierlicher Röthe ein seliges Lächeln bei jedem Gedanken an die Zukunft schmückte, ist ernst und leichenblaß; der strahlende, muntere Blick hat sich in ein ängstliches, unstetes Umher- und Niederschauen verwandelt. Armuth und Unglück fangen an, ihr kaltes Bleigewicht auf die Familie herabzusenken. Endlich in später, später Stunde kommt stolpernd und grollend der „Vater." Die Kinder hat Furcht in irgend ein Versteck getrieben, die Gattin empfängt ihn mit thränendem Auge und halbgebrochenem Herzen. Benebelt, berauscht, seiner Sinne nicht mächtig, lohnt der Wüstling jetzt das arme Weib mit gemeinen Scheltworten, wenn nicht gar mit Stößen und Schlägen für ihre Geduld und Aufopferung! — Wo ist das Ende zu diesem Unheil? Der Anfang war vereinzeltes Sichentfernen des Vaters von den Seinen in den stillen Stunden der Abendfeier!

Richten wir unsern Blick auf ein anderes Bild, und wir gewahren das Familienglück und häusliche Tugend, Lebenslust und Wonne in reicher Fülle vorhanden sind — weil — der Vater nirgends lieber ist, als bei seiner Familie. Kaum hat der Abendglocke Läuten den Schluß des Tagwerks angekündigt, so sehen wir ein paar heitere Kinder auf den Weg hinauslaufen, ihr Singen und Springen sagt uns, daß sie etwas Großes erwarten;

befragt, antworten sie einfach: „Der Vater kommt!“ Ja er kommt, denn es ist sein steter Gebrauch aus dem Tummult der Geschäftswelt, sobald er kann, sich, wie in eine Freistadt, in den Kreis seiner Familie zu flüchten.

Kein ängstliches Besorgtsein um seine Launen u. s. w. ist bei den Kleinen wahr zu nehmen, denn sie wissen, der Vater ist immer der gleiche gute, herzliche und heitere „Papa.“ — Er kommt! Das gelockte, kleine Mädchen springt ihm in den Arm, schlingt sich um seinen Hals und — muß sogleich einen Kuß haben — während der muntere kleine Junge die Hand des Vaters fassen muß, um neben ihm her zu hüpfen und zu springen, und um dem Vater zu zeigen, wie er schon „so schnell laufen kann wie er.“ — Oder wo die Kleinen zu diesem „Glücksempfang“ dem Vater nicht entgegen-springen und jubeln können, wie lauschen und warten sie, um ihm wenigstens die Thüre zu öffnen! Solch ein Himmelsbild und Himmelsglück läßt sich nur aus Erfahrung begreifen. Mary Howitt hat diese Scene aus dem Familienleben schön besungen:

Schlag Sechse ist's, das Tagewerk
Des Vaters ist gethan,
So feg' den Heerd, das Feuer schür',
Den Kessel setz', mir an.
Der Abendwind ist schneidend kalt
Und bös der Heimweg durch den Wald.

Er schreitet wack'ren Schritt's hindurch,
Der Sturm macht ihn nicht müd',
Die Kälte fühlt er nicht, er nicht,
Dem's so im Herzen glüht.
Des Vaters Herz ist stark und reich,
Ich wüßte keins dem seinen gleich.

Er macht uns Müh' und Arbeit süß,
Wär' jeder Mann wie er,
Ist so genügsam, ist so lieb,

Nur Tadeln wird ihm schwer.
Wozu auch Groll und harten Ton,
Was Furcht verspricht thut Liebe schon.

Nein, Kind, die Läden mach' nicht zu,
Denn auf den Weg hinaus
Geht unsers kleinen Fensters Blick
Und er sieht Licht im Haus.
Ich weiß wie sehr ihm das gefällt,
Wenn's kleine Licht die Nacht erhellt. —

Was ihm gefällt, nur laß uns thun,
Er wünscht so selten 'was,
Wär's öfter doch, ich hörte gern
Allstündlich dies und das.
Es ist gewiß ein Tag voll Lust,
Wenn ich ihn zu erfreu'n gewußt.

Nun merk' ich sicher, daß er kommt,
D'rum hüpft das Bübchen so,
Sieh, wie es lacht und lallt und guckt,
Behüt' es Gott so froh.
Es hat des Vaters Aug' und Sinn,
Sein starkes Herz, das steckt schon d'rin.

Horch, horch! Jetzt hör' ich seinen Tritt,
Hör' ihn im Garten geh'n,
Lauf, Kleine, schnell den Riegel weg,
Laß ihn nicht draußen steh'n.
Auf, Bübchen, Mund und Hände rühr',
Denn Vater steht schon in der Thür!

Aber nicht allein diese Kleinen, sondern auch eine liebende Gattin empfängt den Heimgekehrten mit freundlichem Gruße und das Begegnen ist nicht wie ein alltägliches Zusammentreffen, sondern wie ein frohes Wiedersehen nach langer Scheidung. — Der ganze Abend am traulichen Heerd ist wie ein verklärter Sonntag und ein fröhliches Familienfest, das seine Reize nicht nur nicht verliert, sondern mehrt, weil man es allabendlich feiern darf.

Blicke jetzt in diesen Familienkreis und gewahre das Glück einer Familie in einem echt deutschen, traulichen „Heim!" — Das ganze Leben fließt hier in sanftem gemessenen Gang und Jeder trägt das Seine dazu bei, daß Alles einen höhern Anstrich erhält und das Haus zu einem heitern Heiligthum und einer Hütte Gottes auf Erden gemacht wird. Dieses aber wird nur ermöglicht, wenn der Vater hier „zu Hause" ist, wenn er der leitende Geist, die belebende Seele, die Triebfeder des Ganzen wird, und ihm kein Platz auf Erden theurer ist, als in der Umgebung der lieben Seinen am eigenen Heerde. —

Väter, erkennt ihr euren heiligen Stand, und eure ernsten Pflichten als Häupter der Familien? Schätzt ihr die hohen Vorrechte, die ihr inne habt, und deren ihr euch würdig zeigen sollt? Zu sorgen und zu schaffen, zu lehren und zu beten, das sind Verrichtungen, die auf euch warten. Gattin und Kinder sind auf euch angewiesen, ihr Glück liegt in eurer Gewalt; — wollt ihr sie täuschen, oder ihnen zu genügen suchen?

Wenn irgend Jemand in einem Beruf oder Stand nach einer treuen Pflichterfüllung reicher Lohn wird, dann ist es dem Vater in der Familie. — Glück, häusliche Freuden und Liebe werden ihn als reife Früchte für jede Treue und Selbstverleugnung sogleich entschädigen; und auf seine Gruft werden Thränen des Dankes niederthauen. Die Blumen, die darauf sprossen werden, wird kindliche Liebe pflanzen und pflegen und sein Gedächtniß wird im Segen fortwirken!

Sein Grab selbst wird den Seinen
Ein frommer Zeuge dann,
Der ihre Schritte leitet
Zum Lebensglück hinan!

Elternglück.

Wer ohne Kinder lebt, der weiß von keiner Freude,
Wer ohne Kinder stirbt, der weiß von keinem Leide.

Haug.

„Nur Eltern wissen es allein
Was lieben heißt und glücklich sein."

Die Kindheit ist das Paradies der Menschheit; das Glück des Lebens ist bei den Kindern zu suchen, und Diejenigen so mit Kindern umgehen, mit ihnen in unmittelbare Berührung kommen, genießen Paradieses-Luft und tausend Erdensorgen und Lebenslasten fliehen wie von selbst aus diesen Kreisen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist schon genügende Ursache vorhanden, den Elternstand als den glücklichsten auf Erden zu betrachten.

Der äußerliche Beobachter sieht nur die vielen Pflichten, Sorgen und Kümmernisse und fühlt sich am Ende bevorrechtet, ein sogenanntes „freies" Leben zu führen, ferne von allen Kinder-

spielen und lustigen Geräuschen, aber er kennt nicht die Wonne und Seligkeit, für seine eigenen Kinder zu arbeiten, zu sorgen, und zum Lohn von ihnen geliebt zu sein und sie wieder lieben zu dürfen!

Schaue die junge Mutter an, wie sie ihren Säugling an's Herz drückt und ihm die zarte Wange küßt; blicke auf den Vater, der heimgekehrt den muntern Lockenkopf in seine Arme schließt und sich von dem süßen Engel umhalsen läßt! Wer vermag die Seligkeit der Eltern in solchen Momenten des Lebens zu beschreiben?! Die Sorge und Arbeit sogar für diese Kleinen ist den Eltern Lust und Freude, und die anhaltendsten Nachtwachen werden wie eine heitere Unterhaltung mit den Kleinen durchlebt, in der Hoffnung auf die freudenreiche Zukunft, da das Kind als Jüngling oder Jungfrau durch Liebe und Gehorsam Alles wieder erstatten wird. Marie Ihering hat der Mutter Glück schön besungen, wenn sie sagt:

„Als hoch begnadigt ist die Frau zu preisen,
Der Gott das süße Mutterglück gegeben,
Im Kind vergnügt sieht sie ihr eig'nes Leben,
Und reicht beseeligt ihm die ersten Speisen.

Hüpft es dann froh dahin auf Blumengleisen,
Wo Engel es mit heil'gem Schutz umschweben,
Der Mutter Augen sich gen Himmel heben,
Und dankbar jauchzt ihr Herz in tausend Weisen.

Doch höher, sel'ger noch die Himmelswonnen,
Wenn tief vom heiligen Beruf durchglühet,
Sie ernst mit Gott der Seele Saat begonnen.

Wenn diese einst dann für die Menschheit blühet,
Und sich ihr Herz im Kindesglück kann sonnen,
Da preist sie, daß sie opfernd sich gemühet.

Und dasselbe läßt sich vom Vaterglück sagen. Siehe den kleinen Knaben aus der Schule dem väterlichen Hause zuhüpfen, in der

Eltern Arm eilen und seine neuen Entdeckungen, in der Welt seiner Schulbücher, mittheilen, sieh ihn im Kreise seiner Gespielen mit munterem Sinn seine kleinen Kunststücke und Heldenthaten ausführen, dann wieder zu den Eltern eilen, um etwaige kleine Hausdienste zu besorgen. — Beachte dieses Alles, und sage ob das nicht genug ist, um zwei Elternherzen glücklich zu machen? — —

„O, um Christi Willen, ein Kind, ein kleiner Mensch," — und dieser Engelmensch, mein Kind, und groß gewachsen unter meinen Augen, in Gottesfurcht und Menschenliebe groß gediehen, — mein Kind, mein Freund, mein ebenbürtiger, mein selbstständiger Nebenmensch, und doch mein Kind; von mir entkeimt, mein eigen Fleisch und Blut, und seine Tugend, seiner Seele Schönheit, mein Acker, meine Saat, mein Erntefeld, mein heiliges, mein höheres Eden! Diese Evas-Tochter, diese wunderschöne Jungfrau, das wiedererstandene Bild meines Weibes, des Frauenbildes. Und dieser Adam's-Sohn, mein eigen Spiegelbild, das Abbild meiner sonnenhellen, farbenglühenden Jugend; ein Auferstehungsleben um mich her und um mein Weib!

Und wir Beide, mit den lebendigen Zeugen unsrer Liebe und Treue, mit diesem Andern unseres Selbst; wir mit den leibhaftigen, beseelten Bildern unserer Kindheit, unserer Jugend, mit den heiligen Abbildern der Menschenschöne und der Gottheit; wir, mit ihnen in Liebe, in Menschen- und Gottesfühlung beisammen, Tage, Monden, Jahre und alle Augenblicke dieses Lebens bei einander im Sinn und Geist, — o welche Gottesliebe! o welche Himmelsseligkeit! o welch ein schönes Paradies in unserer Seele; o Hölle, wo ist nun dein Sieg; wo dein Stachel, machtloser Tod!"

„Welches war die glücklichste und schönste Zeit Ihres Lebens?"

hörten wir einst Jemand eine erfahrene christliche Mutter fragen; und die unmittelbare Antwort war: „Meine glücklichsten Lebensjahre waren die, da meine Kinder klein und täglich mit ihren unschuldigen Spielen um mich waren und mir Freude machten!“ Ja, die Freuden, die Eltern schon beim bloßen Anblick dieser süßen Engel empfinden, wird die Sprache nie genügend schildern können. Jacobi's „Lied einer Mutter“ drückt es aus, wie selbst das Lächeln des Kleinen das Elternherz entzückt:

„Schließ die Aeuglein, holder Kleiner!
Schlafe sicher mir im Arm!
O dein Bettlein macht dir Keiner
Ja so weich, so liebewarm.
Mutterliebe wiegt dich ein;
Mutterküsse warten dein.

Unter tausend, tausend Küssen
Aufgewacht an's Herz gedrückt,
Möchtest du nur einmal wissen,
Wie dein Lächeln mich entzückt!
Engel-Unschuld lacht mich an:
Offen ist der Himmel dann!

Wohl dem Herzen voller Treue,
Das sich Alles darf gesteh'n!
Kleiner Engel ohne Reue
Kann ich dir in's Auge seh'n.
Immer, immer lächle so!
Nur die Unschuld macht uns froh!

Vater und Mutter werden durch die Unschuld und den Frohsinn ihrer Kleinen beglückt und lernen von ihnen den Kummer des Lebens vergessen. Cornelia die Mutter der Grachen, wußte was sie an ihrem kleinen Knaben hatte, da sie, von einer andern Römerin besucht, deren Juwelen besehen durfte und aufgefordert wurde, jetzt auch die ihrigen zu zeigen, auf ihre, eben aus der Schule heimkommenden Knaben deutete und sagte: „Das

sind meine Ornamente und Juwelen!" Wenn eine heidnische Mutter schon so sagen konnte, wie viel mehr kann es eine christliche thun! Christliche Eltern erblicken in ihren Kindern die Bürger des Himmels, das Eigenthum Gottes, und in diesem Lichte geschaut, ist der Werth der Kinder unendlich größer, denn auch der Tod kann sie den Eltern nicht rauben, sondern führt sie nur zu einem höhern Glück dauernd zusammen.

Siehe ferner auf das Kind, wenn es zum kräftigen Jüngling oder zur hübschen Jungfrau emporgeblüht und nun die alternden Eltern unterstützen, pflegen und ihnen mit Liebe in kleinen und großen Dingen dienend an die Hand gehen kann. Wo ist das Elternpaar, das in diesem Kindergehorsam und Kinderdienst nicht einen Himmel von Wonne und Seligkeit empfindet?

Im Elternglück sind Alle auf denselben Standpunkt gesetzt. „Hier gilt kein Ansehen der Person." Der arme Arbeiter kann sowohl wie der Millionär an seinem Sohn Freude haben und an seine Zukunft große Hoffnungen knüpfen und die Geschichte kommt ihm hier zu Hülfe und zeigt, wie auch wirklich die tüchtigsten Geister des Geschlechts, fast ausnahmslos Söhne armer Eltern waren. Die Gattin des schlichten Bauern oder Handwerkers darf in ihrer bescheidenen Hütte mit derselben Mutterlust auf ihre Tochter sehen und sich von der Zukunft Großes versprechen lassen.

Dieses Glück und diese Hoffnungen müssen aber freilich auch durch gewissenhafte Pflichterfüllung gestützt sein. Vater und Mutter müssen sich an Sorge und Arbeit für die kleinen Blumen gewöhnen, daß sie nicht im ersten Aufsprossen von äußerlichen Einflüssen vergiftet werden und mißrathen. Besonders muß die Mutter eine gute Pflegerin und Erzieherin sein und sich keine Mühe verdrießen lassen alle Schritte des kleinen Wesens zu

überwachen und als ein Schutzengel unabläſſig das Böſe und Schädliche ferne halten und ſoviel Keime des Guten in das zarte Herz ſenken wie möglich. Die Mutter iſt mehr als der Vater, „Erzieher des Kindes“ weil ſie mehr um das Kind ſein darf und ſchon von der Natur unterſtützt, größeren Einfluß über daſſelbe beſitzt. —

„Mutter, bewache den kleinen Fuß,
Daß er nicht läuft in des Marktes Gewühl,
Daß er nicht nahe dem brauſenden Fluß,
Nicht den Zaun erklett're im eifrigen Spiel.
Halte die Zeit nicht verſchwendet,
Die du dieſer Mühe geſpendet,
Das Füßchen kann ſtraucheln noch heut
D'rum leit' es, da es noch Zeit.

Mutter bewache die kleine Hand
Wenn ſie am Wege die Beere pflückt,
Häuſer und Keller ſich baut von Sand
Wenn ſie in's duftende Heu ſich drückt
Nimmer doch wage zu klagen.
Wie ſchwer dieſe Sorge zu tragen!
Das Händchen, das jetzt noch klein,
Kann einſt deine Stütze ſein.

Mutter, bewache den kleinen Mund,
Der ſo hold jetzt plaudert, ſo fröhlich ſingt,
Daß das Gemeine zu keiner Stund'
Von den roſigen Lippen erklingt.
Des Kindes Reden bewachen
Gehört zu den wichtigen Sachen.
Einſt preiſt dieſer Mund deinen Werth,
Wenn du ihn ſegnen gelehrt.

Mutter, bewache das kleine Herz!
Das ſo warm und ergeben dich liebt,
Lenke ſein Fühlen himmelwärts,
Mach' es in Demuth und Treue geübt.
Das Unkraut mußt du vernichten,
So tragen die Saaten der Pflichten,
In's kleine Herz geſtreut,
Die Frucht für die Ewigkeit!

Harrer.

Wohl dem, der diese „Wächterdienste" übernehmen kann! Wohl dem Elternpaar, das hierin einen Auftrag des Himmels erblickt! Solchen erwachsen aus diesen kleinen Pflichten Freuden und Genüsse, Wonne und Seligkeit die alles Erdenleid tausendfach aufwiegen und vermögend sind, mitten in Noth und Armuth reich und glücklich zu machen.

Elternstand ist der höchste, heiligste, herrlichste Stand! Ohne ihn ist das Menschenleben kein Menschenthum, sondern ein Zerrbild des Lebens; denn in solchem Begegnen, Lieben, Erleben, Kinder haben, Erziehen und Groß ziehen, in solcher Elternschaft, in solchem Sprossen, Blühen, Früchte tragen, Abzweigen, Bewurzeln um sich herum, so daß der Mensch wie ein indianischer Feigenbaum dasteht, dessen Aeste in die Muttererde gesenkt, aus ihr wieder zu Bäumen hervorwachsen, bis aus dem einen Baum ein Wald wird. Da ist alle Kultur- und Staatengeschichte im Kleinen vorgebildet und verwirklicht; da sind die Herzpunkte, die schlagenden Pulse, die springenden Punkte, die Lebensanfänge zu allem und jedem Menschenthum, zu allen Tugenden und Segnungen, da ist die Familie, die ganze Welt, ist Himmel und Erde im Auszuge, im konzentrirten, organischen Punkt. Von ihm aus dehnt und bildet sich allein, in immer weiter konzentrischen Kreisen, jegliche andre Lebensdaseinssphäre, und der Staat selbst verdichtet sich fort und fort in jenem Herzpunkt und in das Familienleben zurück, ohne den Staat der Familie aber, hat der Staat keinen Mittelpunkt und kein Herz.

Eltern werden eigentlich in die wahre Schule des Lebens durch ihre Kinder eingeführt und haben mehrfache Gelegenheiten die wahre Menschenwürde und den Adel der Seele zu bilden. Die Beobachtung lehrt zur Genüge, daß der Mann, der als Vater im Umgange mit Kindern steht, und das Weib, das als

Mutter die vielen Verrichtungen und kleinen Dienstleistungen der Kinderstube geübt hat, nicht nur glücklichere, sondern auch in den meisten Fällen bessere Leute, vollkommenere Menschen sind. —

Eltern haben gewöhnlich in Lebensprüfungen einen festeren Muth, im Kreuz mehr Geduld, im Allgemeinen mehr Hingabe an allem wahren Lebensgehalt und in ihren geschäftlichen und bürgerlichen Unternehmungen mehr Erfolg! Luther hatte Recht wenn er sagte: „Wo viele Kinder sind, da sind viele Vaterunser, und wo viele Vaterunser sind, da ist viel Segen.“ Wenn der Himmel irgendwo auf Erden zu finden ist, dann ist es da, wo ein liebendes Elternpaar, umgeben von einem Kreise munterer Kinder zusammen ein frommes, gottgeweihtes Leben führen. Da fühlen die Eltern mit jedem Tage des Lebens reine Wonne und höhern Werth; beglücken und werden beglückt, und die kleinen süßen Engel schmücken die bescheidene Hütte zu einem Festtempel auf Erden aus. Schön singt Oehlenschläger davon:

„Wo Kinder sind, o da ist ew'ge Weihnacht!
Da blühet immer neu das Fest der Unschuld,
Da sitzt die Mutter mit dem Sohn am Busen,
Da schwebt der Stern klar um der Hütte Giebel,
Da singen Engel auf dem Felde laut
Ihr seliges Hosanna für die Hirten,
Denn durch das Kind wird wieder Kind der Vater,
Und nur als Kinder seh'n wir wieder Gott.“ —

Die Hausgenossen, Herrschaft und Gesinde.

Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren, mit Furcht und Zittern, mit Einfältigkeit eures Herzens als Christo, nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen und mit gutem Willen.

Und ihr Herren thut auch dasselbige gegen sie, und lasset das Drohen, und wisset, daß auch euer Herr im Himmel ist und ist bei ihm kein Ansehen der Person.

Paulus.

Die Familie, das Haus ist in seiner Einrichtung ein kleines Reich; mit dem Hausvater an der Spitze und der Hausmutter als seiner treuen Gehülfin zur Seite. Hier sollen die allgemeinen Interessen im Kleinen und Besonderen gefördert werden, und ein jedes Familienglied hat das Seine dazu beizutragen. Die Kinder vorab sollen den Eltern an die Hand gehen mit Liebe und Gehorsam ihnen zuvor kommen, um sie soweit für die

elterliche Mühe und Sorgfalt zu entschädigen wie die heilige Schrift und die Vernunft es fordern. Das ist der erste Schritt seitens der Hausgenossen zum Familienglück.

Wenn nun das kleine Reich der Eltern und Kinder noch durch treue Knechte und Mägde erweitert wird, und wenn diese als recht lebendige Glieder in Liebe und Treue in die Familiengemeinschaft eingefügt sind, so ist das ein unbeschreiblicher Segen. Dieses aber ist nicht möglich ohne die Liebe Christi, welcher der gewaltigster Herr und demüthigste Diener ist und von welchem darum Herren und Knechte die rechte Liebe empfangen müssen. Wo aber diese Liebe ist, da vergessen die Herren nicht, daß sie auch einen Herrn im Himmel haben, daß ihre Diener derselben Gnade der Gotteskindschaft theilhaftig sind wie sie; da kann dann auch nicht hier äußerliche Anschauung aufkommen, nach welcher ein Knecht oder eine Magd ein Werkzeug ist, das man beliebig gebraucht und wenn's Einem nicht mehr gefällt, aus dem Hause schafft.

Es tritt hier jenes innere Verhältniß ein, das heutzutage so äußerst selten gefunden wird, da die Herrschaft sich des Dieners Glück auf Erden und himmlische Seligkeit vorsetzt. Christliches Gesinde aber sieht in dem Hause seiner Herrschaften seine Heimath, freut sich mit den Fröhlichen und weint mit den Weinenden, bewahrt das zeitliche Gut wie sein Eigenthum und sucht sich, soweit es das Gewissen erlaubt, in das Hauswesen, in das es einmal gestellt ist, liebevoll einzuleben. Denn nichts ist unchristlicher und für Herrschaft und Gesinde verderblicher als der häufige Wechsel." So spricht ein moderner Theologe über das Gesinde als Hausgenossen.

Die Ansicht, daß die Hausgenossen, die nicht gerade durch Bande der Blutverwandtschaft, sondern nur auf dem Wege der

Besoldung an's Haus gebunden und Familienglieder geworden sind, nur eine äußerliche Stellung zur Familie selbst einnehmen dürfen, ist eine verkehrte, des Schriftgrundes entbehrende und zweckt nicht ab das Gemeinwohl in der Familie zu fördern, wie es der Fall sein sollte. Das Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde sollte ein zutrauliches und liebevolles sein um in gegenseitigem Einverständniß das Glück des Hauses fördern zu können.

„Das Gesinde," sagt Luthardt, „tritt ein in die Gemeinschaft des häuslichen Lebens, kann also, je nachdem es sich dazu stellt, dasselbe fördern oder stören. Zwar liegt diesem Verhältniß ein Rechtsvertrag zu Grunde. Aber es geht nicht auf im Rechtsvertrag; es wird ein positives Verhältniß. Ganz anders als beim Verhältniß von Arbeitgeber und Arbeitnehmer findet hier zwischen Herrschaft und Gesinde ein persönliches Verhältniß statt, ein Verhältniß auch der persönlichen Gebundenheit. Das Gesinde soll nicht blos seine Arbeit thun und ordentlich thun, wie eine bezahlte Tageshülfe, sondern indem es eintritt in das Haus, tritt es ein auch in die Schranken des Hauses und nimmt Theil auch am Leben des Hauses, und daß es sich als zum Haus gehörig fühle, das soll es auch in seinem ganzen Thun und Lassen zu erkennen geben.

Freilich eben dieses Gebundensein an die Schranken und an das Leben und den Geist des Hauses ist es, was von der ärmeren weiblichen Jugend so viele von dieser Dienstleistung ferne hält und die Ungebundenheit vorziehen läßt, welche das Leben des Fabrikarbeiter voraus zu haben scheint. Und doch ist gerade für die weibliche Jugend das Haus die angemessendste Stätte ihres Lebens und der heilsamste äußere Schutz ihrer Jugend und die beste Vorbereitung für die Zukunft.

Aber der sittlichen Gebundenheit des Gesindes entsprechen auch die moralischen Verpflichtungen der Herrschaft. Tritt das Gesinde ein in das Haus, in sein Leben und seine Ordnungen, so soll die Herrschaft auch das Gesinde ansehen als zugehörig zum Hause, zu seinem Leben und seinen Ordnungen. Nicht bloße Arbeiter sind die Dienstboten, sondern Glieder, wenn auch vorübergehende Glieder des Hauses sind sie geworden. Darnach wollen sie auch gehalten sein und nicht selbstsüchtig mißbraucht werden. Sie sollen die Freuden des Hauses mitleben, um auch ihr Leid mitfühlen zu können; sie sollen an der religiösen Ordnung des Hauses Antheil haben und nicht davon ausgeschlossen sein, um auch die Pflichten ihres Hauses im rechten Sinn und Geiste erfüllen zu können; und sie sollen als freie Persönlichkeiten angesehen und behandelt werden, die sich nicht mit aller ihrer Zeit und allen ihren Kräften an die Herrschaft verkauft haben, sondern welche auch das Recht haben, sich selbst anzugehören und Zeit übrig haben sollen für sich selbst, auch für das Leben ihrer Seele und ihres Geistes.

Beide Theile sind für einander verantwortlich, das Gesinde ist verantwortlich für die sittliche Ordnung, den Besitz und für den guten Namen des Hauses, die alle zu so großem Theile mit von ihm anhängen, und die Herrschaft ist verantwortlich für das leibliche und geistliche Wohl des Gesindes und, wenn es sich so fügt, auch für die Zukunft desselben. Dann wenn man dem Dienstboten sich die Möglichkeit einer eigener Häuslichkeit bietet, so soll der Verhältniß zur Herrschaft sich nicht lösen, ohne daß diese dem Dienstboten mit Rath und That behülflich ist; von unüberlegten Schritten aber zurückhält."

Wenn Anerkennung irgendwo eine Tugend ist, dann ist es in der Familie unter Herrschaften und Dienstboten. Ein treuer

Knecht und eine gesittete fleißige Hausmagd können überhaupt nicht genügend mit Geld belohnt werden. Herzliche Anerkennung und aufrichtiger Dank seitens der Herrschaft ist allezeit am Platze. Ein kleines Geburtstags- oder Festgeschenk mit einigen freundlichen anerkennenden Worten des treuen Dienstfleißes werden stets im eigenen Interesse der Herrschaften sein und dem Gesinde nebenbei das Dasein verschönen und die Familie, in der sie ihre Dienstleistung verrichten, zu lieben Freunden machen.

Geistiger und religiöser Verkehr, wo die Herrschaft auch hie und da von dem Innersten was ihr Herz bewegt, dem Gesinde mittheilt, wird gleichfalls gegenseitiges Vertrauen stärken und Lust und Liebe zur Arbeit selbst geben. Wo das Verhältniß der Herrschaften und Dienstboten also ein richtiges ist, können die Dienstboten der Herrschaft oft die Kinder und die Herrschaft dem Gesinde die Eltern ersetzen, und Liebe und Glück wird das Zusammensein krönen.

Die Familienlosen.

Ich wollte aber, daß ihr ohne Sorge wäret.
Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret;
Wer aber freiet, der sorget was der Welt angehöret.
Paulus.

Alte Jungfer und Junggeselle sind Bezeichnungen, die man im Allgemeinen nicht sehr hoch anschlägt und doch trägt eine bedeutende Anzahl beiden Geschlechts diesen Namen durchs Leben, und die Meisten haben kein Verlangen ihn durch Eingehen eines Ehekontraktes zu verlieren. Es ist nicht zu leugnen, daß der eheliche Stand Freuden gewährt, die diese Familienlosen nicht kennen; und doch hat auch das eheloſe Leben seine Lichtseiten, die nicht zu nieder angeschlagen werden sollten. Der Dichter hat Recht und gibt Jedem eine Lehre die der Erwägung werth ist, wenn er sagt:

„Genieße was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

Daß es sonderlich für eine Jungfrau eine Ehre ist, wenn sie aus guten Gründen den ehelosen Stand wählt, und sich durch eigene Anstrengung den Weg durch's Leben bahnt, darf nicht erst gesagt werden. Wir kennen solche Fälle, wo durch die reinsten Beweggründe dieser Stand gewählt wurde und Jedermann vor der edlen und heroischen Gesinnung Achtung haben mußte. Der Liebhaber, der von der Vorsehung bestimmt schien, dieses Mädchenherz zu beglücken, und der seine Treue durch Betheurung der Liebe zugesagt, sank in ein zu frühes Grab! — Die schöne Welt mit ihrer rosigen Zukunft schwand aus dem Gesichtskreis und die stille Einsamkeit allein hatte noch Reiz. Sollte die zarte Seele, die ihre ganzen Ideale mit diesem Jüngling in's Grab sinken sah, sollte sie jetzt neue Verbindungen eingehen? — Unmöglich! Denn ringsher, wo sie hin schaut, sieht sie keinen Zweiten, dem sie ihr volles Herz, ihr ganzes Zutrauen schenken kann. Ohne Liebe scheint ihr das eheliche Leben eine unglückliche Comödie und sie sieht nicht, wie sie einen Mann glücklich machen kann, da doch ihr Herz, ihre Liebe, ihr Alles dem theuren Geliebten gehört, der im Grabe schlummert. — Ohne viele Kämpfe ist der Schritt gethan: ehelos zu bleiben. Wer will solcher unglücklichen, edlen Seele die Achtung versagen? Julius Sturm hat die richtige Anschauung, wenn er sie besingt:

„Komm, tritt mit mir in's enge Stübchen ein,
Die sie bewohnt, ging heute über Feld,
Es lockte sie der warme Sonnenschein
Hinaus in Gottes schöne Frühlingswelt.

Veraltet ist, und ärmlich das Geräth,
Doch Alles wohlgeordnet, nett und blank,
Vom Tischchen an, das dort am Fenster steht,
Bis in die Ecke zu dem Nußbaumschrank!

Hier auf dem Sessel sitzt sie Tag für Tag
Und dreht die Spindel mit geschäft'ger Hand
Und rastet nicht, bevor aus dem Gemach
Der Abendsonne letzter Strahl verschwand.

Dann nimmt sie dort den kleinen Krug, begießt
Den Rosenstock, den grünen Rosmarin
Und freut sich, daß der eine üppig sprießt,
Und daß am andern bald die Rosen blüh'n.

Und wenn die Rosen erst in Blüthe stehen,
Nimmt sie den Ast, und trägt ihn still hinab
Zum Friedhof, denn die Rosen sollen weh'n
Als Schmuck auf einem wohlgepflegten Grab.

Und willst du wissen, wen das Grab umfängt,
Wem ihre Liebe, ihre Treue gilt?
Sieh' das verblich'ne Bildchen, das dort hängt,
Komm tritt heran, 's ist ihres Bräut'gam's Bild.

Das ist ihr höchster Stolz, ihr liebstes Gut,
Der enge Rahmen faßt ihr Leben ein,
Und nur wenn auf dem Bild ihr Auge ruht,
Scheint sie noch unter Lebenden zu sein.

Dann hebt und senkt sich jugendlich die Brust
Und ihre Augen leuchten wunderbar,
So hab' ich sie, ihr selber unbewußt,
Gar oft geseh'n, als ich ihr Nachbar war.

Doch währt der Traum nur einen Augenblick,
Dann faltet zitternd sie die welke Hand
Und hält die heiße Thräne nicht zurück,
Das fromme Auge himmelwärts gewandt.

Die Lippen beben und ein frommer Spruch,
Mag tröstend wohl durch ihre Seele gehen,
Von denen einer, wie dort in dem Buch
Der heil'gen Bibel aufgezeichnet stehen.

Und daß sie so durch's arme Leben schleicht,
Mein Freund, sind lange vierzig Jahre her,
Doch laß uns geh'n, dir wird das Auge feucht,
Der alten Jungfer spottest du nicht mehr."

Die Geschichte weist uns edle Namen solcher Jungfrauen auf, die dem Glück einer Familie entsagten und sich ausschließlich einer andern großen Sache im Leben widmeten. Die Schrift hat Recht, wenn sie den ledigen Stand als den freieren anpreist; denn in mehr als einer Hinsicht gibt er denen, die ihn wählen, Gelegenheit, an der Veredlung des eigenen Geistes zu arbeiten, und nebenbei auch dem Gemeinwohl zu leben, wie es oft die Hausfrau und Mutter nicht thun kann. Die Verehelichte muß neben ihren Familiensorgen auch noch der allgemeinen Welt zu gefallen suchen, wenigstens muß sie sich so verhalten, daß sie die Liebe des eigenen Gatten nicht verscherzt. Diese Ehelosen aber leben nur in dieser Hinsicht sich selbst und Gott und daher mancher Aengstlichkeit überhoben. Und daß vollends eine Ehelosigkeit unendlich mehr Glück abwirft als ein liebloses zertrümmertes Familienleben, wer weiß das nicht?! Daher es auch heute schon mehr als je für keine Schmach oder Unehre angesehen wird, einsam und ledig zu bleiben

„Wie die Zeiten jetzt sind, gibt es wohl kaum eine Familie, in der nicht eine alte „Jungfer" zu finden wäre, aber in den meisten Fällen ist dieses heut zu Tage weder ein geduldetes noch verachtetes, sondern vielmehr ein herzlich geliebtes Familienmitglied.

Es gibt Haushaltungen, die ohne „die Tante," die darin mit Rath und That behülflich ist, gar nicht gedacht werden können: selbstlos im höchsten Grade, widmet sie ihre Kräfte den Ihren, betrachtet die Kinder ihrer Lieben fast wie die eigenen, und ist zufrieden ihr ganzes Leben der Wohlfahrt des Hauses, dem sie sich angeschlossen, weihen zu dürfen.

Weniger parteiisch und voreingenommen, als ein allzuzärtliches Mutterherz oft ist, weiß sie die Kinder manchmal besser zu

behandeln, zu erziehen, als die gar so schwache Mamma und die Kleinen hängen nicht selten an dem alleinstehenden Mädchen mit der zärtlichsten Liebe und achten an ihm die hohen Tugenden warmer Menschenliebe, nie rastender Opferwilligkeit. Eine solche treue Tante ist nicht allein die treue Helferin, die beste Freundin im Hause, nein, die Mitfühlende, Miterlebende, sie gehört zu ihm und ihre Loslösung aus dem geschlossenen Kreise würde eine Revolution in demselben erzeugen. Kann die „alte Jungfer" in einem solchen Falle wie in dem erwähnten, von Nutzlosigkeit ihres Lebens, von Unglück und Ueberflüssigkeit sprechen? Nein, und sie wird es auch nicht; im Schooße der eigenen Familie, kann sie die schönsten menschlichen Pflichten erfüllen, und keine Verbitterung, keine Härte wird je in das Herz einziehen, das Liebe fühlte und die Liebe der Seinen errang! —

Aber nicht allen Einsamen ist es vergönnt, einen beglückenden Wirkungskreis am häuslichen Heerd der eigenen Familie zu finden. Manches alte Mädchen steht allein, ganz allein, oder besitzt Angehörige, die seine Hülfe weder wünschen noch brauchen. Soll es darum klagen und resignirt auf jede Thätigkeit verzichten? O nein! Ist es mittellos, nun so weist es zwingende Nothwendigkeit schon darauf hin, einen Beruf zu erwählen; in diesem aber wird es Arbeit, durch diese wiederum Anregung und Zerstreuung und endlich auch Befriedigung finden." — So kann eine freiwillige Ehelosigkeit, herbeigeführt aus freier Wahl von vornherein, oder durch irgend welche Zwischenverhältnisse veranlaßt, ein Segen für die Umgebung und diese Ehelosen selbst sein.

Jedoch ungleich anders gestaltet sich das Verhältniß, wo die Ehelosigkeit durch unglückliche Liebesverhältnisse, Untreue u. s. w. oder gar durch Zwang aufgenöthigt wird. — Wer weiß es nicht,

wie viel Unheil z. B. die römisch-katholische Praxis des Mönchs- und Nonnenwesens schon gebracht hat? Wie manches arme unglückliche Mädchen, das eine glückliche Mutter sein und der Kirche wie auch dem Staat eine Anzahl tüchtiger Kinder erziehen könnte, muß, durch Eltern oder Priester gezwungen, sein Leben in einer finstern Eintönigkeit und erkünstelter Frömmelei zubringen, und zwar unter dem leeren Vorwande, daß die Ehelosigkeit eine höhere Stufe der Vollkommenheit sei, als das Leben in der Ehe. Chamisso hat nach dem Chinesischen den Gemüthszustand solcher Unglücklichen in seiner „Klage der Nonne" trefflich geschildert:

„Ich muß in diesen Mauern in Abgeschiedenheit
Versäumen und vertrauern die schöne Jugendzeit.
Sie haben ja zur Nonne mich eingemauert arg
Und haben mich lebendig gelegt in meinen Sarg.

Ich muß die Metten singen, mein Herz ist nicht dabei.
Vergib mir, Du mein Heiland, wie sündhaft ich auch sei,
Vergib mir und vergib auch in Deiner reichen Huld
Den Blinden, den Bethörten, die an dem Unheil schuld!

Hier senkt die hohe Wölbung sich schwer auf mich herab,
Und drängen sich die Wände zu einem engen Grab;
Mein Leib nur ist gefangen, es hält die dumpfe Gruft
Mein Sinnen nicht, das schweifet hinaus nach freier Luft.

Mich zieht die Sehnsucht schmerzlich in die erhellte Welt,
Wo Liebe sich mit Liebe in froher Lust gesellt;
Die Freundinnen mir waren, sie lieben, sind geliebt,
Und doch für mich auf Erden es keine Liebe gibt.

Ich seh' sie, ihre Männer, ihr häuslich stilles Glück,
Umringt von muntren Kindern, — es ruft mich laut zurück
In Gottes Welt, ich weine und weine hoffnungslos;
Ward doch auch mir verheißen des Weibs gemeinsam Loos!

Ich hatte nicht den Reichsten, den Schönsten nicht begehrt,
Nur Einen der mich liebe, der meiner Liebe werth;

In keine Prunkgemächer, nur ein bescheidnes Haus,
Er ruhte sich am Abend vom Tagwerk bei mir aus.

Ich könnt' im ersten Jahre in stolzer Mutterlust
Ein Kind, wohl einen Knaben, schon drücken an die Brust;
Da würden manche Sorgen und Schmerzen mir zu Theil,
Ist doch das Glück auf Erden um hohen Preis nur feil.

Ich wollt' an seiner Wiege so treu ihm dienstbar sein;
Ihn pflegte ja die Liebe, was sollt' er nicht gedeih'n?
Du lächelst, streckst die Händchen, du meine süße Zier!
O Vater! sieh' den Jungen, fürwahr er langt nach dir!

Er wächst, er kreucht, er richtet an Stühlen sich empor,
Verläßt die Stütze, schreitet selbständ'ge Schritte vor;
Er fällt; du armer Junge, verliere nicht den Muth!
Ein Hauch von deiner Mutter macht Alles wieder gut.

Und wie die ersten Laute er schon vernehmlich lallt:
Mama, Papa! ihr Klang mir im Herzen wiederhallt;
Und wie ihn reich und reicher die Sprache schon vergnügt,
Und seltsam noch die Worte er aneinander fügt.

Er wird schon groß, wir schaffen ein Wiegenpferd ihm an,
Er tummelt es und peitscht es, ein kühner Reitersmann, —
Ei! kletterst du schon wieder? du ungezog'ner Wicht!
Er lacht, er kommt, er küßt mich, und zürnen kann ich nicht.

Er muß in seinen Jahren bald in die Schule gehn,
Muß lesen, schreiben lernen: das wirst du, Vater, sehn,
So wild er ist, wir lösen, — ja er wird fleißig sein, —
Noch manchen rothen Zettel von ihm mit Naschwerk ein.

Und wenn von rother Farbe nicht alle Zettel sind,
Sollst, Vater, so nicht schelten, er ist ja noch ein Kind,
Er wird noch unsre Freude und unser Ruhm zugleich,
Einst hochgelehrt, gepriesen im ganzen röm'schen Reich.

Und Jahr um Jahre fließen in ungehemmtem Lauf,
Er aber durch die Klassen arbeitet sich hinauf,
Er wird zur hohen Schule erlassen, er erreicht
Gewiß ein gutes Zeugniß, das beste? — Ja, — vielleicht!

Und wenn er uns besuchet — o Gott! ich seh' ihn schon
Mit seinem schwarzen Schnurrbart, den echten Musensohn. —

Die Ferien sind zu Ende, Ade! muß wieder hin,
Ich komme nun nicht früher als bis ich fertig bin.

Ein Brief! ein Brief! lies Vater! — Dein Sohn hat ausstudirt,
Sie haben ihn zum Doctor mit hohem Lob creirt,
Mit nächster Post, so schreibt er, ja, morgen trifft er ein;
Hol', Mutter, aus dem Keller, die letzte Flasche Wein!

Das Posthorn hör' ich schallen! — ach nein! zu meinem Ohr
Dringt dumpf nur das Geläute, das ruft mich in das Chor;
Sie haben ja zur Nonne mich eingemauert arg,
Und haben mich lebendig gelegt in meinen Sarg.

Ich muß die Metten singen, mein Herz ist nicht dabei.
Vergib mir, Du mein Heiland, wie sündhaft ich auch sei.
Vergib mir und vergib auch, in Deiner reichen Huld,
Den Blinden, den Bethörten, die an dem Unheil Schuld."

Würde der eheloſe Stand im Allgemeinen höher gestellt und geachtet werden, so dürften die vielen unglücklichen Ehen und Ehescheidungen seltener werden. Es ist eine verkehrte Ansicht vom Leben, wenn man der Jungfrau und dem Jüngling in den Maientagen des Lebens schon als höchstes Ideal des Erdenglücks und letztes Ziel ihres Strebens den ehelichen Stand anpreist, daß sie bewogen werden, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, ihren „Nacken" unter das Ehejoch zu beugen und oft ohne reifliche Ueberlegung und vernünftige Aussichten für eine glückliche Zukunft. —

Daß die „alten Junggesellen" einen Unterschied in den Beweggründen, die sie zum einsamen Leben veranlaßten, machen, ist klar. Daher auch ein alter Junggeselle fast ausnahmslos nicht die ehrwürdige Person ist, die wir in der „alten Jungfer" erblicken. Würden wir die beiderseitigen Gründe gegeneinander halten, so würde der Junggeselle fast immer im Nachtheil erscheinen. Bei ihm kann es kaum „eine verpaßte Gelegenheit," „eine unglückliche Jugendliebe" sein, die ihn bewog, auf die

Ehe zu verzichten. Auch kann er nicht vorschützen: „es habe ihn keine erwählt," sondern selbstische Motive lagen in den meisten Fällen zu Grunde.

Der Vater einer Familie erscheint dem Junggesellen fast immer als ein Märtyrer, denn er muß, nach seinem Urtheil, für Andere wirken und streben und sich manche Bequemlichkeiten versagen. Er kann nicht Alles selbst genießen was in seinen Bereich kommt. — Der Junggeselle macht sich gern selbst zum Centrum seiner Weltanschauung, er ist sich selbst die wichtigste Person und um Alles in der Welt will er nicht in seiner Gemüthlichkeit gestört werden. Er will sich selbst lieber vor Langweile gähnen, oder auf einem Brett trommeln hören, als von einem weiblichen Wesen angeredet und gar von den lustigen Scherzen der Kinder in seinen Träumereien unterbrochen zu werden. Am allerlächerlichsten aber wird so ein alter „abgestandener Onkel" wenn er noch im Spätherbste des Lebens sich zu den Jungen zählt und in seinen Duseleien jungen Damen den Hof und seine Aufwartungen machen will. —

Dürften wir uns hier einen Vorschlag erlauben, so würden wir anrathen auch den Junggesellen immer mit dem gewöhnlichen Gruße anzureden: „Ist deine Familie wohl?" Diese alten Herren sollten täglich erinnert werden, daß das größte Erdenglück im Kreise einer biedern, frommen, liebenden Familie zu finden ist. Die mürrische Gemüthsart und die vielen Charakterhärten fallen im Familienleben wie von selbst weg und Heiterkeit bestrahlt die ganze Bahn des Erdendaseins.

Kein einträgliches Geschäft.

Arbeit und Erwerb

Du willst, es soll dein Haus und Hof gesegnet sein?
Wohlan! So stelle dich fein früh zur Arbeit ein.

Arbeit ist ein Segen! Ohne Arbeit ist der Mensch unglücklich und sonderlich das Glück einer Familie muß aufhören zu sein. Arbeit ist das Gesetz unseres Seins; wie Bewegung und Thätigkeit die Bedingung in der Creaturwelt. Ehe der Mensch in Sünde fiel, hatte der Ewige bestimmt, daß er arbeiten sollte, es ist daher unrichtig, zu sagen, die Arbeit sei ein Fluch. Müßiggang und Unthätigkeit ist ein Fluch, nicht aber Bethätigung. — Die Erde ist dem Menschen übergeben, daß er sie beherrsche und verschöne, daß Alles, was auf ihr „lebt und webt," dem Menschen dienstbar sei und sein Glück mehren helfe. Alles dieses aber kann nicht ohne Arbeit erreicht werden.

Arbeit ist der Preis, für den der Mensch die irdischen Lebens-

güter rechtmäßig und käuflich ersteht. Ohne Arbeit sind diese Güter gestohlene Habe. — Es ist Arbeit, saure, anhaltende Arbeit, was die Sümpfe trocken legt, die Sandflächen wässert, die Wüste in eine Oase und den Urwald in fruchtbares Ackerland wandelt. Es ist Arbeit, was uns die Herrschaft, über die Elemente sogar, überträgt und die Zügel der Verhältnisse dem Menschen in die Hände legt. Es ist Arbeit, was es uns ermöglicht, Welttheile miteinander zu verbinden, Meere zu befahren, die Produkte des Südens dem Norden und die des Nordens dem Süden zuzuführen. Es ist Arbeit, was in den tiefen Schacht hineindringt und die Reichthümer des Erdinnern an's Tageslicht fördert und Arbeit ist es wiederum was diese Reichthümer unter die Volksmassen im Allgemeinen bringt.

Der gedeckte Tisch, der uns nach den Stunden der Anstrengung so freundlich einladet, daß wir den matten Leib erquicken sollen, und das weiche Ruhelager, worauf wir Nachts im süßen Schlafe rasten, das schützende Obdach, das wir unser „Haus" oder „Heim" nennen — was ist dieses Alles anders als Resultat der Arbeit und des Fleißes? —

Die Arbeit ist der König der Erde. Was heute dem kühnsten Gedankenflug als ein unüberwindliches Hinderniß erscheint, das hat schon morgen die Zaubermacht der Arbeit besiegt und auf der Siegerstätte weht die Flagge menschlicher Schöpfungskraft! Arbeit ist der feine Sinn, das Medium mittelst dessen der Mensch ausfinden lernt, wie weit für ihn die Grenzen des Möglichen sich dehnen lassen. Ja man kann sagen, daß Arbeit der große Erzieher und Pädagoge der Menschheit ist. Ohne Arbeit versumpft und verdumpft der Geist und Leib, und ein Herabsinken in die Creaturwelt läßt sich bemerken.

Dadurch, daß der Mensch eine geschäftige Hand rühren und

seine Gebilde in die sichtbare Welt hineinstellen kann, sinnt er mit jedem Tage auf größere und bessere Unternehmungen und die arbeitende Hand verkörpert die neuen Gedanken und herrlichere Schöpfungen erheben sich wie Pflanzen aus dem Boden heraus und zeugen von seinem Fortschritt. So sind denn auch die fleißigsten Völker die am meisten cultivirten, und diejenigen, die auf der Höhe der heutigen Cultur stehen, sind die fleißigsten in Arbeit und Unternehmungen. Was Werniken vom Einzelnen sagt, gilt von ganzen Völkern:

„Nie wird ein weiser Mann ein Feind der Arbeit sein;
Denn das, was Reichthum bringt, ist auch der Stärke Grund;
Die Faulheit macht uns nicht allein
Bedürftig, sondern ungesund."

Wir wollen, um uns ein Beispiel hier zu erlauben, nur die Deutschen und Holländer mit den Italienern, Polen, Ungarnern und Russen vergleichen! — Welch ein Unterschied! Und doch ist er einzig in der Rührigkeit oder Trägheit, dem Fleiß oder der Faulheit zu suchen. Es ist kein leerer Wahn, zu behaupten, die eigentliche Wohlfahrt eines Landes liegt im Fleiß und in der Arbeitslust des Volkes. Selbst eine wahre Gottesfurcht und Religiösität ist nicht ohne Fleiß und Arbeit denkbar.

Der Heiland der Welt sprach: „Ich muß wirken dieweil es Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann." So sehen wir ihn thätig im Lehren und Krankenheilen des Tages und Nachts, wenn Alles ruht und schläft, finden wir ihn wiederholt an einem besonderen Orte für die Seinen beten. Er kam, laut seiner Aussage, „nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene." Er selbst wurde ein Knecht und nahm Knechtsgestalt an; er heiligte somit die Arbeit, daß sie keine Schande, sondern vielmehr eine Ehre ist.

Die heidnische Altwelt sah in der Arbeit eine Schmach und deshalb lud man die Lasten der Ackerbestellung und des Handwerks auf die Schultern der Sclaven; hingegen der „freie Bürger" sollte sich vorzüglich in den Waffenthaten üben. Die Folgen dieser Verfahrungsweise rächten sich grausam, führten zur Verweichlichung, zum Sittenverderbniß und endlichen Ruin ganzer Länder. Die Stärke der ältesten Römerrepublik bestand hauptsächlich darin, daß die Bürger und leitenden Staatsmänner arbeitsame Leute waren, die aus dem siegreichen Schlachtgewühl, von der Wahlstatt wieder zu ihrer Beschäftigung, sogar wie Cincinnatus an den Pflug gingen.

Die größten Feldherrn suchten durch Arbeit ihre Krieger für Kämpfe und — Siege vorzubereiten und abzuhärten, und die Haupturſache von Hannibals Niederlage war die Verweichlichung seiner Truppen. Der Krieg selbst aber ist ein Zerstörungswerk; eine systematische Verfahrungsweise, um Unglück und Fluch auf Völker und Städte zu bringen. Die Arbeit ist die Kunst des Friedens, die eigentlich aufbaut und Segen spendet. — Es war ein rühmlicher Charakterzug an Napoleon, daß er Hochachtung, ja geradezu Ehrfurcht vor dem Arbeiter hatte. Bekannt ist, wie er einst auf St. Helena, mit Madame Balcombe lustwandelnd einigen seiner Diener begegnete, die eine schwere Last trugen, und da die Dame mit harschem Tone die Diener rügte, weil sie nicht rechtzeitig aus dem Wege traten, nahm der gefangene Kaiser die Arbeiter in Schutz, indem er in ernstem Tone sagte: „Madame, ehren Sie die Bürdenträger."

Ja, Ehre dem Biedermann, der des Tages Last und Hitze trägt, um diese Welt schöner, und die Menschheit glücklicher zu machen! Wer die wahre Würde und Größe des Einflusses der Arbeit kennt, und sie von diesem Sinne getragen, pflichttreu ver-

richtet, der wird Genuß, Freude und sogar Ruhe in der Arbeit finden. Pflichttreu seine Arbeit gethan, ist Gottesdienst, ist Menschendienst, — ist Leben. Nur der Fleißige darf glauben sein Gebet um den Segen Gottes zu seinem Tagewerk finde Erhörung. Gott hilft dem, der gewillt ist sich selbst zu helfen soweit und soviel er kann.

„Such' in der Arbeit deine Ruh,
Nachdem du emsiglich den Himmel angefleht.
Die Arbeit kommt der Welt, dem Himmel das Gebet,
Der Müßiggang der Hölle zu." —

Die größten Geister der Menschheit waren fleißige, arbeitsame Leute. Luther und Calvin haben nichts von Mußestunden gewußt. Der erstere beschäftigte sich nebst seinen vielen und schweren Amtsgeschäften noch mit Gartenarbeit und Uhrenreperatur, und seine literarischen Arbeiten sind allein ein Werk, woran zwei oder drei tüchtige Geister ein ganzes Leben zubringen könnten. Preußen's größter König kürzte seine Schlafstunden gewaltsam, um Zeit zur Arbeit zu gewinnen und seufzte unter der übermäßigen Anstrengung: „Ach wär' ich doch kein König geworden! Aber die Arbeit muß gethan werden!" Schiller hatte fast sein ganzes Leben hindurch mit drückenden Verhältnissen zu kämpfen, aber er arbeitete sich hindurch, bis er Deutschlands größter Dichter wurde. Was er im Lied von der Glocke singt, ist wie ein Credo seines Lebens anzusehen:

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.
Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,

Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand."

Von der Pflicht zu arbeiten, ist Niemand, der vermögend ist, arbeiten zu können, entschuldigt. Hier gilt das Schriftwort gleichfalls: „Es ist kein Ansehen der Person vor Gott." Dadurch, daß die sogenannten höheren Stände sich hie und da wie priviligirte Menschen ansehen, die nur da sind, daß Andere für sie Dienste thun und ihnen das Leben angenehm machen, sinken sie moralisch auf die Stufe der Verbrecher herab! Gottes Welt hat keinen Gebrauch und Raum für nutzlose Leute und Sachen! Jeder soll und muß einem Zwecke des Guten und Nützlichen dienen!

Froude's berühmter „Traum auf einer Eisenbahn-Station" gibt uns ein deutliches Bild und die rechte Anschauung von der Arbeitspflicht aller Stände und Klassen. „Wir sind," läßt er den Sprecher, den reichen Prasser und müßigen Spaziergänger vor der Richterbank des Untersuchers reden, „alle Leute von gutem Herkommen; wir traten in's Leben unter den günstigsten Bedingungen, Andere hatten für uns gesorgt und den Vorerfordernissen zu einem schönen Leben für uns entsprochen. Niemand hat zu irgend einer Zeit von uns verlangt, daß wir arbeiten sollten, weder mit unsern Händen noch durch geistige Anstrengung. Es war allerdings für die Unbemittelten recht und angemessen zu arbeiten, weil sie nicht auf eine andere Weise ein ehrliches Leben fristen könnten.

Wir selbst haben unsre Zeit in Amüsements zugebracht, die an sich unschuldig waren. Wir haben nie gestohlen, nie Etwas

durch Gewalt oder Betrug an uns gebracht. Wir haben die zehn Gebote gehalten, seit der Zeit, da wir alt genug waren, sie zu verstehen. Wir haben nie Etwas gethan, worüber unser Gewissen uns anklagt, und haben unter den Leuten im Allgemeinen uns eines guten Rufes erfreut, so daß wir sagen können, wir sind hervorragende Leute!"

„Meine Herren!" war die Antwort des Untersuchungsrichters, wir haben solche Redensart schon oft gehört, und werden in Staunen gesetzt, wenn wir sie immer wieder hören. Sie sind in einer Welt gewesen, wo *Arbeit* die Bedingung des Lebens ist. Nicht eine einzige Mahlzeit kann man haben, die nicht Jemand durch seine Arbeit bereitet hat. Diejenigen, die arbeiten, sind der Speise werth, und wer nicht arbeiten will, verdient den Hungertod. Es gibt nur drei Lebensweisen: entweder durch Arbeiten, oder durch Stehlen oder Betteln. Diejenigen, die sich nicht auf die erstere Weise ernährt haben, die haben es durch eine der letzteren zwei gethan. Und es macht hier keinen Unterschied, wie bevorzugt und erhaben Sie sich vor andern Leuten dünken mögen, *Sie haben Ihren Lohn dahin!* Was haben Sie aufzubringen als das Ergebniß Ihres Lebens? Nichts, daher kein Zutritt, kein Raum für Sie an diesem Orte!" So lautete der Wahrspruch des Richters, und diese „hohen" Leute, diese arbeitsscheuen „besseren Stände," wurden als Verurtheilte verabschiedet. — Daß dieser „Traum" viel Lehre enthält, wer gesteht das nicht gerne zu?

Die Lebensaufgabe des Menschen ist: zu wirken für das allgemeine Wohl so viel und so lange er kann. Die eigentliche Lebenslänge ist dann auch nicht nach der Zahl der Jahre zu berechnen, die ein Mensch zurücklegt, sondern nach seiner Thätigkeit; nach den Handlungen, die er verrichtet und über deren Werth

oder Unwerth nicht er selbst das bestimmende Urtheil abzugeben hat. Arbeit und Fleiß sind das goldene Fundament, auf dem das Volks- und Familienwohl ruht. Arbeit macht reich und stark. Das deutsche Sprüchlein enthält eine goldene Wahrheit:

„Der Fleißige hat niemals Noth,
Dem Faulen fehlet oft das Brod!"

Wenn es aber irgend Jemand zur Pflicht gemacht ist, zu arbeiten und sich eine möglichst sichere Existenz zu verschaffen, so ist es dem Familienvater. Er ist der Ernährer der Seinen; sein Weib und seine Kinder sind auf ihn angewiesen und ihr äußerliches Glück und Wohlergehen ist oft gänzlich von seiner Arbeit abhängig. Ihm gilt daher ganz besonders was M. Opiz sagt:

„Du sollst zur Arbeit dich bald mit dem Tage wenden,
Gott loben, der den Tag und dich erschaffen hat,
Und wenn der Abend kommt, und du der Arbeit satt,
Ihn preisen wiederum, und so das Jahr vollenden."

Wenn es einen „höheren" Stand im eigentlichen Sinne des Wortes gibt, dann ist es der Arbeiterstand. Er verschönt die Welt und das Leben und was wir auf allen Gebieten des praktischen Lebens als Errungenschaften aufzuweisen haben, ist Resultat anhaltender Arbeit. Wiesen, Felder und Gärten wie bequeme Wohnstätten und prächtige Städte mit ihren Wällen und Marmorpalästen sind die Siegestrophäen und Denkmäler des Arbeiterstandes; und diese Trophäen werden bleiben, wenn die Siegessäulen und Triumphbogen der größten Feldherrn in Staub zerbröckelt sein werden. Die Triumphbogen der größten Kriegshelden sind im besten Falle nur ein Andenken an menschliche Zerstörungsmacht; die Gebilde des Arbeiters aber sind Siegessäulen des Friedens und der Beglückung. Ehre daher

dem Arbeiter! Und Ehre dem Manne, der den Arbeiter mit den Augen anschaut, wie unser edler Dichter Voß, der den Arbeiter in einem schönen Liede eigens besungen hat:

„Frischen Muth, ihr wacker'n Leute!
Greift mit an!
Wer was kann, der zeig' es heute,
Was er kann!
Wer nicht aufstand mit dem Hahne,
Brav zu schaffen den ermahne
Weib und Mann!

Frischer Muth in allen Thaten
Gibt uns Kraft!
Fortgeh'n sieht man und gerathen,
Was man schafft!
Das wird Jeder überdrüssig,
Der, wenn And're schaffen, müßig
Steht und gafft!

Sagt, was führt in Noth und Zweifel?
Müßiggang!
Müßiggang ist aller Teufel
Ruhebank!
Wer umsonst, als Hummel immer
Zehren will, dem schmecket nimmer
Speis' und Trank!

Wir mit derbem Hunger gehen
Froh zu Tisch!
Lecker scheinet was wir sehen,
Fleisch und Fisch!
Fleisch und Fisch sind hohe Mahle!
Aber auch bei kalter Schaale
Sind wir frisch!

Derber Hunger würzt uns Alles,
Kalt und heiß!
Satt auch singt man, froh des Schalles,
Froh nach Schweiß!
Denn, nach Tisch' ist Ruhestunde;
Lustgesang in steter Runde
Stärkt den Fleiß!"

Muße und Müssiggang.

Die Muße pflegen ist der Weisen edle Kunst;
Der Müßiggang ist nur dem Thoren eine Gunst.
Seuffert.

Das Leben der Arbeit und Thätigkeit fordert auch seine Erholungsstunden, seine Pausen und Zeiten der erquicklichen und stärkenden Muße. Nur der Thätige und Fleißige hat eigentliche Mußestunden, der Träge kennt sie nicht. Niemand, außer dem Weisen und Edlen, ist auch im Stande Muße zu würdigen und nach Gebühr zu nützen. Der eigentliche Begriff von Muße und Mußestunden wird leider zu oft mißverstanden, indem man Muße mit Zeitüberfluß und Langeweile verwechselt. Zeitüberfluß zieht den Geist herab, entweder in dumpfes Hinbrüten ihn versenkend oder in leerer Eintönigkeit ihn verflachend. Eigentliche Muße ist ein Genuß, eine Oase, ein Ruheplatz auf der Lebensreise.

Blicke Abends in jenen freundlichen Familienkreis! Am traulichen Kamine siehst du Alle in heiterer Stimmung sich

dem Impulse der Gegenwart hingeben; die Tages- und Geschäftssorgen sind ausgeschieden, die Ergebnisse und Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit zur Seite gelegt und die Besorgnisse auf den „morgenden Tag" der Zukunft selbst überlassen. Eine geistreiche Unterhaltung oder das Vorlesen aus irgend einem nützlichen Buche ist der Hauptgegenstand, der Alle fesselt. Das Gemüth ruht, der Gedanke und Geist wird erfrischt; Jeder findet sich selbst ganz wieder und fühlt sich erstarken für die Aufgaben der Zukunft.

Diese Pausen weichen von der Regel des gewöhnlichen Geschäftsganges ab, und haben den Zweck der Neubelebung und Ermunterung; Geist und Gemüth sind das Feld das sie zu bebauen haben und somit, wenn recht benützt, sind diese Stunden ein Segen des Lebens. Ein Schriftsteller sagt mit Recht: daß Muße ein schönes Gewand sei, aber durchaus untauglich für den laufenden Tagesgebrauch. Muße ist süß und angenehm für Diejenigen, die sie durch Arbeit und Anstrengung gekauft haben; aber sie ist eine Centnerlast für die, so sie umsonst bekommen oder sie gewaltsam aus dem Zeitenhaushalt Gottes stehlen. Geschieht Letzteres, so mündet diese sogenannte Muße in Müßiggang den Verderber menschlichen Glücks, der Versündigung an der Gesellschaft im Allgemeinen und den Verordnungen Gottes im Besonderen.

„Müßiggang ist die Mutter aller Laster" sagt ein alter Spruch; und ein anderer: „Müßiggang ist aller Laster Anfang." Unsre irdische Existenz ist an Thätigkeit gebunden, Faulheit und Müßiggang sind die erste Sünde gegen dieses Gesetz des Seins. Der Müßiggänger ist eine gesellschaftliche Plage; er ist überall zu viel und überall eine Last. Solon, der Gesetzgeber, stempelte den Müßiggang als Verbrechen und drang darauf daß je-

der Bürger einen Bericht darüber abstatte, worauf er seinen Lebensunterhalt gründe. Bacon sagt trefflich daß Arbeit alle Dinge überwinde, aber Trägheit und Müßiggang überwinden mehr Menschen als Arbeit es thun kann.

Der größte Theil der Armuth unter der Menschheit mag wohl in erster Linie in der Verschwendung seinen Grund haben; aber als zweite Ursache ist der Müßiggang anzusehen. Seele und Leib, irdische und geistliche Wohlfahrt müssen schwinden, wo der Müßiggang zur Gewohnheit geworden ist. Sobald der Mensch müßig ist und die Beschäftigung flieht, öffnet sich der Teufel eine Hinterthür in die Werkstatt seines Geistes, und beginnt sein Werk.

Montagne sagt, vom Müßiggange redend: „Gleichwie wir sehen daß ein ungebautes Land, wenn es fett und fruchtbar ist, tausenderlei Arten wilde und unnütze Kräuter hervorbringt, und daß man dasselbe, wenn man es bezwingen will, zu gewissen, uns nutzbaren Samen gebrauchen und anwenden muß; so ist es auch mit den Seelen beschaffen. Wenn man dieselben nicht mit einem gewissen Gegenstande beschäftigt, der sie im Zaume und Zwange hält, schweifen sie ganz ausgelassen im weiten Felde der Einbildung herum. Ja es ist keine Thorheit und Schwärmerei auf die sie nicht fallen. Eine Seele, die kein gewisses Ziel hat, verirrt sich, wie man sagt: „Wer allerorts ist, ist nirgends!"

Wer will, wenn er einen Jüngling in den besten Jahren seines Lebens anstatt beschäftigt und strebsam, in trägem Nichtsthun und Müßiggange sieht, schließen, daß hier eine künftige Größe oder ein glückliches Leben bevorstehe?! Kaum können wir uns für einen Familienvater ein größeres „Hauskreuz" denken, als einen Sohn, der zu der modernen Klasse der jungen

„Gentlemen" gehört, der im gebrauchsmäßigen Nichtsthun die Zeit mordet und nebenbei noch einen großen Narrenstolz hat, und sich mit einer gewöhnlichen Lebensweise nicht zufrieden geben kann.

Solche „Modeherrchen" fangen gewöhnlich mit kleinen Zusammenkünften an den Gassenecken ihre unrühmliche Carriere an, und hinter den Eisenstäben des Gefängnisses, wenn nicht gar auf dem Galgen ist das Ziel, wo ein verfehltes Leben zum tragischen Abschluß kommt. Mit Nichts wurde der Anfang gemacht und mit weniger als Nichts der Schluß hinzugefügt. — Jüngling, inwieweit trifft diese Rüge dich? Wie viel Reiz hat für dich so ein süß-sauer hinfaullenzendes Dasein? Und wie viel Reiz dein Berufsleben, das Arbeit und Anstrengung fordert?

Die Stunden des müßigen Nichtsthuns von Jugend auf strenge gemieden, und auf Verbesserung seiner geistigen und materiellen Verfassung bedacht zu sein, verräth einen weisen Jüngling, eine künftige Größe, einen Menschen, der auf direkter Bahn zum Glücke ist. Unser Zeitalter ist eine Periode des Vorwärtsdringens, des Strebens und Jagens auf allen Gebieten des Lebens; und wer da am Markt des Lebens müßig stehen will, über den rollt der Wagen des Fortschritts hinweg und als Ruine bleibt er auf dem Wege zurück. „Fliehe den Müßiggang!" möchten wir jedem Jüngling als Lebensmotto anempfehlen. Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Bildung und Cultur, und ohne die gewöhnlichen Elementarzweige der Wissenschaften inne zu haben, kann ein junger Mann nicht wohl fortkommen. — Sein Vorrecht aber ist es, sich bis in die vordersten Reihen der Leiter des heutigen Geschlechts hinaufzuarbeiten und die Frage ist nur in tausend Fällen: Bist du gewillt, dieses zu thun? —

Hohe Schulen zu besuchen scheint Vielen heute unentbehrlich

und doch es sind verhältnißmäßig nur Wenige, die dieses Vorrecht benutzen können; was soll aus den Andern werden? — Das wäre eine traurige Alternative. Unser Rath ist, fliehe den Müßiggang, benutze deine Mußestunden gut, laß zum guten Willen auch noch die That kommen, und du kannst manches Vorrecht, das du entbehren mußt, durch eine gute Einrichtung deiner eigenen Lebensverwaltung wieder gut machen und ersetzen.

So haben Tausende unbemittelter Jünglinge den steilsten Pfad zum Erfolg und Ruhme erstiegen, und nachdem sie ihr Ziel erreicht, haben sie das Erstrebte sich durch Fleiß und unermüdete Thätigkeit als eine Lebenserrungenschaft festgehalten. Der Müßiggänger läßt sich noch obendrein durch irgend welchen Sturm- und Dranggeist seine kümmerliche Errungenschaft entwenden, und mitten in der Glücksernte von einem Lahmen den Rang ablaufen.

Vespasian war ein Kaiser, und selbst in der schweren Krankheit, die ihm den Tod gab, wollte er nichts von Müßigsein hören, sondern ließ sich alle Reichsgeschäfte an sein Lager bringen, um auch hier noch sie ordnen zu können. Als sein Arzt ihn auf die große Gefahr, deren er sich aussetzte, aufmerksam machte, erwiederte er einfach: „Ein Kaiser muß stehend sterben!“ Von Kaiser Hadrian wird gesagt, daß er sich eben derselben Ausdrucksweise bei derselben Gelegenheit bediente. Und von Kaiser Julian wird gesagt, daß er geäußert hat: ein Philosoph und ein rechtschaffener Mann müssen so guten Gebrauch von der Zeit und vom Leben machen, daß sie nicht einmal unnütz aufathmen! —

Friedrich Wilhelm I, König von Preußen, war bekanntlich allen Lastern und üblen Gewohnheiten ein geschworener Feind; aber am allerstrengsten behandelte er den Müßiggang. Es ist

bekannt, wie er wiederholt Müßiggänger seinen Stock fühlen ließ. Die heilige Schrift ist voll Aufforderungen zur Thätigkeit und warnt andrerseits wiederholt vor Trägheit und Müßiggang. Salomon sagt sehr schön: Wer seinen Acker bauet, wird Brod genug haben; wer aber Müßiggang nachgehet, wird Armuths genug haben.

Dieses sollte als Motto in jedes Familienvater's Gedächtniß sein. Der Geschäftsmann, der sich an den Müßiggang gewöhnt, wird bald ausfindig machen, daß große Verluste sein Geschäft bedrohen, und wenn er sich nicht bei Zeiten warnen läßt, wird ein endliches Falliment unvermeidlich sein. Der Landmann, der nicht früh und spät auf seinem Posten ist, kann nicht erwarten, daß sich seine Güter mehren und seine Felder ihm den vollen Erntesegen in die Scheuer liefern. Die Hausfrau, die sich mehr auf den Straßen, in den Kaufläden oder in Nachbarshäusern aufhält, als bei den Ihrigen, wird bald gewahr werden, daß ihr Müßiggang üble Früchte trägt. Die ganze Haushaltung geräth in Unordnung und geht hinter sich.

Kinder mit ungewaschenen Gesichtern und schmutzigen, zerrissenen Kleidern, sind gewöhnlich die Kinder solcher Müßiggänger und sie folgen ganz naturgemäß dem Beispiel der Eltern, wenn sie lieber an den Straßenecken oder Zäunen herumlungern, und sich in Jedermann's Weg stellen, als zu Hause über ihren Lektionen beschäftigt sind, oder den Eltern dienend an die Hand gehen.

Wir sind aus eigener Beobachtung überzeugt, daß Müßiggang mehr jungen Leuten, sonderlich jungen Männern zum Fallstrick dient, als irgend ein anderes Laster. Das Lasterleben und das sündige Welttreiben sind ein Jahrmarkt, der am gefährlichsten für Diejenigen ist, die Zeit übrig haben, um jeden Kram und Plunder zu begaffen und letztendlich sich anzueignen.

Von der Straßenecke, wo die verkommenen, müßigen Spießgesellen sich zusammenfinden, geht's weiter; durch den Einfluß unsittlicher, gottloser Redensarten vergiftet, ist bald Scham und Schande vergessen und irgend welche schmutzige Handlung wird ohne Zögern verübt. Saufkneipen und Spielhöllen werden beliebte Oerter und Nichtsthun artet aus in Bösesthun und — wo ist jetzt das Ende zu solchem Anfang? und was wird dieses Ende sein?

Der Mensch ist so angelegt, daß er nicht müßig sein kann; und sonderlich in der Jugend, wo Kräfte und Gedanken übereinander stürzen, muß entsprechende, regelmäßige Bethätigung die frische Kraft in Anspruch nehmen, wenn es nicht Sünde und Laster thun sollen. Väter und Mütter bewahrt eure Kinder vor dem Dämon und Ungeheuer — Müßiggang! Jünglinge flieht diesen Feind und Verderber eures Lebensglücks wie eine giftige Schlange! Die Welt braucht thätige Leute und sie hat Arbeit für euch. Was eure Hände zu thun vorfinden, das thut frisch! Dem Strebsamen ist das Glück günstig, aber der Müßige wird im Unglück verzagen.

„Dem Müßiggänger fehlt es stets an Zeit zum Thun,
Und nie an einem Grund, warum er's lasse ruh'n!"

Zeitökonomie und Zeitgebrauch.

Dreifach ist der Schritt der Zeit!
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

* * *

„Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist,
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist."

* * *

„Nimm wahr die Zeit, sie eilet sich,
Und kommt nicht wieder ewiglich."

Zeit ist Geld, — lautet ein bekanntes Sprichwort der Geschäftsleute; jedoch, soviel Wahrheit auch darin liegen mag, sagt es doch nicht nahezu aus, wie viel der Werth und Preis der Zeit ist. Verlorenes Geld und Gut kann möglichenfalls wieder ersetzt werden durch künftigen Arbeitsfleiß oder Gewinn, aber verlorene Zeit ist für immer unwiederbringlich verloren! Die Zeit ist der Canal,

auf dem wir zur Ewigkeit fahren; jeder Moment ist eine Welle, die uns dem Ziele näher bringt. — Es mag wichtige Vorkommnisse im Leben des Einzelnen und Begebenheiten von großer Tragweite in der Geschichte eines Volkes geben, aber dieses Alles ist nur ein Atom schwimmend im Meere der Zeit.

Wie groß sind die Verluste gewesen und wie bedeutend die Folgen, die sich schon oft an einige Stunden oder gar Minuten knüpften! Einige Minuten Verzögerung und Napoleon der Gewaltige hätte als Consul schon ein jähes Ende auf den Straßen von Paris gefunden! Wäre Blücher nur um einige Stunden später gekommen, so wäre die so folgenreiche Schlacht bei Waterloo ein Sieg für die Franzosen gewesen. — Wäre Miltiades nur einige Stunden später in die Vaterstadt gekommen, nachdem er den glänzenden Sieg bei Marathon erfochten hatte, so hätte er die Perser in Athen gefunden, und trotz der griechischen Tapferkeit und des glänzenden Sieges, wäre eine vollständige Unterjochung und Zerstörung Athens das Resultat in diesem Perserkriege gewesen. —

O, wer erkennt die Bedeutung und den Werth der Zeit wie er sollte?! Jene französische Actrice bot ihre sämmtlichen Juwelen für fünf Minuten Zeit — allein umsonst, sie konnte diese kurze Spanne Zeit für keinen Erdenpreis kaufen. Königin Elisabeth von England rief auf ihrem Sterbebette: „Millionen Geldes will ich geben, wenn ich nur einen Zoll Zeit damit kaufen kann!“ Aber umsonst, ihre Stunde hatte geschlagen. — Ein arabisches Sprichwort sagt: „Wer ist vermögend, wieder zu bringen oder zurückzurufen was gestern war?“ Und ein bengalisches: „Es gibt keine Hand, die vermögend ist die Zeit zu greifen. Verlorene Zeit ist verloren!“ Kretschmann sagt sehr trefflich:

„Umsonst nur rufen wir die Zeit, die wir verloren;
Vergeblich ein versäumtes Glück!
Sie haben Flügel nur! Doch weder Herz noch Ohren
Sie kommen; — aber nie zurück."

und Logaus Sinngedicht diesbezüglich gibt denselben Gedanken in ebenso trefflicher Form:

„Wer die Zeit verklagen will,
Daß sie gar zu früh verraucht,
Der verklage sich nur selbst,
Daß er sie nicht früher braucht."

Die tüchtigsten Geschäftsleute werden fast ausnahmslos diejenigen sein, die mit Pünktlichkeit und regelrechter Genauigkeit die Zeit beobachten. Mit dem Glockenschlage muß nicht nur der Commis und Buchhalter, sondern auch der Prinzipal auf seinem Comptoir und die sämmtlichen am Geschäft Betheiligten müssen auf ihrem Posten sein. Hinter der „Zeit" oder „zu spät" sind Mottos, die in dem Lebenswörterbuch keines talentvollen Menschen zu finden sind. Was Washington seinem Sekretär, der gewohnheitsmäßig täglich einige Minuten zu spät auf seiner Amtsstube erschien, sagte, wird jeder praktische Geschäftsmann oder Beamte seinen unregelmäßigen Untergebenen heute noch sagen, wenn er den Werth der Zeit kennt. Um die Ursache seines wiederholten Verspätens befragt, schob der Sekretär die Schuld auf seine Uhr, die eben keine gute Zeit halte u. s. w. Jedoch der große General, den eigentlichen Grund der Verspätung erkennend, erwiderte kurz: „Entweder müssen Sie sich eine andere Uhr oder ich einen andern Sekretär anschaffen!"

Ein Gegenstand, der so großen Werth hat, und das ausnahmslos für Jedermann, sollte sehr ökonomisch behandelt und gut gebraucht werden. Leider gibt es zu viele Leute, die wie das Sprichwort sagt: „Dem lieben Gott die Zeit stehlen!" Sie le-

ben gleichgültig und ungeordnet in den Tag hinein, als ob sie über Ewigkeiten zu verfügen hätten, oder als ob die goldenen Momente werthlose Spreu seien, die zu haschen Thorheit wäre. Die Zeit ist ernst und zugleich auch flüchtig. Gebrauche sie als solche!

„Keine Rückkehr ist für die Vergangenheit,
Für die Zukunft kein Gebot,
Für die Gegenwart kein Aufschub. O die Zeit!
Jeder Theil hat seine Noth."

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit; — sie sucht das Beständ'ge,
Sei getreu, und du legst ew'ge Fesseln ihr an."

Minuten machen Stunden, Stunden werden Tage und Tage werden Wochen, Monate und Jahre. Minuten und Stunden unachtsam vergeudet heißt bald: so viele Jahre verloren! Es lebt kein Mensch und wird nie einer leben, der nicht nöthig hätte seine Stunden und Tage haushälterisch und genau zu nützen; entweder zu seiner eigenen Besserung und Geistesbildung, oder zum Nutzen Anderer. — Die glänzendsten Sterne am Geschichtshimmel waren Männer, die ihre Stunden und Tage ökonomisch zusammenhielten; die einzelne Momente sowohl als längere Perioden wohl benutzten und ihre Geschäfte so einrichteten, daß ihnen immer noch kleine Pausen zu ihrer Selbstbildung und Besserung übrig blieben. Wer sich nur einrichten will, daß er einige Minuten erübrigen möchte für Beschäftigungen, die über den täglichen Horizont hinaus reichen, der wird auch im geschäftigsten Leben dazu Gelegenheit finden und der Aussage: „Ich habe keine Zeit!" keinen Raum geben. Heute regel- und nutzlos die Zeit „gemordet" und morgen durch Ueberhastung Alles einholen wollen, wie so viele es leider zu thun versuchen, ist ein Unding und endet in gänzlichem Mißerfolge. Theile

deine Zeit heute weislich ein und nütze sie weislich und dann wird der künftige Tag dir doppelt wichtig und segensreich werden.

„Wer zwingen will die Zeit, den wird sie selber zwingen;
Wer sie gewähren läßt, dem wird sie Rosen bringen."

* * *

„Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen,
Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen,
Der Augenblick ist mein, und nehm' ich den in Acht,
So ist der mein, der Jahr und Ewigkeit gemacht.

Gryphius.

Es gibt Leute andrerseits, die wirklich den Anschein haben, als gehen sie mit der Zeit am allergenauesten um, denn auf jede Anforderung, die an sie ergeht, ist die Antwort einfach: „Ich habe keine Zeit!" Oder: „Meine Zeit erlaubt es nicht!" u. s. w. Allein in den meisten dieser Fälle ist es nicht Zeitmangel was als Hinderniß dieser Pflichterfüllung im Wege steht, sondern Mangel an entsprechender Einrichtung seiner Geschäfte und Eintheilung der Zeit. Dieses sind die Leute, die nie fertig werden, und immer in verworrener Mitte der Dinge und Verhältnisse leben. Sie benutzen nicht die Zeit, sondern die Zeit nutzt sie aus ohne einen Gewinn dabei zu erzielen und wirft sie endlich in der Kraft der Jahre zum „alten Eisen" der Gesellschaft. — Einfach — weil sie „keine Zeit" haben, um sich auf ihren Posten zu stellen und Gutes und Großes zu wirken, so lange Zeit und Gelegenheit sich darbieten. Ein englischer Lord, der einst in Marschfield übernachtete, um am nächsten Tage mit dem berühmten Webster einen Ausflug zu nehmen, schlug am nächsten Morgen über Tische dem gelehrten Sprachforscher vor, das Vorhaben aufzugeben, indem er durch dieses Vergnügen nicht mit seinen regelmäßigen Studirstunden conflktiren wolle.

„Durchaus nicht!“ erwiederte der Gelehrte; „ich stehe um fünf Uhr Morgens auf und verrichte meine Studien vor dem Morgenessen und dann bin ich, je nachdem die Gelegenheit es bringt, für Vergnügen oder Pflicht bereit!“

Diese Art der Zeitökonomie und des Zeitgebrauchs ist freilich nicht anzuempfehlen, indem Unregelmäßigkeit jeder Art etwas Abnormes an sich trägt und am Ende schädlich ist. Allein der Sinn und Geist, der seine regelmäßigen Studien unter jeder Bedingung fortführen will, und dazu die Zeit zu erübrigen weiß, ist lobenswerth.

Jungen Leuten ist besonders anzurathen, ihre täglichen Geschäfte so einzurichten, daß sie immerhin einige Minuten für sich gewinnen um für die Ausbildung des eigenen Geistes zu sorgen. Wohl soll Jung und Alt die Zeit gut anwenden, allein zur Ausbildung des eigenen Geistes ist eine Stunde in der Jugendzeit soviel werth, als ein Tag im Alter. Opiz mahnt:

„Bemühe dich, mein Sohn, zu lernen bis zum Grabe,
Und glaube, daß der Tag nur ganz verloren sei,
An welchem du dir nicht was Gutes legest bei
Von Wissenschaft, der Kunst und einer Weisheit Gabe.“

Wer von diesem Standpunkte aus seine Momente betrachtet, dem wird jede Minute köstlich sein, und er wird sie so in den Bau seines Lebens hineinfügen, daß sie einem bestimmten Zwecke dient und er mit jedem neuen Tage besser und tüchtiger an seinen Beruf gehen kann. Diese Zeitökonomie aber, in der Jugend begonnen, und durch's Leben gewissenhaft fortgeführt, was für einen reichen Ertrag muß sie im Alter gewähren! —

Jüngling, Jungfrau, Mann oder Weib, wie wendest du deine Zeit an? Wie kaufst du die Tage und Stunden aus, die Gott dir gegeben?

„Zeit ist wie Ewigkeit, und Ewigkeit wie Zeit,
So du nur selber nicht machst einen Unterscheid.
Die Zeit ist edler noch als tausend Ewigkeiten!
Ich kann mich hier dem Herrn, dort aber nicht bereiten."

A. Silesius.

Erwäge, daß dein Leben nur eine Spanne in der großen Unendlichkeit ist; wie ein Hauch verweht es und ist nicht mehr. Wo sind die Freunde, die dir theuer waren? Ihre Zeit ist dahin. Wie bald ist auch die deinige am Schlusse!

„Wo ist deine Mutter? Wo ist dein liebender Vater?
Wo die Freunde, die einst die Jugend mit dir getheilt?
Wo so Viele, die um dich lebten? Sie blühten wie Bäume,
Hart am Ufer; der Strom riß mit dem Ufer sie hin.
Also mähet die Zeit; sie mähet zur Rechten und Linken,
Die vor den Augen, und du, Sterblicher siehest es nicht?"

Herder.

„Heilig sei uns die Zeit, die, wie keine belehrbare, viel lehrt!
Laß in Klagen uns nicht — sie frommen zu nichts — sie verschwenden!—
Laß uns weise sein, — uns warne der Menschen Verkehrtheit;
Schamlose Falschheit, lehr' uns bewahren den Treusinn;
Herrschsucht, deine Gräuel, sie lehren uns duldsame Demuth;
Elend um uns her, erhalt' uns im thätigen Mitleid;
Dringende Vaterlandsnoth erweck' in uns flehend Vertrauen;
Matt nie werde der Eifer zu wirken soviel wir vermögen!"

Lavater.

Eine andre Klasse von Leuten, die ihre Zeit unbenützt vorübergehen lassen, ist aus jenen „willigen" (?) Leuten zusammengesetzt, die das „heute" verträumen aber mit aller Energie Alles „morgen" verrichten wollen. — Dieses Morgen bleibt aber immer in der Zukunft von ihnen unerreicht, und folglich ihre Lebensaufgabe ungelöst. Ch. F. Weiße schildert sie also:

„Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen, heute will ich ruh'n,

Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dies und jenes thun.

Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was andres sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehen ist, ist geschehen;
Dies nur kann ich übersehen:
Was geschehen kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unf're schnellen Augenblicke
Geh'n vor sich nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze;
Die ich hoff', ist die für mich? —

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens,
Nichts, ein unbeschrieb'nes Blatt!
Wohl denn! Morgen, so wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That!"

Sparsamkeit und Verschwendung.

Daß dir nichts fehlen mag,
So spare für und für;
Damit du sparen magst,
So denk' es fehle dir.

Opiz.

Eine der nothwendigsten Familientugenden ist Sparsamkeit. Wo der Hausvater und die Hausmutter diese Kunst und Tugend nicht üben, wird die Noth gar bald Einkehr halten. Fleiß und Anstrengung mögen große Güter erschwingen, aber wenn die Sparsamkeit fehlt, so werden sie wieder schwinden. Wie das Sprichwort sagt:

„Wie gewonnen,
So zerronnen!"

Die Beobachtung zeigt uns Leute, die bei der härtesten Anstrengung und den größten Löhnen in Armuth verzweifeln. Sie können unter keinen Umständen, wie man sagt, auf einen grünen Zweig kommen; und die einfache Ursache ist, weil sie nicht zu sparen verstehen.

Gewohnheit ist ein strenger Gebieter und ganz besonders im häuslichen Leben nachdem man sich an eine ungeregelte Haushaltungsmethode gewöhnt hat. Eine Kleinigkeit folgt der andern, — die kleine Scheidemünze ist ja noch lange kein Thaler, heißt es, und so geht der Erwerb tropfenweise verloren und — schließlich übersteigen die Ausgaben die Einnahmen.

Die tüchtigsten Hauswirthe achten den Heller wie den Thaler, — des Aufhebens werth. Eine kleine Summe bringt die andere, und ehe lange, ist ein kleines Vermögen zurückgelegt und der Weg zu einem soliden Hauswesen gebahnt. „Spare in der Zeit, so hast du in der Noth," sagt ein altes Sprichwort. Die bekannte kleine Fabel von der Ameise und Grille enthält eine Welt von Lehren und Anweisungen für Jedermann. Im kalten Wintertage kommt die Grille zur Ameise und bittet um eine Gabe; die Ameise jedoch frägt zuerst, was Frau Grille im günstigen Sommer gethan, da sie selbst arbeitete und sparte. „Ich habe gepfiffen," erwiderte die Grille; „so magst du im Winter tanzen!" war die Antwort der Ameise und sie gab ihr — Nichts! —

Schon die Alten haben Oekonomie und Sparsamkeit gepflegt und geachtet, daß sie heute manchen modernen Verschwendern als Muster dienen könnten. Attillus Regulus, welcher General bei der römischen Armee in Afrika war, schrieb mitten in seinen herrlichen Siegen über die Karthager an den Staat, daß ihm sein Bauerknecht, den er zur Verwaltung seines Gutes, welches in sieben Morgen Landes bestand, allein gelassen hätte, entlaufen wäre, und die zur Arbeit erforderliche Geräthschaft mitgenommen hätte. Er erbat sich jetzt Urlaub, daß er nach Hause gehen und Anstalten treffen dürfe, damit sein Weib und seine Kinder nicht darunter leiden müßten. Dieser häusliche, sparsame Sinn bewegte den Rath, einen Andern zur Verwaltung

des Gutes zu bestellen, ihm das gestohlene Ackergeräth wieder ersetzen und die Familie auf Kosten des Gemeinwesens ernähren zu lassen.

Der alte Cato verkaufte, da er als Consul aus Spanien zurück ging, sein Pferd, um das Geld zu ersparen, welches es ihn gekostet hätte, wenn er es zu Wasser nach Italien hätte nehmen wollen. Als er die Regierung in Sardinien verwaltete, stellte er seine Besichtigungen zu Fuß an, und hatte kein anderes Gefolge bei sich, als einen Bedienten der Republik, der ihm seinen Rock nebst einem Opfergefäße nachtrug; meistens aber trug er seinen Bündel selber.

Er rühmte sich, er hätte nie einen Rock getragen, der über zehn Thaler gekostet, niemals mehr als vier Groschen an einem Tage auf den Markt geschickt, und keines seiner Landhäuser von außen bewerfen oder anstreichen lassen.

Scipio Aemilianus hatte, nachdem er zwei Mal im Siegesgepränge heimgezogen, und zwei Mal Consul gewesen war, da er als Legat abreisete, nur sieben Bediente bei sich. Man sagt Homer habe nie mehr als einen, Plato nicht mehr als drei, und Zeno, das Haupt der stoischen Philosophenschule hatte gar keinen Bedienten. — Dem Tiberius Grachus wurden nicht mehr als zwei Groschen per Tag ausgemacht, als er in Angelegenheiten des Gemeinwesens auf Reisen ging, ungeachtet er damals der vornehmste Mann in Rom war."

Sparsamkeit ist zu einer guten Hauswirthschaft unumgänglich nothwendig und „gute Hauswirthschaft ist," wie Knigge sagt, „eines der nothwendigsten Stücke zur ehelichen Glückseligkeit. Man suche deshalb vor allen Dingen, wenn man auch im ledigen Stande einigen Hang zur Verschwendung gehabt hätte, sich davon loszumachen und sich häuslicher Sparsamkeit zu befleißigen,

sobald man heirathet! Einem Einzelnen Menschen ist Alles leicht zu ertragen; Noth, Mangel, Demüthigung, Zurücksetzung; am Ende steht ihm, wenn er gesunde Arme hat, die ganze Welt offen; er kann Alles im Stiche lassen und in einem unbekannten Winkelchen der Erde leicht mit seiner Hände Arbeit sein Leben fristen; aber wenn schlechte Haushaltung den Ehemann und Vater in Armuth gestürzt hat, und er nun den Blick umher wirft auf die Personen seiner Familie, die auf ihn angewiesen sind, dann sieht er mit einem Mal, wie die Lage eine unglückliche und die Folgen von der weittragendsten, traurigsten Bedeutung sind.—

Wenn er sieht, wie Diejenigen, die von ihm Unterhalt, Nahrung, Wartung, Erziehung und Vergnügen fordern, auch des Allernothwendigsten entblößt sind; wenn er oft nicht weiß, woher er auf morgen Brod nehmen, wovon er die großen Mädchen kleiden soll, die ihre jetzigen Lumpen bald aufgerissen haben; oder wenn seine bürgerliche Ehre, seine Beförderung, die Versorgung seiner Kinder davon abhängt, daß er mit den Seinigen in einem gewissen anständigen Aufzuge, vielleicht gar mit einigem Glanz erscheine, und es doch von allen Seiten dazu fehlt, wenn das Silbergeräthe vom Wucherer, wo es im Versatze steht, auf einen Mittag geborgt werden muß, um Gäste darauf zu bewirthen, indeß unten im Hause ein Knabe wartet, der es gleich nach der Mahlzeit wieder in Empfang nehmen soll, wenn Gläubiger und Advokaten ihn in die Enge treiben, und Juden an den schlaffen Zipfeln seines Geldbeutels melken, dann fallen böse Launen, Krankheit des Leibes und der Seele den Unglücklichen an; Verzweiflung ergreift ihn; er sucht sich zu betäuben; verfällt in Ausschweifungen; von innen zernagt ihn das unruhige Gewissen, von außen verfolgen ihn die Vorwürfe seines Weibes; das Winseln seiner Kinder schreckt ihn auf, aus fürchterlichen

Träumen; die Verachtung, womit der vornehme und reiche Pöbel auf ihn herabblickt, umwölkt jeden Strahl von Hoffnung; Muth und Trost schwinden, die Freunde fliehen, das Hohngelächter der Feinde und Neider erschüttert jede Nerve, und in dieser traurigen Lage schwindet dann freilich aller Schatten von häuslicher Freude; der Elende sieht nichts so sehr, wie den Anblick und den Umgang Derer, die er mit sich in das Unglück gestürzt hat. —

Sollte also einer von den Eheleuten zur Verschwendung geneigt sein, so ist es rathsam, weil es noch Zeit ist, Mittel vorzuschreiben, jener gräßlichen Lage auszuweichen! Der andere Theil, der besser mit Geld umzugehen weiß, übernehme die Kasse! Man mache sich einen genauen Etat, wie man dem Haushalte wieder aufhelfen will, und befolge diesen pünktlich; schränke sich ein, sorge aber dafür, daß, wo möglich, auch Etwas zu Bequemlichkeiten und erlaubten Vergnügungen übrig bleibe, oder ein kleines Kapital für's spätere Leben zurückgelegt werde. —

Mangel an Sparsamkeit und ein Hang zur Verschwendung, sind die großen Volksschäden der Gegenwart. Die Zeiten haben sich in Bezug auf häusliche Einfachheit in Kleidung und Lebensweise sogar in den letzten dreißig Jahren auffallend verändert. Wir hierlands dürften übrigens die gute alte deutsche Sitte diesbezüglich nicht so bald vergessen haben. Die Tage, da Mutter und Schwester zusammen den Flachs und die Wolle spannen und das Garn auf den Webstuhl brachten und dann auch oft selbst aus dem schweren derben Zeuge den Rock nähten — jene Tage sind heute nicht mehr! Statt der Leinenjacke und des Wollenrocks müssen feine importirte Stoffe aus Frankreich beschafft werden, statt des Schemels oder Stuhls, den der Vater oft selbst aus Eichen- oder Buchenholz gefertigt, müssen die feinsten ge-

polsterten Lehn- und Schaukelstühle, Setties und Sopha's her — die Häuser selbst müssen nach neuestem Styl gebaut werden, und der berühmte „Parlor" und das bekannte „Empfangszimmer" dürfen nicht fehlen. — Statt des gewohnten schönen Fußbodens aus Eichen oder Eschendielen müssen die schwersten Brüsseltepiche angeschafft werden um „nicht zu viel hinter der Zeit" zu sein. Der trauliche Heerd, wo man Abends die alten Sagen vom Rübezahl, vom wilden Jäger und dem großen Riesen — sich erzählte, muß durch ein künstliches Marmorkamin ersetzt werden. — Die Lebensweise sogar muß soviel wie möglich von der guten alten Gebrauchsweise abweichen. Das einfache Stück Brod, und die gute, derbe Hausmannskost muß den Dutzend Arten von Kuchen, Pasteten, und allerhand fettigem Gebäck Platz machen, daß die Hausfrau oder Dienstmagd doch ja weiter nichts thun möge, als eine Hausbäckerei im besten Gange zu halten! —

Das ist ungefähr die Gestalt, welche das heutige Leben angenommen hat, und daß es im großen Ganzen meistens nichts anderes ist, als eine regelmäßige, systematische Verschwendung, muß Jedermann einsehen. — Die Lebensweise kostet mehr als der Erwerb ist und ein trauriges Defizit ist die Folge davon. Daß unsere amerikanische Bevölkerung hierin alle andern übertrifft, — selbst Frankreich nicht ausgenommen, — wer gibt das nicht zu?! Wo aber, und wann soll der Anfang zu einer Reformation gemacht werden, daß ein nationaler Wohlstand mehr allgemein, und ein allgemeiner finanzieller Bankerott und einer Erschlaffung des Volkes im Großen vorgebeugt werde? —

Unsere Großstädte sind besonders die Vorgänger in diesem modernen Cultur-Fortschritt (?) und die lautesten Stimmen der Warnung verhallen ungehört und unbeachtet; bis einst die Noth auf's Wort wird merken lehren. Wie viele Millionen

Dollars werden nur alljährlich für Dinge verschwendet, die gar keinen Werth haben und obendrein die allerschädlichsten Folgen bewirken! Welchen Zweck haben die Tausende von Bierhallen und Weinhäusern, Conzertsälen und Theater anders, als das Volk massenhaft zu berauben, systematisch an Verschwendung zu gewöhnen und letztlich ganze Familien in die bitterste Armuth zu stürzen? —

Wer in der Gegenwart derart eine ökonomische Lebensweise sich aneignet, daß er in den Schranken zu leben sich nicht gewöhnt und das Ueberflüssige nicht entbehren lernt, den wird die Noth der Zukunft in ihre Schule nehmen und ihn durch Zwang lehren das zu entbehren, was er zum täglichen Unterhalt höchst nöthig hat. Der Verschwender ist ein Undankbarer und ein Heuchler zugleich. Ein Undankbarer, weil er sich nicht mit den ihm bescheerten Gütern des Lebens in seinem bescheidenen Theil begnügt und dankend anerkennt, daß Gott ihm in seinen Verhältnissen genügend mittheilt, um innerhalb derselben glücklich zu sein. Ein Heuchler, weil er einen Reichthum zur Schau trägt, der bloß nachgeäfft ist, und keinen innern, soliden Halt hat. Es verräth ein stolzes Herz und einen beschränkten Geist, der nur am Aeußern hängt. Jenes große Lebensmotto, das der Engel dem Einsiedler zeigte, lautete:

Bete, arbeite — spare!

Freigebigkeit in und ausser der Familie.

Freigebig bist du nicht, wenn du was du nicht brauchest,
Gleichgültig gibst, und nicht zuvor in Lieb es tauchest.
Selbst brauchen könntest du's, doch brauchst du so es eben
Am besten, wenn du es dem, der es braucht gegeben.

Rueckert.

Mangel an Sparsamkeit artet in Verschwendung aus, übertriebene Sparsamkeit aber in Geiz. Beides aber sind Untugenden, die dem Familien- und Gemeinwohl schädlich sind. Wenn wir Sparsamkeit besonders vom Familienvater fordern und eine Tugend heißen, so wollen wir auch nicht unterlassen vor dem Geiz, der aus einer zu knapp und zu karg gehaltenen Hausökonomie sich so gerne herausentfaltet, zu warnen.

„Der Geiz ist eine der unedelsten, schändlichsten Leidenschaften. Man kann sich keine Niederträchtigkeit denken, zu welcher der Geizhals nicht fähig wäre, wenn seine Begierde nach Reich-

thümern in das Spiel kommt, und jede Empfindung besserer Art, Freundschaft, Mitleid und Wohlwollen, finden keinen Eingang in sein Herz, wenn sie kein Geld mitbringen; ja, er gönnt sich selbst die unschuldigsten Genüsse nicht, insofern er sie nicht unentgeltlich schmecken kann. In jedem Fremden sieht er einen Dieb, und in sich selbst einen Schmarotzer, der auf Unkosten seines bessern Ich's, seines Mammon's zehrt."

Wenn der Geizhals und Knicker irgendwo eine Plage ist, dann ist's in der Familie. Hier soll und muß mit guter Sparsamkeit, Freigebigkeit und generöser Sinn eng verbunden sein, wenn das häusliche Leben für alle Familienglieder ein glückliches sein soll. Die kleinen und großen Ausgaben, die im Haushalte fast täglich vorkommen, müssen bestritten werden und der sparsamste Hauswirth muß sich daran gewöhnen. Manches Familienleben wird dadurch zertrümmert, oder doch getrübt, daß der Hausvater diese kleinen Ausgaben versagt, oder doch nur mit Unwillen und langen Vorreden begleitet nach allerhand Vorwänden und Erklärungen endlich bewilligt. Was Knigge schon gesagt, ist heute noch wahr: „Die Weise der meisten Männer von Stande ist nicht zu billigen, welche ihren Gemahlinen eine gewisse Summe geben, womit sie auskommen müssen um davon den Haushalt zu bestreiten.

Dadurch entsteht getheiltes Interesse; die Frau tritt in die Klasse der Bedienten, wird zu Eigennutz verleitet, sucht zu sparen, findet, daß der Mann zu lecker ist, macht schiefe Gesichter, wenn er einen guten Freund zur Tafel einladet; der Mann, wenn er nicht fein denkt, meint immer er speise für sein theures Geld zu schlecht, oder wagt es im Gegentheil, aus übertriebener Zurückhaltung und Feinheit nicht, zuweilen ein Gerichtchen mehr zu fordern, um seine Gattin nicht in Verlegenheit zu setzen. —

Gib also deiner Hausfrau zur Ausgabe eine Summe Geldes, die deinen Umständen und den Familienanforderungen angemessen ist! Wenn diese verwendet ist, so komme sie und fordere mehr von dir; findest du, daß zu viel ausgegeben worden, so laß dir die Rechnung zeigen! Ueberlege mit ihr gemeinschaftlich, auf welcher Seite gespart werden könne! Mache ihr kein Geheimniß aus deinen Vermögensumständen; allein bestimme ihr auch eine kleine Summe zu ihren unschuldigen Vergnügungen und Bequemlichkeiten, zu ihrem Putze, zu stillen wohlthätigen Handlungen, und fordere davon keine Rechnung."

Wie viel Freude und Lebensglück läßt sich durch eine kleine Gabe, durch eine vernünftige Freigebigkeit nicht in die Familie bringen! Ein Fest, ein Geburtstag, oder sonst eine wichtige Zeit kommt, und Gattin wie Kinder freuen sich schon im Voraus des kommenden Tages, wo ein kleines Geschenk, das die Liebe erworben, auf die Familienglieder wartet. Die Liebe rechnet nicht in diesen Stücken nach finanziellem Werth, sondern nach dem Motiv und der Gesinnung, die zu Grunde liegt. — Oder die Kinder wollen für einen wohlthätigen Zweck eine kleine Beisteuer verausgaben, und die Eltern haben Freigebigkeitsgeist genug, den Kindern diese Freude zu bereiten, und geben ihnen die Kleinigkeit mit Liebe und ohne Murren. —

So kann eine entsprechende Freigebigkeit den Familiensinn fördern, das Glück des Lebens mehren und befestigen und Liebe und Freude in die Herzen aller Familienglieder pflanzen. Jedoch auch außerhalb des Hauses werden Ansprüche gemacht und Gelegenheiten geboten, die Freigebigkeit zu pflegen. Wohlthätige Zwecke, Missions- und Kirchenarbeiten und Bauten zu unterstützen, dem Armen eine offene und helfende Hand zu reichen, und mehrere andere ähnlicher Gelegenheiten kommen oft vor.

Wie soll der sparsame Hausvater diesen Ansprüchen gegenüber sich verhalten?

Nicht nur christliche, sondern allgemein menschliche Pflicht lehrt, daß diese Ansprüche rechtmäßig sind, und wir ihnen nicht ausweichen dürfen ohne unsere Pflicht zu versäumen. Die kleine Beisteuer, die wir auf diese Weise machen, wird anstatt die Ersparnisse zu verringern, sie mehren, denn „den fröhlichen Geber hat Gott lieb" und segnet ihn um so reichlicher auf andere Weise wieder. Die gänzlich Armen und Verkommenen hat man nicht in den Reihen dieser Freigebigen zu suchen, wenigstens ist solche Freigebigkeit nicht die Ursache der Armuth. Gott selbst, als der große Oekonom, der seine Gaben nicht verschwenderisch austheilt, ist auch zugleich der freigebige Segensspender, der uns allerlei Gaben alle Tage gibt und rücket es Niemand auf. Ihm hierin nachzuahmen ist Menschenpflicht und schönes Vorrecht!

„Freigebig ist nicht, wer nur gibt,
Wo ihm kein Mangel droht;
Freigebig ist, wer Hunger hat,
Und theilt mit dir sein Brod."

Schulden.

„Seid Niemand nichts schuldig."
„So gebet nun Jedermann, was ihr schuldig seid."

Paulus.

Ob man Schulden „negative Kapitalien" heißt, wie der Philosoph Kant gethan oder sie geradezu beim Namen nennt, immerhin bleiben Schulden — Schulden, und eine unbequeme Last für Jeden, der sie zu tragen hat. Wie Schulden zu machen, darüber braucht Niemand Belehrung, aber wie Schuldenmachen zu verhüten und gemachte Schulden möglichst bald abzutragen, das ist eine Kunst, die werth ist, gelernt zu werden!

Das alte Sprichwort: Borgen macht Sorgen, hat für viele Leute seine Wahrheit verloren und sie unterziehen sich nicht der Mühe in ihre Lebensweise, Ausgaben und Einkäufe einen genauen Einblick zu nehmen um das richtige Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe zu ermitteln und künftig Vorsicht zu gebrauchen. Unbedacht wird eine Waarenbestellung oder ein

neuer Schuldbrief ausgefertigt, bis ein bedenklicher Finanzzustand sie zu spät aus ihrer Gleichgültigkeit rüttelt.

Wer kennt nicht heute genug solcher Leute, die sich groß darauf dünken und thun: Credit zu haben und auf diese Basis hin losborgen und fortkaufen, so lange es nur gehen will? Solche Leute leben zu schnell, wie der Volksmund es ausdrückt. Die Schuhe und Kleider werden bezahlt, wenn sie keinen Werth mehr haben; die Lebensmittel sind lange verzehrt wenn der Metzger, der Bäcker oder Spezereihändler ein Mal über's andre ihre Mahnbriefe schicken. —

Es darf nicht verschwiegen werden, daß es Fälle geben kann, wo beim besten Willen diese Zustände unvermeidlich sind, Mißerfolge im Geschäft, Krankheit und Unglücksfälle verschiedener Art mögen die Bahn einer Familie oft so gestalten, daß das Schuldenmachen unvermeidlich ist, allein solches sind nur rare Ausnahmsfälle; und mit solchen Unglücklichen wird jeder Redliche Mitgefühl haben und ihnen nach Kräften Beistand leisten. Den eigentlichen „professionellen" Schuldenmachern aber wird jede Sympathie versagt, und Hülfe, die ihnen Andere angedeihen lassen, gereicht in den meisten Fällen nur zu ihrem Verderben; indem sie nur gleichgültiger werden, wenn es gilt den Werth des Geldes zu schätzen. „Manche Leute," sagt ein Schriftsteller, wenden eine Hälfte ihrer Erfindungsgabe an, um in Schulden zu gerathen, und die andere Hälfte, wie die gemachten Schulden nicht zu bezahlen."

Ein alter Geschäftsmann gab diesen Rath: „Niemals schulde mehr, als du vermögend bist zu bezahlen, und leihe nicht mehr aus, als du vermögend bist, ohne Nachtheil zu verlieren." Der schuldenfreie Mann ist ein freier Mann, der mit Schulden beladene ist ein Sclave. Seine Arbeit, seine Bemühungen und

Anstrengungen, sein ganzer Erwerb gehört einem Andern. Er steht mit seinem ganzen Leben und Streben faktisch im Dienste eines andern Menschen. Und welche Gefühle, diesen Gedanken bei der täglichen Berufsarbeit stets mit sich tragen zu müssen! Und wie, wenn vollends die Gläubiger mit Sehnsucht auf die geringe Löhnung warten? Wenn sie, Einer um den andern an die Thüre klopfen und ihre sauren Gesichter und trotzigen Geberden zeigen; wenn nicht geradezu mit dem Gerichtsdiener drohen! Da muß die Freude am Leben und das Glück einer Familie schwinden und ein dürres Herz und einen matten Geist zurücklassen.

Das große Geheimniß und der folgenreichste Schritt zu einem schuldenreinen Leben ist der Anfang. Die Jugendjahre und später die ersten Jahre des Familien- oder Ehelebens. Wohl hat das Sprichwort: „Aller Anfang ist schwer" auch hier seine Bedeutung, jedoch die Umstände sind dazu angethan, daß man in den jungen Jahren das Schwere eher ertragen kann, und unter irgend welcher Bedingung eine Existenz erschwingen, im vorangerückteren Alter hingegen ist es ganz anders. Der Muth läßt nach, die Ausgaben mehren sich, der sogenannten „Regentage" des Lebens gibt's schon mehrere und die physischen Kräfte wollen nicht mehr den anstrengenden Dienst leisten wie früher. —

Schulden in den Jugendjahren gemacht und nicht bald bezahlt, sind Ketten, um die ganze Lebensenergie des Mannes gefangen zu legen. Ein bengalisches Sprichwort sagt: „Eine gebundene Ziege kann sogar von einem Kinde nach Belieben hantirt werden; so der Schuldner." Ein türkisches Sprichwort fügt daher eine Warnung bei und sagt: „Lieber hungrig aber schuldenfrei zu Bette gehen als mit Schulden aufstehen." Freiheit ist in jedem Betrachte wünschenswerth und sein eigener Herr in einer

niedrigen, bezahlten, schuldenfreien Lehmhütte zu sein, ist besser als in einem großen Palast der Gunst anderer Menschen überantwortet.

Schulden haben etwas Hydraartiges an sich; sie wachsen und mehren sich gar leicht und wo auf einer Stelle heute dem Ungeheuer ein Haupt abgeschlagen wird, da wächst morgen ein zweites wenn nicht gar zwei oder drei andere wieder hervor! — Zinsen und Wucher helfen die Last mehren und der Schuldbelastete zählt seine Ersparnisse hin um irgend welche Vergütung in Ersatz zu bekommen. Schulden sind einer Lawine gleich, die um so größer wird, je länger sie über den Abhang rollt, ein Bergstrom, der um so stärker wächst, je länger er im alten Flußbette fortlaufen und es erweitern kann.

Der sicherste Weg diesen Strom versiegen zu lassen ist — [illegible] gleich an der Quelle austrocknen! In andern Worten *gleich Baar ausbezahlen wenn man die Einkäufe macht* oder wenn Jemand eine Forderung an uns zu stellen hat. Der Weltweise, der vorgab, ein Mittel zu wissen, welches alles Mahnen lästiger Gläubiger beseitige fand bald einen großen Zulauf lernbegieriger Schüler und Schülerinnen. Seine ganze Philosophie bestand in dem einfachen Rath: „*Mache niemals Schulden!*“ Wer die Weisheit in diesen Worten nicht sieht, der versteht nicht die Bedeutung derselben.

Es ist leider eine beklagenswerthe Thatsache, daß unsre höhern Kreise sich systematisch auf's Schuldenmachen und auf Credit-Einkaufen legen und somit erstens ihre eigenen Finanzen, zweitens die Finanzen des Geschäftsmannes schädigen und ferner ein schlechtes Beispiel den unbemittelteren Klassen setzen. Der ganze Einfluß dieses Gebrauchs ist verderblich für die Gesellschaft im Allgemeinen und die vielen Fallimente verschiedener Geschäfts-

häuser alljährlich lassen sich meistens auf die eine Ursache: „Creditsystem" zurückführen.

Ganze Geschäfte werden mit geborgten Kapitalien eröffnet und um möglichst schnell eine große Anzahl Kunden zu haben, um große Verkäufe und Einkäufe verzeichnen zu können, wird auf „Credit" verkauft, ein Geschäftshaus nöthigt das andere seinen Kunden dieselben Vorrechte (?) einzuräumen, die Kunden gewöhnen sich an die Methode, manche denken beim Einkaufen nicht einmal an's Bezahlen, und ein verderblicher Bankerott ist die Folge. Ganze Bauereien und Feldgüter werden auf Schulden gekauft und statt ökonomisch Haus zu halten, wird Haus- und Ackergeräth von vornherein nach modernstem Style angeschafft, und so mit einer schweren Schuldenlast das Leben begonnen. Die Folge ist, daß solche Leute sich von der frühen Jugend bis in's hohe Alter mit Schulden plagen und nie des Daseins froh werden und endlich nach aller Arbeit und Mühe von Haus und Hof wandern müssen und noch eine schwere Schuldenlast mit sich nehmen!

Von wie viel Unglück sind Schulden und zerrüttete Finanzen alljährlich die Ursache! Hier sehen wir den Commis oder Buchführer eines Geschäftshauses Unterschleife machen, die Kasse seines Brodgebers bestehlen, um seine vielen Gläubiger mit unrechtem Gut zufrieden zu stellen oder sie doch wenigstens zeitweilig vom Leibe zu halten, der Betrug wird entdeckt, und ein Dieb und Räuber wartet nun auf den unrühmlichen Ausgang seiner ehrlosen Carriere. Dort sehen wir einen Mann, der in allgemeiner Achtung zu stehen schien, plötzlich am Leben verzweifeln und als Selbstmörder sinkt er in ein ruhmloses Grab. Allerhand unsichere Gerüchte gehen einstweilen noch im Volksmunde über die mögliche Ursache dieses Selbstmordes, jedoch Keiner

kann den rechten Faden finden, bis endlich getäuschte Gläubiger das Geheimniß offenbaren. Schulden lagerten sich wie eine Schattenwolke auf das Gemüth des Unglücklichen, und feige genug, legte er Hand an sein eigenes Leben.

Es liegt eine Zufriedenheit und Genügsamkeit im Freisein von Schulden, die der Schuldenbelastete nicht kennt. Ein grober, abgetragener Rock, der bezahlt ist, kleidet besser als ein Gewand aus feinstem ausländischem Tuch, das auf Schulden angeschafft wurde. Ein Gericht Gemüse, das man rechtmäßig erworben und *sein* nennen kann, mundet besser als ein gemästeter Ochse und alle denkbaren Näschereien die auf Rechnung in's Haus gebracht wurden. Die Fabel vom Fuchs, der die Birnen sauer schalt und kaltblütig auf sie verzichtete, hat, wie lächerlich sie auch klingen mag, doch die eine Lehre in sich, daß man Mann genug sein soll, um nach Genüssen und Gütern, die man nicht rechtmäßig erwerben kann, nicht zu verlangen, sondern auf Alles frisch resigniren und es mit Freuden entbehren, was außer unserem Bereiche liegt.

Schulden verzehren den innern Lebensgehalt eines Mannes sammt seiner Arbeit, daß nur noch die hohle Form zurückbleibt; und wie das Sprichwort sagt: „Ein leerer Sack kann nicht aufrecht stehen." Der Schuldner ruht auf dem guten Willen seiner Gläubiger, und wenn sie ihm diesen guten Willen versagen, und das Ihrige fordern, so werden oft drei neue Löcher in der Finanzbörse gemacht um ein altes zu füllen. Dort wird die Schuld bezahlt und hier wird sie gemacht. Der Fortschritt daher auf dem Wege des praktischen Geschäftslebens ist Null. Der englische Gelehrte *Johnson* hatte Recht wenn er sagte: „Gewöhne dich nicht daran, Schulden blos für eine Unbequemlichkeit zu halten, sie sind auch eine Plage. Armuth raubt so manche

Mittel, erforderlich zum Wohlthun, und verursacht so viele Unvermögenheit, dem Uebel zu widerstehen, beides in natürlicher und moralischer Hinsicht, daß sie unter jeder moralisch möglichen und erlaubten Bedingung vermieden werden muß.

Es ist die Pflicht eines jeden Menschen, sonderlich aber eines jeden Familienvaters, seine finanziellen Verhältnisse sorgfältig und seinem Stande angemessen zu verwalten. Die häuslichen Einkäufe sollten genau verzeichnet werden, daß der Zustand der Ausgaben in wenig Augenblicken übersehen werden kann. „Nichts," sagt Locke, „ist besser dazu angethan einen Mann in den Schranken seines Vermögens zu halten, als durch eine wohlgeführte Rechnung den genauen Zustand seiner Finanzen vor den Augen zu haben."

Wer Schulden hat, sollte bei Verausgabung eines jeden Thalers sich erst mehrere Mal sagen: Dieser Thaler ist nicht mein! Wie richte ich es ein, daß ich ihn dem eigentlichen Eigenthümer zustelle? Wer nur an eigene Einschränkung und an Abtragung seiner Schulden denkt, der wird diese Ketten bald von sich schütteln und als ein freier Mann aufathmen können. Und welches Wohlgefühl, das aus äußeren Angelegenheiten entspringen kann, dürfte stärker sein, als das: Zu wissen der letzte Thaler den man schuldete, ist bezahlt und künftig keine Gläubiger, kein Mahnen — keine Furcht vor einem Gerichtsdiener!! Was du hast, ist dein, und ob es einfach und billig ist, das Alles kommt nicht in Anschlag, wenn du nur die Gewißheit hast, Niemand sonst hat ein Anrecht darauf. Fliehe die Schulden wie eine Pestilenz! Es ist Christenpflicht und allgemeine Menschenpflicht seine Verhältnisse in finanzieller Hinsicht wohl zu verwalten. Und so du in diesem Kleinen nicht treu bist, wer will dir das Größere anvertrauen?

Verkauf des Lämmchens.

Landleben.

Glücklich ist, wer ohne Sorgen
Sein väterliches Erbe pflügt!
Die Sonne lächelt jeden Morgen
Den Rasen an, auf dem er liegt.

Sie lächelt ihm, sie geht ihm unter,
Und nun, willkommen, liebe Nacht!
Er schläft den süßen Schlaf und munter
Erwacht er, wenn die Sonn' erwacht!

Nach alter, väterlicher Sitte,
Bestimmt ihr Lauf ihm seine Rast;
Er nähme nicht für seine Hütte
Des König's prächtigen Palast!

Die Erde, seine Mutter, schmücket,
Wie seine Bäume, sich mit Frucht,
Schmückt sich mit Blumen, die er pflücket,
Wenn ihn ein Redlicher besucht!

O du bist selig, o du Weiser,
In deiner ungestörten Ruh!
Glückseliger, als alle Kaiser
Und alle Könige, bist du!

So singt der gute Vater Gleim vom glücklichen Landmann, und daß das Landleben das unabhängigste und schönste ist, wer wollte das leugnen? — Vom Landmann und seiner Arbeit hängt die ganze Gesellschaft ab. Er ist der Broderzieler, der eigentliche Ernährer, und Künstler und Gelehrte müssen bei ihren höchsten Idealen und Gedankenflügen, ganz prosaisch auf die Erde steigen und das Brod essen, das der Landmann durch seinen Fleiß dem Boden abgerungen hat. Der erste Mensch war auch zugleich der erste Bauer. Ehe die Sünde in der Welt war, hatte Gott die Cultur des Bodens angeordnet; denn er setzte den ersten Menschen in den Garten Eden, „daß er ihn bauete und bewahrete." Der Landbau wird als „das große Thor der Menschheit" bezeichnet; denn er zog zuerst den Menschen an den Menschen und beide an die Brust des fruchtbaren Bodens. Schiller singt daher trefflich:

„Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund.

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und soweit das Auge blicket,
Wogt es wie ein gold'ner Wald."

Die Wälle und Marmorpaläste der Stadt zeugen von dem Erfindungs- und Kunstgeist des Menschen, aber es sind todte und kalte Gebilde, die genauer betrachtet, trotz allem Prunk und Putz

eine gewisse Monotomie offenbaren. Anders aber die bunte Flur des Feldes, wo der Landmann wirkt und schafft. Grünende Saaten und beblumte Wiesen mit ihrer ganzen Naturfülle wechseln bunt ab, so lange die Frühsommer-Sonne noch ihre milderen Strahlen auf die Erde sendet. Etwas später gewahrt der Blick wogende Getreidefelder, die durch den schweren Erntesegen das Herz erfreuen, und dem Menschen die Gunst des Himmels verkünden.

Fette Rinderheerden weiden in duftigem Grase; die Bienen summen um die honigreichen Feldblumen, und die Vögel singen dem Landmann ein Lied zu seiner gesegneten Arbeit. Alles ringsumher ist Leben und Reiz. Alles verkündet die Nähe Gottes und die Schönheit der Erde, die er so herrlich für den Menschen ausgeschmückt hat. Wie immer der Mensch auch an das Leben der Großstädte gewöhnt sein mag, auf dem Lande wird ihn doch eine reinere Erdenfreude anheimeln und unwillkürlich wird er sich oft aus dem Geräusch der Stadt in die ländliche Stille, an die Brust der Natur zurücksehnen.

Die herrlichsten Lieder unserer Nationaldichter sind inmitten der freien Natur entstanden, oder haben die Natur und ländliche Schönheit zum Gegenstande. Wo läßt sich etwas Schöneres in schlichtem Gewande finden als die diesbezüglichen Lieder Matthisson's, Hölty's oder die des Salis-Seewis? Wie herrlich ist z. B. Matthisson's „Naturgenuß."

„Im Abendschimmer wallt der Quell
Durch Wiesenblumen purpurhell,
Der Pappelweide wechselnd Grün
Weht ruhelispelnd d'rüber hin.

Im Lenzhauch weht der Geist des Herrn!
Sieh'! Auferstehung nah' und fern;

Sieh'! Jugendfülle, Schönheitsmeer,
Und Wonnetaumel ringsumher!

Ja, Tand und Pracht und Gold und Ruhm,
Natur in deinem Heiligthum!
Des Himmels Ahnung den umweht,
Der deinen Liebeston versteht."

Es ist leider auch hier der Fall, daß die Schönheit und große Bedeutung des Landbaues verkannt ist, und die Größe des Bauers unterschätzt wird. Deshalb es auch eine natürliche Folge ist, daß viele junge Männer dem Feldbau keinen Geschmack abgewinnen können und sich daher in die Städte flüchten um etwas Größeres (?) zu sein als ein einfacher Bauer! Und die Folge ist, arme und erfolglose Geschäftsleute und ungenügender Landban. Wenn irgend ein Stand mit besonderer Achtung genannt werden sollte, dann ist es der Bauernstand. Der bloße Name schon deutet an, daß er kein Zerstörer, sondern ein Aufbauer ist, wie der Dichter ihn singen läßt:

„Ich baue, darum heiß' ich Bauer;
Ich baue mit gesunder Hand,
Nicht einen Thurm auf eine Mauer,
Ich baue Weizen auf das Land!

Ich baue redlich im Vertrauen
Auf meinen Gott, er sieht herab
Aus seinem Himmel auf mein Bauen,
Und zählt ihm seinen Segen ab.

Zehnfältig hab' ich ihn verspüret,
Zehn Weizenkörner gab er mir
Für Eines! Herz, davon gerühret,
Dank ewig — ewig ihm dafür!

Dank ihm für seinen sanften Regen,
Für seine Winde, seinen Thau;
Ja, ihnen gab er reichen Segen,
Und milden Wachsthum meinem Bau!"

Bei den alten Völkern stand der Landbau in ungleich höherem Ansehen, so daß Könige und Feldherrn es als eine Ehre ansahen, hinter dem Pflug herzugehen und den Boden zu bearbeiten. Die Geschichte der Hebräer, der Römer u. A. liefert hierüber mehrere Beweise.

Stelle einen Vergleich an, um auf einen andern Vorzug des Landlebens aufmerksam zu machen, zwischen dem bleichen und oft kränklichen Städter, und dem frischen und lebensfrohen Landmanne! Die markige Gestalt des Letzteren, die kräftige Hand, der feste Körperbau, — Alles deutet auf Lebensmuth und Kraft hin; und diese Kraft hat ihren Grund in der frischen und frohen Natur und in den frischen und gesunden Lebensmitteln, die nur der Landmann so frisch und unverdorben haben kann.

Der Landmann darf nicht, wie der Geschäftsmann, durch allerhand Windungen der menschlichen Verdorbenheit sich hindurchwinden um „die Kundschaft" zu behalten, noch darf er viel auf Preise anderer Geschäftsrivalen zu sehen, sondern liefert einfach seine Produkte, setzt seinen Preis und erhält seine Vergütung. —

Der Einfluß der Umgebung ist für die jungen Leute sonderlich auf dem Lande ungleich besser als in den Städten, wo Sünde und Verführung aller Art im Schwunge geht. Wie mancher Jüngling kam als unverdorbener, biederer Bauernbursche mit allen Ausrüstungen eines tüchtigen Landmannes in die Stadt, um „ein Geschäft" zu betreiben, — verließ aber die rauchumwölkten Mauern als ein verdorbenes Modeherrchen, wenn nicht gar als ein müßiger Gassensteher oder Säufer und Spieler! —

Ehre daher dem schönen Landleben und dem biedern Landmann!

„Der Bauer schafft in Freude,
Und schmeckt nach Arbeit Ruh'!
Ihm trägt sein Feld Getreide,

Ihm zinset Schaf und Kuh.
Es fließt, dem Neid verborgen,
Sein Leben wechsellos;
Und hat er auch zu sorgen,
Die Sorgen sind nicht groß.

Er traut dem großen Hüter,
Der Haus und Feld beschirmt,
Und singt dem Weltgebieter,
Wenn's donnert oder stürmt.
Kommt Böses oder Gutes,
Er thut was Gott gebot,
Und beibt getrosten Muthes
Bei Milch und schwarzem Brod.

In seiner stillen Hütte
Erzieht sein treues Weib
Ihm Kinder frommer Sitte,
Gesund an Seel' und Leib.
Viel Kinder, viele Beter!
Sagt unser Sittenspruch.
O, bleibt für euch ihr Städter;
Der Landmann hat genug!

Und sucht ihr Städter Freude,
So kommt auf's Land heraus.
Seht, Garten, Feld und Weide
Umgrünt hier jedes Haus.
Kein reicher Mann verbauet
Uns Mond und Sonnenschein;
Und Abends überschauet
Man jedes Sternelein.

Wenn frisch des Dorfes Wecker
Aus leichtem Schlaf uns kräht,
Durchjauchzt man rasch die Aecker
Mit blankem Feldgeräth.
Das Weib indeß treibt singend
Die Milchküh' aus dem Stall:
Laut folgen sie und springend
Des Horn's bekanntem Schall.

Wir seh'n, wie Gott den Segen
Aus milden Händen streut:
Wie Frühlingssonn' und Regen
Uns Wald und Flur erneut;
Uns blüh'n des Gartens Bäume;
Uns wallt das grüne Korn;
Uns schwärmt nach Honigseime
Die Bien' um Blum' und Born.

Uns singt das Vöglein Lieder;
Uns rauscht die blaue Fluth;
Uns schwirrt des Hof's Gefieder,
Umzirpt von junger Brut;
Uns blöcken rings und brüllen
Die Heerden durch die Au'n;
Uns tanzt das schlanke Füllen
Und gaffet über'n Zaun.

Die Arbeit aber würzet
Dem Landmann seine Kost,
Und Muth und Freude kürzet
Die Müh' in Hitz und Frost.
Sein Weib begrüßt ihn schmeichelnd,
Wann er vom Felde kehrt,
Und seine Kinder streichelnd,
Sich setzt am hellen Herd.

Ihr armen Städter trauert
Und kränkelt in der Stadt,
Die euch wie eingemauert
In dumpfe Kerker, hat.
O, wollt ihr Freude schauen,
So wandelt Hand in Hand,
Ihr Männer und ihr Frauen,
Und kommt hinaus auf' Land!

Voss.

Lebensheiterkeit und trübe Tage.

Vieles leidet das tiefere Herz nur weil es so tief ist,
Aber die Heiterkeit fühlt auch nur das tiefere Herz.
Darum ein einziges nur — schon hast du so Vieles — erbitt' ich, —
Heiterkeit, Heiterkeit nur; sie nur zuerst und zuletzt.

Franz Horn.

Der lieblichste Maitag löst sich in Dunkel auf; trüben nicht Gewitterwolken den heitern Himmel, so kommt der Abend und deckt Felder und Fluren mit düsterm Nebelgrau; und am Himmel sind, statt des glänzenden Sonnenlichts, nur noch kleine flimmernde Sterne sichtbar. Jedoch diese Stunden vergehen und am östlichen Himmel hebt sich auf's Neue in verjüngter Schöne die flammende Frühsonne. Ein Bild des Lebens. —

„Hier, wo aus langer Nacht empor
Sich die Betrachtung reißt,
Bedrückt das Herz ein Schwermuthsflor;
Doch Frühroth hellt den Geist.

Des Schicksal's Wolken flieh'n zerstreut;
Aus Dunkel strahlt die Herrlichkeit.
Der Unschuld Rose blüht bewährt,
Durch Stürme nicht des Duft's beraubt,
Da durch die Nacht, der Tugend Haupt
Nur hehrer sich verklärt."

Wer in's Leben hinaussteuert mit der Erwartung in seinem Innern: Nur Glück und Freude sollen die Huldgöttinnen sein, die ihn begleiten, der hat gleich am Anfang einen Fehlschuß gethan. Seine Erwartung bleibt unerfüllt. Diese Welt hat nichts Vollkommenes zu bieten, am allerwenigsten aber geht sie zärtlich zu Werke und überhäuft den Einen mit lauter Glück, und übergibt den Andern einem herzlosen Schicksal. Es bleibt dabei: Ein Jeder wird seine Last tragen und „seinen wunden Fleck haben wo ihm der Schuh drückt." — Trübe Tage und dunkle Stunden kommen unvermeidlich und darum ist es ein Theil der Lebensweisheit, sich im Voraus zu rüsten um vermögend zu sein, diesen unwillkommenen Gästen männlich begegnen zu können.

Ein großes Hinderniß zum reinen Lebensglück ist der Mangel an Genügsamkeit und heiterem Sinn. Wenn zu den trüben Tagen und Verhältnissen auch noch eine trübe Gemüthsstimmung kommt, so verliert der Mensch jeden Halt am Leben und gänzliche Verzweiflung ist oft eine naheliegende Folge. Ein froher Muth und Lebensheiterkeit sind die Sonne, die vermögend ist, alle Nebel und Schatten zu zerstreuen und das Herz den Einflüssen einer höheren Welt zu öffnen.

Lebensheiterkeit ist ein Segen des Himmels und ein Reichthum, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist. Im Gefolge der Heiterkeit sind Zufriedenheit, Ruhe und Glück. Wer ist nicht gerne bei heitern Leuten, bei diesen sonnigen und wonnigen See-

len, die uns oft mitten im Elend des Lebens wie Glücksengel erscheinen und das Drückende der eigenen Lage vergessen lassen? Die größten Weltweisen waren die, so in Unglückstagen und umwölkten Lebensstunden, Heiterkeit und Ruhe der Seele bewahrten. Sokrates suchte noch wenige Augenblicke vor seinem Tode durch Heiterkeit und gefaßten Muth nicht sowohl die eigene Furcht vor seinem Tode zu bannen, denn diese besaß er kaum, sondern seinen treuen Freunden die Trauer und Besorgniß um ihn zu benehmen. Er starb als ein Weiser. —

Eheleute können sich das Leben einander viel werther machen und mehr verschönen, wenn sie einen heiteren Sinn auch in Trauerstunden bewahren und Melancholie und finstere Angesichter der Welt überlassen. Die wirklichen und vermeintlichen Leiden trage man in den Tagen der Prüfung nicht dem großen Haufen zu, um Sympathie erbetteln zu wollen, sondern lasse die Sorgen daheim und Heiterkeit sei das Sonntagskleid das du anthust, wenn du vor Andre hintrittst. Dieses ist ein Vorerforderniß um Frohsinn und Freude zu bewahren und sich selbst nicht die Rolle des zu bemitleidenden Märtyrers zu geben. Selbst Gatte und Gattin sollten in melancholischer Stimmung mit ihren „Grillen" einander soviel verschonen als möglich, es trägt bei zum Lebensglück und verhütet manche traurige Erinnerung. Des Dichters Rath ist beachtenswerth:

„Vielen theile deine Freuden,
Allen Munterkeit und Scherz;
Wenig — Edlen deine Leiden,
Auserwählten nur dein Herz."

Herzensangelegenheiten aber sollten durch keine vorübergehenden Gefühlsaufwallungen dunkler Stunden motivirt und bestimmt werden, sondern aus innerster Ueberzeugung und See-

lentiefe geboren durch Vereinigung mit dem eigenen Selbst geheiligt sein. Der Heitere wird, wenn nicht viele Freunde, so doch *Gleichgesinnte* und gemüthliche Leute um sich haben, und Alle vereint werden dem Leben des Einzelnen immerhin einen höheren Anstrich geben. Der schwermüthige Murrkopf und finstere Grübler aber wird von Freund und Feind gemieden und sein ganzes Dasein muß ihm zuletzt lästig werden. Bewahre guten Humor allezeit und Lebensheiterkeit auch in trüben Tagen:

„Trag' ein Herz, den Freunden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen;
Denk des Sturm's bei heit'rer Zeit.
Späh' nicht in des Stromes Bette,
Labe dich am Rasenbord;
Knüpfe neu der Freuden Kette,
Wenn ein Blumenglied verdorrt!
Donnerschläge, Waldgesänge
Wechseln neben deiner Bahn;
Wandle du durch Blumengänge
Und durch Klippen *froh* hinan!"—

Familienreligiosität.

Wo der Herr das Haus nicht bauet,
Wo man's ihm nicht anvertrauet,
Wo man selbst sich helfen will,
Steht das Werk bei Zeiten still.

Alles Schaffen und Bestreben,
Alles Sorgen, Rennen, Beben
Thut es nicht, wenn's Gott nicht thut,
Gott und seine treue Hut.

Zieht Gott im Gebet zu Rathe,
Mühet euch um Gottes Gnade,
Lebt und liebt euch in ihn ein,
Dann wird euer Werk gedeih'n.

Lehmus.

Die höchsten Interessen des Menschen liegen in Gott. Den Menschen zu veranlassen zu Gott hinzueilen, wie das Kind in des Vaters Arm, den Menschen wieder mit Gott zu verbinden ist Aufgabe der Religion, und Gott zu lieben und im Gehorsam der Liebe ihm zu dienen ist Religion selbst. Daß der Mensch für Gottes Gemeinschaft und Dienst geschaffen, darf nicht erst bewiesen werden. Außer Gott entspricht der Mensch nicht dem Zwecke

seines Daseins und irrt heimath- und ziellos in einer Fremde. Die Religion gibt dem Leben die eigentliche Weihe und den innern Wahrheitsgehalt; und ohne zeitlichen und ewigen Schaden kann der Mensch sie daher nicht entbehren.

Wenn aber dieses im Allgemeinen so ist, so ist es in der Familie im Besonderen der Fall. Die Familie als die Pflanzstätte des Geschlechts, muß alle Mittel, die abzwecken, den werdenden Menschen besser zu machen, in ihren Lebenskreis ziehen, sie muß sich Alles unterordnen und von Allem Gebrauch machen, was das Wohl der Gesellschaft fördert und das Glück der Familie selbst bewirkt. Es ist, wie wir oben erwähnt, der Eltern Pflicht, die Kinder zu erziehen und auszubilden, daß sie später als selbstständige Glieder der Gesellschaft leben und handeln können. Ohne Religion — ohne wahres Christenthum — ist irgendwelche Erziehung defekt! Und der künftige Jüngling wie die werdende Jungfrau hat keinen Halt am Leben, es fehlt die impulsgebende Macht und der Fingerzeig, der den Blick vom Niedern und Vergänglichen auf's Höhere und Göttliche lenkt, — wenn die Religion fehlt, fehlt Alles! —

Die Familie kann nicht in Glück und Segen fortbestehen, wenn sie nicht ihren vereinigten Halt in Gott hat, und in häuslicher Stille in seinem Dienste steht. Die Liebe als erstes und heiligstes Familienband läßt sich nicht auf die Dauer denken, wo nicht der Geist Gottes selbst sie reinigt und neu belebt und der Familiengottesdienst Alle täglich neu vereinigt. Dr. W. Baur, einer der berühmtesten Kanzelredner neuester Zeit sagt hierüber Folgendes: „Suche ich den Quell- und Mittelpunkt, von welchem aus die heilige Liebe alle Glieder der Familie täglich wie mit frischem Geistesthau belebt wird, und in welchem sie sich alle zu einem lebendigen Leibe zusammenfassen, so weiß ich keinen

andern als den Hausgottesdienst. Ich erwarte kein Wunder von seiner äußerlichen Einführung. Ich fürchte für seine Wahrheit, wenn in ihm nicht die Bächlein des Einzelgebets in den Kammern zusammenfließen, und für seine Gesundheit, wenn ihm nicht der öffentliche Gottesdienst, die Predigt des lauteren Evangeliums vor versammelter Gemeinde, und das Gemeindegebet, zur Seite geht. Aber der häusliche Gottesdienst ist eine göttliche Ordnung und hat darum göttliche Verheißung. Ich fürchte, daß ein Haus, dem er gänzlich fehlt, zusammenbreche. Ich finde, daß ein Hausvater, der des priesterlichen Amtes nicht wartet, das schönste Vorrecht, das ihm Gott verliehen hat, verachtet.

Du magst klein anfangen, magst deine ganze evangelische Freiheit bei der Einrichtung brauchen, aber anfangen mußt du einmal, wenn du nicht mit der Schuld einer großen Versäumniß vor Gottes Thron treten willst. Wag' es doch zum wenigsten bei Tisch zu beten, lies Morgens ein Lied, und Abends ein Gebet, wenn es mit dem Lesen der Schrift, mit dem Erklären derselben, mit dem Gebet ohne Gebetskrücke, mit dem lauten Gesang noch nicht gehen will. Aber auf's Wort Gottes, auf die ganze Schrift, auf freies, aus der Tiefe des hülfsbedürftigen und dankerfüllten Herzens quellendes Gebet, auf's Singen geistlicher lieblicher Lieder muß es zuletzt Alles hinauslaufen.

O, das ist ein köstlich Ding, so das Wort Gottes reichlich unter den Seinen wohnen lassen, so dem Herrn Lob und Dank sagen! Wie getrost trittst du jeden Morgen Deinen Beruf an, wie getrost überlässest du die Deinen, ein Jegliches seinem besonderen Berufe, wenn du dich mit ihnen zuvor um Gottes Wort zusammengefunden, mit ihnen für den Schirm in der Nacht, für das gesunde Erwachen gedankt, mit ihnen für einen gesegneten

Wandel im Lichte des Tages gebetet hast! Und wenn du bei Tische die Augen gen Himmel lenkst und dankest, und dann das Brod brichst, dann hast du doch wenigstens die Gewißheit, in deines Heilands Fußstapfen zu wandeln — und den Segen wirst du bald spüren!

Wie heilsam ist es der Seele, wenn mitten in's weltliche Geschäft oder Gespräch die Betglocke an dein Ohr schlägt und dich mahnt, wenn auch nur einen Augenblick nach oben zu schauen, wenn auch nur einen Seufzer emporzuschicken: Gieb mir Frieden! erhalte mich bei dir!

Und wenn dann der Abend ein wirklicher Feierabend ist, wenn die Familie sich ordentlich Zeit nimmt, einen längeren Abschnitt aus der Schrift zu lesen, der Hausvater erklärende, anwendende Worte in knapper Fassung dazwischen wirft und kurze Fragen an die Kinder richtet, zur Gewähr einer lebendigen Aneignung des Gehörten, wenn er schließlich die durch das Schriftwort erweckten Gedanken und Entschlüsse verbunden mit den augenblicklichen Nöthen und Wünschen in einem herzlichen Gebet zusammenfaßt, und dann die kleine Hausgemeinde ein lieblich geistlich Lied mit fröhlicher Zunge anstimmt — o, da ist Christus in deinem Hause eingekehrt; da weicht der Hader, der vielleicht kurz vorher wie ein Unhold in die Reihen der Familie einbrechen wollte, da wird die Sünde erkannt und vor Gott gebeichtet und von Gott vergeben. Da ist die Sorge verweht, da erscheint das Kreuz wieder in seinem wahren Lichte als ein liebes Kreuz, Friede und Freude im heiligen Geiste durchdringet die Herzen allzumal — Christus ist da mit seiner Liebe, die das Haus zur Hütte Gottes macht.

Warum hält es so schwer, das Familienleben, so wie es eben geschildert, durch den Hausgottesdienst in heiliger Stimmung

und Haltung zu bewahren? Ich habe eine Antwort, die ich zum Schlusse noch kurz aussprechen will: Die Menschen haben vergessen, daß Gott, als er die Familie gründete, schon eine andere Stiftung gemacht hatte, ihr zum Schutz und zum Gedeihen, — das ist der Sonntag. Wer keinen Sonntag hat, der hat keinen Hausgottesdienst, der hat kein ganzes, wahres, christliches Familienleben. Strömt dem Familienleben der heilige Thau aus dem Hausgottesdienste zu, so diesem seine nachhaltige Kraft aus der Sonntagsfeier. Denn, wer den Sonntag sonntäglich begeht, der kommt von der Andacht zu Hause zur Andacht in der Kirche, und der Segen des öffentlichen Gottesdienstes treibt ihn, auch den übrigen Tag in heiliger Betrachtung, in andächtigem Gebet, in einer Geselligkeit, da der Herr ist in einer Freude, die dem Herrn gefällt, zuzubringen. Und wer einen solchen Sonntag verlebt hat, der muß Gottes Wort in die Wochenarbeit mit hereinnehmen, also, daß die Seele ohne Unterlaß unter dem Einfluß der Gnade bleibt und nimmer vergißt, woher sie gekommen und wohin sie geht. — Und wo ein ganzes Haus in solchem Beten und Singen, Hören und Lesen, in solchem Glauben und Lieben zusammensteht, — da ist ein Vorschmack des Himmels, da ist die Hütte Gottes bei den Menschen, da ist die heilige Liebe, die Alles selig macht. O, daß wir doch Alle in einer solchen Hütte Gottes unsere Wohnung hätten!“ und daß die wahre Religion ihre erste Pflegestätte in der Familie hätte und die eifrigsten Religionsbekenner in den Familiengliedern selbst bestünden!

Die Familie ist durch Gott selbst gegründet und sollte daher Gott geweiht sein und in seinem Geiste fortbestehen. Wenn aber die Religion aufhört in der Familie ihre Pflegestätte zu haben, so wird Erschlaffung und Frivolität bald allgemein werden. So aber auch andrerseits, wenn in den Familien Christi Geist waltet

und die Lehre des Evangeliums belebt wird, daß die Kinder von frühester Jugend an lernen, was es ist, Gott dienen, und Achtung vor dem Heiligen und Liebe zu Gott haben, so wird die wahre Gottesverehrung sich mehren und das Reich Gottes gedeihen mitten unter einem äußerlich scheinbaren Indifferentismus. Wohl dem Hause wo wahre Gottesverehrung ihre Pflege findet, wo man sich nicht schämt, die Kniee gemeinsam vor dem allmächtigen Gott zu beugen, wo man das Wort Gottes die Richtschnur und Hausordnung sein läßt. Wo der Hausvater Priesterdienste verrichtet und die Seinen auf Gott hinweist, da ist sicherlich Friede und Liebe, Glück und Seligkeit, und Gottes Engel lagert sich um die her, die ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Gott selbst wohnt da, und wo er ist — da ist der Himmel!

Eine deutsche Musterfamilie.

Daß wir kein Muster in jedem Betrachte, für Alle überall und allenthalben aufstellen wollen oder können darf nicht erst gesagt werden. Nichtsdestoweniger glauben wir dem Leser einen Dienst zu thun, wenn wir ihn in das Familienleben des größten deutschen Mannes hineinführen und ihn selbst urtheilen lassen, in wie weit er es hier mit einer „Musterfamilie zu thun hat. Wen meinen wir sonst als Dr. Martin Luther, den großen Reformator?! Unsern Luther dürfen wir hinzu fügen, denn er ist unser, und wir danken Gott, daß dieses Glanzgestirn der Geschichte am deutschen Volkshimmel hervorbrach!

Wenn wir bedenken, wie zur Zeit dieses Gottesmannes der heilige Ehestand verkannt, verachtet und herabgesunken war, wie die Gregor'schen Eheverbote, die den Cölibat des Priesters mit Gewalt forderten, und ein träges, hinbrütendes

Mönchsleben, oder das sorgenlose, eheloſe Leben eines Wander- oder Stiftspriesters mit einer Heiligenglorie umgaben auf Kosten des Eheſtandes; wenn wir weiter die deutsche Volksnatur wie sie war und ist, wie schon Tacitus sie uns geschildert hat, in Anschlag nehmen, dann werden wir einigermaßen dem „großen Mönche“ im rechten Geiste näher treten können und uns bewogen fühlen, in das Familienleben dieses „Befreiers“ der Familie, dieses Retters der deutschen Eheſittlichkeit, selbst tiefere Einblicke werfen zu wollen.

Wir sind hier ferne davon, eine Apologie des großen Mannes zu schreiben, solcher bedarf es gar nicht. Allein da man feindlicherseits gerade an Luthers Schritt in den Eheſtand zu treten, er der Mönch eine Nonne zur Gattin zu nehmen! — wir sagen, da man gerade hieran so gerne makelt, und, wie wir selbst von einer Kirchenkanzel gehört, ihm niedere Motive unterschiebt, so wagen wir es, nicht nur den Beweggrund, eine Ehe einzugehen als einen gottgefälligen und selbstloſen zu erklären, sondern sein Familienleben selbst als ein Muster dem deutschen Volke aufzustellen!

In der heiligen Schrift hatte der große Schriftforscher und Schriftüberseţer gefunden, daß selbst der Apostel Petrus verehelicht gewesen, und wie Paulus angeordnet hatte: „Ein Bischof soll eines Weibes Mann sein, der seinem eigenen Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe.“ Ferner war in heiliger Schrift nirgends ein Eheverbot verzeichnet und mußte die Untersagung der Prieſterehe durch den Papst ihm daher, wie jedem andern unbefangenen Bibelforscher, als reine Anmaßung erscheinen. Ein Geist aber, wie er, der „in Gottes Wort gefangen war“ mußte, was er als unbiblisch und noch obendrein als unvernünftig erkannte, auch öffentlich und

privatim angreifen. — So lehrte er seine Prediger die wahre, biblische Anschauung von der Ehe und erklärte das Eheverbot als in direktem Widerspruch mit der Schrift stehend. — Er selbst jedoch hatte sich fest entschlossen ehelos zu bleiben.

Seine Prediger und Freunde forderten ihn wiederholt auf, ihnen hierin mit seinem eigenen Beispiel voranzugehen, und daß diese Aufforderung wohl gegründet, und die Ansicht frommer und gelehrter Gottesmänner war, weiß Jeder, der diese Zeitperiode und Personen geschichtlich kennt. Schon einige Jahre früher war Luther mit einem Fräulein, Namens Katharina von Bora bekannt geworden und hatte sie, ihres bescheidenen Gemüthes und frommen Lebenswandels wegen schätzen gelernt. Sie war früher in dem Kloster Nimpsch eine Nonne gewesen, da sie aber den unbiblischen Charakter dieses Standes erkannte, so verließ sie mit einigen gleichgesinnten Nonnen das Kloster und trat wieder in den weltlichen Stand. Nach einer längeren Bekanntschaft mit ihr ging des ehrwürdigen Mannes Hochschätzung dieser edlen Jungfrau in Liebe über, und auf Zureden seiner Freunde und Antrieb seines Herzens, hielt er endlich um ihre Hand an. Da auch Katharina den edlen Gottesmann kennen, schätzen und lieben gelernt hatte, — denn sie soll wiederholt zu vertrauten Freundinnen gesagt haben, daß, obgleich mehrere Männer sich um sie beworben hätten, — sie nur Luther allein ihre Hand geben würde, — so gab sie ihm das Jawort und am dreizehnten Juni 1525 wurde in Gegenwart mehrerer Zeugen von Dr. J. Bugenhagen die Trauhandlung vollzogen und Luthers Ehe mit Katharina von Bora eingesegnet.

Dieses sind die beiden Ehegatten, in deren Häuslichkeit wir einen Blick werfen wollen. Ein Theologe der Gegenwart sagt sehr richtig: Was auch Luther's Häuslichkeit und Haus sonst

zu predigen hat, keine Predigt, die aus ihm herausklingt, ist mächtiger als diese: Das katholische Kloster ist zum evangelischen Pfarrhaus geworden, in die Wohnungen der Mönche ist eine Pfarrfrau eingezogen. Tretet durch die Pforte, welche Katharina ihrem Luther aus sächsischem Stein hat hauen lassen und gedenkt, wie die Beiden dort oftmals in der Abendkühle gesessen, die spielenden Kinder umher!

Tretet in die Lutherstube voll urdeutscher Gemüthlichkeit und gedenkt, wie die Hausfrau hier oftmals zum Gemahl gekommen, ihm über die Schulter auf's Buch gesehen und dann auf dem Sessel am Fenster ein trauliches Gespräch mit ihm gehalten! Stellt euch in einem Bilde Luthers Familienleben vor Augen: Seine Herzensgemeinschaft mit dem frommen Weibe, seine Vaterlust an den lieben Kindern, sein mildes Regiment über die Dienstboten, seinen segensvollen Verkehr mit den Freunden, seine Gastfreundschaft ohne Murmeln gegen die Mühseligen und Beladenen, seine Hauspredigt und Tischgespräch, sein Lautenspiel und seinen Gesang, seine Winterfreude unter dem Weihnachtsbaum und seine Sommerlust im Garten!

Ich habe die Zuversicht, daß ihr mit mir bezeugt: es war eine Gottesthat, als er dort an der Schloßkirche die Thesen anschlug, in welchen der rechte, tiefe Ton wahrhaftiger innerlicher Buße wieder laut ward. Es war eine Gottesthat, als er dort in Worms vor Kaiser und Pabst, vor Reich und Kirche, ein einziger Mann, mit seinem heldenmüthigen: „Hier stehe ich," mit seinem aus Gott geborenen „Ich" für das seligmachende Evangelium eintrat; es war eine Gottesthat, als er auf der Wartburg dem deutschen Volke die Bibel deutsch reden ließ zur Selbstbuße, zum Selbstglauben, zur Selbstheiligung; — aber eine Got-

testhat war es auch, als der Mönch Martin Luther die Nonne Katharina von Bora als sein eheliches Gemahl in's Kloster führte, damit ein evangelisches Pfarrhaus daraus werde!"

Hier finden wir das fromme Ehepaar unter bescheidenem Obdache „selbst dem Teufel zum Trotz" ein häusliches Familienglück aufbauen, das ihnen für alle sonstigen Verleugnungen und Schmähungen seitens der Feinde eine reiche Entschädigung bot. Der eigentlich deutsche Hausvater liebt wirthschaftlichen Sinn und Arbeit. So Luther. Neben seinen schon an sich schweren Amtsgeschäften, finden wir ihn in der eigenen Häuslichkeit mit allerhand kleinen nützlichen Arbeiten beschäftigt. Seinen kleinen Hausgarten besorgte er selbst und bauete mit eigener Hand das Gemüse für die Küche. Er spricht wiederholt mit einer Art unschuldigem Stolz von seinem schönen Gemüse und den hübschen Rosen, die er selbst zieht.

Wie wirthschaftlich er im ganzen Haushalt umging, ist allbekannt. Er sagt: „Ich habe eine wunderliche Haushaltung, ich muß jedes Jahr 500 Gulden in der Haushaltung, in der Küche, haben; ich werde von der nothdürftigsten Unterhaltung meiner armen Anverwandten und durch den täglichen Zuspruch der Fremden ganz arm gemacht. — Aber ich bin reicher als alle papistischen Theologen, weil ich mit dem Wenigen vergnügt bin, und ein rechtschaffen Weib habe."

Man denke an einen Haushalt, der fast täglich Gäste zu beherbergen hatte, denn Luthers Haus war der Sammelplatz aller edlen Geister nicht nur Wittenbergs, sondern auch in ganz Sachsen, man denke sich also eine solche Haushaltung mit dieser geringen Summe zu führen! Und dennoch dabei zufrieden und glücklich!

Es ist weiter echt deutsch wenn man an Luther die Liebe seiner Frau in Betrachtung zieht. Aus den Kämpfen und Stürmen mit den Mächten der Finsterniß in der Außenwelt flüchtet er sich, wie in seine Freiburg, in seine Familie wo seine „liebe Käthe" ihn durch ihre Seelenstärke und freudiges Gottvertrauen oft aufrichtet. „Häuslicher Friede war dem Kämpfer Herzensbedürfniß — und darin war er ein Deutscher und ein Christenmann. Es ist eine wundersame Erscheinung, wie das deutsche Volksthum und das evangelische Christenthum in der Heilighaltung der Ehe, der Hochachtung der Frauen, der Innigkeit des Familienlebens zusammenstimmen. Das lichte Bild deutschen Lebens, welches Tacitus auf dem dunklen Hintergrund römischer Sittenverderbniß gemalt hat, trägt schon diese Züge. Die Frauen werden wie Prophetinnen und Priesterinnen verehrt. Luther hat diesen schönen deutschen Charakterzug nicht getrübt, sondern neu belebt, indem er die eisernen Schranken eines düstern Wahn's und gedankenlosen Vorurtheils durchbrochen, uns das christlich-deutsche Haus auf seine eigentliche, nationale Basis gebaut und den Männern unseres Volkes gesagt: „Daß ein Jeglicher seinen Gemahl liebe und ehre."

Das deutsche Herz lacht einem im Leibe, wenn man den tiefen Denker, den Theologen und ernsten Reformator so in die Sphäre der gemüthlichen Häuslichkeit herabblicken sieht und ihn so traulich mit seiner lieben Frau unschuldig scherzen hört! So schreibt er: „Meiner freundlichen, lieben Hausfrauen Katharin Lutherin von Bora;" wiederum: „Der tiefgelehrten Hausfrauen Katharin Lutherin, meiner gnädigen Hausfrauen zu Wittenberg," ein ander Mal: „Meiner lieben Hausfrauen Katharin Lutherin, Doctorin, Selbstmartyrin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frauen zu Handen und Füßen." Abermals schreibt er: „Mei-

ner herzlieben Hausfrauen Katharin Lutherin Doctorin, Zülsdorferin, Säumärkterin und was sie mehr sein kann. M. L. dein alten Liebchen."

Sei es uns verstattet hier dem Leser einen dieser köstlichsten Scherz- und Ernstbriefe an seine Gattin ganz zu geben, und zwar mit der Vorbemerkung, daß dieser Brief sowohl wie die angeführten Anreden nur aus der Tiefe des inneren Gemüthslebens und Seelenverbandes dieses traulichen Ehepaars verstanden sein wollen:

„Der heiligen, sorgfältigen Frauen Katharin Lutherin, D. Zülsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen, lieben Hausfrauen.

Gnad und Fried in Christo! Allerheiligste Frau Doctorin! Wir danken uns gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen kunnt; denn sint der Zeit ihr für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in unser Herberg hart vor meiner Stubenthür, und gestern, ohne Zweifel aus Kraft euer Sorge, hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetscht, wie in einer Mäusfallen. Denn es in unserm heimlichen Gemach wohl zween Tage über unserm Kopf rieselt Kalch und Leimen, bis wir Leute dazu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern, da fiel er herab so groß als ein lang Kissen und zweier großen Hand breit: Der hatte im Sinn euer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich sorge wo du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erden verschlingen, und alle Elemente verfolgen. Lehrest du also den Katechismum, und den Glauben? Bete du und laß Gott sorgen, es heißt: „Wirf dein An- auf liegen den Herrn, der sorget für dich." Ps. 55 und viel mehr Orten.

Wir sind Gott Lob, frisch und gesund, ohne daß uns die Sachen Unlust machen und D. Jonas wollt gern ein bösen Schenkel haben, daß er sich an eine Laden ohngefähr gestoßen: so groß ist der Neid in Leuten, daß er mir nicht wollt gönnen allein einen bösen Schenkel haben. Hiermit Gott befohlen. Wir wollen nun fort gerne los sein, und heimfahren, wenn's Gott wollt, Amen, Amen, Amen. Am Tage Scholasticä 1546.

Euer Heiligen williger Diener

Martinus Luther."

Katharina war auch andrerseits eine Gattin, die der Liebe und solcher heiteren Behandlung seitens ihres Mannes würdig war. Luther selbst bezeugt in seinem Testamente: „seiner lieben, treuen Hausfrauen," daß sie ihn „als ein fromm, treu, eheliches Gemahl allezeit lieb, werth und schön gehalten." Sie war ihm „ein fromm, treu Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen kann." „Sie hat," sagt Luther, „wie ein frommes Weib nicht allein meiner treulich gepflegt, sondern mir auch wie eine Magd gedienet." Sie war ihm „willfährig, gehorsam gefällig," und er achtete sie höher „als das Königreich Frankreich oder die Venediger Herrschaft." „Katharina war" wie Uhlhorn sagt, „eine einfache christliche Hausfrau und fest gegründet im Evangelio. Luthern war sie in vielen Krankheiten eine sorgsame Pflegerin, den Kindern eine treue Mutter, wie sie in Sorge um die Kinder den Tod fand." Eine solche Hausfrau, die den Gatten pflegen, dem Hauswesen in Gottesfurcht und Treue wohl vorstehen und die Kinder in der Furcht Gottes erziehen kann, ist noch heute das Ideal, sonderlich einer deutschen, tüchtigen Hausfrau. Es ist daher nur natürliche Folge, daß ein Mann wie Luther, sagte: „Ich habe meine Käthe lieb, ja ich habe sie lieber

denn mich selber, das ist gewißlich wahr; ich wollte lieber sterben, denn daß sie und die Kindlein sterben sollten." —

Wie sehen wir weiter in dieser Häuslichkeit den Mann mit dem großen Herzen die Kinderwelt anschauen und die Kleinen behandeln. Alles biblisch, — christlich — echt deutsch! Wie ein wahrer Jünger Christi liebt er die Kinder und hat vor ihnen nach der Mahnung Jesu eine Art frommen Respekt: „Sie sind," sagt er von den Kindern, „im Glauben viel gelehrter, denn wir alten Narren — glauben ohne Disputation und Zweifel, Gott sei gnädig und nach diesem Leben sei ein ewiges Leben; sie sorgen nicht; Gott gibt ihnen Gnade, daß sie lieber Kirschen essen, als Geld zählen, und ihnen an einem schönen Apfel mehr als an einem rothen Goldgulden gelegen ist; sie fragen nicht, was das Korn gelte, denn sie sind in ihrem Herzen sicher und gewiß, sie werden zu essen finden." —

W. Baur sagt sehr schön: „Wir können dem (lutherschen) Ehepaar keinen Besuch abstatten ohne zu fragen: Wo sind eure Kinder? Und wie gern führt sie Luther uns vor! Wie schade, wenn dieser Mann mit dem weichen Gemüth und warmen Herzen, mit dem heiligen Ernst und heitern Scherz nicht Vater geworden wäre! Welch einen Gewinn haben unsere deutschen evangelischen Kinder davon, daß wir Väter von Luthern gelernt haben, was die Kinder werth sind, und wie wir mit ihnen verkehren sollen! Wenn die kirchliche Satzung die Ehe unter den ehelosen Stand in Betreff der Gottgefälligkeit herabdrückt, wird dann nicht auch den Kindern ihr Werth geschmälert? Und doch — durch das Kind in der Krippe, durch den Knaben im Tempel, durch den Mann, der die Kinder herzte, küßte und segnete, und den Großen zumuthete, wie die Kinder zu werden — wie hochwerthig sind die Kinder geworden! Die Kinder waren Luther

die „feinsten Spielvögel.“ Und wir folgen nur seinem Vorbild, wenn wir von ernster, zerreibender Mannesarbeit im heiteren, beglückenden Spiel mit den Kleinen ausruhen.

Und was für Lieblichkeit hat Luther an den Kindern wahrgenommen! „Des lieben Herrgott's Närrchen“ hieß er sie wohl, weil sie an Gottes Gunst und Gabe so ganz frisch und frei sich freuen konnten. Wie Paradiesesboten erschienen sie ihm. „Also wären sie im Paradiese gesinnt gewesen, schlicht, einfältig, aufrichtig ohne alle Bosheit und Heuchelei,“ so konnte er sagen und ihre Einfalt und Unschuld loben, „daß sie im Glauben viel gelehrter wären denn wir.“

„Lieber Herrgott!“ rief er aus, als er sah, wie die Kinder leicht sich stritten und vertrugen, „wie wohl gefällt dir solcher Kinder Leben und Spielen. Ja, alle ihre Sünden sind nichts denn Vergebung der Sünden!“ „Ich wollte, daß ich in des Kindes Alter gestorben wäre,“ sprach er, sein Söhnchen auf dem Schooße; „da wollte ich alle Ehre aufgeben, die ich habe und noch bekäme in der Welt.“ Und der ewigen Liebe Art, die sich dem Bedürftigsten am herzlichsten zuwendet, lernte er an seiner Liebe zu den Kindern: „Die Eltern haben die jüngsten Kinder allezeit am liebsten. Mein Martinchen ist mein liebster Schatz. Hänsichen, Lenichen, Paulichen können nun reden, dürfen solche Sorge so groß nicht. Darum steigert die Liebe der Eltern allezeit und einfältig niederwärts mehr denn aufwärts zu denen, die am neulichsten geboren sind.“ Unschätzbare Kleinodien der Kirche dünkten ihm die Kinder. Ein Lob hat sich Gott mit ihnen zugerichtet. Darum legte Luther ihnen Gebet und Lied auf die Lippen. Eine Macht Gottes sind die Kinder: Abrahams Herzklopfen, als er Isaak opfern sollte, hat Luther am eigenen Herzen gespürt, wenn Sünde oder Tod ihm ein Kind bedrohte.

Apfel und Ruthe legte er neben einander, und lieber wollte er einen todten Sohn als einen ungezogenen. Als die Schätze der Kirche sah er die Kinder an, die im Himmelreich geborgen sein sollten. Alles war hausväterliche Liebe und Umgebung im eigenen Hause, durch welches er sich zum Hausvateramt für die Kinder des deutschen Volkes heranbildete. Und dies Hausvateramt hat er geübt durch die Mahnung an die Bürgermeister und Rathsherrn, Schulen aufzurichten, durch die drei Kleinodien, die er der Schule darreichte, Bibel, Katechismus und Lied, sowie durch das ganze herzliche Erbarmen, das er den Kindern, den kleinen Majestäten, zuwandte. Er erkannte, daß Volksrettung am besten mit der Kindererziehung beginne und unaussprechlich ist der Segen für unser Volksleben, der aus Luther's Liebe zu den Kindern sich ergossen hat." Er war seinen Kindern nicht nur der liebe Vater, sondern auch der treffliche Lehrer und — wir könnten fast sagen: heitere Spielgenosse. Sein herrlicher Brief an sein „Söhnichen Hänsichen" zeigt uns am deutlichsten, wie er die Kinderwelt auffaßte und zu Kindern reden konnte und durch Allegorie und Fabel ihnen schöne Lehren beizubringen wußte. Sei es uns verstattet hier diesen Brief dem Leser mitzutheilen:

Gnad und Fried in Christo, mein liebes Söhnichen!

Ich sehe gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heimkomme, so will ich dir ein schön Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit gülden Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt

ich den Mann, deß der Garten ist: Weß die Kinder wären? Da sprach er: Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen?

Da sprach der Mann: Wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Läuten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken, und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, da die Kinder noch nicht gessen hatten, darum konnte ich des Tanzes nicht erharren, und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und Alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete, und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also.

Darum liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit bis dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhmen Lehnen, und gib ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater

Martinus Luther.

Wie er der Lehrer und Vater seiner Kinder in gesunden Tagen war, so war er der Seelsorger und Tröster in den Stunden

der Krankheit und des Todes. Bei dem Tode seiner Tochter Elisabeth äußerte er: „Ich hätte es doch nicht geglaubt, daß den Vätern das Herz so weich werden könnte.“ Da sein Lieblingskind Magdalena, ein hoffnungsvolles und frommes Mädchen, auf dem Sterbebette lag, setzte er sich weinend an ihr Lager und sagte: „Ich habe sie sehr lieb, aber es ist Gottes Wille sie hinwegzunehmen, so geschehe es.“ Zu dem kranken Kinde gewendet, frug er sie: „Lenchen, mein Kind, du hast einen Vater im Himmel, zu dem wirst du gehen, du bliebest gern hier bei deinem Vater, gehest aber auch gern zu jenem Vater, nicht wahr?“ Darauf antwortete Lenchen: „Ja, Herzensvater, wie Gott will!“ Da sprach der Vater: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!“ wandte sein Angesicht und weinte sehr und fuhr dann fort: „Ich habe sie sehr lieb, aber wir leben oder sterben so sind wir des Herrn. Sie entschlief in seinen Armen, unter Gebet und Flehen, wie nur ein christlicher Vater unter solchen Umständen beten kann. Als man sie in den Sarg legte, sprach er: „Ach, wie wohl ist dir, liebes Lehnchen, du wirst wieder auferstehen und leuchten wie die Sterne. Ich bin ja fröhlich im Geiste, aber dem Fleische nach bin ich traurig. Er verfertigte eine lateinische Grabschrift, welche in deutscher Sprache also lautet:

„Hier schlaf' ich, Magdalena, Luthers Töchterlein,
Ruhe mit allen Heiligen in meinem Bettelein;
Die ich in Sünden war geboren,
Aber ich lebe nun, und hab's gut;
Herr Christo, erlöst mit Deinem Blut.“

Noch manche andre Scenen aus dem Familienleben Luthers, die interessant und lehrreich sind, wären anzuführen. So z. B. seine große Mildthätigkeit gegen die Armen. Wie er einmal das silberne Trinkgefäß weggeschenkt, um einem Nothleidenden zu helfen, und ein anderes Mal den letzten Joachimsthaler einem

Armen gibt, indem er rief: „Joachim heraus, der Heiland ist da!"

Seine Geselligkeit und Liebe zur Kunst und Musik ist ein anderer echt deutscher Zug, der dem Familienleben einen neuen Reiz und eine heitere Seite selbst in Stunden der Prüfung gibt. So zeigen uns heute Bilder in unsern Häusern Luther im Kreise seiner Familie musicirend, Freude und Heiterkeit um sich her verbreitend. „Musika," sagte er, „ist der besten Künste eine, die Noten machen den Text lebendig, sie verjagt den Geist der Traurigkeit, wie man am Könige Saul siehet. Könige, Fürsten und Herren müssen die Musikam erhalten. Musika ist das beste Labsal eines betrübten Menschen, dadurch das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird. Die Musika ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Ich wollt mich meiner geringen Musika nicht um was Großes verzeihen. Die Jugend soll man zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht freie und geschickte Leute. Musikam hab ich allezeit lieb gehabt. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu Allem geschickt." So verschönte er durch die „Musikam" und durch Gesang und Lied sein Familienleben.

Endlich sei noch erwähnt das Priesteramt des Hausvaters, wie es Luther verwaltete. Eine Famielie ohne Gottesdienst, ist ein Schiff ohne Steuer; es ist nichts da, was die Herzen in einen gewissen Fahrcours vereinigt lenkt, und das Tagesleben in seinen vielen kleinen und großen Arbeiten und Sorgen auf eine höhere Stufe hebt. Luther ist, in Bezug auf Familienreligiösität das Muster eines deutsch-christlichen Familienvaters in jedem Betrachte. Er war besorgt für das Seelenheil seiner Gattin und seiner Kinder und war ihnen behülflich soviel als er vermochte.

Er räth seiner lieben Käthe an, doch die heilige Schrift und den Katechismus fleißig zu lesen, und er selbst ging mit gutem

Beispiel voran. Und wie ernstlich hat er täglich in der Familie zu Gott gebetet! Ja, in den trübsten Lagen konnte er fröhlich und heiter sein wie ein Kind, aber dieses war nur, nachdem seine feurige Glaubensseele alle Anliegen im Gebet „dem lieben Gott vor die Thüre geworfen." Immer weist er die Seinen auf Gott hin, und rügt selbst seine Käthe oft auf eine linde Weise, daß *sie* zu sehr um ihn besorgt sei und dem lieben Gott vorgreife. „Laß Gott sorgen," spricht er zu ihr wiederholt. Wo so der Geist des Herrn waltet, da ist Friede, Freude und Seligkeit. Da ist die schlichte Familienhütte eine Hütte Gottes bei den Menschen und ein Vorhof für das bessere Heiligthum. Das Gedächtniß solcher Gerechten aber bleibt im Segen!

„Beschicke Dein Haus!“

Beschicke Dein Haus, denn Du wirst sterben und nicht lebendig bleiben. — So ließ der Allmächtige durch seinen Propheten dem Könige Hiskias sagen, und was als Pflicht dem Könige gilt, ist hierin auch zugleich allgemeine Pflicht. Der Hausvater als Haupt einer Familie, ist gleichsam Gottes Haushalter, der den Seinigen „wohl vorstehen soll“ und ihre irdischen und himmlischen Interessen wahren, so viel als er möglich kann. Als Priester des Hauses soll er die Seinen in der Furcht Gottes erziehen und sie Gott darbringen als sein Eigenthum; auf daß, wenn der Ewige ihn abruft, seine Söhne und Töchter in der Gottesfurcht fortleben und den Charakter eines christlichen Hauses wahren, wie es der Vater selbst gethan. Als König und Herrscher der Familie ist es seine Pflicht, dazu zu sehen, daß auch die irdischen Angelegenheiten seines Hauses in gute Ordnung gebracht werden, ehe er aus dem Leben scheidet;

daß sein Besitzthum so vertheilt und verwendet werde, daß den Hinterlassenen und der Gesellschaft im Allgemeinen das höchstmögliche Gut daraus erwachse.

Wenn unsre ganze Lebenszeit Gott geweiht sein soll, und wir, was jeder Familienvater sonderlich sollte, im treuen Dienstverhältniß zu Gott stehen, so erhellt klar, daß die Dienstentlassung, das Abtreten vom Schauplatze dieser Thätigkeit, besonders wichtig ist. Die Gleichnisse Christi geben uns hierüber deutliche und treffliche Winke. Der Mensch, der über Land zog, rief seine Knechte und that ihnen seine Güter aus, und nachdem Alles geordnet ist, tritt er die Reise an. — Der König in einem andern Gleichniß, ruft seine Knechte, um mit ihnen zu rechnen, und der Reiche, der einen Haushalter hatte, ruft denselben und spricht: „Thue Rechnung von deinem Haushalten!" So wird genaue Ordnung hinsichtlich der geistlichen als auch der weltlichen Angelegenheiten gelehrt, und es ist heilige Pflicht diese Haushaltungsordnung zu beachten und allen Anforderungen in diesem Sinne gebührend Rechnung zu tragen.

Die Zeit selbst, die wir auf Erden als Haushalter im Dienste Gottes zubringen, ist uns, was ihre Dauer betrifft, nicht bekannt; Jugendkraft und Leibesgesundheit sind keine durchaus zuverläßigen Garantien. Der uns in's Sein gerufen, winkt und wir müssen davon. Wie nothwendig daher, daß eine gute Bereitschaft getroffen werde und man, jede Stunde des Rufes gewärtig, nach dem Rathschluß des Ewigen, vom Schauplatz abtreten und Alles in guter Ordnung zurücklassen könne. —

Daß man den eigenen Hausgenossen und Angehörigen schuldig ist, ihre sämmtlichen Interessen nach bestem Vermögen zu fördern, und daß diese Interessen sich auch über unser Ableben hinaus erstrecken gesteht wohl Jeder gerne zu. Wer wollte nicht,

nachdem er ein ganzes Leben hindurch für die Seinen gestrebt, gearbeitet und gespart hat, damit sie ein sicheres Auskommen und Dasein haben möchten; nicht auch dazu sehen, daß diese kleine Ersparniß zum allgemeinen Besten verwendet wird! Würde er es doch so angewandt haben, wenn er selbst leben und die Verwaltung seines Gutes führen dürfte; und wem sind die Seinen nicht theurer und näher als er sich selbst ist? — Wer möchte nicht die bestmöglichen Vorkehrungen treffen, daß sie künftig, wenn alleinstehend, doch äußerlich sicher gestellt sein möchten? —

Das Vermögen, die Ersparnisse und Errungenschaften der Gegenwart der Zukunft dienstbar zu machen und die Resultate des Forschens und Handelns dieser Generation der künftigen als eine Waffe in die Hand zu legen, daß sie damit weiter fortschreite, fortstreite und mit den Capitalien der Väter fortwuchere, ist ein Vorrecht des Menschen und ist das Bindeglied, das historisch und sachlich die Gegenwart mit der Nachwelt vereint. Ohne diese Thatsache, würde Jeder nur für sich und seine Gegenwart leben und gerade soviel zu erstreben suchen als er für seine Existenz nothwendig hätte. Die besten Gebilde menschlicher Kunst und Schöpfungen seines Fleißes sind aber gerade die, welche er für die Nachwelt berechnet hat. Die kolossalen Bauten, jene Mauern, Thürme, Burgen, und ehrwürdigen Dome die schon Jahrhunderte gesehen, und als redende Zeugen einer großen Vergangenheit dastehen, was sind sie anders als Riesenschöpfungen der Väter, hervorgebracht zum Nutzen der Kinder? —

Hausvater, hast du deine Vorkehrungen schon getroffen und dein zeitliches Vermögen, worüber du jetzt zu verfügen hast, so eingerichtet und angeordnet, daß wenn du heute aus der Zeitlichkeit in die Welt der Geister wandern solltest, dein Haus bestellt und Alles in guter Ordnung wäre? — Daß die Pflicht,

seine Vermögenszustände testamentarisch zu ordnen, reiflicher Erwägung und Ueberlegung bedarf, ist offenbar; und doch ist es leider eine zu häufig vorkommende Thatsache, daß hinlängliche Vorsicht nicht gebraucht wurde; und Friedensstörungen unter den Angehörigen, Prozesse und Gerichtskosten waren das Resultat. — Bis das kleine Vermögen aufgerieben und nicht nur nicht einem guten Zwecke gedient, sondern dem Uebel geradezu in die Hände gearbeitet wurde. Es scheint, wenn man die fast allgemeine Fahrlässigkeit der Männer in diesem Stück betrachtet, als sei eine angestammte Furcht vor dieser „letzten" Geschäftsverrichtung vorhanden; — als sei das Testament oder der sogenannte „letzte Wille" ein Contrakt mit dem Tode und eine Erklärung direkter Verzichtleistung auf das Leben.

Oft liegen auch direkte Ursachen vor, die den Betreffenden an der Erfüllung dieser Pflicht hindern, aber in jedem Falle sind solche Ursachen ungegründete Vorurtheile, die letztendlich zum Nachtheile Aller ausfallen. So haben wir einen frommen und in allen andern Beziehungen musterhaften Familienvater gekannt, der sich durch keinerlei Vorstellungen bewegen lassen wollte, sein Testament zu machen, weil er fürchtete, irgend einem seiner Kinder Unrecht zu thun! — So verstrichen die Jahre und ohne eine dokumentarische Anweisung über seinen Nachlaß, schied er aus der Zeit. Was er selbst nicht zu thun wagte, mußten jetzt nach gesetzlicher Verordnung Fremde übernehmen und zum Leidwesen aller Angehörigen zehrten die großen Gerichtskosten einen großen Theil der kleinen Erbschaft auf und die Theilung selbst war in keiner Hinsicht so befriedigend, als wenn der Vater selbst sie gethan hätte.

In manchen Fällen, wo der Vater zum Voraus sieht, daß ein Kind jeden Thaler und Heller nur zu seinem eigenen Verderben

vergeudet, und vom eigentlichen Werth des Geldes keinen Begriff hat, dürfte es um so nothwendiger sein, durch vorherige Bestimmung dem Uebel vorzubeugen. Wo Söhne und Töchter die Familie ausmachen, sollten die Letzteren, wenn möglich, besonders bedacht werden. Ein junger Mann mit gesunden Gliedern, in der Kraft der Jahre, besitzt ein Kapital in seinen Kräften. Die Welt liegt vor ihm offen, und wo immer er sich hinwenden mag, kann er sein Dasein fristen und sich eine sichere Existenz erschwingen. In vielen Fällen sogar ist es ein Segen für den Jüngling und die Menschheit überhaupt, wenn er ohne große Hülfsmittel von väterlicher Seite auf sich selbst angewiesen ist. Er lernt Fleiß und Sparsamkeit und versteht in späteren Jahren um so besser einen Haushalt zu führen. Anders ist's mit den Töchtern. Das Leben hat für sie größern Ernst und mehr Ungewißheit, zudem sind weibliche Erwerbsquellen nicht so reichlich und die Bedürfnisse größer als die des Mannes. So in mannigfacher Beziehung ist eine kleine Bevorzugung der Tochter in dieser Hinsicht nicht nur gerechtfertigt, sondern geradezu gefordert und nothwendig. —

Wenn etwaige Schulden vorhanden sind, so sollten, allem Andern zuvor, Vorkehrungen zu deren Abtragung getroffen werden; daß keinem Besucher unseres Grabes der Gedanke komme, hier liegt mein Schuldner! Endlich sollte des guten Claudius Rath genügende Rücksicht finden: „Gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben!" Kein Christ, der irgend welchen irdischen Besitz sein nennt, sollte das Zeitliche segnen, ohne in seinem Testament das Reich Gottes mit einer entsprechenden Summe bedacht zu haben! Diese Gabe, klein oder groß, mag fortwirken und mehr Gutes schaffen als er,

der Geber, im ganzen Leben zu thun vermochte. Wer so sein und seiner Familie ewiges und zeitliches Wohl, soviel als er vermochte, berücksichtigt hat und sein Haus in jeder Hinsicht beschickt, darf getrost, wie ein treuer Knecht, auf seinen Herrn warten, bis er kommt, und kommt er, dann sei sein letzter Seufzer das Gebet des Meisters: „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Das Leben in der sittlichen und allgemeinen Welt.

Welchem die Kenntniß, Religion, Charakter und Weisheit fehlen,
Der wandelt als Thier, menschlich gestaltet dahin.

Des Leibes Güter hier und was das Glück schenket,
Sie können eigentlich und recht nicht Güter sein:
Sie sehen auf den Fall, ihr Wesen geht bald ein,
Die Tugend bleibet stets, ihr Gut wird nie versenket.

* * *

Wahrer Tugend heller Glanz
Kann niemals im Schatten gehen;
Wenn der Lebensabend kömmt,
Sieht man sie bei Sternen stehen.

* * *

Willst du dich deines Werthes freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

* * *

Was schlecht ist, ob gepriesen,
Zuletzt wird's doch verhöhnt,
Was echt ist, ob verwiesen
Zuletzt wird's doch gekrönt.

Der Mensch und die Welt.

Ewig neu ist die Welt und blüht in ewiger Jugend,
Greisend sinket dahin nur der Mensch und das Werk seiner Hände; —
D'rum die Welt nicht an dir, dem Schnellhinwelkenden, messe,
Nein, dich messe an ihr, die heut' und morgen dieselbe.

* * *

Unter dir siehst du Erd und über dir siehst du den Himmel?
Schau' in die eigene Brust, beide bewahrst du sie drin!
Nicht scheint irdischem Auge die Welt erleuchtende Sonne;
In sich selber gewandt, schaut sie das Auge des Geist's!

G. O. Marbach.

Aus der Enge in die Weite — bleibt die Loosung des Menschen. Die Welt ist des Herrn, und der Mensch auf dieser Welt der sichtbare Stellvertreter Gottes. „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan;" sprach Gott da er dem ersten Menschenpaare seinen Segen gab. Kein anderes Geschöpf trägt so den Stempel der Universalität, des Bestimmtseins für alle Länder

und Klimate der Erde an sich, als der Mensch. Ueberall ist er zu Hause, und überall kann er sich den Umständen anpassen und eine Existenz begründen. Im tropischen Süden, im eisigen Norden, in gemäßigter Zone, überall sichert er sich ein Fortkommen. Und man kann wohl sagen: Die verschiedenen Erdtheile sind nur um seinetwillen und durch ihn. Nur durch sein Bewohnen und Beherrschen kommt das neuentdeckte Eiland und der ferne Erdtheil zur Kenntniß und im wahren Sinne zur reellen Existenz, wie im historischen Gemeinsinne in die Verbindung des Erdganzen. —

Diese Welt ist dem Menschen als Vorschule der jenseitigen gegeben. In dieser arbeitet er, in jener ruht er; hier hat er seine Saaten zu besorgen, in jener wartet die Ernte seiner. Hier gibt er seinem Sein diejenige Richtung, die es in jenem verfolgen wird. Von höchster Bedeutung für ihn ist und bleibt, daß er sich seines Zweckes sowohl als auch der Bedeutung, die diese Welt für ihn hat, bewußt werde. Wehe ihm, wenn er diese Welt mit ihren mannigfachen Trugbildern und ihrem wesenlosen Glanz überschätzt und demgemäß lebt und handelt.

Wie die Welt einestheils seine Wohnstätte ist, so ist sie auch anderntheils nur eine geborgte Wohnstätte, ein geliehenes Asyl, eine fremde Zone, wo er nur einige Jahre schüchtern ausruhen darf um dann auf immer sie zu verlassen und weiter zu ziehen. — Alle ihre Freuden und Genüsse bietet sie aber dem Wanderer in dieser kurzen Zeit seines Weilens hienieden gastfreundschaftlich an, wenn er derselben würdig ist. Die Welt-Auffassungen und Anschauungen die sie als einen dunklen Kerker, ein Todtenhaus, ein Possentheater oder düstres Schreckensland ansehen, wo nur Tortur und Elend des Menschen warten, messen die Welt mit dem Maßstabe ihrer grillenvollen Phantasien, anstatt sie anzublicken und zu nehmen wie sie ist.

Sobald der Mensch der Allgemeinheit lebt und die Gesammtaufgabe der Menschheit lösen hilft, werden ihm tausend Schatten schwinden und er wird erkennen, daß auch die Freude in dieser Welt ihren Sitz aufgeschlagen hat. Die Welt ist nicht „ein ausgestoßenes Kind, das auf keinen Pflegeschooß fiel," sondern der Ewige selbst waltet in ihr und durchwürzt und durchhaucht selbst die Wüste mit seinem Himmelshauch. Daß aber die Welt immer noch auch dem Weisesten in manchen Hinsichten ein Mysterium bleiben wird, dürfte als erwiesen angesehen werden. —

„Keiner," sagt Goltz, „begreift diese Welt und ihre Oekonomie, Keiner sieht sie auf allen Punkten, in allen Prozessen und Erscheinungsformen. Keiner studirt sie in ihren Geschichten, in ihrer Harmonie und Disharmonie, in ihren Thatsachen, ihren Zeichen und Wundern, ihren Widersprüchen allzumal, und doch will sie Jeder beurtheilen, im Großen und Kleinen verbessern, reformiren, revolutioniren und heilen. Sicherlich aber überholt diese Weltökonomie in ihren großen Prozessen jeglichen Sinn und Verstand, und selbst das, was der Dichter und Philosoph Ideen und Ideal zu nennen beliebt."

Was Faust's Gelüste war, ist das Gelüste Tausender:

„Daß ich erkenne was die Welt
Im Innersten zusammenhält."

Die Fäden des innersten Zusammenhaltens ruhen in unsichtbaren Händen und bleiben dem Menschen verborgen, den äußeren Zusammenhang der Welt bildet er selbst, daher wie der Mensch, so die Welt. —

Laß die Menschheit als ein Ganzes in gottgewollte Bahnen einlenken, daß Krieg und Mord, Sünde und Gräuel aufhören, und Friede und Liebe sich küssen, und Mensch und Gotteskind ein Be-

griff werden, dann ist die Welt ein neues Eden geworden! Gott, der Ewige wird bei seinem Volke wohnen; er wird der ganzen Menschheit Gott, und sie wird seine Familie, sein Volk sein. — In dieser Gottesgemeinschafft erscheint und wird auch nur eigentlich die Welt erkannt, als wie sie ist: Gottes Welt! Und nur gebraucht, wie sie gebraucht werden soll, als: eine Fremde.

„Da draußen tost ein wild Geschrei,
Man jagt, man stößt sich und wird getrieben;
Das Lieblichste, wo ist's geblieben?
Im wüsten Wechsel Alles eilt vorbei. —

O, wüßtet ihr, wie schön es innen ist,
Ihr würdet über Alles euch bemühen,
Hin zu gelangen, wo die Rosen blühen
Des Gottesfriedens, süß zu jeder Frist."

Wer sich aber auch unter den günstigsten Verhältnissen des Lebens kein höheres Leben denken kann, und im Geräusche dieser Welt in seiner Seele keinen Raum für eine höhere machen kann, und nach ihr zu streben vermag, der verkennt die Bestimmung des Menschen und sein Verhältniß zur Welt, der ist nicht in dieser Welt Herrscher, nach des Schöpfers Willen, sondern ein Beherrschter, ein Knecht!

Der Mensch und die Sittlichkeit.

Um gute Sitte fleh'n wir zu dem Herrn!
Wenn sie fehlt, dann ist Gottes Gnade fern.
Nicht sich blos schadet der, dem Sitte fehlt,
Nein, Feuer legt er an die ganze Welt.

Mesnewi.

Des Menschen Aufgabe ist nicht darin erfüllt, daß er blos lebt, sondern, daß er so lebt, wie der Schöpferwille und seine eigenen Wesensanlagen es fordern. Sein Leben hat sich nach höheren Gesetzen zu richten, als nach denen blos natürlicher Existenz. Er gehört einer geistigen Welt an sowohl wie einer sinnlichen; er ist selbst Geist aus dem ewigen Geiste, und hat daher die Bestimmung, ein Leben der geistigen Veredlung, der Tugend und Tauglichkeit zu führen. Wie vor seinen Sinnen die materielle Welt sich ausbreitet, so liegt vor seinem Geiste die Welt der Sittlichkeit! Der Mensch ist ein mit sittlichen Anlagen begabtes Wesen und daher wird sein eigentlicher Werth nicht nach materi-

ellen Errungenschaften oder irgend einer hohen Stellung in der Gesellschaft, auch nicht nach Stand und Herkommen bemessen, sondern nach seiner sittlichen Würde, nach seinem Charakter als moralisch veredeltem Selbst. —

Tugend und Sittlichkeit sind so glänzende Eigenschaften und Zierden eines Menschen, daß er sich um ihrer selbst willen derselben fleißigen muß. Ohne Tugend und sittlichen Charakter ist der größeste Denker, Künstler oder Feldherr ein Auswurf der Menschheit, ein Bastard, ja oft sogar ein Ungeheuer, das nicht den Namen Mensch verdient. Napoleon der I. war ein großer Krieger, weil ihm aber die sittliche Größe abging, war er der Menschheit kein Segen sondern ein gefürchteter Tyrann und Menschenwürger seiner Zeit. Wen Eigennutz, Ehrgeiz und Selbstsucht mit dem großen Heer niederer Leidenschaften beherrschen, dessen Denken, Reden und Thun kann nicht das Gepräge menschlicher Würde und sittlicher Größe tragen. Alle Sittlichkeit ruht auf dem Hauptgesetz: Liebe und Wohlwollen gegen Andre in allen Beziehungen.

Ohne Sittlichkeit ist sogar wahre Religion nicht denkbar, obgleich die Sittlichkeit selbst an und für sich nicht die Stelle der Religion ausfüllen kann, wie Rückert richtig singt:

„Die Sittlichkeit allein ersetzt den Glauben nicht;
Doch weh dem Glauben, dem die Sittlichkeit gebricht."

Die Sittlichkeit ist keine bloße Theorie und Kopfsache, sondern sie ist die Praxis, das Thun und Leben selbst. Das vollkommenste Ideal eines sittlichen Lebens ist und bleibt Christus; seine Gesinnung und Lehre ist aber nicht eine bloße Doctrin, sondern sein Leben selbst. Pascal sagt: „Die Tugend eines Menschen muß man nicht nach seinen Anstrengungen messen, sondern nach dem, was er gewöhnlich thut." Wo wahrhaft sittli-

cher Wille wohnt, da wird auch die Ausübung des Gottgewollten und Guten als Resultat solcher Seelenstimmung beigesellt sein. Diese praktische Ausübung des Wahren und Guten, ist es die Meyr fordert, wenn er singt:

„Du sollst das Gute thun, der Seele Drang zu stillen,
In liebevollem Dank mit Lust, um Gottes Willen,
Daß du das Gute thust mit Gott im Liebesbund,
Von allen Gründen ist's der allerhöchste Grund.
Gott ist's, der Alles hat und liebend Alles gibt —
Das Gute sei gethan, weil er es will und liebt.
In jeder edlen Brust erhebe sich beständig
Dies himmlische Gefühl verjüngt, stark und lebendig,
Und lern im Lebensdrang, wohin die Schritte geh'n,
In regster Liebe stets hinan zum Höchsten seh'n."

Wahre Sittlichkeit ist nicht mit dem sogenannten bloßen Anstand und schicklichen Verhalten zu verwechseln; letzteres ist nur etwas Aeußerliches; ein Beobachten gewisser allgemeiner Regeln der Gesellschaft und kann daher nur ephemerisch für den Augenblick berechnet sein; erstere geht auf die ganze Geisteswelt des Menschen zurück, und beherrscht sein Gemüthsleben so, daß sein äußerliches Verhalten nur die Manifestation seines Seelenzustandes, seiner Innenwelt ist. Ein sittliches Handeln und Verhalten überhaupt, läßt daher auf einen edlen, sittlichen Charakter schließen. Christus selbst empfiehlt die Folgerung, daß man an der Frucht den Baum erkennen soll.

Nicht nur die Anlagen, sondern auch den Trieb zur Sittlichkeit trägt Jeder mehr oder minder in sich, nur bleibt die Frage, wie lange er diesen Trieb wach erhält oder ihm folgt. — Die Ideen des Guten und Bösen, Rechten und Unrechten trägt wohl Jeder in etwa, aber damit ist noch nicht die Verwirklichung der Ideen des Guten und Rechten gesetzt, noch die Unterlassung des

Unrechten und Bösen. Streben ist das Gesetz des Lebens überhaupt, so auch hier.

Dem höchsten Gute nachzustreben
Heißt sittlich sein und sittlich leben!

Ohne ein solches „Nachstreben" und Bemühen zum höchsten Gute hin, bleiben die sittlichen Anlagen unentwickelt und die Ausbildung des Menschen als eine sittlich normale wird unmöglich. Die Welt der Nothwendigkeit ist für ihn nur ein Zweites, im ersten Sinne ist die Welt der Freiheit seine Sphäre und daher soll er sich nicht vom Bösen beherrschen und überwinden lassen, sondern durch freies, bewußtes Streben und „Emporklimmen zum Ideal" das Böse beherrschen und das Gute, Wahre und Gottgefällige in allen Einzelheiten seines Lebens offenbaren und so seinen Gott ehren,und den Namen Mensch mit Recht tragen.

Charakter.

Immer strebe zum Ganzen!
Und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied
Schließ' an ein Ganzes dich an!

Schiller

Der Charakter ist das Gepräge, die Totalität der Denk- und Handlungsweise einer Person. Diese Ganzheit der Person ist das Werk des Menschen selbst, und daher wird sein eigentlicher Werth nach seinem Charakter abgeschätzt. Der Werth eines sittlichen und edlen Charakters übertrifft jeden andern. Selbst der Glanz des Genies, des eminentesten Talents erbleicht zu einem matten Schattenriß vor der Sonne des edlen Charakters; und die größten Heldenthaten eines „charakterlosen" Menschen verlieren ihren Werth in den Augen der Welt im Allgemeinen, weil das Prinzip, oder zu Grunde liegende Motiv auf einen düstern Hintergrund schließen läßt. Manche der gewaltigsten Geister der Menschheit sind ohne nachhaltigen Einfluß vorüber gegangen, und die Geschichte

hat ihre Namen nur noch als Curiositäten oder manche sogar nur als menschliche Ungeheuer aufbewahrt — weil sie eines moralischen, edlen — und daher wahrhaft menschlichen Charakters ermangelten.

Große Errungenschaften in materieller Hinsicht sind in vielen Fällen gar nicht das Verdienst des sogenannten Helden selbst; sogar wissenschaftliche Lorbeeren sind oft nur Resultate mehrerer äußerlicher Zufälligkeiten; oder durch selbstische, ehr- und ruhmsüchtige Begierde angespornten Fleiß errungen. Der Charakter aber ist das einfache und doch auch wieder aus unzähligen Kleinigkeiten zusammengesetzte Gebäude und Gebilde der Person selbst. Jeder Gedanke, jedes Wort, jede Handlung ist neues Material für diesen Lebensbau; und je nach dem diese Einzelheiten sind, wird auch das Ganze werden. Hier tritt kein Stellvertreter in's Mittel und kein Meister kann seinen geschickten Meißel von Außen ansetzen und ein wohlgefälliges Ganzes herstellen; der ganze Prozeß muß von selbstbewußtem Willen der Person selbst ausgehen, und getragen sein. Ein ununterbrochenes Hinan- und Hinaufstreben zum Wahren und Guten, ein Sichbewußtsein seines Strebens zum höchsten Ziele normaler Menschenbildung. Dunkle Tage und Schicksalsschläge so wenig wie Glück, Freude und Wohlstand müssen dieses Ziel verrücken können, sondern:

„So wie die Flamme des Lichts auch ungewendet hinaufstrahlt,
So, vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor."

und wenn heitere Tage ihn umlächeln, so bleibt sein Sinn, hinsichtlich seiner Selbstbeherrschung derselbe, denn:

„Im Glücke wird des Elenden Sinn wie Lotus zart,
Im Ungemach erstarket er wie Felsen hart."

Wenn der Charakter so einerseits ein *Werdendes* ist, das

sich im bewegten Leben verwirklichen, bilden und stählen soll, und das, trotz aller Wechselfälle, unbeirrt seine Bahn wandeln soll, so muß er Allem voraus ein gesundes Prinzip als bewegende Macht und impulsgebendes Centrum haben. Von Charakter zu reden ohne ein solches Hauptprinzip, eine Seele des Ganzen, wäre die ganze eigentliche Menschenwürde auf Zufälligkeiten zurückgeführt. Dieses zu Grunde liegende, der Persönlichkeit selbst Gestalt gebende Lebensprinzip, ist die größte aller Tugenden selbst: die Liebe. Liebe zum Wahren, zum Guten und Heiligen. Wo diese Liebe das Personleben durchzieht und erfüllt, ist das eigentliche Heiligthum des Menschen-innern dem Edlen geweiht und aus diesem Heiligthum heraus werden die Befehle erlassen, die die Gedanken, Worte und Handlungen bestimmen und sie in ihrer großen Vielgestaltung dennoch in eine sanfte Harmonie der Dieselbigkeit lenken. Alles Ungewisse, launenhaft wechselnde und Zwitterhafte bleibt ausgeschlossen.

Sehr richtig sagt ein berühmter Schriftsteller: „Der Charakter ohne Liebe ist ein Gehirnkrampf, ein entsetzlicher, öder Wahnsinn des um seine Achse wirbelnden Geistes, ein von der Seele abgeschiedener Geist in Chaos- und Wüsteneinsamkeit. Gleichwohl ist die absolute Kraft und Größe des Charakters dieses, daß er auch ohne die Liebe und den Glauben der Welt in eigener Liebe und im eigenen Glauben auszudauern vermag.

Ohne Gegenliebe in der Liebe bleiben, ohne Welt und Formenbildung Himmelskraft aus dem Selbst schöpfen, ohne Liebes-Werben, ohne Liebesgunst, ohne Glück und Hoffnung Tod und Selbstsucht überwinden, auf sich selbst gestellt sein, sein Kreuz auf sich nehmen und alles Werden und Wandeln der gährenden Zeitbildung im eigenen festen Sinn bezwingen, und in immer glei-

cher Größe überdauern, den einen und denselben Geist in allem Welt und Erdenschmerz wahren und härten, wie Eisen in Wasser und Feuer, bis es ein Stahl wird: — das ist Charakter, das ist seine übermenschliche Würde und Kraft!

Die weibliche Seele erleidet den Tod ohne Gegenliebe und in kalter Vernunft, aber des Mannes hehren, Ideen gestählter Geist soll in jedem Himmelsstrich und in jeder Atmosphäre ausdauern, soll auch ohne Anderer Mitgefühl, ohne die Sympathie seiner Mitgeschöpfe, soll ohne Freunde, ohne Vaterland, ohne Heimath, soll in der Fremde, in der Wüste, vom Haß und Fluch der halben Welt verfolgt, soll in Schmach und Schande, in Jammer und Elend, ohne andern Trost als sein gutes Gewissen, auf seinem guten Rechte und auf dem bestehen, was er für Wahrheit und Mannesehre erkannt; gehe er dabei zu Grunde, gehe die Welt unter, es ändert seinen Sinn nicht.

Dies ist der männliche, der auf sich selbst gestellte Charakter und die absolute Gesetzesmacht in ihm. Also geschieht es mit Nothwendigkeit, daß der wahrhaftige Charakter-Mensch und Genius ein Held und Märtyrer für die Wahrheit und sein gutes Recht wird." Wo Recht, Pflichtgefühl und Liebe zur Wahrheit das Grundwesen des Charakters bilden, da wird sich eine solche Festigkeit und Ueberzeugungstreue, die Schwanken, Zaudern und Selbstsucht gar nicht kennt, nur als natürliche Frucht von selbst herausbilden. Und jeder Edle wird solchen wahren Menschen nicht die Achtung versagen können. Warum aber, so dürfen wir fragen, ist dieser ehrenhafte, menschliche Grundzug, ein sittlicher, fester, ausgeprägter Charakter nicht mehr Kennzeichen und Besitzthum der Menschen im Allgemeinen? Ist er doch ein Werk der Selbsterziehung, unterstützt durch die Einflüsse des göttlichen Geistes, welcher Jedermann theilhaftig werden kann. —

„Ist doch, wie ihr uns sagt,
Der Mensch zur Erziehung geboren;
Warum geht er denn meist
Schlechter davon, als er kam?"

Die Antwort liegt einfach darin, daß der Mensch es unendlich leichter findet, außer sich, objektiv, zu bessern und zu schaffen, als seine eigene Seelen- und Geistesveredlung ernstlich in Angriff zu nehmen und unermüdlich ihr obzuliegen. Somit wird ihm das Fremdartige eigen und das Eigene fremd. Wahre Charakterbildung aber läßt sich auf diesem Wege nicht vollziehen. Er muß selbst in die schaffende Werkstatt des eigenen Geistes hineingehen und mit willensstarkem Griff die verschiedenen Radien seines Lebens zusammenfassen und in einem Brennpunkt sammeln, wenn das Zerfahrene und Flüssige aufhören und das geschlossene, sittliche Persönganze eine Gestalt bei ihm gewinnen und behalten soll. —

Keine erborgten Grundsätze und Gedanken, keine fertigen Formen und Musterbilder, keine todten Worte und Losungen einer gesetzgebenden Partei, keine leeren Gebräuche und Vorschriften, keine lieb- und glaubenlose Vorurtheile einer unheiligen Eintags- und Modenwelt sollen die unsterbliche Menschenseele bleibend stimmen oder bestimmen, sie zu Gesinnungen, zu Handlungen herausbilden und erziehen! Auch der natürliche, der persönliche, der eigenwillige Sinn und Verstand darf und kann es nicht sein, der dem werdenden, dem flüssigen Menschenleben, der dem in Augenblicken zerfahrenden Thun und Lassen, dem zerstückelten Erdendasein Einheit und Harmonie, der ihm den festen Kern, die bleibende Gestalt, das unwandelbare Gesetz, der ihm das übernatürliche Zeichen, das ewige Gepräge verleiht!

Sondern, wie Gottes Schöpfung, wie die heilige Schrift, wie

Himmel und Erde zum Menschen sprechen, wie Zukunft und Vergangenheit in seine Seele rufen, wie die Ewigkeit seine Seele stimmt und durchbraust, wie die Donnerstimme des Gewissens durch Mark und Bein rieselt, wie der erste und der jüngste Erdentag, die Kindheit und das Greisenalter den Menschen gemahnt, wie der Tod und das verlorene Paradies, wie Glaub' und Liebe ihn zu Muthe machen, und die Furcht Gottes: dies sei das Menschengemüth; das sei der sich selbst und Gott getreue, der bleibende, feste Sinn und Geist in Dir, o Mensch, der Aetherleib, der sich in und über Deinem Körper von Staub und Asche erbaut, welcher von den alten, Gott und den Geschichten getreuen Menschen, ein Charakter geheißen wird."

Obgleich ein guter Charakter keine ephemerische Pflanze ist, die in wenigen Augenblicken hervorsprießt, sondern erst durch mühsame Cultivirung von Monaten und Jahren großerzogen wird, so ist's dennoch der Mühe werth, ja es ist jedes Menschen heilige Pflicht, einen ehrenhaften, unbescholtenen, sittlichen Charakter zu besitzen und in seinem täglichen Leben die volle Erreichung dieses Gutes anzustreben. Nur dieses ist es, was dem Leben eines Menschen einen Werth gibt, und Einfluß auf seine nächste Umgebung und auf seine Zeit oder die Nachwelt verschafft. An seiner eigenen Besserung zu arbeiten gibt dem Leben einen neuen Gehalt und zeigt reichere Zwecke in seinem Laufe; daß das Tagebuch des eigenen Lebens ein Lehrmeister für uns wird, indem es die Siege und Anstrengungen der Vergangenheit zur schönen Erinnerung uns vorzeigt und die Lehre ziehen läßt: künftig noch Größeres zu erreichen sei uns vorbehalten.

Novalis hat richtig gesagt: „Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille," und an einem andern Orte frägt er: „Was bildet aber den Menschen mehr als seine eigene Lebens-

geschichte?" Wer in seiner eigenen Lebensgeschichte, in den unbewachten Kleinigkeiten sowohl als im öffentlichen Handeln keinen Charakter offenbart, der wird umsonst künsteln, um als ein wahrer Mensch unter Menschen zu erscheinen. Jedes einzelne Geschehen und Unternehmen hingegen in seinen Consequenzen erwägen und sich dessen entschlagen, wenn es nicht zur eigenen Charakterbildung und wahren Seelenveredlung beiträgt, heißt nicht nur Charakter haben, sondern auch Charakter bilden und bewahren.

Der Wille.

Der Wille sündigt, und
Der Will' entsündigt wieder;
Wie Wasser Schmutz erregt,
Und wascht beschmutzte Glieder.

Rueckert.

Eine der hervorragendsten Eigenschaften des Menschen ist die Fähigkeit des Wollens oder Wählens. Unter allen sichtbaren Wesen ist es der Mensch allein, der sagen kann: Ich bin, ich denke, ich *will*. Das Böse und Niedere in seinen tausendfachen Formen und Gestalten kann ihn mit rasender Gewalt umtosen, Versuchungen, die ihn um die Würde seines Seins bringen wollen, mögen ihn auf die verlockendste Art umlächeln, er kann trotz aller dieser Anläufe seinen Standpunkt behaupten und sagen: ich *will dieses nicht*! Das Gute und Wahre mag ihn auf harte Kämpfe, die zu bestehen sind, aufmerksam

machen, der Weg der Pflicht mag hügelich und mit Dornen besäet sein, nichtsdestoweniger kann er sich für diese Laufbahn entscheiden und sagen: ich will!

Ein entschlossener, fester Wille ist unumgänglich nothwendig um in irgend einer Wirkungssphäre des praktischen Lebens seinen Platz ehrenhaft und mit Erfolg auszufüllen. Der Willenlose oder Willenschwache ist ein Spiel des Zufalls; ein Laub, abgelöst vom Baum des Lebens, treibend im Winde der Welt. Es fehlt ihm ein bewußtes Ziel und die Orientirung auf der Fahrt; er treibt dahin ohne zu ahnen wohin und wozu. — Schwierigkeiten tauchen auf — er erschrickt und flieht zurück; der Siegespreis der Tüchtigkeit winkt ihm zu, ist im Bereiche seines Könnens, allein es fehlt der Wille, der zur That treibt, er zaudert, bis ein Anderer die Hand ausstreckt und für sich nimmt, was einem Andern zugedacht war. Der Willensschwache und Unentschiedene sieht immer den eigenen Vortheil zu spät und seine Entschlüsse stehen als todte Lettern im Buch des Gedächtnisses für die er mehr keinen Gebrauch hat. Er ist immer zu spät mit seinen Vorsätzen und selbst spät, sind sie zu lahm und schwach um sich geltend zu machen. Solche Leute sind gut zu Hofschranzen, Augendienern und Schmeichlern angelegt, aber nicht für die Kämpfe und Riesenschlachten des praktischen Lebens, wo der Ernst der Verhältnisse ein eisernes: „Ich will" fordert.

Ein starker Wille, vorausgesetzt, daß er auf richtiger Erkenntniß beruht und zu Werken des Lichts und der Wahrheit bestimmt, ist mehr werth als Reichthum und die Tausend Gelübde unentschlossener Tagesmenschen. Es sind die willensstarken Leute, die in der Gesellschaft und Geschichte als Koryphäen dastehen und die Blicke ihrer Umgebung an sich fesseln. Jedes Wort, jede Geberde ist bei Diesen ein Gesetz, ein Ernst, eine That im

Werden und Jedermann hält es für dieses, rücksichtslos was die Umstände sein mögen.

„Ich will Schlesien mir nicht entreißen lassen!" sprach Friedrich der Große, und obgleich fast die sämmtlichen Großmächte Europas ihn mit Krieg überzogen, er hielt an seinem Entschluß und Willen mit eiserner Energie fest und schlug sie alle. Als Sieger konnte er den Hubertsburger Frieden schließen und sich selbst als den Helden betrachten, der nicht nur Schlesien erhalten, sondern Preußen groß gemacht hatte. „Vorwärts!" sprach Blücher, trotzdem die Soldaten fast einstimmig riefen: „Vater Blücher es geht nicht!" Er hatte seine Pflichten wohl erwogen und seinen Willen darauf gesetzt, unter jeder Bedingung den Entschluß zur That zu treiben, und es gelang. Er durfte die Befriedigung haben, der erste Held des Freiheitskrieges zu sein.

Die Geistesheroen, die auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft Bahnbrecher wurden, haben diese Lorbeeren nicht durch Zufall oder Kraft ihres hervorragenden Genies errungen, sondern durch das unermüdliche Streben, welches inspirirt war durch einen unwandelbaren Willen. Es war nicht nur der gottesfürchtige gläubige Luther, der das Gewissen der christlichen Welt erlöste, und die Kirche in neue, gottgewollte Bahnen lenkte, es war auch der willensstarke, festentschlossene unbewegliche Luther, der mit im Bunde war, da dieses große Werk vollbracht wurde. „Und sollten in Worms so viel Teufel sein als Ziegel auf den Dächern, so will ich dennoch gehen!" So sprach er, da ihm seine Freunde die Gefahr vorstellten, der er sich aussetzte. „Ich will gehen," sprach er ein ander Mal, „und sollte es eine ganze Woche Herzöge Georg's regnen!" Einem solchen glaubensstarken Willen ist kein Hinderniß zu groß,

keine Last zu schwer, darum ist Sieg und Erfolg das gewisse Resultat in jedem Falle.

Kühnes und Großes vermag
Der mit Kraft ausdauernde Wille;
Aber es wolle der Geist
Nie, was das Herz ihm verbeut."

Es ist ein Unterschied zwischen lahmen und zahmen Wünschen, guten Vorsätzen und einem entschlossenen Willen der zur That treibt. Bloße Wünsche und Vorsätze sind ein leerer Gedankentausch, wenn nicht der Wille den Vorsatz begleitet und so lange belebt, bis er ausgeführt ist. Luther hat einmal gesagt: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert." Die Welt und das Leben sind zu sehr im Ernst, als daß ein unentschlossener, zweifelnder und zaudernder Wille genügen könnte den Preis zu erringen. Ein ganzer Mann, ein fester Muth, ein unwandelbarer eiserner Wille sind erfordert.

Auch auf dem Gebiete der Religion und Moral wird dasselbe gefordert. Wohl ist des Menschen Wille im Naturzustande unter die Sünde verkauft, daß er nicht mehr frei ist, wie er war, da der Mensch noch im Stande der Unschuld lebte; jedoch unterstützt ihn die Gnade Gottes, daß er, wenn er ihr folgt und nicht widerstrebt, das Gute und Wahre wählen und *wollen kann*. Somit muß der Mensch sich zufolge seines Willens und seiner Wahl für das Gute bestimmen, das Böse lassen und das Gute wollen, ungeachtet des heißesten Kampfes, den es kosten möge in der Selbstbestimmung für's Gottgewollte. Sobald der Mensch im Ernst ausruft: *Ich will!* d. h. das Gute und Göttliche, so steht das göttliche: „*Ich will*," zu seiner Seite und der gute Fortgang und glückliche Ausgang ist gesichert. Wohl Dem dessen Wille fest und unbeweglich für Gott und seine Sache entscheidet

und nach dieser Entscheidung handelt. Er wird dennoch zufolge menschlicher Schwäche oft genug mit dem Apostel klagen müssen: „Das Gute das ich will, thue ich nicht!“ Oder wie der Dichter Mahlmann sagt:

„Viel wohl hab' ich gewollt, nur Weniges konnt' ich vollbringen;
Selten, das Wenige selbst, glückte dem Willen gemäß.“

Wie die That hinter dem Willen zurückbleibt, so wird auch oft der Wille selbst wankend, aber wer das Gute will, richtet sich am festen Gotteswollen wieder auf und strebt auf's Neue vorwärts. Schiller singt schön:

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt,
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“

Das Gewissen.

Du trägest bei dir Tag und Nacht
Den Zeugen, der dich schuldig macht.

M. Zeiler.

Wie ein Compaß trotz Sturm und Wetter, trotz Licht oder Finsterniß, die eine Richtung anzeigt, so ist das Gewissen, als erstes und letztes Bewußtsein der Menschen von Gut und Böse trotz allen Wechseln äußerlicher Verhältnisse, dennoch dasselbe, ein Gewissen, das die sittliche Richtung angibt nach dem sittlichen Standpunkte, auf welchem der Mensch steht. Wie ein Richter, der treu seinem Gelübde, unter allen Umständen recht richtet, so sitzt das Gewissen auf dem Richterthron im Menschen. Es läßt sich weder durch gute Worte und süße, verheißungsvolle Redensarten einschläfern, noch läßt es sich durch trotzige Machtgebote zur Ruhe jagen. — Keine Gewalt kann es einschüchtern noch irgend ein Preis materieller Güter es bestechen, wenn es einmal redet. Es ist das Gewissen der Vicekönig in unserm Innern, der uns anklagt, wenn wir

Böses, und uns zufrieden anspricht, wenn wir etwas Gutes gethan haben. Der Frevler mag dem Arm der menschlichen Gerechtigkeit entrinnen oder das Gesetz mit Gold und Schätzen betäuben, dem eigenen Gewissen aber entrinnt er nicht, — auch können seine sämmtlichen Güter es nicht günstig stimmen.

„Nicht kann der äußere Glanz betäuben, wenn im Innern
Die Rachegeister an begang'ne Schuld erinnern."

„Nicht heilt ein gold'ner Schuh vom Podagra den Kranken,
Und nicht ein Diadem die Marter der Gedanken."

„Durch Dienste, Opfer, mag des Dieners Treue glänzen;
Doch das Gewissen setzt auch dem Gehorsam Grenzen."

Eine Person mag ihren guten Ruf, Freunde, Amtsstellung u. s. w. verlieren und sie hat viel eingebüßt; aber sein Gewissen verlieren, heißt Alles verlieren; sein Gewissen ertödten heißt sich selbst, das Heiligthum des eigenen Wesens zerstören. Montagne hat Recht, wenn er sagt: „Jede ehrliebende Person verliert lieber ihre Ehre als ihr Gewissen."

„Das Gewissen," sagt Luthardt, ist das letzte was dem Menschen bleibt, auch wenn er alles Andre was ihm Gott gegeben verschleudert und verloren hat. Es ist das letzte Band des Zusammenhangs, an welchem Gott den Menschen hält, der sich von ihm verirrte, und wodurch er ihn an seine Heimath erinnert, die er verlassen hat. Auch in den gesunkendsten Zeiten des Heidenthums war es noch eine Macht. Und gerade aus den Zeiten des tiefsten Verfalls sind uns die ergreifendsten Zeugnisse des bösen Gewissens und seiner geheimen Qualen aufbewahrt. Zwar ist auch das Gewissen von der allgemeinen sündigen Verderbung, welche unser ganzes Wesen ergriffen hat, nicht unberührt geblieben. Seine Wahrheit und seine Kraft ist geschwächt.

Wenn wir die heidnischen Völker betrachten, so sehen wir allenthalben, wie man sich ein Gewissen aus solchem, woraus man sich keins machen sollte, und wie man sich keins macht aus dem, woraus man sich wohl eins machen sollte. Es ist verirrt, und versteht sich von selbst nicht recht. Und wie oft legt sich die Macht der Sünde vor die Wirksamkeit des Gewissens und lähmt dieselbe so, daß sie nicht zur Haltung kommt!

Aber durch alle diese Verderbung und Verkehrung des Gewissens wird doch seine Thatsache nicht aufgehoben. Es ist eine allgemeine Thatsache, die sich unter allen Völkern geltend macht, und eine unabweisbare Thatsache — eine innere Majestät, vor der alle Menschen sich beugen müssen, und eben indem sie sich ihrer Autorität zu entziehen suchen, erkennen sie dieselbe an. Und zwar ist es nicht blos die Autorität eines menschlichen Sittengesetzes, welche das Gewissen dem Menschen vorhält, sondern es bezeugt sich ihm als Ausdruck des göttlichen Willens, gegen welchen er keine Widerrede gelten läßt. Denn, wenn es auch zuviel gesagt ist, das Gewissen Gottes Stimme selbst zu nennen, so legt es doch Zeugniß ab in unserm Geiste von dem Willen Gottes, den wir als das Gesetz unseres Wesens in uns tragen, und es fordert unser Wollen und Thun vor seinem Richterstuhl, daß wir hier das sittliche Gesetz für dasselbe und das sittliche Urtheil über dasselbe empfangen. Denn wie Gott, der Gesetzgeber und der Richter der Welt ist, so ist auch die Thätigkeit des Gewissens die zweifache: die gesetzgebende und die richterliche. Es hält uns das sittliche Ideal vor, aber es gibt nicht die sittliche Kraft seiner Erfüllung. Das Gewissen ist der Rest der Schöpfung."

Wer das Gewissen in allen Fragen des Lebens entscheiden läßt, wird wohl auch hie und da Fehlschüsse thun, denn das Ge-

wissen ist nichts fertig Gegebenes, das als unfehlbarer Richter in allen Fällen anzusehen ist, jedoch dieses wird zur Gewissenhaftigkeit, zum Ernst, zur sittlichen Würde des Lebens führen. Das Gewissen wird zarter und ausgeprägter und wird den Menschen vor vielen Fehlern, Schwächen und Sünden bewahren. Wohl dem Menschen, der ein gewissenhaftes Leben führt und in kleinen sowohl als großen Angelegenheiten und Vorkommnissen sein Gewissen befragt, und es auf keine Weise und unter keiner Bedingung beleidigt. Das deutsche Sprichwort: „Ein fröhlich Herz und gut Gewissen, sind ein sanftes Ruhekissen," enthält eine große Wahrheit.

Ein ruhiges, mit sich selbst vereintes Gewissen ist eine so große Seligkeit, als ein anklagendes, empörtes, beleidigtes Gewissen ein Fluch und eine Strafe ist. Das böse Gewissen war es, das Adam zum Verstecken trieb und Kain als Racheengel durchs Leben verfolgte. Das böse Gewissen ist es, das manchen Uebelthäter wie ein Richterspruch verfolgt, bis ihm das Leben selbst zur unerträglichen Last wird. G. Keil hat dieses tief erfaßt wenn er sagt:

„Schmerzlos schließt sich zuletzt die klaffende Wunde des Leibes,
Und die lindernde Zeit läßt nur die Narbe zurück. —
Doch des Gewissen's Wunde, sie brennt und wühlet ohn Ende,
Jeder kommende Tag reißet von Neuem sie auf."

Ein gutes Gewissen haben ist oft das Höchste, was man von einem Menschen aussagen kann, es bedeutet auch nichts Geringeres als: einen Menschen, der seinem Rechtsgefühl, dem Inbegriff seiner Erkenntniß des Rechten, Wahren und Heiligen unverbrüchlich folgt und selbstsuchtslos und ohne Furcht als ein Ehrenmann in allen Verbindungen des praktischen Lebens sich verhält. Einem Solchen wird es an Glück und Ehre nicht feh-

len und sein Leben wird ein Segen für sein Geschlecht sein. So ist andrerseits kaum etwas entehrender als sein Gewissen knechten, beleidigen, tödten um schnöden Gewinnes willen oder aus Menschenfurcht, Kriecherei und Gefallsucht. Dieses bedeutet und ist nichts Geringeres, als ein Menschen- oder Seelenmord; eine Entehrung Gottes im eigenen Menscheninnern, welche Sünde noch nie ungestraft blieb.

„Des Menschen Schuldbuch ist sein eigenes Gewissen,
Darin durchstrichen wird kein Blatt noch ausgerissen.
Der Schuldner kann darin nicht tilgen seine Schuld,
Nur danken kann er, wenn sie tilgt des Schuldherrn Huld.
In deinem Schuldbuch kannst du tilgen was dir ist
Ein Andrer schuldig, nicht was du ihm schuldig bist."

Selbstvertrauen.

Der Welt soll man vertrauen, auf sie sich nicht verlassen,
Hab' auf dich selbst Vertrauen, wo And're dich verlassen.
Und wo dein Selbstvertrau'n wie das auf Menschen bricht,
Dann hab' auf Gott Vertrau'n, nur er verläßt dich nicht.

Rueckert.

Nur auf sich selbst vertrauen, heißt den Schwächsten unter Allen zum Beistand wählen. — Gar kein Selbstvertrauen zu haben, heißt den letzten Freund und Beistand verschmähen und sich dem Untergange weihen. Der Mensch ist in's Gewoge des Lebens hineingestellt als ein Krieger in die Schlachtreihen; Kräfte und Waffen sind ihm gegeben und Gefahren liegen vor ihm; jetzt gilt's zu siegen, sich selbst zu ermannen und als Held die Verhältnisse in seine Gewalt bringen, oder als Feigling muthlos die Hände in den Schooß legen und sich der Gunst oder Ungunst des Zufalls überliefern. Tausende wählen das Letztere unwillkürlich; weil sie nicht Lebensmuth und männliche Gesin-

nung besitzen und irgend etwas sonst eher zu unternehmen wagen, als sich mit sich selbst zu befreunden und zu sich selbst Zutrauen zu gewinnen. Wer zu sich selbst kein Zutrauen fassen kann, wie darf der erwarten, daß Andere ein solches zu ihm haben werden? —

Zaghaftigkeit und Unentschiedenheit sind die großen Klippen an denen Tausende stranden. Der Zaghaftige ist dem Vogel Strauß ähnlich, der, anstatt seine letzten Kräfte anzustrengen, um der Gefahr auszuweichen, seinen Kopf in den Sand steckt, und wähnt, wenn er also vor der Gefahr die Augen schließt, die Gefahr auch vor ihm sich verbergen werde. Der Mensch ist zum Herrscher bestimmt; Muth und Entschlossenheit, Erkenntniß seiner Seinswürde und Selbstvertrauen sollen ihn auf jeder Stufe des Lebens auszeichnen; wenn er nicht des Schöpfers Absicht selbst mißdeuten und sich den Umständen in Knechtschaftsdienste übergeben will.

Nichts kann dem Schöpfer, da er den Menschen schuf, ferner gelegen haben, als die Absicht, unentschlossene, armselige Weichlinge, bewegliche, scheue Kriech- und Zwittergestalten zu schaffen. Als Abbild der Gottheit ziemt dem Menschen Erkenntniß dieser Würde und Achtung vor derselben; Vertrauen auf Gott seinen Schöpfer und Zutrauen zu sich selbst. Wer sich selbst nicht soviel zutraut, daß er seine eigene Seinswürde gebührend respektirt, wird sein Zutrauen Andern schenken, und fast in jedem Falle Solchen, die schwächer sind als er selbst. — Solche unselbstständigen Leute scheinen zur Sclaverei geboren zu sein; sie wollen, sie müssen sich in feiger Unterwürfigkeit an Jemand lehnen, von Jemand bevormundet werden. Brauer's Rath enthält eine gute Lehre:

„Bau' nicht auf Protection,
Du läufst nur ab die Sohlen,
Empfiehl dich selbst, mein Sohn,
Dann bist du gut empfohlen."

Der Mensch soll seine Kräfte kennen und sie gebrauchen lernen, er soll die Umstände beherrschen und als Herrscher seine Stelle in der Schöpfung einnehmen; alles dieses aber kann er nicht, wenn er kein Selbstvertrauen hat. Gott selbst wird Demjenigen seine Hülfe versagen, der nicht Glauben und Vertrauen übt in solchem Grade, daß er willens ist, sich selbst aufzuraffen und zu handeln, so lange ihm Gottes Gunst zugesagt ist. Folgende kleine Parabel enthält hierüber eine Lehre für Jedermann:

„In der grauen Urzeit wandelte eine Schaar Menschen aus ihren alten Wohnsitzen und zog hernieder in das Land, welches der Niel durchströmt. Sie freuten sich des herrlichen Stromes und seines lieblichen Gewässers und bauten Wohnungen an seinen Gestaden. Aber bald stieg aus seinen Fluthen das gewaltige Unthier, Krokodil genannt, und zermalmte Menschen und Thiere mit seinem furchtbaren Gebiß. Da fleheten die Menschen mit lauter Stimme zu ihrem Gotte Osiris und baten ihn, sie von dem Ungeheuer zu befreien. Aber Osiris antwortete durch den Mund der weisen Priester und sprach: „Ist es nicht genug, daß die Gottheit euch Kraft und Verstand verlieh? Wer sie um Hülfe anruft, ohne die eigene Kraft anzuwenden, flehet vergebens! Nun ergriffen sie Schwerter und Stangen, und bestürmten das Ungeheuer in seiner Schilfwohnung; sie errichteten Schutzwehren und Dämme, und vollendeten in wenig Tagen Werke, die sie vorher sich nicht zugetraut hatten. Und so wurden sie der inneren verborgenen Kraft sich bewußt, welche in späteren Zeiten die gewaltigen Pyramiden und Spitzsäulen gründete, und sie erfanden manche Kunst und manches Geräthe, die sie noch nicht gekannt hatten. Das entsprechende Selbstvertrauen und der Kampf mit den Feindseligen weckt und stärket die schlummernden Kräfte des Menschen.“

Ein prüfender Blick auf die Geschichte zeigt uns die größten Helden und bahnbrechenden Geister auf allen Gebieten des praktischen Lebens als solche, die ein geziemendes Maaß von Selbstvertrauen besaßen und muthig den Gefahren entgegen traten, bis sie den Sieg davon trugen. Die zaghaften und unentschlossenen Geister sind vorübergegangen an ihrer Zeit und Umgebung ohne auf sie einzuwirken und oft sogar als geknechtete Sclaven, die unter der Wucht der Verhältnisse das Absingen ihrer Jeremiaden als Hauptbeschäftigung und Lebensaufgabe anzusehen hatten. Matthisson's Zuruf lautet:

„Alles kann sich umgestalten!
Mag das dunkle Schikſal walten.
Muthig! auf der steilsten Bahn.
Trau' dem Glücke! Trau' de. Göttern!
Steig', trotz Wogendrang und Wettern.
Kühn, wie Cäsar, in den Kahn.

Laß den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft muß wagen!
Leben gelt es oder Tod.
Laß die Wogen donnernd branden!
Nur bleib immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot!"

Wie mancher Jüngling wird für sein ganzes Leben verkrüppelt und für eine ungeordnete Laufbahn dadurch bestimmt, daß er von seiner nächsten Umgebung bevormundet und von den Verhältnissen auf jede Weise begünstigt wird. Er lernt nicht seine Kraft erproben noch seinen Muth im Kampfgewühl des Lebens stählen. Von Hause aus hat er gelernt, auf Andre sich zu lehnen und zu verlassen und diese angelernte Unselbstständigkeit wird zu einem bleibenden Charakterzug. Das Kind lernt selbst gehen, indem man ihm nach und nach die Stützen nimmt; der Adler lehrt seine Jungen fliegen indem er sie auf seinen

Fittigen fortträgt, und sich selbst überläßt. Der Mensch lernt am besten in sich selbst vertrauen, wenn die Noth ihn treibt und er oft nur zu wählen hat, zwischen Selbsthülfe und Untergang.

Durch ein zeitgemäßes Angewiesensein auf sich selbst wird dem Menschen ein guter Anlaß gegeben, die in seinem Innern schlummernden Fähigkeiten und Anlagen wach zu rufen, sie in Anwendung zu bringen und für sein eigenes Bestes zu verwerthen. Ferner findet solches Selbstanstrengen und Selbstvertrauen der Mensch auch am leichtesten den ihm zusagenden Wirkungskreis, die Sphäre, in welcher er seine Lebensaufgabe am besten lösen kann. Der Mensch muß sich selbst im Getriebe dieser Welt „zu Markte tragen" und seinen Werth bestimmen helfen; und wer sich dazu nicht verstehen kann, wird nur zu bald ausfindig machen, daß er für eine Nulle ausgegeben wird.

Unsere deutschen Vorfahren ließen den Jüngling erst durch allerhand kühne Wagnisse sich üben und erproben, damit er seinen Muth beweise, zu sich selbst Zutrauen gewinne und ein selbstgemachter Held sei, ehe er die Schwertleite empfing und den Kampfgenossen beigezählt werden durfte. Wer weiß es nicht, daß heute in mehr als einer Beziehung nach umgekehrtem Grundsatz verfahren wird. Ehe der Jüngling sich selbst kennt und überhaupt selbstständig geworden ist, sucht der begüterte Vater oder suchen die reichen Verwandten durch ihre „liebende Fürsorge" dem jungen Mann einen „Anfang" zu geben und legen dadurch mit ihrem sogenannten „Anfang" oft zugleich den Grund zu seinem unrühmlichen „Ende" oder Ausgang. —

Wenn das Selbstvertrauen nicht in leere Einbildung und Aufgeblasenheit umschlagen soll, so muß Tugend und sittliche Würde zu Grunde liegen. Der Unredliche, der Heuchler und Geck, wird höchstens leeres Geprahle, das sicherste Zeichen der

Schwäche von sich machen, aber zum eigentlichen Festhalten an der eigenen Personwürde und sittlichen Kraft wird es nie kommen. Das Selbstvertrauen des Tüchtigen ist ein unerschütterlicher Muth, aber es ist Edelmuth, Tapferkeit und keine Waghalsigkeit. Es ist das Zutrauen auf den Bestand des Rechts, des Muthes und der Wahrheit; Beispiele über Beispiele stehen Solchem zu Gebote die ihn belehren, daß Gott selbst solchem Geist und Sinn seinen Beistand zusagt. In der Oekonomie des Lebens geht nichts unter das wirklichen Werth hat. Gott läßt den Tapfern und Unternehmenden nicht sinken.

Kleinlich, und eines wahren Menschen unwürdig ist die Vertrauenslosigkeit, die sich im Staube windet, wenn irgend Jemand der erworbenen Gönner dem Günstling die „kalte Schulter" zeigt. — Diese Unselbstständigkeit, die dann sich geberdet, als drohten die Himmel einzufallen weil eine morsche Stütze vom kräftigen Lebensbau wegfällt, die dann Bücklinge und Kratzfüße macht, um doch ja noch länger die hohe Gnade (?) des Anlehnens an diesen starken Hort zu haben. — Dieses Gebahren sagen wir, ist eines wahren Menschen unwürdig. Wer sich selbst nicht verloren hat im Getriebe der Zeit, wem noch ein männliches Herz im Busen wallt, der kann getrost den Blick zu den Sternen heben, Gott anrufen, Muth fassen neuen Halt am Leben gewinnen und er wird nicht untersinken!

Der Muthlose und Verzagte, der ohne Selbstvertrauen und Selbstanstrengung seiner eigenen Vermögenheiten sich dem Mitleide Anderer übergibt ist wie der reiche Geizhals der sein Geld verbirgt, und in Muth und Armuth darbt und jammert. Nur durch Uebung und Erfahrung kann der Mensch seine Kräfte erproben, und im Vertrauen auf seine Kraft und die Gerechtigkeit seiner Sache einen Sieg davon tragen.. Luthers ganzes Leben

war ein Leben des Glaubens und Gottvertrauens; zugleich aber auch ein Leben, getragen von einem entsprechenden Maaß von Selbstvertrauen. Seine ganze Kraft ließ er in einer großen Sache aufgehen, und solche Helden kann Gott für sein Werk gebrauchen. Der Mann, der wahres Selbstvertrauen üben will, muß Allem zuvor von der Wahrheit seiner Sache, der Reinheit seiner Zwecke und Selbstlosigkeit seiner Motive überzeugt sein. Er muß auch Waghalsigkeit nicht mit Muth und Selbstvertrauen verwechseln. Ein deutsches Motto lautet: Weile zum Rath, eile zur That! Wer sich seiner Ziele und Aufgaben genau bewußt ist, und erkennt, daß die reine Pflicht ihm gebietet, der soll, der darf nicht seine Zeit mit feiger Unschlüssigkeit hintändeln; der habe Selbstvertrauen und handle! Er sei ein Mann, ein Held!

„Der nicht scheue die Welt, denn die heilige Stimme des Herzens.
Strenger das Urtheil spricht, als die Sophisten der Zeit;
Doch den erhabenen Trotz umfließe die mildere Sitte,
Und die gefällige Form künde vollendeten Geist!"

Wer Selbstvertrauen hat und demgemäß handelt, wird auch auf seine Umgebung als Glied der Gesellschaft nachhaltiger einwirken können, denn wer sich selbst, soweit als geziemend traut, dem werden auch Andere ihr Zutrauen nicht versagen. Und umgekehrt, wer sich selbst mißtrauisch wegwirft, kann der erwarten, daß Andere ein größeres Vertrauen in ihn setzen werden?! — Wahres Selbstvertrauen ist vom Gottvertrauen untrennbar, und so aufgefaßt ist die Sphäre seiner Uebung und Bethätigung das begrenzte Reich der Pflichten und sein eigentliches Wesen nur Glaube an menschliche Rechtschaffenheit, Fähigkeit und unternehmende Tüchtigkeit.

Hochmuth, Stolz und Eitelkeit.

Schmeichelnd lauert der Fall
Auf den Stolz im Sicherheitsschwindel;
Stürzet aber der Stolz,
Richtet der Schwindel ihn auf.

* * *

Eitelkeit baut sich von Schaum ein Schloß auf; strahlen die Sonnen,
Funkelt es hell, doch zerstirbts leicht vor dem Hauche des Winds.

Einer der hervorragendsten Faktoren in der Geschichte menschlicher Narrheit ist der Stolz. Stolz, Hochmuth und Eitelkeit sind engverwandte Geschwister. Sie alle haben ihre Entstehung und ihr Leben in der hohen Meinung die Jemand von sich selbst und seinen Vorzügen hat und nach diesen Einbildungen handelt; sich selbst darum gefällt, sie zur Schau trägt und sich selbst der wichtige Mittelpunkt des Denkens und Handelns wird; — auf Kosten der Achtung und Ehrerbietung gegen Andre und Veredlung des eigenen Wesens. Mehrere Gelehrte und Weise

haben der Welt ihre sogenannten „Bekenntnisse" übermacht, in welchen sie sich selbst zum Gegenstande der Betrachtung und Beobachtung machen, trotz ihrer Versicherung, daß sie auf's Unparteilichste zu Werke gehen und alle eitle Selbstgefälligkeit fern halten wollen, taucht doch hie und da das Selbstgefühl in üppigstem Wuchse auf. Rousseau versichert: „Ich habe mich so dargestellt, wie ich war, verächtlich und niedrig wann ich es gewesen; gut, edelmüthig, groß, wann ich es gewesen; ich habe mein Inneres enthüllt, wie du selbst, o ewiges Wesen, es gethan hast." — Wer aber sieht nicht das ausgeprägteste Selbstgefühl und an leere Eitelkeit grenzende Einbildung im Folgenden: „Versammle um mich die unzählige Zahl meiner Mitmenschen, damit sie meine Bekenntnisse hören, über meine Schwächen seufzen, über meine Schändlichkeiten erröthen. Möge dann jeder von ihnen seinerseits zu den Füßen deines Thrones sein Herz mit dem gleichen Freimuth enthüllen, und schwerlich wird auch nur ein einziger wagen zu dir zu sprechen: Ich war besser als jener Mensch!"

Hochmuth und Stolz offenbaren sich in allen Verbindungen des socialen, praktischen Lebens. Der wissenschaftliche Stolz gründet sich auf das wenig erstrebte oder viel eingebildete Maaß des Wissens, über welches eine Person verfügt; und wenn irgendwo, so ist es in diesem Stück, wo das Lächerliche der Aufgeblasenheit und Eitelkeit recht zum Vorschein kommt.

Der fromme Thomas Kempis hat ein gutes Recept gegen den Gelehrtenstolz. Er sagt: „Besser fürwahr ein demüthiger Ungelehrter, der Gott dient, als ein hochmüthiger Vielwisser, der den Lauf der Sterne aber sich selbst nicht beachtet. Wer sich selbst kennt, denkt gering von sich, und hat keinen Gefallen am Lobe der Menschen. Scheint es dir, daß du viel wis-

fest und wohl erkennest, bedenke, daß es noch viel mehr Dinge gibt, die du nicht weißt. Sei nicht stolz auf dein Wissen, sondern bekenne lieber deine Unwissenheit. Erhebe dich über Keinen; denn viele sind gelehrter als du in der Wissenschaft und Schrift. Das Nützlichste was du lernen kannst, ist, gern unbekannt zu bleiben und dich für nichts halten zu lassen.

Ja, das ist die nützlichste Fertigkeit, sich selbst kennen und gering achten. Von sich selbst nichts, von Andern immer viel zu halten, das ist hohe Weisheit und Vollkommenheit. Auch wenn du einen Andern offenbar sündigen und schwer sich vergehen sähest; doch dürftest du dich nicht für besser halten, weil du nicht weißt, wie lange du im Guten beharren könnest. Wir sind allzumal gebrechlich und du sollst dich für den Gebrechlichsten halten." Goethe höhnt den Wissensstolz, der ihm ein Zeichen der Unwissenheit ist, also:

„Da reiten sie hin! wer hemmt den Lauf!
Wer reitet denn? Stolz und Unwissenheit.
Laß sie reiten! da ist gute Zeit,
Schimpf und Schande sitzen hinten auf."

Der aufgeblasene Hochmuthspinsel zerstört gewaltsam die Sympathien, die Andre noch mit ihm haben und stellt sich selbst als seinen Berather, Helfer und einzigen Freund dar. Seiner Umgebung gibt er zu verstehen, daß er ihrer nicht bedürfe, und daß sie unendlich unter ihm stehe! — Wehe einem solchen Geck, wenn er in Noth und in's Gedränge des Lebens kommt! Welch eine Verleugnung, welch' ein Kampf also erinnert zu werden, daß man wie Andre an die Thüre der Sterblichen klopfen muß, um ihre Güte in Anspruch zu nehmen. —

Dem Hochmüthigen widerstehet selbst Gott, aber dem Demüthigen gibt er Gnade. „Hochmuth kommt vor dem Fall,"

sagt ein deutsches Sprichwort, und die Indier sagen: „Es gibt keinen größeren Feind als Stolz.“ Wer kann die vielen Dinge benamen, die dem Stolz zu Grunde liegen oder worauf die Menschen oft sich so große Einbildungen machen?

Am Lächerlichsten ist in Europa, und sonderlich in Deutschland der große Ahnenstolz, der hergebrachte, überlieferte Stammadel; zufolge dessen die überglücklichen Namenserben sich erhaben dünken über Alles, was außer ihnen Mensch heißt! — Jedoch der Dichter hat's getroffen, wenn er sagt:

„Ahnen, die man rechnen kann,
Und was wir nicht selbst gethan,
Schätz' ich für entlehnten Ruhm,
Nicht für wahres Eigenthum.“

Und Logau hat's auch richtig aufgefaßt in dem Epigramme:

„Hoher Stamm und alte Väter
Machen wohl ein groß Geschrei;
Moses aber ist Verräther:
Daß dein Ursprung Erde sei.“

In Tugend und wahrem Verdienst gibt es keine Stellvertreter, da muß der Sohn, rücksichtslos auf das Verdienst des Vaters, seinen eigenen Preis erringen.

Der Geldstolz oder die Schönheitseitelkeit und dgl. sind ebenso verwerflich wie sie sonderlich in unserer Zeit sich allgemein vorfinden. Auf jeder Straße laufen die Modeherrchen und eitlen Gecken zu keinem andern Zweck, als Narrenschau und Eitelkeitsparade zu halten. Jeder Vernünftige sieht die leere Aufgeblasenheit unverhüllt vor sich und muß nur wundern, welcher Schwäche und Kleinigkeitskrämerei der Mensch wirklich fähig ist. Alle diese Dinge, worauf der Einfältige stolz ist, sind nur Aeußerlichkeiten die mit seinem eigenen Wesen gar keine Verbindung

haben und folglich kein Verdienst und keinen besonderen Werth der Person verleihen, die sich so große Stücke darauf einbildet.

Der Stolze und Hochmüthige hat sich das niederste Lebensideal erwählt, das aufzutreiben ist. — Der Stolze denkt und wünscht und liebt sich selbst als den Werthesten und Besten. Kein Bereichern der Seele und des Geistes kann da stattfinden, sondern nur im Kreise des eigenen Ich's bewegt sich der Eitle umher. Das Große und Gute liegt um ihn herum, aber er sieht es nicht, weil sein eigenes „Ich" ihm im Wege steht. Der Teufel wählte in hochmüthiger Ueberhebung dieses Loos zuerst, und was er fand und hat, lehrt uns die heilige Schrift zur Genüge. Der Hochmüthige ahmt hierin dem bösen Feind nach.

Da der Sohn Gottes die Aufforderung ergehen ließ: „Kommet her zu mir Alle und lernet von mir," fügte er hinzu, daß Sanftmuth und Demuth die Lektionen sind, die bei ihm und von ihm zu lernen seien. Demuth, das direkte Gegentheil von Hochmuth, ist diejenige Tugend, die den Menschen in der Nachfolge des Meisters aller Meister auszeichnen soll. Der Stolz verräth einen beschränkten Geist und Mangel an Selbsterkenntniß, denn wer sich selbst kennt, weiß daß er nichts hat, worauf er zu pochen oder stolz zu sein eine Ursache hätte.

„Es seien nicht die staubgebornen Menschen
Des aufgeblas'nen wilden Stolzes Raub,
Bei deinem hitz'gen Starrsinn möcht' ich glauben,
Daß du aus Feuer stammest nicht aus Staub."

Leider wuchern die Unkrautpflanzen der Eitelkeit und des Stolzes sogar auf dem Boden der Religion, wo sie am wenigsten zu erwarten sein sollten, aber doch den nachtheiligsten Einfluß haben. Da steht der Pharisäer im stolzen Gefühl seiner Würde und hebt an: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andre

Leute" u. s. w. Er zählt seine Tugenden und Verdienste dem lieben Gott hin und geht von dannen. Hier schleppen die Schriftgelehrten und Heiligen ex professo ein armes Weib zu Jesu mit der grimmigen Anklage und Verurtheilung: „Meister, Moses hat uns im Gesetz geboten, solche Sünderin zu steinigen!"

„Schändlich ist's," sagt Zschokke „geistlichen Stolz, solche Einbildung von unserm besseren Charakter zu haben." — Gott der Allwissende weiß es, wie geringe Ursache wir haben, uns über irgend einen Fehlbaren mit raschem Uebermuth zu erheben; wie sehr wir Grund hätten zu zittern, wenn wir mit derselben Strenge und Liebloſigkeit beurtheilt werden sollten, wie wir Andre richten! Stolz und Hochmuth werden oft durch unvorsichtige Schmeichelei Anderer entzündet und genährt und oft auch andrerseits dadurch am besten beseitigt, wenn man den hochmüthigen Geck unbeachtet läßt. Es liegt Wahrheit in Bürger's Worten:

„Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmuth, den der Große übt.
Der Großen Hochmuth wird sich geben,
Wenn unsere Kriecherei sich gibt."

„Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden,
Und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden."

Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit.

Gib allezeit rechtes Maaß, betrüg' nicht in der Waagen,
Wo schon kein Mensch es sieht und alle Welt gleich schweigt;
Der Wohlthat Schaale doch, die Jemand dir erzeigt,
Wenn du sie wieder schenkst, soll allzeit überschlagen!

* * *

Aufrichtigkeit und treuer Sinn
Führt stets zum rechten Ziele hin;
Wer schlechter handelt, als er spricht,
Verdienet Gottes Liebe nicht;
Denn treu zu scheinen, falsch zu sein,
Das heißt — den Namen „Mensch" entweih'n!

Unter den vielen Tugenden, die einen edlen Menschen kennzeichnen, stehen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in der ersten Reihe. Ohne diese kann kein Mensch auf einen ehrenvollen Charakter Anspruch erheben noch auf die Achtung seiner Mitmenschen rechnen. Wo diese Tugenden fehlen, da kann man von Zutraulichkeit und Achtung gegen solche Personen nicht reden noch die Gesellschaft als eine glückliche bezeichnen, in welcher solche Personen ein gewisses Maaß von Einfluß haben. Materielle Be-

sitzthümer sind ein zeitlicher Segen und daher ein nicht gering anzuschlagendes Gut; geistige Ausbildung ist eine schöne Auszeichnung eines Menschen; es kann ihn beliebt und der Umgebung zum Segen machen; — aber weder hohe Rangstufe in der Gesellschaft, noch Reichthum — noch geistige Ausbildung lassen nach ihrem Werth sich so hoch anschlagen wie Ehrlichkeit. — Ja, es darf wohl gesagt werden, daß feine Weltbildung mit unaufrichtigem Sinn und Unehrlichkeit verbunden eine gefährliche Ausrüstung ist. Wie das scharfe Schwert in der Hand eines Wahnsinnigen — man weiß nicht, wie er es gebrauchen wird, bis ein großes Unglück angerichtet ist. —

Wie wir in die verschiedenen Menschenklassen und Geschäftsverbindungen blicken, gewahren wir eine gewisse Klasse, die sich selbst zu den sogenannten „höhern Kreisen" rechnet. Was ihnen diese Rangstufe angewiesen, ist jedoch nicht ein unbescholtener Lebenswandel und sittliche Charaktergröße, sondern die Masse ihrer materiellen Güter, die große Zahl ihrer Thaler! Wie aber gelangten sie in Besitz dieses Reichthums? Nicht durch ehrenhafte Arbeit und Oekonomie, sondern — durch Schwindel und unehrliche Geschäftskniffe! Der Ehrliche ist der Pfeiler seiner Umgebung; der Unehrliche ein Fluch, ein Parasit, der nur darauf bedacht ist, aus seinen Mitmenschen Vortheil und Gewinn zu ziehen um sich selbst auf jede mögliche Weise zu bereichern.

Der ehrliche Mann ist ein gesuchtes Gut, ein Segen und Beglücker, ein Freund aller Redlichen, ein ganzer Mensch! — Es dürfte sonderlich in unsern Tagen, wo materieller Sinn, Unehrlichkeit und Treulosigkeit in allerlei Gestalten erzeugt, statt nach Namen, Stand, Herkommen u. s. w. zu fragen, einfach fragen: Ist er oder sie ehrlich? — Ist er aufrichtig? — Lavater sagt sehr schön:

„Wohl dem, der sich gewöhnt zur Treu' im geringsten Geschäfte,
Der in Allem sich gut, wohlwollend beweist und Vernunft zeigt,
Dessen Zweck es ist: zu veredeln durch Alles sich selber."

Der Mangel an Ehrlichkeit ist die Ursache, daß Vertrauen und Offenheit selten geworden und Jedermann seinen Nächsten für einen Betrüger ansieht, bis daß unwiderlegliche Beweise ihn eines Besseren überzeugt haben. Unsre Tagesschriften sind Kataloge geworden von lauter Schandthaten, keine Woche vergeht, wo nicht eine große Anzahl Verbrechen verübt werden, denen Habsucht zu Grunde liegt und das Abhandensein aller Ehrlichkeit bekundet. Der Geschäftsmann muß fürchten sein Commis und Geschäftsführer üben Unterschleife, er sieht seine Profite verringert und — um sich sicher zu stellen, wird auch seinerseits Unehrlichkeit geübt, Waaren verfälscht, Maaß und Gewicht verändert und auf jede mögliche Weise die Kundschaft übervortheilt um „ein Geschäft" zu machen. — Und, — wer weiß es nicht, daß in unzähligen Fällen diese Art systematischen Betruges und großartiger Unehrlichkeit ungestraft bleibt, und dem Arm der bürgerlichen Gerechtigkeit entgeht. Dieses ist dem allgemeinen Wohl und der Tugend der Ehrlichkeit um so nachtheiliger, indem dieses scheinbare Gelingen unerfahrene Jünglinge zur Nachahmung veranläßt; und ehe sie sich's versehen, ist Gewissen, Treue, Aufrichtigkeit, Rechtsgefühl, guter Ruf, Glück, Freiheit und Alles verloren! Als schiffbrüchige Fremdlinge finden sie sich vom Sturm des Weltlebens und vom Arm der Gerechtigkeit in eine einsame Ferne verschlagen und aller Mittel bar, starren sie nun, einer verzweifelten Hoffnungslosigkeit übergeben, der düstern Zukunft entgegen. Sie genießen die Früchte ihrer Werke. — Thognis Rath ist:

„Handle mit Rath! Nie suche
Durch schändliche Thaten und Unrecht
Ehren und Tugend und Ruhm,
Oder auch Schätze zu fahn."

Eines unserer besten deutschen Sprichwörter lautet: „Ehrlich währt am längsten!" Der Ehrliche ist ein kluger Mann, der sein Haus auf einen Felsen baut. Die Wetter des wechselnden Erdenglücks mögen kommen und stürmend sein Gebilde umtosen, es wird allem Andrängen prüfender Elemente Trotz bieten und bestehen, sein Grund läßt es nicht wanken. Ehrlichkeit und einfacher, biederer, aufrichtiger Sinn verschaffen Achtung bei Menschen und Wohlgefallen vor Gott.

Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit müssen um ihrer selbst willen gepflegt werden. Selbstsucht und Vorbedacht auf eigenen Vortheil, schließen die Tugenden aus. Sie müssen ihren Grund im Gesetz Gottes haben, welches Gesetz heilig ist. Weil das Wort des Herrn diese Tugenden fordert, sind sie heilig und billig, und tragen ihren eigenen Lohn in sich. Der Ehrliche und Aufrichtige wird nie für immer gehaßt und verlassen bleiben; der Lohn für seinen Edelmuth wird ihm auch schon in diesem Leben werden. Verwandte, edle Seelen klingen zusammen, ziehen einander an, und finden sich endlich um einander zu beglücken. Wer aber nirgends Aufrichtigkeit und Treue, Ehrlichkeit und Biedersinn finden kann und die ganze Welt des Unrechts zeiht, der hat Ursache sich selbst zu untersuchen, ob er diese Tugenden besitzt, deren Mangel er an Andern so hart rügt. Der Ehrliche und Aufrichtige ist überall ein Biedermann, der auch Andern Gutes zutraut und es an ihnen findet, weil er von seinem Innern auf den Charakter Anderer schließt.

Immerhin aber mag die wahre Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit

nicht so häufig sein wie zu wünschen, das soll aber den Redlichen nicht afficiren; er gehört dennoch — wenn nicht zu einer großen, dann doch zu einer guten Menschenklasse. Und sollte es das Loos sein, hier im Leben verkannt und unbeachtet zu bleiben, so hat das zur eigentlichen Sache nichts. Es ist Einer der da recht richten wird am Tage den er machen wird. Da wird Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit im vollen Glanze strahlen und den Freudenlohn des Ewigen aus seinen Händen empfangen.

Ehre, Ehrgefühl und Ehrsucht.

Die Ehre bleibet wohl der wahren Tugend Kind,
Dies sieht man in der Welt, dies hört man in den Schulen.
Seht, wie so schon nunmehr das Sprichwort Kraft gewinnt:
„Der, so die Tochter will, muß mit der Mutter buhlen."

Der Mensch, der kein Ehrgefühl hat, wird auch keine Tugenden aufzuweisen haben. Seine persönliche Würde ist ihm gleichgültig; er achtet sich selbst nicht, und wenn er so thut, wird die Ursache fast in jedem Falle die sein, daß seine Person-Totalität, sein Charakter weder ihm noch Andern Werth genug hat um beachtet zu werden. Sich selbst keine Achtung zollen und um die Ausbildung seines Charakters und Personheiligthums unbekümmert sein, heißt das großartigste Werk Gottes, worüber man persönlich zum Wächter bestellt ist, verachten und entweihen. Es ist dieses sowohl des Menschen unwürdig als es auch geradezu unnatürlich.

„Leblos ist der Krystall,
Und erglüht vom Strahl der Sonne;
Und es sollte der Mensch
Ehrlos dulden die Schmach?"

Wahres Ehrgefühl besteht nicht darin, daß man eine hohe Meinung von seinen persönlichen Vorzügen und Verdiensten habe, daß man sich selbst große Einbildungen darüber macht und erwartet, jeder Andere werde auch zugleich mit demselben Grade von Achtung und Verehrung gegen Einen erfüllt sein, als man selbst ist. — Dieses wäre der nackte Stolz und Eigendünkel. Wahres Ehrgefühl besteht im Gegentheil in der Erkennung seines eigenen Unwerthes und der Pflicht, daß man durch Wollen und Streben im Dienste des Guten und Wahren und im Verabscheuen und Sich-fernehalten von allem Niedern und Gemeinen sich selbst einen moralischen und menschlichen Werth erwirbt. Das Böse und Gottwidrige aller Art meiden und hassen und das Gute und Gottgewollte fördern helfen und lieben um seiner selbst willen, ist Ehrgefühl haben und das Heiligthum seiner Person in seiner Würde belassen und wahren. Eine Person, die von diesen Grundsätzen getragen, die Würde ihres Seins zu wahren sucht, wird auch der Achtung Andrer sich erfreuen können. Nur wer Ehrgefühl vor sich selbst hat und sich ehrenhafter Handlungen fleißigt, darf auf den Namen eines Ehrenmannes rechnen oder Anspruch erheben.

Wer durch sein Leben keinen Ehrencharakter offenbart, wird sich umsonst mit Titeln und Würden schmücken, Adelsbriefe und aller äußere Prunk decken den moralischen Unwerth nicht zu und ein ehrenloser Lump und Narr, wenn nicht gar ein Niederträchtiger und Verbrecher wird sich trotz seinem Ehrennamen doch überall offenbaren und bloß stellen, wo er es mit denkenden Leuten zu thun hat.

„Du kannst verlornes Geld erwerben,
Kannst Güter wieder erben;
Verlor'nen Namen stellt kein König wieder her!"

Maximilian urtheilte daher sehr richtig, da er zu Jemand, der um einen Adelsbrief nachsuchte, sagte: Ich bin vermögend Sie reich zu machen, aber Sie zu adeln kann, vermag nur Ihre eigene Tugend. Und Weißenborn hat recht wenn er sagt, daß Ehre ohne Würde und Tugend kindisches Spiel ist.

„Die nicht zuvor bei Gott in Gnade steh'n,
Und durch das Glück zur höchsten Würde schreiten,
Sie gleichen Kindern, die zu Fuße geh'n,
Obschon sie stolz auf buntem Stecken reiten."

Wenn Ehrgefühl im richtigen Verhältniß und Maaße auch eine Tugend ist, so schlägt es doch so gerne auch in jene Leidenschaft um, die der Tugend ganz besonders nachtheilig ist — in Ehrsucht oder Ehrgeiz. Und wer weiß nicht, wie zerstörend dieses Laster, diese Untugend in der Gesellschaft schon gewirkt hat und noch wirkt. — Daher mahnt auch die Schrift: Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein. Der Ehrgeizige ist ein Ungeheuer das Alles, — sogar sich selbst, vergißt, um nur dieses Duftgebilde zu erreichen. Manche der schmählichsten Handlungen, die uns in der Geschichte aufbewahrt sind, entsprangen aus keinem andern Motiv als purer Ehrsucht. Nero opferte Alles, was einem Menschen theuer sein kann um die Ehre eines gefeierten Künstlers zu genießen. Sulla und Marius schlachteten ihre Mitbürger zu Tausenden um die Ehre zu haben, — als erste Männer in Rom zu glänzen. Cäsar und Alexander konnten Thränen weinen, weil ihre Heldenthaten ihnen nicht so viel Ehre eintrugen als dem Achilleus die seinigen, welches wohl an sich menschlicher war, aber die Motive waren dieselben, denn sie

dürsteten nach Blut. Ihre Ehre suchten sie im Elend ihrer Mitmenschen.

Wie eine Schattenwolke zieht sich der Ehrgeiz durch die Geschichte der Menschheit, gute Thaten befleckend und zu tausenderlei Thorheiten und oft schauderlichen Unternehmungen die schwachen Menschen anfeuernd. Montagne sagt richtig: „Es ist keine Träumerei so beliebt und so allgemein, als die Sorge für unsern Namen und unsere Ehre, die wir uns so stark angelegen sein lassen, daß wir Reichthum, Ruhe, Leben und Gesundheit aus den Augen lassen, um diesem nichtigen Bilde und leeren Schalle nachzulaufen, der weder Leib noch sonst etwas hat, wobei wir ihn halten könnten. Wir treiben mit allen andern Sachen Handel. Wir leihen unsere Güter und unser Leben unsern Freunden, die es nöthig haben. Allein Derjenigen, die ihre Ehre mittheilen und Andre mit ihrem Ruhm beschenken, finden sich wenige."

„Mit welcher Sehnsucht und Beschwerde,
Thor, suchst du stolz den Ruhm der Erde,
Dies Blendwerk, dem du dienstbar bist!
Nach dieser Weltzeit flücht'gen Jahren
Wird Lob von Gott Dem widerfahren,
Der dieses Lobes würdig ist."

Cicero sagt, daß selbst Diejenigen, die gegen die Ehre und Ehrsucht schreiben, in demselben Fehler befangen sind, denn sie setzen ihre Namen vorne an die Bücher und suchen dadurch Ehre zu erwerben, daß sie die Ehre verachtet haben. Chrisipp und Diogenes verachteten die Ehre und sagten, unter allen Wollüsten wäre keine mehr zu fliehen und gefährlicher als die Ehre, die wir durch den Beifall Anderer genießen. Sie hielten sie nicht für werth, daß ein verständiger Mensch einen Finger nach ihr ausstrecke. Karneades, ein andrer Weltweiser hielt da-

für, daß die Ehre werth sei um ihrer selbst willen gesucht zu werden, sowohl als wir für die Kinder zu sorgen, die erst nach unserm Tode geboren werden sollten. Daß die Ersteren richtiger gesehen ist offenbar. Der Ehre nachzujagen ist gleich dem Unterfangen den Rauch oder Nebel zu haschen. Ehre ist ein Dunstgebilde, ein Phantom ohne Substanz und Bestand.

Wie Viele aber sind dennoch, die ihr Alles für dieses Phantom freudig hingeben! Ist etwa ein öffentliches Amt, das einwenig Ehre einträgt, wie groß ist die Zahl der Bewerber! Und wie brüstet sich der Erfolgreiche, und wie beneiden die Andern den vermeintlich Glücklichen! Wären Alle der Ansicht des Dichters, wenn er sagt:

„Nicht denk', es könn' ein Amt ohn' alle Sorge geben;
Wo Ehre wohnet, steht der Sorgen Haus daneben."

So würde das Jagen und Fischen nach politischen sowohl als kirchlichen Aemtern *seltener* und die geleisteten Dienste in diesen Aemtern bessere sein. Ehrsucht ist des wahren Menschen unwürdig. *Montagne* hat richtig gesagt: „Gott allein gehört Preis und Ehre und nichts ist ungereimter, als wenn wir dieselbe für uns suchen. Wir sind innerlich dürftig und nothleidend, unser Wesen ist unvollkommen, und wir haben stets Verbesserung nöthig. Nach dieser müssen wir uns bestreben." Darin findet der Mensch seine Ehre, seine Lebensaufgabe und seines Lebens bessere Weihe.

Friedrich von Schlegel, einer unserer hervorragendsten Dichter hat in dem Unglücksjahre 1806 die Ehre eigens in einem Liede also besungen:

„Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend schwanken

Steht die Ehre dennoch fest;
Ewig, wie der Nordstern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Diesen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegeslust dem Kühnen.

Denn es siegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geschlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre,
Siege sonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falscher Ruhm ist mehr nur Tadel.

D'rum sei jener Hoheprieſter,
König er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gen Riesen
Muthig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den großen Ahnen
Er auf seinem freien Thron,
An den Ruhm der Väter mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Namen, strahlend durch die Zeiten,
Jener, so die Welt befreiten.

Möchte, neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre festem Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder ein's im alten Bund,
Ihm als Sieger doch gelingen,
Alle bald dem Retter singen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nicht genug?
Soll durch Gott uns härter strafen

Noch die Geißel, die uns schlug;
Dennoch zu den fernsten Zeiten
Wirst du schönen Glanz verbreiten.

Lichter Stern, der uns geschienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd' einst worden."

Schmeichelei.

Süß wie Honig rinnt
Zum Herzen die schmeichelnde Rede;
Aber sie wird auch leicht
Tief im Herzen zu Gift.

Schmeichelei ist schlauer Betrug untermischt mit Selbstsucht und zeugt von einer gemeinen Natur oder verdorbenen Seele. Sie ist das Bestreben, durch Geberden, Reden und Handlungen die Eitelkeit und den ausgeprägten Stolz Anderer zu nähren um ihre Neigung und Freundschaft dadurch zu gewinnen. Eigennutz ist daher letztendlich ihre Grundeigenschaft, wenn nicht gar Mangel an Wahrheitsliebe und Edelmuth, somit Feigheit und Kriecherei.

Der Schmeichler befleckt zwei Charaktere zu gleicher Zeit; seinen *eigenen*, indem er aus Feigheit oder Eigennutz von Jemandes Person, Verdienst oder Stand, Urtheile abgibt, die nicht seine Ueberzeugung aus-

drücken, mit deren Wahrheit es ihm folglich selbst nicht ernst ist. Er schädigt den Mitmenschen, indem er dessen Eitelkeit auf Kosten des bessern Selbst entwickeln hilft, seine Schwachheiten zudeckt, und ihn daher an seiner Selbstbesserung hindert. Manche der tüchtigsten Geister, die allen andern Proben und Stürmen des Lebens heroisch Trotz boten, gingen an den Klippen der Schmeichelei elendiglich zu Grunde. Besonders werden Fürsten und Große durch Schmeichler verblendet und in Thorheiten und Sünden gestürzt. Logau's Sinngedicht hat heute noch Wahrheit:

„Die Macht der Schmeichelei, die Fürsten stets umgibt,
Erlaubt dem Besten kaum, zu wissen wer ihn liebt.
Und, kann die Gleichheit nur den Bau der Freundschaft gründen,
Wie kann er einen Freund, statt eines Heuchlers finden?
Der Erbpflicht eisern Joch, ein höllenheißer Eid,
Wirkt, knechtisch, Treu' und Pflicht, doch keine Zärtlichkeit."

Klitus wurde zur Leiche und Alexander ein Mörder — in Folge der Schmeichelei griechischer Gelehrten. Selbst Friedrich der Große gab sich manche unfürstliche Blößen in Folge der übermäßigen Schmeichelei französischer Windbeutel. — Wer weiß es nicht, daß eine Mehrzahl fürstlicher Hofbeamten, die als Günstlinge obenan stehen, nicht durch Verdienst, sondern lediglich durch Schmeichelei zu solcher Würde und Auszeichnung emporstiegen. Allein:

„Durch Schmeichelei in Gunst gerathen,
Ist wahrlich nicht beneidenswerth.
Wer vorwärts strebt durch edle Thaten —
Nur der verdient, daß man ihn ehrt.
Des Schmeichlers Glück ist nicht von Dauer,
Die Zeit entlarvt des Truges List,
Und dann erst zeigt es sich genauer,
Was bloßer Schein, was Wahrheit ist."

Schmeichelei ist das Fahrbillet mancher Menschen, auf welches hin sie durch's Leben schiffen. Charakterfestigkeit und wahre Menschenwürde scheinen ihnen zu theuer erkaufte Güter zu sein, und obendrein kein gut angelegtes Kapital, wenn einmal errungen. Zu schmeicheln, ist bei ihnen ein billiges Geschäft; und da diese Art der Absetzung ihrer Waare guten Erfolg verspricht, so nimmt man keinen Anstand, sich an diese Art des Umganges mit Menschen zu gewöhnen. Der Schmeichler ist gefährlicher als der Feind, denn der Feind sagt uns, obgleich aus keiner guten Absicht, unsre Fehler, und legt die Schwächen, die uns selbst schädlich sind, bloß, somit veranlaßt er uns, über unsere eigene Verfassung nachzudenken und uns zu bessern. Der Schmeichler deckt die Blößen und Fehler zu, bis sie sich uns selbst aufdecken und oft den größten Nachtheil bringen.

Wenn Schmeichelei irgendwo übel angebracht ist, dann ist es unter Freunden. — Wahre Freundschaft fordert, daß man sich gegenseitig belehre und in Liebe alle Charakterschwächen zu heben suche. Aufrichtigkeit des Umgangs und der Gesinnung schließt an sich Lobhudeln und Schmeichelei aus. Wo die Freundschaft auf unlautere Grundsätze oder Motive gebaut ist, wird sie sich der geschraubten Liebesbeschwörungen und Schmeicheleien bedienen; nicht aber wo Treue, Selbstlosigkeit und Liebe wohnen.

„Ein Freund, den dir dein Reichthum gibt,
Der ihn, nicht deinen Umgang liebt,
Ist, weil er es nicht redlich meint,
Ein Schmeichler und kein wahrer Freund."

„Vertraue Leuten nicht, die lieblich schwätzen wollen;
Die Pfeife klinget wohl, wenn Vögel eingeh'n sollen."

Wie der Schmeichler einerseits ein böser Geselle ist, vor dem sich der rechtschaffene Mensch in Acht nehmen muß, so ist auch

andrerseits der Freund und Liebhaber der Schmeichelei eine Last für gute Gesellschaft. Diese Leute schauen sich bei jeder Gelegenheit gerne selbst als Centrum ihrer Umgebung, als eine Art priveligirte Menschenklasse an, die selbstverständlich über Fehler und Tadel erhaben ist und es sich daher, nach ihrer Meinung, von selbst versteht, daß man sie bewundere, ihnen Lorbeerkränze winde und Weihrauch streue. — Wehe dem Sterblichen, der sich erkühnt, an der Richtigkeit des Urtheils solcher Leute einmal zu zweifeln; oder ihnen auch nur im Leisesten zu bedeuten, daß sie— sie selbst — einen Fehler gemacht haben!!

Solche hinaufgeschmeichelten Pinsel wollen naturgemäß nur Schmeichler in ihrer Nähe haben; und wer sich dazu bequemen kann, ist bei ihnen der weiseste, tüchtigste — und gar der frömmste Mensch in der Welt. Jedermann aber, der aus Liebe zur Wahrheit Edelmuth genug besitzt, ihnen ohne Umgänge die Wahrheit, in's Gesicht zu sagen, ist ein Feind, ein Niederträchtiger, — vielleicht gar ein Bösewicht! Und dieser muß verfolgt werden, bis er sich eines Besseren besinnt! Dieses ist nicht nur in höheren, verzärtelten oder weltlichen Kreisen der Fall, sondern sogar oft in religiösen Genossenschaften. Der Schmeichler und der Liebhaber aller Schmeicheleien, sind eine gesellschaftliche Schmarotzerpflanze, die auf jedem Boden und in jedem Klima fortkommt. Der Verständige leiht sein Ohr gern der Wahrheit und verzichtet mit Freuden auf das Lob der Schmeichler.

„Nichts wie die Schmeichelei ist so gefährlich dir,
Du weißt es, daß sie lügt, und dennoch glaubst du ihr."

Muth und Ausdauer.

Dann, dann stek als ein Leu laß dann ein Herze blicken
Wenn dein Verhältniß tobt! Es wettre wie es will,
So halte mit Geduld in solchem Sturme still
Es wird sich dermal einst zu deinem Besten schicken.

G. Neumark.

Der Muthige beherrscht die Welt; Feigheit schmiedet Ketten um Gefangene und Sclaven zu machen. Ein feiger Mann ist kein Mann; er ist eine Zwittergestalt, die sich unwillkürlich Jedem zu Füßen wirft und ihm zuruft: „Suchst Du einen Kriecher und Staublecker, so engagire mich; ich bin bereit zu dienen.“ Der Muthige tritt an die Verhältnisse mit der Würde eines Gebieters; er füllt den Platz aus, den der Schöpfer dem Menschen in der Welt angewiesen hat. Die größten und heiligsten Lebensgüter, die die Menschheit heute hat, hat sie dem Muthe einiger ihrer Glieder zu danken.

Es ist der Muth, sittlicher Heroismus, den die Welt heute in den Namen der größten Geister be-

wundert. Männer, die der Gefahr eine trotzige Brust, eine unerschrockene Stirn, eine feste Gesinnung entgegen trugen, die um keine Gefahr sich kümmerten, so lange sie rechte Grundsätze vertraten, die ihr Leben in die Schanze schlugen, wenn es der Befreiung der Wahrheit galt. Wo läßt sich etwas Großes und Gutes heute finden, das nicht mit Muth und Anstrengung errungen wäre? — Schritt für Schritt ist die Menschheit kämpfend und siegend weiter gedrungen und hat ihre Fahnen und Triumphsäulen auf die Hügel der Geschichte aufgepflanzt.

Der Erlöser der Welt geht mit dem größten Heldenmuthe in den Tod, und mit voller Fassung betet er sterbend für die Feinde. Seine Gesandten und Herolde waren Männer des Muthes. Paulus ruft aus, daß weder Hohes noch Tiefes, Gegenwärtiges oder Zukünftiges ihn scheiden könne von der Liebe Gottes. Im vollen Siegesbewußtsein getraut er sich in Allem zu überwinden, um deß willen, der ihn geliebt hat. Ihm folgt der ganze Reigen bis herab auf Luther und die Helden des Kreuzes unserer Tage. Luther geht nach Worms trotz aller Feinde und Gefahren, weil es dem Kampfe für die Wahrheit gilt. Und das Urtheil des Kaisers lautet: „Was wollen wir hier weiter thun? Der Mönch redet unerschrocken!“ Der Muth überhaupt schlägt durch und hilft zum Siege.

Die Geschichte der Religion und Wissenschaften zeigt uns, daß Muth erfordert war, um irgend einem neuen Gedanken Geltung zu verschaffen. Bruno wurde von der Inquisition zum Scheiterhaufen verdammt, weil sein heller Geist die Irrthümer in der Wissenschaft seiner Zeit blos zu stellen sich erkühnte. Ohne Furcht trat er vor seine Richter, und mit dem Freimuthe eines Helden sagte er: „Ihr fürchtet euch mehr, mein Urtheil auszusprechen, als ich mich fürchte, es zu empfangen!“ Gallilei, Roger

Bacon, Copernicus, Keppler u. A. sind Namen derer, die trotz aller Anfeindungen und Verfolgungen mit Entschlossenheit und Muth für die Sache einstanden, die sie als Wahrheit erkannten.

Nicht nur in der Religion und auf dem Gebiete der Wissenschaft hat Muth und Entschlossenheit Siege errungen, und ist zum wahren Erfolge nothwendig, sondern auf allen Gebieten des praktischen Lebens. Es ist keine Wirkungssphäre so gering, daß sie nicht einen muthigen Geist erheischte um die kleinen und großen Widerwärtigkeiten und Gefahren zu überwinden, die zu den täglichen Vorkommnissen gehören. Ohne Muth ist kein entsprechendes Fortkommen in irgend welcher Bethätigungsweise möglich. Der Dichter sagt mit Recht:

„Wenn du den Muth verlierst, verlierest du die Kraft
Zu wirken, und dein Werk verkümmert stümperhaft.

Wenn der gesunk'ne Muth auf einmal wieder steigt,
Zu wilden Ranken ist alsbald der Trieb geneigt.

D'rum bitte täglich Gott, daß er dich, streng wie gütig,
Nie muthlos lasse sein, noch werden übermüthig."

Der Muth, der in physischen Kämpfen und Gefahren gefordert ist, mag immerhin hoch stehen, jedoch der Muth, der in den Kämpfen der Geisteswelt gefordert wird, um das Feld zu behaupten, ist höher anzuschlagen. Vortheile, Ehre, Freude, Güter und Alles, sogar sei eigenes Leben ausschlagen, wenn es sich um Recht und Wahrheit handelt, das erfordert Muth; — das ist Heroismus, den die Welt oft nicht sieht und selten bewundert; aber der höchste Richter im Himmel: Gott — und der höchste Richter im Menschen: das Gewissen, beloben und rechtfertigen solchen Muth.

Wahrer Muth ist auch nicht Frechheit, Roheit und Ausgelassenheit, sondern gepaart mit, und gegründet auf Erkenntniß, Liebe, Wohlwollen und Menschlichkeit. Männer, die die Welt oft als muthige Helden ausgab, waren nichts weniger als das; aber herzlose Tyrannen, die in ihrer bestialischen Ausgelassenheit im Blute ihrer Mitmenschen wateten, da ihr eigenes Leben aber in Gefahr stand, zitterten sie wie feige Memmen! Ein Beispiel hievon liefern die Bluthelden der französischen Revolution. Der wahre Heroismus und Kämpfermuth ist nicht auf blutigen Schlachtfeldern, sondern im täglichen Leben zu suchen. Wo Weiber sowohl wie Männer, pflichttreu handelnd eingreifen und jede Gefahr überwinden, um die obwaltenden Umstände zu beherrschen, ihre Aufgaben zu lösen und den Sieg des Lebens davontragen. Zum Muth gehört Ueberlegung, weiser Bedacht und Klugheit, wenn er nicht zu rücksichtsloser Zerstörungswuth und wilder Ausgelassenheit verleiten soll. So sagt schon Evenos hierüber:

„Schön und nützlich ist Muth,
Vereinet mit kluger Besinnung.
Aber von Klugheit getrennt,
Bringt er Verderben hervor."

Muth an und für sich mag oft auch erfolglos bleiben, wenn nicht Ausdauer mit ihm verbunden ist. Der bloße Muth kann eine aufflackernde Gemüths- oder Seelenstimmung sein, die heute wagt und morgen zagt, heute erringt und morgen verliert. So wird des Lebens Energie von Vielen nutzlos verbraucht und ihre Anstrengungen um Erfolg zu erzielen schrumpfen zu einer Sysiphus-Arbeit zusammen: — Ein Abmühen, das auf der Stelle festgebannt ist und kein Fortrücken zum Siege kennt! —

„Greif' an ein Werk und wirf
Den Muth nicht bald zu Erden;
Was schwer ist, kann durch Fleiß
Und Uebung leichter werden."

Die Welt ist voll von solchen Leuten, die mit Begeisterung und frischem Muth an irgend ein Unternehmen gehen, das kühnste Wagniß hat lauter Poesie und Reize für sie — von Abschrecken ist keine Rede — und doch ist der Ausgang in jedem Falle ein Fehlschlag. Die einzige Ursache ist: Mangel an Ausdauer. Ausdauer erfordert und befördert mehr als angeborner Muth, Standhaftigkeit, Charakterausbildung und Selbstvertrauen. Die Erfolge und Siege auf allen Gebieten des Lebens liegen nicht auf der Oberfläche des Welttreibens, daß man sie nur so ohnehin in Empfang nehmen dürfte. Ausdauer ist es, die Erfolge erzielt und auf den Errungenschaften der Zeit ihre Fahnen aufpflanzt. — Eine Sache, ein Unternehmen um's andre mit Begeisterung angreifen und nach der ersten Kraftprobe fallen lassen, zeigt einen Schwächling, der sich bald des Zutrauens Anderer unwürdig macht, und sein eigenes Selbst neckt und beleidigt.

„Wer immer nichts vollbringt,
Und fängt doch Vieles an,
Wird in Gedanken reich,
Im Werk ein armer Mann."

Die Völker der alten Welt haben nicht so viel Unternehmungsgeist gehabt wie die heutige Zeit, aber an Ausdauer haben sie es fast weiter getrieben und leuchtendere Beispiele hinterlassen als jetzt aufzutreiben sind. Egyptens Pyramiden, Babylon's Mauern, Jerusalems Tempel sind Beispiele der unermüdlichen Ausdauer. Es ist Ausdauer, was die größten Schwierigkeiten überwindet, Meere befährt, Ströme überbrückt, die Natur in ihren Gewaltkämpfen zähmt und in Fesseln schlägt. Jeder

Schritt, den die Menschheit vorwärts gethan, erforderte eine besondere Anstrengung und eine Ausdauer um von Resultat zu Resultat zu schreiten.

Nicht aber gilt dies allein von dem Vorandringen auf den Bahnen des praktischen, commerziellen Verkehrs, sondern auch, und ganz vorzüglich auf den Gebieten des geistigen Strebens. Was heute der Knabe in der Schule als eine leichte Kinderaufgabe lernt, ist das Resultat großer anhaltender Anstrengungen jener forschenden Geister der alten Welt. Es scheint heute Vielen eine lächerliche und fast widersinnige Illusion zu sein, daß man Hypothesen, wie die des ptolemäischen Weltsystems u. A. für wissenschaftliche Wahrheiten ausgab; aber selbst jene Hypothesen, begleitet und gepflegt mit dem aufrichtigsten Forscherfleiß, waren große Errungenschaften und bekunden das rastlose Streben der Menschheit. H. G. Lewes sagt daher sehr richtig, daß man die alten Forscher ehren soll, denn: „Verachtung gegen die Speculation der Weisen des Alterthums oder auch der neuen Zeit, wäre ein Gefühl, zu dem wir uns nicht leicht bekennen würden, wie wir auch von der Wahrheit ihrer Systeme denken mögen. Schon die Geschichte eines langen fleißigen Studiums, immer vereitelt und immer erneut, würde allein hinreichen für alle ernsten Forscher Theilnahme und Achtung zu erzeugen, weil ohne ihre großen Arbeiten die Wissenschaft niemals in die Welt gekommen wäre. Nicht darum, daß diese edlen Pioniere in den Laufgräben geblieben sind, soll ihr Ruhm erblassen. Wenn wir aus ihren Leichen eine Brücke machen, sollten wir ihrem Andenken einen Altar errichten.“ Sie schritten auf ihrer Bahn langsam fort, aber es war dennoch ein Fortgang! Ein Gedanke zum andern, eine Wahrheit zur andern, eine neue Regel zur andern, ein Gesetz nach dem andern aufgestellt als erprobte Wahrheit; so

ging durch stete Ausdauer der Menschengeist in der Geschichte von Stufe zu Stufe.

„Wenig zu wenig gelegt, wird bald zum steigenden Haufen;
Tropfe nach Tropfe wird einst mit den Jahren ein Strom."

„Durch die härtesten Felsen dringet
Endlich vieler Tropfen Kraft!
Unverdross'ner Fleiß erringet
So den Schatz der Wissenschaft."

In der Religion wie in der Wissenschaft und im täglichen Verkehr wie in der Religion, überall ist Ausdauer nothwendig, um die Palme des Erfolges zu gewinnen. Wer im Kleinen das Große sieht und hofft, und trotz Mißerfolgen und Unglück, dennoch den Muth behält und fortfährt seine Pflicht zu thun, wer sich auf Trümmern und Ruinen immer wieder neu aufrichten kann, und wie ein Held verjüngt seine Bahn zu laufen versteht, dem muß das Ende den Sieg eintragen. Der Landmann, der die reichsten Ernten einheimst ist der, den Mißernten nicht abhalten sein Feld mit gleicher Fürsorge und mit wachsendem Fleiß zu bestellen, und zu warten in Hoffnung bis seine Arbeit reichlich belohnt ist. Wer mit gutem Gewissen und ehrlichen Herzen eine ehrliche Lebensbahn verfolgt und seine Pflicht als Mann und Christ thut, der hat keine Ursache zu zagen und muthlos die Hände in den Schooß zu legen. Gürte dich, sei wacker, halte dein Ziel im Auge und steure muthig weiter. Am Ende ist Gewinn!

„Ausdauer und Geduld
Gewinnen des Glückes Huld."

Wahrheit.

Nach Wahrheit ringt in Furcht und Schmerz
Dein Geist, in Blindheit noch gebunden.
Belüge nie dein eignes Herz,
So hast die Wahrheit du gefunden.

Theremin.

Wahrheit ist göttlicher Abkunft; der Himmel ist ihr Ursitz und zum Himmlischen führt sie wieder. Die Lüge hat den Teufel zum Vater und ist das Verderben der Menschheit. Wahrheit ist die Sonne an welcher sich der Geist erwärmt, die Lüge ist das erstarrende Eis und der verwirrende Wintersturm, der unsre Blüthen niederweht und die Welt des Geistes verödet. Wahrheit ist eine Tugend und ein Gut, welches ihre Besitzer werth macht, wo immer er auf dem Erdenrunde weilen mag. Lüge ist ein Laster, ein negatives Gut, eine Entwerthung und ein Dämon, der Jeden, den er besitzt, zum Ungeheuer der Gesellschaft macht.

Chrysostomus hat richtig gesagt, daß Wahrheit an sich nur eine ist und diese hat Gott selbst zum ersten

Entstehungsgrund. Obwohl wir im gewöhnlichen Sinne verschiedene Arten der Wahrheit erkennen, so steht deren jede aber doch in näherer oder fernerer Beziehung zu Gott. Lamartine wirft die Frage auf: Wo ist die vollkommene, ausgemachte, unumstößliche Wahrheit? und antwortet: „Wenn sie irgendwo ist, so ist sie im Herzen, in der gefühlten Deutlichkeit, gegen welche keine Vernünftelei etwas vermöchte. Die Wahrheit des Geistes ist nirgends vollkommen; sie ist bei Gott und nicht bei uns. Der Kreis unseres Auges ist zu enge, um einen einzigen Strahl von ihr aufzufangen, alle Wahrheit für uns ist nur relativ; das Nützlichste für den Menschen wird auch zugleich das Wahrste sein; die Lehre, welche am reichsten an göttlichen Tugenden ist, wird auch die sein, welche die meisten göttlichen Wahrheiten enthält; denn was gut ist, ist wahr."

Der Geist des Menschen ist für die Wahrheit geschaffen. Er sehnt sich durch die ganze Geschichte hindurch nach der Quelle der Wahrheit und selbst seine Verirrungen legen Zeugniß ab, daß er die Wahrheit gewollt, die Wahrheit gesucht und sie geliebt hat. Was war das Forschen und Ringen der größten Denker mit den schwierigsten Problemen anders, als ein Suchen nach Wahrheit?

„Warum ist Wahrheit fern und weit?
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?"

Niemand verstehet zur rechten Zeit.
Wenn man zur rechten Zeit verstünde,
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde."

Trotz allem Suchen der alten Welt blieb die Wahrheit größtentheils ein unerkanntes Gut und da sie verkörpert in dem heiligen Gottmenschen auftrat, frug die Welt halb zweifelnd und halb höhnisch in den Worten Pilati: „Was ist Wahrheit?"

Diese Frage ist heute noch nicht verhallt, weil die Vielen auf Straßen und in Berggründen suchen, wo ihr Fuß nicht wandelt. Die Wahrheit ist ein Kind des Lichts, ein Seraph, der sich nur zu der Liebe und zu Edlen gesellt. Lessing hatte richtig gesehen, wenn er schon das bloße Streben nach Wahrheit so hoch anschlug, daß er es dem Besitze vorzuziehen meinte. Die Wahrheit ist ein Blitz der zündet, wo er einschlägt und verzehrt er Lüge und Heuchelei.

„Warum erbeben die Sterblichen vor der vollen göttlichen Wahrheit? Sie kann nichts Schreckliches enthalten, denn in Wahrheit allein besteht die ganze Welt, weil sie in Harmonie, in Mitleidenschaft, in Liebe, in Heiligkeit, in Schönheit, in Geistigkeit, in Freiheit von Ewigkeit zu Ewigkeit besteht. Lüge, Sünde, Selbstsucht, Haß und Tod erschaffen, erhalten und erdenken keine Welt. Weil sie ist, so entsprang sie in Liebe, in Heiligkeit, in Weisheit, in Wahrheit!“

Ein bengalisches Sprichwort sagt: Wahrheit ist ein Stein den auch das Wasser nicht auflöst. Die Wahrheit trägt ihren eigenen Werth mit sich: ausgestoßen, verspottet, unter die Füße getreten, von Jedermann gehaßt, bleibt sie dennoch dieselbe heilige, glänzende, würdevolle Göttin: ein Diamant, der auch im Staub der Gasse ein kostbarer Edelstein ist.

Der Wahrheit nachzujagen, das Streben sie zu erkennen, sie zu besitzen, ihr zu huldigen, offenbart jedes Mal einen edlen, tugendhaften Charakter; ein Weisen der des Lebens und des Alls Centrum sich zum Ziel seines Forschens gesteckt. Jede wahre, eigentliche Wissenschaft, wird nur in soweit ihren eigenen Namen mit Recht tragen als die Wahrheit ihr Besitzthum ist. Sogenannte Wissenschaft, die nicht im Dienste der Wahrheit steht, und sich mit leeren Ahnungs-Hypothesen und Täuscherei abgibt,

ist ein Spinngewebe, in welchem die wankelmüthigen Seelen wie Fliegen gefangen werden. Der wahre Mensch will überall durchdringen, bis er den Grund, die Wahrheit hat. — Die Wahrheit leuchtet dem Forscher wie ein Glanzgestirn in dunkler Nacht, sie ist der Held, der jeden Irrthumsclaven frei machen kann, sobald er sich ihr vorurtheilsfrei und rückhaltslos hingibt.

„Wahrheit, dein göttlicher Strahl —
Er gleicht dem Leuchten des Mondes;
Nur in dem Dunkel der Nacht
Glänzet am hellsten dein Licht."

Der Freund und Liebhaber der Wahrheit hat an ihr den stärksten Beistand in manchen Versuchungen und Täuschungen des Lebens, die Vielen den Untergang bereiten. Die Wahrheit ist gerade und führt ihre Freunde gerade Wege. Der Wahrheitsfreund bedarf keiner Bedenkzeit wenn Vortheil, Glück und Gunst auf Lügengassen und Heuchelwegen ihn einladen und Armuth und Nachtheil in jeder materiellen Beziehung ihm in der Nachfolge der Wahrheit drohen. — Er hält sich an die Wahrheit, ungeachtet aller Nachtheile, und endlich darf er die Früchte seiner Selbstverleugnung genießen: die Wahrheit rechtfertigt und krönt ihre Jünger immer — obgleich oft nur im Abendroth des Lebens oder in der Morgendämmerung der andern Welt. —

„Die lebendige Wahrheit steht nicht als ein fertiges Ding und absolutes Objekt außerhalb des Menschen, sondern sie wurzelt und sie wächst, Gott und der ganzen Welt gleich, in und mit seiner Person. Die Welt-Wahrheit ist der Welt-Schönheit, der Welt-Heiligkeit gleich, in und außerhalb unserer Seele. Wenn Zwei dasselbe thun und sagen, so ist es nicht dasselbe. Zur lebendigen Wahrheit gehört überall die Wahrhaftigkeit, die Heiligkeit, die Güte und Seelenschönheit, der Charakter der Person. —

Man kann die Wahrheit ordentlich und mit den richtigen Worten bei Namen rufen, man kann den Körper der Tugend und Frömmigkeit und der Menschenliebe in seinen Werken nachahmen und doch nur ein Lügner und Schurke in seinem Herzen und ein gewissenloser Unmensch sein, eine Creatur ohne Glauben und Treue, ohne Seele und Herz. Wie ein edler, tugendhafter Heide, wie ein unschuldig Kindergemüth seine Andacht verrichtet, wie ein beschränktes aber gewissenhaftes Menschenkind seinen Irrwahn und Aberglauben im einfältigen und ehrlichen Herzen fühlt, und ihm in frommen und tüchtigen, in herzlichen Lebenswerken einen beseelten Leib gibt, das ist Tugend, Andacht und Wahrhaftigkeit auch in der falschen Formel und unvollkommenen Verkörperung, in der unschönen und äußeren Gestalt.

Wie aber ein charakterloser, ein treubrüchiger, ein nichtsglaubender, ein herz- und seelenloser, ein eiskalter, frecher Vernunft sprechender Selbstsüchtling den Tagespropheten, den Volksfreund und den politischen Welterlöser und Schulgelehrten Worten, mit volltönenden, hohen Mode-Phrasen zu machen beflissen ist: das ist Lüge und Hochverrath an der Wahrheit, an der Geschichte, an der Menschheit, an der Gottheit zugleich; das ist Sünde wieder den heiligen Geist der Welt und der Sprache, klinge und verlaute es auch wie Wahrheit, sei es wörtlich und selbst thatsächlich, im Augenblicke und dem äußern Scheine nach wie Wahrheit ausgedrückt oder nicht. Denn der äußere Schein und Klang, die todte Form und der todte Körper thut es nicht, sondern Seele und Geist." Die Wahrheit ist schlicht und einfach, und an diesem Gewande ist sie stets zu erkennen.

„Fromme Leute klagen sehr,
Daß die Wahrheit sei verloren,
Suche wer sie suchen will,
Aber nicht in hohen Ohren." —

Wahrheit ist die Regel, nach welcher sich Worte und Thaten zu richten haben; sie ist das Gesetz und der Richter, nach welchem der Werth der Dinge und Handlungen bestimmt wird. Sie läßt sich nicht bestechen noch ihre Gunst durch Geld abkaufen; sie kann nicht betäubt noch getödtet werden; sie steht da, und legt Zeugniß ab, daß alles Andre außer ihr keinen Werth hat. Sie braucht keine Juristenkünste noch hochtrabenden Applaus des Publikums, um zu sein, was sie ist; so wenig als die Sonne dieses bedarf, um ihre Strahlen zu versenden. Wer an ihren Richterstuhl appelirt, hat seine Sache vor den höchsten Richter gebracht, der schlichten kann; der seichte Witzling und Heuchler sollte daher unterlassen, unter irgen welchen Umständen sich auf sie zu berufen; sie ist ernst und unveränderlich und wird den Lügner nicht ungestraft lassen, wenn er ihren Namen mißbraucht und ihre Würde zu besudeln sich erkühnt. Sie läßt sich nicht in ihrem Wesen ändern, auch von der verwegendsten Frechheit unterdrücken und mit Dunkel bedecken; wie Herder sagt:

„Wie die Strahlen der Sonne, so können des Rech'ts und der Wahrheit Strahlen verlöschen nie; prob' es, sie zünden von selbst."

Oder wie Logau sagt:

„Die Wahrheit und das Recht,
Die werden immer bleiben.
Sie pflegen durch den Brauch,
Sich nicht leicht abzureiben."

„Wahrheit," sagt Goltz, ist Gott gleich, nirgend und überall, nirgend auf einem bestimmten Punkte, so daß sie ein neugieriger Mensch und ein glücklich Sonntagskind in seinem Sonderprofit abfangen kann, nirgend in absonderlichen Worten und Werken, in unerhörten Dingen und Geschichten, nirgend in einem unzugänglichen Winkel und Erdenbereich versteckt, sondern überall

offenbar, wie das Leben selbst und wie die Sonne, die über Gerechte und Ungerechte scheint.

Wir erfahren, wir erleben und athmen sie wie die himmlische Luft, wie die Liebe und das Leben, wie Schönheit, Güte und Heiligkeit, und wenn wir alles Segens voll sind, wie der Baum, der mit den Wurzeln und mit den Blättern die Kräfte Himmels und der Erden in sich gesogen hat, so ist auch die Frucht der Wahrheit gezeitigt, so fällt uns die lebendige Erkenntniß, das rechte Maaß und die wahrhaft menschliche Weise, das natürliche Wissen, das übernatürliche Gewissen von selbst in unsern Schooß.

So lange wir aber die Wahrheit als ein Fertiges und absolut Gegenständliches gedankenlos und mit trägem Geiste nur außer uns, oder als ein Ding des Menschen-Witzes und des Kopfzerbrechens, nur in unserm oder in anderer Leute Hirn, so lange wir Wahrheit als ein Absonderliches suchen und als ein Ding, das fast zu schade, zu geistig und zu heilig für dieses werkthätige und alltägliche Leben ist, so lange fangen wir nur Grillen, spinnen wir nur Hirngespinste, sind wir dieser im Kopf und Herzen geträumten, dieser selbstgemachten oder fertig empfangenen Wahrheit irrende Ritter, machen wir Seifenblasen, die in dem Augenblicke in Nichts zerplatzen, wo in ihnen Himmel und Erde zurückgespiegelt sind, umarmen wir eine Wolke anstatt eines Gottes, sind wir Luftschiffer, die jeder Windstoß mit ihrem Schifflein hintreibt, wohin er will, Wüstenpilger, die durch den Wüstensand des Wahn's, der Worte und Systeme nach dem heiligen Grabe des Propheten pilgern, unterwegs Luftgebilde für grüne Eilande halten, und wenn wir nicht vom Samunn verschüttet werden, in der heiligen Kaba zu Mekka angekommen, anstatt des lebendigen Brodes und Quells der ewigen Wahrheit,

die uns nähren und heilen soll, einen schwarzen Stein erblicken und mit abgekühltem Herzen, mit nüchternen Sinnen des langen Weges zurückwandern, von dem wir ausgegangen sind. Diese aller Orten und aller Zeiten gesuchte Wahrheit ist nicht dieses oder das allein, sondern Alles und überall; das Ganze, das Unverletzte, das Schöne, Gute und Heilige. Welt-Ewigkeit ist sie, die gleichermaßen rückwärts, wie in jedem gott- und welterfüllten Augenblicke liegt."

Wahrheit spricht an und findet Freunde auf allen Gebieten des Lebens. Die Künste, als das verklärte Produkt des schaffenden Genies mögen durch unnatürliche, überreizende Schöpfungen Neugierde erwecken, aber erbauen, beleben und auf Herz und Sinn nachhaltig einwirken werden sie nur, wenn sie das Schöne nicht auf Kosten der Wahrheit pflegen. Das Gemälde muß wahr sein, muß die Natur, Gottes reale Offenbarung wiedergeben um den Namen eines Kunstwerks mit Recht zu tragen.

Im praktischen Leben wird nichts dem Menschen mehr Würde und Achtung verleihen als Wahrheit; daher die Pflicht eines Jeden: sich der Wahrheit zu fleißigen. Die Wahrheit zu denken, zu reden, zu thun! Die Seele soll Gottes Behausung werden und deßhalb muß Allem zuvor die Wahrheit ihren Sitz und Thron im Menschen haben.

Der Wahrheit ist der Sieg verheißen. Wer es mit ihr hält, wird nicht allein in diesem Leben einen sicheren Gefährten an ihr haben, sondern sie wird auch mit ihm gehen in's sichere Jenseits hinüber. Lüge ist ein Dornenstrauch der überall anstößt und schädigt, Wahrheit ist ein Held, der den Weg für uns ebnet und uns in allen Verhältnissen vor dem höchsten Richter und dem eigenen Gewissen sicher stellt. Die Wahrheit wird ihre Freunde zuletzt unausbleiblich frei machen.

„Sei wahr zu jeder Zeit, wahr in der Gegenwart,
Für die Vergangenheit und auf die künft'ge Fahrt.

Wahr in der Gegenwart, so wie du bist, dich zeigend;
Wahr für Vergangenheit, Gethanes nicht verschweigend.

In Zukunft wahr, bereit, was du versprichst, zu halten,
So bist du wahrhaft wahr, in allen Zeitgestalten.

Gerader Sinn erwirbt sich Gottes Wohlgefallen;
Noch Niemand sah sich auf dem Weg der Wahrheit fallen."

Zufriedenheit und Genügsamkeit.

Die Gunst des Glück's ist sehr verschieden,
Nicht Einen, der viel Güter hat,
Nenn' ich den reichsten in der Stadt. —
Wen denn? — Nur den der wenig hat,
Und ist dabei zufrieden.

Unzufriedenheit ist die Mutter des meisten Unglücks; Zufriedenheit das erste Vorerforderniß zum Glück. Nicht so oder so viel Besitz und Güter geben dem Gemüthe eine freudige, beglückende Stimmung, sondern bei dem Wenigen, das man sein Eigenthum nennen mag, zufrieden und genügsam zu sein. Schon der Apostel bezeichnet es als einen „großen Gewinn" wer gottselig lebt und läßt sich genügen.

Es gibt Leute, die unter keinen Umständen mit ihrem Loose zufrieden sind. Sie haben es sich zur weiten Natur und Gewohnheit gemacht, über Wetter, Zustände, Geschäfte, Zeiten, Menschen und Alles was sonst in den Kreis ihrer Beobachtung kommen mag, zu mur-

ren, Beschwerde zu führen und Unzufriedenheit zu äußern. Nach ihrer Meinung ist Jedermann ein Günstling irgend welchen gütigen Geschicks und durchaus glücklicher als sie selbst. Die Wünsche verdoppeln und vervielfältigen sich so schnell, daß sie selbst nirgends eine Möglichkeit für deren Befriedigung sehen, und wenn sie ihnen heute gewährt würden, so hätten sie morgen ein ganzes Register neue zur Hand, so daß ihr Unzufriedenheitslied immer neue Melodien bekommt. Mit welchen sorgenvollen Mienen schauen diese Leute in die Zukunft! Als stehe Hungersnoth und Tod unmittelbar vor ihrer Thüre — und sitzen doch dem Ueberfluß im Schooße. —

„Laß dir genügen an dem, was du hast
Und benutz' es mit Weisheit!
Neue Bedürfnisse werden auch
Neue Gnade dann rufen!"

Dadurch, daß der Unzufriedene Jedermann für glücklicher hält, entsteht Neid und Mißgunst in seiner Seele; und er kann sich nicht freuen über das Wohlergehen seiner Mitmenschen wie der wahre Menschenfreund, noch kann er auf seine eigene Lage mit Beruhigung blicken. Es mußte nothwendig die traurigsten Folgen für das Glück und den Entwicklungsgang der Menschheit haben, wenn die Zahl der Unzufriedenen nicht, durch bessere Einsichten belehrt, am Abnehmen wäre. Die Unzufriedenheit raubt dem Geschäftsmann, Handwerker, Künstler u. s. w. alle Freude und den Muth zu seinem Lebensberuf, daß er den Pflichterfüllungen desselben nur noch mit kalter Resignation, nicht aber mit Lust und Liebe obliegt. Dadurch, daß jeder in seinem Fache weniger Genuß empfindet als er jedem Anderu in dem seinigen zuschreibt, reißt er allen Reiz und alle Poesie von seinem Lebensberufe und das stärkste Genie wird nicht Muth haben, sich in's Nachdenken zu begeben, wie dieses Fach oder diese

Kunst durch neue Verbesserungen zu bereichern und zu fördern.

Unzufriedenheit und Ungenügsamkeit haben auch einen verderblichen Einfluß auf die Nationalökonomie im Allgemeinen, denn der Unzufriedene hat viele Wünsche, deren Befriedigung mit Unkosten verbunden ist und Verarmung zur Folge hat. Der Genügsame hat Selbstverleugnung und Entsagen gelernt und er ist daher vermögend, auch unter den kärglichsten Verhältnissen dem Leben sein bescheiden Theil Glück abzuringen. Die Genügsamkeit daher von Jugend auf pflegen, heißt, dem späteren Glück eine sichere Garantie zu geben. Daher der Dichter anräth:

„Gewöhne schon in frühen Tagen,
Dich, Jüngling, an Genügsamkeit;
Wird einst das Glück dir seinen Dienst versagen,
So trägst du deinen Schmerz mit vieler Leichtigkeit;
Denn der, der sich gewöhnt, das Beste zu entbehren,
Den wird geheimer Gram im Alter nicht verzehren."

Zufrieden sein und sich genügen lassen, haben die größten Weisen aller Zeiten als eine schöne Tugend gepriesen. Sokrates erkannte darin sogar ein Merkmal des Göttlichen. Diogenes zog die zufriedene Stille in seiner Tonne dem Hofgeräusch und Prunk in der Gesellschaft der Könige vor, — er war zufrieden und ließ sich genügen. Spinoza schlug die ehrenwerthesten Geldschenkungen aus, vorschützend, daß er an dem Wenigen sich genügen lassen könne, was er bereits besitze. Zufriedenheit und ruhiges Ausgesöhntsein mit den Verhältnissen des Lebens, bekundet einen überlegten Geist, wenn nicht geradezu einen Weisen. Wie andrerseits Unzufriedenheit sehr oft den griesgrämlichen Finsterling, Kleinigkeitskrämer und Undankbaren kennzeichnet. Die Araber haben ein Sprichwort: „Speise erhält das Leben,

Zufriedenheit die Seele," und ein persisches Sprichwort sagt: „Lebe in Zufriedenheit, und du bist ein König."

Alexander war ein König, dem das Kriegsglück günstig war, wie keinem Andern, und dennoch wird gesagt, daß er am Ende seiner Siegeslaufbahn sich nieder setzte und wie ein Kind weinte, weil — er sich damit nicht zufrieden geben konnte, daß es für ihn nicht mehr Länder und Völker zu besiegen geben sollte, als die bereits unterjochten.

Wer begehret, was er hat,
Dieser hat was er begehret;
Dem zufriedenen Herzen sind
Seine Wünsche bald gewähret.
Die Begierde bringet Mangel,
Hätt' ein Mensch gleich noch so viel;
Darum, wer sie weiß zu zähmen,
Hat stets ein gewonnen Spiel.

Der Mensch bedarf überhaupt nicht viel, um glücklich und zufrieden zu sein. Seine eigentlichen Bedürfnisse sind so gering, daß er unter fast irgendwelchen Umständen pekuniärer Natur ein frohes Dasein führen kann. Die große Mehrheit der ruhestörenden Sorgen, und grämender Gedanken, rührt nur aus zu ängstlicher unbegründeter Furcht und allzu großer Vorsorge her. Schaue in das Getriebe des Volkslebens und siehe in der unzufriedenen Masse die einzelnen, wenigen zufriedenen heiteren Seelen, die sich mit frohem Sinn ihres Lebens freuen und es genießen: — Sind es die Millionäre, die geldumhäuften Capitalisten und Speculanten — oder sind es nicht fast immer Leute aus den niedern Ständen, die durch einen geringen Erwerb sich eine kärgliche Existenz erschwingen, aber bei dem Wenigen heiter und lebensfroh sind, als stünde die Welt ihnen zu Gebote? —

Diese glücklichen, heitern Leute, diese Sonntags- und Feier-

tagsmenschen sind ein Segen für ihre Umgebung, sie verbreiten Glück und Lust wo sie hinkommen und sind daher gern gesehen von allen wahren Menschenfreunden. Der Zufriedene trägt seinen Himmel mit sich, denn er sucht nicht sein Glück in äußern Dingen, am allerwenigsten in materiellem Besitz, sondern in der ruhigen Welt seines eigenen Wesens, im Herzen selbst. Der Zufriedene klagt die Verhältnisse und Menschen nicht an, daß sie ihn so oder so in seinen Rechten verkürzen, sondern seinen eigenen Werth und seine rechtmäßigen Ansprüche an's Leben im rechten Lichte erkennend, nützt er das ihm beschiedene Theil weislich, erwägend, daß es immer noch ungünstiger sein könnte. Auch bleibt ihm nicht verhohlen, daß viele Menschen außer ihm auf der Erde leben, die, ihrer Menschenwürde nach, viel mehr Ansprüche auf Glück und Begünstigungen zu erheben hätten, dennoch aber in den ärmlichsten Verhältnissen ihr Dasein hinkümmern.

„Zufrieden laßt uns sein
Nur mit des Glückes Gaben,
Mit dem nie, was wir sind,
Mit dem nur, was wir haben."

Zufriedenheit wird nicht erlangt, indem unsre mannigfachen Wünsche erfüllt werden, sondern indem wir unsre Wünsche mäßigen und beschränken. Wer unterscheiden kann zwischen Wesentlichem und Ueberflüssigem, zwischen wirklichem Bedarf und unnöthigem Luxus und sich dann in seiner Lebensweise auf das Wesentliche und Nöthige beschränkt, der wird bald durch die Aeußerlichkeiten den innern Seelenzustand, den verjüngten Sinn sich erkaufen, den wir am Zufriedenen erkennen. Diogenes begnügte sich mit einer Tonne als Obdach, eines Mantels als Bekleidung und eines alten Trinkgeschirrs zum Wasserschöpfen.

Die Natur und Creatur um uns her gibt uns hierüber die trefflichsten Lehren. Alles ringsher ist zufrieden und fröhlich.

Das Vöglein in seinem Nest oder zwischen den grünen Baumzweigen, der Fisch in seinem nassen Element, sogar der glänzende Käfer, der munter im Grase herumirrt; Alles freut sich seines Daseins, genießt sein Glück und kennt keine Sorge. Sollte der Schöpfer den Menschen allein zur Unseligkeit verurtheilt haben? Niemals! Lernen wir daher, wie wir der Unzufriedenheit steuern und einen zufriedenen Gemüthszustand pflegen mögen. Glück und Heiterkeit werden mit der Zufriedenheit einkehren, denn der Zufriedene ist fröhlich!

„Zufrieden mit mir selbst, mit Gott und mit der Welt,
Hab' ich das Gute nur zu thun, was mir gefällt.
Nicht als sei Gutes mir durchaus zu thun beschieden;
Doch wollt ich's gern nicht thun, wie wär' ich denn zufrieden?

Zufrieden mußt du sein, mit dem was Gott beschieden,
Besonders aber mußt du sein mit dir zufrieden;
Wer nie zufrieden ist mit dem was er vollbracht,
Ist es auch nicht mit Gott, der so ihn hat gemacht."

Wahre Zufriedenheit ohne die religiöse Weihe und Ruhe in Gott ist nicht möglich. Die Leere und der Mangel ist zu groß, als daß der Mensch ihn durch lauter weltliche oder rein irdische Güter befriedigen könnte. Der in Gott ruhende Christ findet Alles, „was sein Herz begehrt" in ihm, den er über Alles liebt. Der Christ kann auch bei Dürftigkeit und Mangel und im niedersten Stande sich begnügen; er verlangt nicht nach dem glänzenden Elend der Reichen. Sein Herz hofft auf Gott und er weiß, der wird Alles wohl machen. Seine Zufriedenheit hat Grund und ist daher dauernd und beglückend.

Ich trachte nicht nach solchen Dingen,
Die hoch und zu gefährlich sind;
Mein Geist scheint nirgend durchzudringen,
Als wo er leichte Bahne findet.
Ich ruhe sanft bis an den Morgen,

Wenn Mancher, welcher voller Sorgen,
Nach eitler Hoffnung ängstlich ringt,
Der blinden Göttin Weihrauch bringt.

Ich merke, daß in unserm Leben
Was Göttliches mitunter spielt;
Wer sich will zu den Sternen heben,
Und diesen Trieb nicht bei sich fühlt,
Muß endlich gar ein Spott auf Erden,
In sich selbst Höll' und Henker werden,
Weil der, der sich am meisten quält,
Zuerst oft seinen Zweck verfehlt.

Wer will, mag in den Lüften fliegen,
Mein Ziel erstreckt sich nicht so weit;
Ich lasse mich mit dem begnügen,
Was nicht bemüht und doch erfreut.
Ein Andrer mag sich knechtisch beugen,
Um desto höher aufzusteigen,
Ich neid' ihn nicht in meinem Sinn,
Und bleibe gerne, wer ich bin.

F. v. Canitz.

Selbsterkenntniss.

Niemand wird sich selber kennen,
Sich von seinem Selbst-Ich trennen;
Doch probir' er jeden Tag
Was nach außen endlich klar,
Was er ist, und was er war,
Was er kann und was er mag.

Goethe.

Zu forschen, zu untersuchen um zur möglichst genauen Kenntniß vorzudringen, ist Vorrecht des Menschen im Allgemeinen und offenbart die rastlose Thätigkeit des unsterblichen Geistes im Menschen. Tausend Dinge aber sind, an denen der Menschengeist sich vergeblich abzumühen scheint, er dringt zu ihrer genauen Kenntniß nicht durch — und wiederum andere unzählige Fragen gibt's für ihn, die er lösen kann, allein, wenn gelöst, beantwortet und erkannt, haben sie wenig Bedeutung für sein praktisches Leben und entschädigen ihn zu karg für seine Mühe. Es liegt jedoch eine Welt voller Geheimnisse und tiefer Prob-

leme vor dem Geiste, die er durchdringen, erkennen, verstehen und beherrschen kann, und die, wenn erkannt, ihm tausendfachen Ersatz auf jede mögliche Weise für sein Forschen bietet. — Diese Welt ist der Mensch selbst.

„Erkenne Dich selbst!" war die vielsagende Inschrift am delphischen Tempel; und dieselbe Inschrift sollte Jeder über den Tempel seiner Person schreiben und täglich beherzigen. Was steht in näherer Beziehung zu uns, als unser eigenes Wesen? Was hat mehr Bedeutung für uns, als wir selbst? Und welche Frage oder Sache hätten wir daher einer ernsteren Untersuchung zu unterziehen als das eigene Selbst? Damit Veredlung und Lebensbesserung das Resultat werde? —

„Ein Mann, der selbst sich kennt,
Und darf ihm dies getrauen;
Der kennet Alles dies, was Einer kennen soll:
Zu seh'n nun, ob er sich auch kenne recht und wohl,
Muß er sich selber nur im Weisheit-Spiegel schauen."

Es darf wohl mit Bestimmtheit gesagt werden, daß es keine zweite Studie für den Menschen gibt, die ihm im täglichen praktischen Leben von so großem Nutzen für sein Verhalten ist, als eine gute durchgreifende Selbsterkenntniß. Tausende von materiellen und moralischen Uebeln entspringen aus der Quelle der Unkenntniß seiner selbst. — Hier unternimmt einer ein kühnes Wagniß aus Unkenntniß seiner Kräfte, dort ein Anderer eine Ueberschätzung seines eigenen Werthes, und in jedem Falle ist ein trauriger Ausgang das Ende. Schnelle Urtheile und scharfe Richtersprüche über die Schwächen und Fehler der Mitmenschen, was sind sie anders als Resultate eigener Unkenntniß und Ueberschätzung? — Schon der Apostel hat gesagt, daß der richtende Mensch selber thue, was er an Andern tadle und richte — und wie läßt es sich anders erklären, als daß der Mensch sich selber

nicht kennt. Gott hat den Menschen über die Welt seines „Ichs“ als Verweser und König eingesetzt und um in diesem Reiche der Ordnung Gottes gemäß walten zu können, muß der Mensch durch genügende Erkenntniß diese Wunderwelt durchwandert und durchsucht haben. Logau's Rath ist bei der schnellen Verurtheilung der Gebrechen Anderer sehr praktisch:

„Willst du fremde Fehler zählen:
Heb' an deinen an zu zählen;
Ist mir recht, dir wird die Weile
Zu den fremden Fehlern fehlen.“

Sich selbst erkennen, heißt über sich selbst zu Gericht sitzen; sich selbst nicht vor dem eigenen Gewissen verstecken wollen, und nicht wie der Strauß die Augen zudrücken, den Kopf in ein Versteck bringen und glauben, dadurch werde man auch Andern unsichtbar. Dieses ist Selbsttäuschung, und die Selbsterkenntniß hat damit anzufangen, alle Selbsttäuschung zu zertrümmern. Wer sich selbst richtet, und mit allem Ernst an seiner Besserung arbeitet, der wird sich das Leid ersparen, daß Andre ein scharfes Urtheil über ihn fällen.

Das Werk der Selbsterkenntniß ist zu jeder Stunde und Zeit gelegen, denn für uns selbst sind wir immer zu Hause; die Gesellschaft sieht uns oft nur im „Festaufzuge“ des bessern Selbst; sogar die Familie und die trautesten Freunde sehen uns nur von außen her, wir selbst aber können, wenn wir wollen, bis in das innere Heiligthum unsers Seelenlebens vordringen, und von da aus uns im ganzen Denken und Handeln beurtheilen. Wer es mit sich selbst genau nimmt, wird sich bald der treueste Freund sein, denn der Reichthum eines wahren Menschenlebens wird sein innerer stets gegenwärtiger Gewinn sein. Wer sich selbst zu erkennen bemüht ist, wird sich aber bald auch als seinen eigenen

Feind und Widersacher erkennen, der es so lange bleibt, bis er durch ungetheilte Selbstverleugnung überwunden ist. Neumark hat richtig gesagt:

„Niemand reizt dich mehr, als du,
Eine Sünde zu begehen;
Darum hast du dich zumeist,
Vor dir selber umzusehen."

Selbsterkenntniß ist auch der Anfang aller eigentlichen praktischen Erfahrungsreligion. Wo keine Selbsterkenntniß ist, lebt der Mensch in zufriedener Selbstgenüge und hat kein Verlangen nach den Gütern die vom Himmel stammen, nach dem Frieden, den die Welt nicht empfangen kann. Selbsterkenntniß zeigt die eigene Leere und lehrt aufwärts und gottwärts schauen, wo der Güter Fülle ist.

Wären wir von früher Jugend darauf bedacht, eine unbefangene Selbsterkenntniß anzustreben und dieser Erkenntniß gemäß zu handeln und an der eigenen Selbstbesserung zu arbeiten, wie viel werther würden wir Andern und uns selbst sein und wie viel geschicktere Menschen für die Lösung der verschiedenen Lebensaufgaben! Manche Härte und Schwäche des Charakters würde abgelegt ehe sie zur stehenden Form verhärtet und manche Tugend und Ausübung des Guten, bei der es so ungelenk und schwierig geht, würde zur natürlichen, unwillkürlichen Handlungsweise werden. Selbstliebe und Stolz wären seltener, denn wo ist ein Mensch, der sich selbst genau kennt, und noch mit Dünkel und Eigenliebe behaftet ist? —

Was sind die vielen Jeremiaden und Anklagen Anderer: daß sie uns ignoriren, unsern Werth verkennen, unsre Dienste nicht gebührend schätzen u. s. w. Was ist dies in vielen Fällen anders

als Meinungen, entsprungen aus eigener Unkenntniß seiner selbst und Ueberschätzung seiner Verdienste und Würdigkeit.

„So Mancher klagt, und sagt, daß ihn die Welt verkennet;
Doch kann er sagen wohl, daß er sich selber kennt?
Kennst du dich nicht, woran erkennst du mein Verkenn?
Wer nicht verkannt will sein, muß erst sich selbst erkennen."

Die größten der alten Weisen haben in stiller Zurückgezogenheit der Selbstbetrachtung und Selbsterkenntniß gelebt und daher stehen sie nicht nur ihren Lehren nach, sondern auch ihrem Leben nach als leuchtende Glanzgestalten in der Geschichte da. Sokrates erhob den delphischen Spruch: Erkenne dich selbst, zum Lebensmotto. Plutarch, Epictet u. A. empfehlen die Beschäftigung mit dem eigenen Selbst auf's Nachdrücklichste an und Marcus Aurelius hielt seine philosophischen Betrachtungsreden „an sich selbst."

Die christlichen Denker und Gelehrten haben gleichfalls die Selbsterkenntniß angerathen und geübt. Sehr treffend sagt ein Schriftsteller:„Wir haben einen Spiegel um das Gesicht zu betrachten aber keinen um den Geist zu beschauen. Dieses muß dadurch ersetzt werden, daß der Geist sich mit ernster Betrachtung seiner selbst beschäftigt. Selbstuntersuchung ist der einzige entsprechende Spiegel, der hier gute Dienste leistet. Der fromme Mystiker Kempis sagt: „Das ist die nützlichste und höchste Fertigkeit, sich selbst kennen und gering achten. Demüthige Selbsterkenntniß führt sicherer zu Gott, als tiefsinniges Grübeln in der Wissenschaft."

Selbsterkenntniß ist keine Tageslektion, die wir heute lernen und morgen auswendig wissen, sondern ist ein Lebensstudium, eine Lebensaufgabe. „Aus dem Herzen kommen die Gedanken, Wünsche, Begierden u. s. w., die unsern Charakter ausprä-

gen helfen, und dieses Herz ist „ein trotzig und verzagtes Ding" wer kann es ergründen? — Nur auf dem Wege der Selbstanstrengung und genauen Beobachtung ist es möglich." Schiller räth an: „Willst du dich selber erkennen, so sieh' wie die Andern es treiben. Willst du die Andern versteh'n, blick in dein eigenes Herz." Was ist Selbsterkenntniß anders als praktische Weisheit? Und vertraut sein mit dem nächsten Freunde, *mit sich selbst*! — Doch

„Den Spruch: „Erkenne dich!" sollst du nicht übertreiben;
Laß immer unbekannt dir in dir etwas bleiben.
Den Grund, aus welchem quillt dein Dasein, mußt du fühlen;
Zerstören wirst du ihn, wenn du ihn auf willst wühlen.
Die reine Quelle wird, frech aufgewühlt ein Sumpf;
Nicht wer sie nicht erkennt, wer sie nicht fühlt ist stumpf."

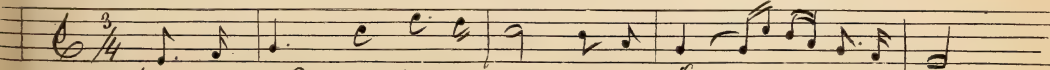
* * *

„Wer sich selber kennt, ist strenge gegen sich selber,
Jedem Schwachen gelind, und richtet ungern den Bösen."

Engraved by W. Wellstood.

Andante.

Freundschaft.



Freundschaft und Freunde.

Freundschaft ist Menschenfreude, ist Menschengenuß. — Strebe, daß du dieses hohe Glück reichlich besitzen mögest; zage aber nicht, wenn du es entbehren mußt.

Dr. Dubs.

Edahre Freundschaft pflegen ist: dieses Menschenleben auf eine höhere Stufe heben; ihm einen Doppelgehalt geben, und es mit sonst Jemand theilen und zugleich es auch doppelt leben. Der Mensch ist für die Freundschaft geschaffen; sich in einem Andern zu finden, mit irgend einer verwandten Seele in liebender Harmonie zusammenklingen, Herz, Liebe, Gesinnung zu theilen, ist gewiß etwas Großes und offenbart die Fähigkeit und Würde des Menschen im hellsten Lichte. Es liegt im Einzelnen ein ungewisses Suchen und Sehnen, ein Verlangen, sich Jemand mitzutheilen, hinzugeben, ihn zu beglücken, *sein zu sein*. Wir sind für die Freundschaft bestimmt und daher sollten wir sie pflegen und heilig halten.

Was Großes und Gutes in der Welt erzeugt und errungen worden ist, steht immer auf eine oder die andere Weise in naher Beziehung zur Freundschaft. Was ist es anders als Freundschaft und Neigung im weiteren Sinne, was Menschen in Vereine und Genossenschaften fügt und sie anfeuert die That zu erreichen, durch welche ihre Namen der Nachwelt erhalten bleiben? Und was ist es anders, als der Freundschaft Gegentheil — die Feindschaft, — was die Welt mit Unglück und Jammer belastet und die schönsten Gebilde menschlicher Schöpfungskraft vernichtet? — Einen, — auch nur einen treuen Freund zu haben, und mit ihm der Freundschaft pflegen, ist eine der höchsten Glücksspenden die Sterblichen verliehen wird. J. Grob sagt mit Recht:

„Freunde sind in Wohlfahrt lieblich,
Und behülflich in der Noth;
Ohne wack're Freunde leben,
Ist fürwahr der halbe Tod."

Und schon ein griechischer Barde hat gesungen:

„Wahrlich, der redliche Freund ist unter den Gütern der Menschen
Ewig das Schönste für den, welcher ihn weise bewahrt."

Aber, daß die treuen Freunde immerhin „dünn gesät" sind, ist leider nur zu wahr. Z. Lund hat es getroffen, wenn er sagt:

„Treuer Freund ein seltsam Gast,
Den Melonen gleich zu schätzen,
Fünfzig Körner mußt du setzen,
Eh' du einen guten hast."

Schon in der alten Welt spielte die Freundschaft eine große Rolle, und war von großer, ebenso politischer wie wissenschaftlicher Bedeutung. Die spartanische Gesetzgebung machte die Freundschaft des Mannes mit dem heranwachsenden Jüngling zur Grundlage der politischen Tugend: es sollte der Mann dem

Knaben den Geist des politischen Gemeinwesens einhauchen. In der Schlacht stehen die Freunde zusammen und schützen einander, wie Sokrates und Alkibiades in der Schlacht bei Potidäa; Epaminondas und Pelopidas, die Freunde, haben gemeinschaftlich ihren Staat groß gemacht; und die heilige Schaar der Thebaner war ein Bund von Freunden. Die Kunst aber, die bildende wie die dichtende, liebte es, die Freundschaftsbündnisse zu verherrlichen; vom Freundschaftsbund des Achilles und Patroklos, und von Orestes und Pylades an bis zu den beiden Tyrannenmördern Harmodios und Aristogiton. Und um ein vollendeter Hellene zu sein, schloß Alexander den Freundschaftsbund mit Hephästion.

Wenn auf dem Ringplatz der Gymnasien der Freundschaftsbund gewöhnlich geschlossen wurde, so erstreckte sich ihre Bedeutung doch nicht bloß auf das persönliche und politische Leben, sondern bildete auch die Grundlage der wissenschaftlichen Studien und der philosophischen Schulen. Es war ein Freundschaftsbund, welcher die Pythagoräer miteinander verband, und welcher die Schüler des Sokrates an ihren geliebten Lehrer fesselte. Und so ist es kein Wunder, wenn nicht bloß die Dichter und Künstler die Freundschaft verherrlichen, sondern auch die Philosophen sie zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen. Unter den zehn Büchern seiner Ethik widmet ihr Aristoteles nicht weniger als zwei; und er, der sonst ruhig und kühl und knapp von Worten ist, erhebt sich fast zu poetischem Schwung und zur Wärme des Gefühls, wenn er von der Freundschaft redet. Der Freundschaftsbund David's und Jonathan's kommt an poetischer Zartheit und Innigkeit des Gefühls den Beispielen der Freundschaften der heidnischen Altwelt nicht nur gleich, sondern übertrifft sie in mehr als einer Beziehung.

Wahre, innige Freundschaft wird heute noch so geschätzt und ist für das Glück der Gesellschaft so unentbehrlich als je. Wo ist ein Band, welches zwei Herzen und Seelen inniger vereint und über die Unruhen des Lebens in eine heitere Sphäre sicher hinaus hebt, als das Verhältniß zweier Personen, die sich mit reiner Liebe und Verehrung zugethan sind; wo Einer des Andern Interessen zu fördern und sein Unglück jeder Art aus allen Kräften abzuwenden sucht?— Wo Einer die regste Theilnahme an des Andern Geschick oder Mißgeschick bekundet und jeder Zeit bereit ist, wenn die Noth es fordert, irgend ein Opfer zu bringen, das in seiner Vermögenheit liegt — und wo ist Jemand zu finden, der nicht dieses Verhältnisses, dieser Vereinigung mit Jemand, den er als Gleichgesinnter erkennen mag, bedürftig wäre? —

Die ganze Menschheit ist für eine allgemeine Freundschaft bestimmt; alle Nationen und Volksstämme sollten eine große Familie bilden, die in Liebe und Einigkeit nebeneinander wohnen und glücklich sein sollte — so ist es der Schöpferwille des Höchsten; allein die Freundschaft und Liebe ist geflohen und Haß und Feindschaft haben ihren Platz eingenommen und verbreiten Unglück und Elend wo sie sich blicken lassen. Was hundert blutige Schlachten und Verluste von Hunderttausenden von edlen Menschenleben erzielen, könnte ein einziges wahres Freundschaftsverhältniß erringen und der Menschheit den Massenmord des Krieges, Trauer, Elend u. dgl. obendrein ersparen.

Die Freundschaft kennt kein Zerstören und Verderben, sie will bilden und aufbauen; ihre Werke sind Werke des Friedens und Wohlwollens. Die Freundschaft sucht im Andern nichts als den Andern selbst. Es ist nicht der Gewinn etwa, den wir für unser eigenes Wesen, für unsere geistige Entwicklung oder Be-

reicherung dadurch gewinnen, weßhalb wir die Freundschaft suchen sollen. Eine solche Freundschaft, welche den Andern nur als Mittel für die eigenen Zwecke, und wären sie noch so geistiger Art, ansieht, ist Egoismus. Sondern es ist die innere seelische Gemeinschaft selbst, die wir suchen, und welche die Freunde pflegen durch den persönlichen Verkehr, in welchem Jeder dem Andern sich hingibt und die Liebe des Andern sich gefallen läßt.

Die Freundschaft ruht zwar auf der natürlichen Eigenthümlichkeit, aber sie selbst ist ein sittliches Verhältniß, kann also auch nicht bestehen ohne daß sie sich sittlich bethätigt! Das ist keine wahre Freundschaft, die es nicht wagt, oder nicht verträgt, daß Einer dem Andern auch sittlichen Vorhalt thue und ihn strafe.

„Dein wahrer Freund ist nicht, wer dir den Spiegel hält
Der Schmeichelei worin dein Bild dir selbst gefällt.

Dein wahrer Freund ist, wer dich seh'n läßt deine Flecken,
Und sie dir tilgen hilft, eh' Feinde sie entdecken."

Keine Freundschaft wird Bestand haben, welche nicht auf der Uebereinstimmung der sittlichen Denkweise ruht. Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts haben eine Reihe von Freundschaften besonders in den verschiedenen Dichterkreisen dieser Periode gesehen, welche nur ästhetischer Natur waren. Die Ausdrücke, in welchen diese Freunde mit und von einander reden, sind oft sehr überschwänglicher Art; aber man kann sich, wenn man diese Briefwechsel liest, des Eindrucks nicht erwehren, daß dem Ueberschwang dieses Freundschaftskultus die innere Wahrheit fehlte. Und so ist es. Denn nicht selten ist es geschehen, daß die Freunde

einander gleichgültig oder gar feind geworden sind. Freundschaft hat nur Bestand, wenn sie auf gemeinsamer sittlicher und religiöser Denkweise ruht.

Spinoza der berühmte Philosoph führte im Uebrigen ein ascetisches, abgeschlossenes Denkerleben, jedoch das Beglückende der Freundschaft erkannte er an und stellte die Freundschaft unter allen irdischen Verbindungen obenan. Jedoch Verwandtschaft der Sinnes- und Denkweise fordert er als erste Vorbedingung und Basis aller Freundschaften. So schreibt er an Wilh. von Blyenbergh folgende Worte: „Ihre Wahrheitsliebe hat mich zu dem Schlusse gebracht, von meiner Seite Alles beizutragen, was einer weiteren Bekanntschaft und aufrichtigen Freundschaft dienen kann, denn was mich betrifft, so stelle ich unter allem dem, was nicht in meiner Macht ist, nichts höher, als mit aufrichtigen Wahrheitsfreunden Freundschaft zu schließen, weil ich glaube, daß wir durchaus nichts in der Welt, was nicht in unserer Gewalt ist, ruhiger lieben können, als solche Menschen, weil es ebenso unmöglich ist, die Liebe aufzulösen, die sie gegenseitig für einander hegen — indem dieselbe in der Liebe, die Jeder von ihnen zur Weisheitserkenntniß hat, begründet ist, — als es unmöglich ist, die einmal erfaßte Wahrheit selbst nicht festzuhalten."

Freundschaften, gegründet auf gesellschaftliche Stellung, Einfluß oder äußere Vorzüge, verdienen diesen Namen nicht; die Freunde sind in diesem Falle nur Gesellschafter, die einander interessant unterhalten, aber in der Stunde, wo die Freundschaft sich durch die That bewähren soll, ihres Zweckes verfehlen. Gegenseitige Liebe, verwandte Denkweise und Verwandtschaft in sittlich-religiösem Denken und Streben ganz besonders sind die allein stichhaltigen Träger wahrer Freundschaft. Nach diesen

Vorerfordernissen Freunde zu wählen, wird immerhin keine große Zahl ergeben, allein:

„Der Mann ist thöricht,
Der die Menge der Freunde zählt.
Ein Bündel Röhricht hilft dir nicht,
Hilft dir nicht, da wo ein Stab dir fehlt."

Jener Soldat, den Cyrus fragte, wie hoch er sein Pferd hielte, vermittelst dessen er den Preis beim Wettrennen gewonnen hatte, und beifügte, ob er dasselbe gegen ein Königreich vertauschen wollte, schien genügend zu erkennen, wie rar Diejenigen sind, die sich zu treuen Freunden eignen. Denn er antwortete dem König, daß er sein Pferd gewiß nicht für ein Königreich hergeben würde. „Aber," fügte er bei: „herzlich gern wollte ich es darum geben, um einen Freund zu erlangen, wenn ich einen Menschen anträfe, der einer solchen Verbindung werth wäre." Und der alte Menander pries den glücklich, welcher nur den Schatten von einem Freunde hatte antreffen können. Wer das Glück hat, einen treuen Freund zu haben, der halte ihn, denn kaum ist ein Verlust größer, als der, eines edlen Freundes verlustig zu werden. Walther von der Vogelweide gibt hierüber folgende Lehre:

„Wer sich vom wahren Freund in Uebermuth abkehret
Und dann zu Lieb dem Fremden ihn nicht länger ehret,
Der sieht, wird er mit Schmerzen einst von Höhern auch belehret,
Daß der umhalste Freund auflöst die Freundschaftsbande,
Wenn er für ihn soll Bürge sein, mit Leben, Leib und Gut.
Erfahrung lehrt, daß Menschen so voll Wankelmuth
Der Kummer wiederum zu angebornen Freunden wandte.
Das wird nach Gottes Satzung oft geschehen,
Auch hört ich dies mit Beifall immer eingesteh'n:
Gewissen Freund, versuchtes Schwert wird man in Nöthen seh'n."

Glücklich wer einen geprüften, mehrseitig erprobten und treuen

Freund hat! Die Welt und das Leben gewinnt für einen solchen neuen Reiz und es lebt sich vergnügter und froher. Der Glaube an Tugend und Menschentreue wird gestärkt und das eigene Herz für's Gute befestigt. Wahre Freundschaft und aufrichtige Liebe sind unzertrennlich und ein liebendes Leben zu führen heißt glücklich sein. Des Dichters Besingen seines Freundes und der gegenseitigen Freundschaft ist nur in andern Worten gesagt, was Jeder empfindet, der das Glück hat, einen treuen Freund zu haben: —

„Glücklich! glücklich! Dich hab ich gefunden,
Hab' aus Millionen dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist du —
Laß das Chaos diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atome schütteln;
Ewig flieh'n sich uns're Herzen zu.

Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, — wenn wir liebend uns umfassen!
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang —
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maaß und Zeit."

Wahre Freundschaft kennt keine Schranken und Beschwerden, wenn es gilt für den Freund einzustehen; sie spottet der Gefahren und achtet des Todes nicht, denn Liebe, die ihr zu Grunde liegt, ist „stärker als der Tod." Die Freundschaft, die auf Grund des Glaubens an Christo geschlossen, kennt auch keine Schranken hinsichtlich der Zeit; des Grabes Schollen und Dunkel

verscheuchen sie nicht und tödten sie nicht, sie trotzt beiden siegesgewiß und schwebt hinüber in's bessere Leben. Das Beisammensein der Seligen ist eine große Freundschaft, die den Ewigen selbst zum Mittelpunkt hat und von dem aus die ganze Freundschaft ihre Weihe erhält. Freundschaft die diesem Lebensziel zustrebt wird mit jedem Tage und Jahre inniger, reiner und daher zuverlässiger und werther. Sie ist die Freundschaft im höchsten Sinne des Wortes.

„Dreimal selig und seliger,
Die unlösliches Band einet und deren Herz
Nie durch leidigen Zwist getrennt,
Sich an keinem Tag, auch am letzten nicht löst!"

Zorn und Selbstbeherrschung.

Unweiser Zorn entstellt
Die Seel' und das Gesicht:
Für Bestien gehört
Der Zorn, für Menschen nicht.

Der Zorn darf mit Recht eine der gefährlichsten Leidenschaften genannt werden; wie ein gelassenes, im Gleichgewicht und edler Fassung bleibendes Gemüth eine der schönsten Tugenden eines Menschen ist. „Des Menschen Zorn thut nicht was vor Gott recht ist"; so wenig als er vor Menschen handelt, wie die Anstandsgesetze der Gesellschaft es fordern. Der Mensch, der sein Temperament in guter Stimmung halten kann, ist ein Steuermann, der das Steuer des Schiffes selbst in Händen hält und es lenken kann wie es ihm gefällt. Der Zornige ist ein Schiffbrüchiger, der von Sturm und Fluthen getrieben wird, wo er nicht hin will; — und leider sind die Fälle nur zu

häufig wo der Zorn als blinde Gefühlsreizung den Geist betäubt, den Willen übermannt und zur unbedachten, raschen That treibt.

Der Zorn macht den Menschen unmenschlich; er zerstört sein besseres Selbst; die feinsten und besten Regungen seines Geistes: Gefühle des Wohlwollens, der Nachsicht, des Verzeihens, der Geduld, Barmherzigkeit und Liebe; er benebelt seinen Geist, daß der Mensch sich selbst nicht kennt. Montagne sagt mit Recht: „Es ist keine Leidenschaft, die auf unsre Urtheilskraft einen größeren Einfluß hat als der Zorn. Wer wird wohl zweifeln, das ein Richter den Tod würde verdient haben, wenn er seinen Gefangenen nur aus Zorn verdammt hätte." Was Herder vom Zorne dachte, sagt er in Folgendem:

„Zähle dich nicht zu den Menschen, so lange Zorn dich empöret;
Nur in der Ruhe gedeiht Menschheit des Menschen Verstand." —

Seuton erzählt, daß dem Cajus Rabirius bei dem Volke, auf welches er sich berufen hatte, nichts so sehr zu seiner Bestrafung geholfen habe als daß das Volk merkte, Cäsar habe zu viel Parteilichkeit und zu viel Hitze bei seiner Verdammung blicken lassen. Der Zornige ist eine Art Ungeheuer gegen welches man sich am besten sicher stellen kann, wenn man ihm aus dem Wege geht. Es giebt kaum eine Uebelthat wozu der Zorn nicht befähigte, oder Veranlassung gäbe, und es giebt keine gesellschaftliche Verbindung, wo der Zornige, ein Unsegen und eine Last, eine gefürchtetes Glied wäre. Der Zorn ist der böse Geist, der dem Zornigen wie ein wüthender Löwe auflauert und ihn überfällt wie und wo er es oft am wenigsten vermuthet. Der Zorn hindert den Menschen an seiner Selbstveredlung und Selbsterkenntniß; denn, wie Logau sagt:

„Wo Zorn nimmt Ueberhand,
Da steigt ein Nebel auf,
Der den Verstand verblend't
Und wehrt ihm seinen Lauf."

Der Zorn in seinen Ausbrüchen ist eine sinnlose Raserei, eine Narrheit der Menschheit. Ein bengalisches Sprüchwort sagt: „Der Zornige ist ein Narr, der seine eigene Nase abschneidet, um seinen Nächsten an einer Reise zu verhindern." Die Malayen sagen: „Der Zorn ist ohne Augen"; und daß dieses Sprüchwort eine große Wahrheit enthält, kann man täglich beobachten. Blindlings stürzt die erregte Leidenschaft ihr Opfer in's Unglück, oft so tief, daß selbst bei bewußtem Ueberlegen, an ein Herauskommen nicht zu denken ist. Der Zorn ist eine Offenbarung des Menschencharakters wie die Araber sagen: „Drei Dinge werden auf folgende Weise erkannt: Ein Held im Kriege, ein Freund in der Noth, und ein weiser Mann am Zorn."

Plutarch ließ einst einen seiner Knechte körperlich abstrafen. Dieser, etwas von des Lehrers eigenen philosophischen Grundsätzen inne habend, machte ihm Vorwürfe, daß er im Zorn handele und dieses sei, seiner eigenen Lehre gemäß, eines Philosophen unwürdig.

Hierauf antwortete Plutarch mit Gelassenheit: „Woran kannst du wohl merken, daß ich zornig sei? Gibt etwa mein Gesicht, meine Stimme, meine Farbe oder meine Rede zu erkennen, daß ich in Bewegung sei? Sehe ich wild um die Augen, oder verstört im Gesichte aus? Oder schrie ich etwa, werde ich roth, schäume ich vor Zorn? Sage ich wohl etwas, dessen ich hernach gereuen könnte? Lärme ich etwa oder zittre ich vor Zorn? Denn diese sind seine wahren Kennzeichen." Hierauf kehrte er sich zu dem Strafvollstrecker: „Fahre fort indem was du zu thun hast, indem wir beide disputiren."

Archytas von Tarent kam einst von einem Kriege, den er als oberster Befehlshaber geführt hatte, zurück und fand Alles in seinem Hause in voller Unordnung, und seine Landgüter wegen der Nachlässigkeit seines Verwalters wüste. Als er ihn nun zu sich kommen ließ, sagte er weiter nichts, als dieses: „Wie würde ich dich anlassen, wenn ich nicht böse wäre!"

Als Plato sich einst über einen seiner Knechte erzürnt hatte, gab er dem Speusippus Befehl, ihn zu strafen, weil er, wie er sagte, im Zorne die Hand nicht an ihn legen wollte. Charillus, der Lacedämonier, antwortete einem Zeloten, der sich frech und unbescheiden gegen ihn aufführte: „Wahrlich, wäre ich nicht zornig, so müßtest du augenblicklich sterben!"

Das sind Beispiele solcher Weisen, die ihres Zornes Herr werden und sich mäßigen konnten; solcher, die sich selbst zu beherrschen verstanden. Kaum gibt es einen größeren Sieg als sich selbst zu besiegen und kaum eine größere Herrscherwürde als vermögend zu sein, seine Leidenschaften, den Zorn, sich selbst zu beherrschen.

„Der allerhöchste Sieg ist, selber sich besiegen,
Ein Jeder trägt den Feind bei sich, der ihn versehrt,
Der, wenn er der Vernunft Rath und Gesetze hört,
Macht, daß wir noch den Preis des steten Ruhmes kriegen."

Die Blumen und Früchte der Selbstbeherrschung gedeihen nicht in der wilden Natur und auf unkultivirtem Boden; sie wollen gepflanzt und gepflegt sein. Es erfordert Anstrengung, oft Gewaltanthun um die wilden Schößlinge des eigenen Ichs nieder zu halten. Keiner ist ganz von Leidenschaften frei oder sicher. Es gilt zuerst, um sich sicher zu stellen, zu wachen mit Bedacht und offenem Auge über sich selbst. Die kleinsten Anläße zu entwaffnen, ehe sie zu starken Mächten emporwachsen und

zu ungestüm auf die schwachen Seelenkräfte eindringen. Selbstbeherrschung läßt auf eine starke Seele, auf einen klaren Gedanken und edlen Muth schließen und ist eine der vielen Vorerfordernisse zu einem glückligen Leben. Den Zornigen fürchten Andre, wer sich selbst beherrschen kann oder zu beherrschen bestrebt ist, fürchtet sich allermeist vor dem Feinde des eigenen Selbst, daß dieses über ihn keinen Sieg davon träge.

Phocion wurde von Jemand in seinen Reden unterbrochen und auf eine freche Weise beschimpft, er aber schwieg immer stille dazu, und ließ ihm Zeit, seinen Zorn recht auszulassen; wie jener fertig war fing er, ohne sich etwas merken zu lassen, seine Rede wieder an, wo er sie gelassen hatte. Diese Selbstbeherrschung spart sich viele Sorge im Leben, kann manche Freude reiner genießen und hält sogar das Leben gesunder. Zum Glück in der Familie oder sonst einer engeren Gesellschaft ist es unumgänglich nothwendig, daß man nicht hitzigen Launen nachgebe, sie heimisch werden lasse und dem Zorn die Herrscherzügel über sich selbst überliefere. Tausend kleine Vorkommnisse, die das Lebensglück und den häuslichen Frieden stören, könnten gütlich und freundlich zum Austrag kommen, wenn Selbstbeherrschung genug vorhanden wäre, um die Zornesaufwallung niederzukämpfen bis man auf eine angemessene Weise in traulichem Wechselgespräch die ganze Frage erörtern,und die Differenzpunkte schlichten könnte. Oft wenn ein Theil jähzornig und zanksüchtig ist, kann als bestes Mittel anempfohlen werden, daß der andere Theil nicht mit Gegenrede erwiedere; sondern sich selber nur des Friedens willen ein wenig zu verleugnen kann, so weit wie thunlich zugeben und günstigere Zeiten der Gemüthsstimmung abwarten. Eine Person kann nie mit sich selbst zornig herumzanken. Das Drama fordert mehr Personen um sich

länger durch die Reize der Neuheit halten zu können. Der Redner Caelius war von Natur sehr jähzornig. Als er einst Abends mit einem gelassenen Menschen zu Tafel speiste, bemerkte er zu seinem Leidwesen, daß es nichts zu zanken geben würde, weil der Gastgeber alles bejahte um ihn nicht verdrießlich zu stimmen. Endlich rief Caelius voll Ungeduld aus: Ei, so widersprich mir doch, daß unserer doch zwei sein können! Allein der Angeredete widersprach nicht und der Zorn des Zanksüchtigen wurde gedämpft.

Leidenschaftliche Gefühlsaufwallungen und Zornausbrüche verzehren die Kräfte der Seele; sie hindern den Aufflug zum Hohen, Guten und Schönen. Sie bringen in den meisten Fällen wie der empörte Vulkan als Nachwehen nach den Feuerwettern die herabfallenden Aschenschauer, die sich in der Stille ringsher ablagern und alles Pflanzenleben ertödten. Die Nachwirkungen der Reue über diese eigenen offenbaren Thorheiten, enthüllen die Schwächen des Charakters und bringen die eigene Leerheit recht an die Oberfläche.

Manche der größten Geister haben ihren Ruhm daourch befleckt, daß sie nicht ihre Launen beherrschen konnten oder wollten; daß sie durch kleinliche Vorkommnisse gleichsam das Gleichgewicht oder die Fassung verloren und ihre Leidenschaften mit sich spielen ließen. Der Weise achtet die Mahnung: Ein jeglicher Mensch aber sei schnell zu hören, aber langsam zu reden und langsam zum Zorn.

Napoleons eigentliche Schwäche und Gemeinheit zeigte sich nicht im Schlachtgewühl oder in Behandlung wichtiger Cabinetsfragen, sondern im gewöhnlichen Leben wenn Laune, Leidenschaft, Zorn und Wuth ihn in ihrer Gewalt hasten; und er in der Hitze der Aufwallung sich so gemein benahm und oft eine so un-

fürstliche Gesinnung verrieth wie der allergewöhnlichste Alltagsmensch; der allen Anstandes bar sich weder um Gott noch sein Geschlecht etwas kümmert.

Der Storch macht die Schlange erst böse indem er ihr seinen Flügel hinhält und sie darauf beißen läßt — darnach verschlingt er sie. Der Feind menschlicher Seligkeit macht es so mit dem Menschen den er verderben will. Er reizt ihn erst zum Zorn und läßt ihn sich die größten Blößen geben, ehe er ihn in's endliche Elend stürzt und dem Untergange weiht.

Unser Leben und die ganze Zeitrichtung hat eine zu wichtige Rolle für uns auf der Bühne der Zeit, als daß wir uns selbst hinderlich in den Weg treten, und durch Frost und Glühhitze unserer Leidenschaften entwaffnen, oder vom Verbande mit unseren Mitmenschen lösen. Nur durch Liebe und freundschaftliche Vereinigung ist es möglich, eine nützliche Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Wer auf seine Umgebung einwirken und ihr zum Segen gereichen will, muß sich unbedingt selbst beherrschen und in sich gleichbleibender Stimmung, Werke der Liebe, des Wohlwollens und Friedens wirken. Nur dann wird seine Umgebung mit wachem Auge auf ihn als einen Wachenden selbst sehen.

„Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt daß was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht,
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht."

Leidenschaftliche Erregungen und Zornaufwallungen haben allbereits zu viel Unglück in die Welt gebracht: Vom Brudermorde Cains bis herab zu den Kriegen und den blutigen Meutereien unserer Tage. Es ist hohe Zeit, daß diese Eigenschaften zurücktreten und mehr menschlichen Platz machen. Nicht

zum Zorn und Haß sind wir hier, sondern: zum Frieden hat uns Gott berufen; und das soll das Kennzeichen Christi Jünger sein, daß die Liebe in reicher Fülle bei ihnen wohnen soll und aller Zorn und Groll auf immer fern bleibe. Dann werden Friede und Liebe sich küssen und Freund und Feind sich traulich die Bruderhand reichen.

Erfahrung.

Wer täglich sammeln muß
Mit Sorgen seine Nahrung,
Der sammelt nie den Geist,
Doch sammelt er Erfahrung.

Rueckert.

Erfahrung ist das Ueberbleibsel vorübergegangener Erlebnisse, das Notizbuch des Geistes. Das deutsche Sprichwort: „Erfahrung ist der beste Lehrmeister," ist ebenso richtig als inhaltsreich, aber mit demselben Rechte läßt sich auch sagen: „Erfahrung ist die beste Lehrmethode und die beste Schule." Wer in dieser Schule nicht lernt, kann mit Cook und Grant die Welt umsegeln oder mit Colombus einen neuen Welttheil entdecken, er ist und bleibt ein Narr sein Leben lang. Lehre und Anweisung sind gut und werthvoll, soweit ihr Einfluß sich erstreckt, aber ohne eigentliche Lebenserfahrung sind sie im besten Falle nur Hirngespinste und leere Theorien.

Der Mensch ist für's reale, praktische Leben bestimmt; seine Fähigkeiten und Anlagen müssen in demselben zur faktischen Geltung kommen; wenn seine eigene Charakterbildung vor sich gehen, und der Reichthum seiner Ideen und Kenntnisse Werth haben soll. Erfahrung soll der Reingewinn sein, den das Leben mit seinen Prüfungen, Freuden und Leiden dem Menschen in den Schooß wirft. Die heilige Schrift sagt sehr richtig: „Denen die Gott lieben müssen alle Dinge zum Guten dienen." Wer in die Schule des Lebens hineingeht, getragen von diesem Gedanken, und wissend, daß ein jedes Vorkommniß sein Gutes hat und Lektionen lehrt, die das eigene Seelenleben veredeln und den Charakter befestigen können, der wird im Schatten des Elends selbst nicht in Verzweiflung gerathen, noch in heitern Tagen des Glücks und der Freude in leichtem Sinnenrausch verfeichtigen; sondern sich selbst im Gleichgewicht und als Herr der Umstände behaupten können.

Es ist nicht allein das heitere Sonnenlicht, das die Saat keimen, sprossen und reifen macht; Regen, Sturm und Wetter haben auch ihren Antheil daran. Wer in seine Lebenserfahrung nur Freude und Lust einfügen will, und für trübe Tage keinen Raum zu finden weiß, der wird sich bald in lauter leeren Versuchungen erschöpfen und die Fluth des Unvermeidlichen gewaltsam über sich ergehen lassen müssen; und anstatt ihn zu bereichern, wird sie ihm den letzten Grad von Lebensmuth wegspülen; und entmuthigt, bleibt ihm nur das trübe Nachsehen. Der Mensch hat trübe Tage und schlagende Wetter nöthig, um sich selbst an seiner eigenen Kraft aufzurichten und an den errungenen Siegen der Vergangenheit seinen Geist für künftige und gegenwärtige Kämpfe zu stärken. Die größten Helden der Welt haben sogar aus ihren Verlusten die besten Lehren gezogen, und sie zu Spros-

sen auf der Leiter des Fortschritts gemacht. Blücher verlor mehr Schlachten als er gewann, aber seine Verluste waren die Einleitungen zum Siege. Nur in diesen oder ähnlichen Fällen läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß man reicher an Lebenserfahrungen wird, wenn man aus allen Vorfällen und in allen Lagen eine Lektion lernt.

Erfahrung läßt sich nicht immer nach der Zahl der Jahre berechnen; nicht mehr als der Werth des Geldes nach der Zahl der Münzen zu berechnen ist. Werniken sagt sehr treffend:

„Es ist ein allgemeiner Wahn,
Daß man nach Jahren Klugheit mißt;
Erfahrung ohne Klugheit ist
Ein Blinder auf gewohnter Bahn."

„Alter schützt vor Thorheit nicht," sagt ein deutsches Sprichwort, und die Wahrheit der Aussage liegt auf der Hand. Wer ohne Bedacht, ohne ein entsprechendes Maaß von Selbsterkenntniß und ohne Entschlossenheit, seine eigene Veredlung, die Ehre Gottes und das Wohl seiner Mitmenschen anzustreben durch's Leben geht, kann ein Methusalah's Alter erreichen und doch dabei ohne Erfahrung und Lebensweisheit dastehen. Mirza Schaffy's Meinung ist:

„Nicht immer am besten erfahren ist,
Wer am ältesten an Jahren ist, —
Und wer am meisten gelitten hat
Nicht immer die besten Sitten hat."

Der Erfahrungsreiche lernt aus jeder täglichen Beobachtung; er dringt prüfend auf den Hintergrund der Phänomene; er setzt sich selbst in Beziehung zu den Vorgängen und sieht wie viel sich aus diesem oder jenem Geschehenen Lebensweisheit ableiten läßt. Der Weise, der bemüht ist, so viel Erfahrung zu sammeln wie

möglich, wird es auch nicht verschmähen, von Geringern zu lernen und oft den Rath und die Meinung Solcher zu vernehmen, denen er an manchen Kenntnissen überlegen ist. Am Allerwenigsten aber wird er sich zum Rathgeber Anderer unberufen aufwerfen; oder für ein Orakel seiner Umgebung gelten wollen; auf den einfachen Grund hin, daß er mehr Jahre zählt und folglich — seine große Erfahrung (?) ihm als Weisheitskapital zur Verfügung stehe. — Wohl ist's wahr, daß Jahre und graue Haare bedächtig und erkenntnißreicher machen; aber daß diese Allgemeinheit keine Ausnahme zuließe, hieße zu sagen: daß es, um weise zu werden, nur nöthig sei, ein hohes Alter zu erreichen. Unter dieser Decke der Volksmeinung verbirgt sich manche Schlechtigkeit, und mancher altgewordene Unsinn. Sallet's Epigramm hierauf enthält viel Wahrheit:

„Ihr sprecht: „Man soll das Alter ehren."
Doch nimmer sollt ihr mich belehren,
Daß eines alten Esels Melodei
Harmonischer als die eines jungen sei.
Meint ihr, ich sollt mich bücken gar
Vor einem Schuft mit grauem Haar?"

Alt zu werden ist ein Segen des Himmels; ein Vorrecht, welches nicht zu hoch angeschlagen werden darf. Kommt zum Alter aber noch eine reife Erfahrung hinzu, ist das lange Leben im Dienste Gottes und des Guten geführt worden, wer wird da nicht gerne seine Theorien zum Schweigen bringen und die Thatsachen, die Erfahrung des alten Weisen reden lassen? Tausend Fragen und Probleme des Lebens sind einfach erklärbar und verständlich, wenn das Licht der Erfahrung sich darüber ergossen und sie in unmittelbare Beziehung zum Menschen selbst getreten sind.

Wohl Dem, der die Schattenwolken aus dem Gedächtnisse sei-

ner Erfahrung nicht zu stetig im Auge behält, und den Geist nicht immer mit diesen Bitterkeiten abzuspeisen sucht. Wohl Dem, der das Herbe aus seiner Erfahrung auszuscheiden und die Sonnenstrahlen hervorzukehren weiß; daß sich ihm das Leben der Gegenwart zu einer Festfeier verklären muß und ihm um so werther scheint, es recht zu leben.

Erfahrung an und für sich ist trotz eines großen Umfangs immerhin noch nicht praktische Lebensklugheit. Erfahrung mag nur die Anhäufung von rohen Materialien des Erlebten sein und daher nur ein nutzloser Balast des Geistes. Es bleibt die Arbeit der Verarbeitung noch zu thun übrig, wenn das Erlebte von Werth für das zu Erlebende sein soll. Das Haus der Stuarts hatte die Geschichte der Vorfahren genau dokumentarisch verzeichnet; der Erfahrungen waren in der That viele — und dennoch haben die Historiker Recht, wenn sie sagen: „Die Stuart's hatten nichts gelernt — und nichts vergessen." — Die Verwerthung der Erfahrung zum eigenen Besten fehlte; und daher waren sie werthlos und vermochten nicht die Unglücksschläge abzuwenden. Es gibt Leute, die von vielen Erfahrungen blind werden und die „Winke" der Verhältnißwechsel unter keinen Umständen zu verstehen sich bequemen. Daher gehört zur Erfahrung stets Klugheit, wenn sie einen Werth haben soll.

„Wer nie darf, was zu thun, noch wie's zu thun sei, fragen,
Wer nach dem rechten Zweck auf rechtem Wege zieht,
Von dem kann man allein nur sagen,
Daß er mit beiden Augen sieht."

Eine Vergleichung der eigenen Erfahrung mit den Erfahrungen Anderer, sonderlich Solcher, die als Edle und Gute in der Geschichte dastehen, ist vortheilhaft in mehr als einem Betrachte. Wer in Gefahr steht, seine Umstände zu drückend, und seine Er-

fahrung zu freudenarm zu finden, der schaue auf die Edelsten unseres Geschlechts und siehe, wie sie mit Schwierigkeiten und Feinden aller Art rangen; welche Entbehrungen sie erduldeten; und dennoch auf dem Wege der Pflicht muthig ausharrten und fortkämpften bis ein siegreicher Ausgang ihre Bemühungen krönte. Der Pflichtgetreue, der ausgesöhnt mit den bittersten Erfahrungen der Vergangenheit, muthig der Zukunft entgegen schreitet, mit dem festen Vorsatz auch künftig als Mann und Christ seine Pflicht im Leben nach bestem Vermögen zu thun, der wird inne werden, daß der Schatz seiner Erfahrungen mit jedem Tage größer und werther wird; und daß sein Leben an innerem Wahrheitsgehalte zunimmt wie es dem einstigen Ziele sich mit jedem Tage nähert.

„Erfahren muß man stets Erfahrung wird nie enden,
Und endlich fehlt die Zeit, Erfahr'nes anzuwenden."

Freude.

Freude macht den Menschen röthlich,
Aber Kummer blaß und bleich;
D'rum ist Fröhlichkeit dem Leben,
Traurigkeit dem Tode gleich.

J. Groß.

Wo Freude ist, da ist Glück. Ohne Freude ist das Leben unerträglich und der Tod ein willkommener Bote. Die Freude ist ein milder Engel der den Menschen durch dieses Dasein begleiten soll, damit er muthig seine Bahn laufe, und seines Weg's in des Lebens Schattennächten nicht verfehle. Die Freude ist gottgewollt; und der Mensch für die Freude geschaffen. Der Frohe lebt ein Doppelleben und ist zur Beglückung seiner Mitmenschen und zum Preise seines Gottes geschickter als der düstere Murrkopf. Der Erlöser der Welt verkündigte den Seinen noch kurz vor seinem Hingange zum Vater manche tröstliche Lehre, gerade deshalb, wie er sagte, daß ihre „Freude vollkommen sei." Und der Apostel schließt sich die-

ser Lehre an, wenn er die Gläubigen ermahnt: „Freuet euch in dem Herrn allewege und abermal sage ich euch, freuet euch.“ Der Himmel als Wohnort der Seligen wird als ein Ort der Freude geschildert; sogar gesagt, daß dort ‚ewige“ Freude und Wonne über dem Haupte der Ueberwinder sein wird und daß Schmerz und Seufzen weg müssen.

Freude ist die Würze des Lebens; ein Zubrod und Sonntagsmahl in der Arbeitswoche der Welt. Sonnenstrahlen aus dem Lande der Ewigkeit in die Schattenreviere der Zeit. Harmonien und Psalmengesang in diese durch alle Dissonanzen verstimmte und durchzitterte Welt. Freude ist Morgenthau, und Morgenroth das Leben in die Felsen haucht; Gram und Leid sind ein Mehlthau, der die schönsten Lebensblüthen im Keime zerfrißt und tödtet; den Himmel in Nachtgewölk einhüllt und Schreckensblitze unter die geängstigte Menschheit wirft.

Leider ist die Zahl Derer, die ihre Hütten auf den Blumenauen der luftigen Lebenshöhen, den goldumsäumten Bergeszinnen abbrechen und sich in die Thäler der Klage, Trauer und des Grames anbauen, noch immer sehr groß; und die Freude flattert wie eine scheue Noahstaube um ihren Lebens-Rettungskasten herum — aber umsonst! Sie bieten ihr kein Asyl. — Es scheint das Bestreben mancher Menschen zu sein, soviel Trauerwolken wie möglich an ihren Lebenshimmel herauf zu beschwören, um sich dann nieder zu setzen und ihre Tage in trübem Leid hinzujammern. Sie meinen nun, weil sie selbst im Schatten ihrer düstern Melancholie weilen, enthalte die ganze Welt keine Freude; und sie seien gerechtfertigt, sie ohne Weiteres als ein großes Klaghaus auszuschreien und das ganze Menschengeschlecht als eine hinausgestoßene, in Gram und Elend versunkene, Sippe anzusehen! —

„Es gibt noch Glückliche, wenn du auch keiner bist;
Die Freud' ist auf der Welt, wenn sie auch dein nicht ist.
Doch diese Freud' ist dein, daß viele freu'n sich können,
Und diese Freud' allein wird Niemand dir mißgönnen.„

Die Auffassung des Menschen, seine Hoffnungen und Erwartungen die er hegt, und sich vom Leben verspricht, haben fast ausnahmslos einen großen Einfluß auf seine Gemüthsstimmung. Wer mit der Erwartung an's Leben tritt, daß ihm Glück und Gunst auf jede mögliche Weise lächeln sollen und kein Zwischenfall diese heitere Harmonie unterbrechen darf, der hat Unnatürliches in die ersten Grundsätze seiner Lebensanschauung gemischt und eine baldige Täuschung wird die Folge sein.

Auch die Gemüthswelt braucht die beblümte Erde; ihre Nächte nach den heitern Tagen und ihre Stürme nach der Gewitterschwüle; — der Wechsel hebt den Contrast um so deutlicher hervor und macht die Freuden um so nachhaltiger und werther. Der Mensch soll hier für die bessere Welt erzogen werden und da ist es nothwendig, daß nach lichten Freudentagen auch hie und da eine düstere Wetterwolke über sein Herzensfeld zieht, um die feinsten Pflanzen und Saaten seines Geistes zu zeitigen und für die bessere Zukunft vorzubereiten. Glücklich, wer durch die kleinen Anwandlungen trüber Gefühle oder leichten Uebergänge ungünstiger Verhältnisse sich den Genuß des Lebens, die Heiterkeit und Freude nicht trüben läßt! Glücklich, wer nicht seine Freuden durch trübes Nachhängen schreckhafter Grillen über „was kommen kann" sich stört oder gar raubt!

„Man soll die Freude nicht, so man jetzt und kann üben,
Durch Furcht und Traurigkeit, so folgen soll, betrüben."

Wie die meisten Güter des Lebens mißbraucht werden können, und andrerseits ein bloßer Schein für's Wesen genommen wird,

so ist es auch bei der Freude der Fall. Die Belustigungen und das Vergnügen, welche in rein weltlichen Dingen ihren Grund haben, sind nur im besten Falle eine Abart der Freude; sie verdienen den Namen der Freude nicht; und Gram und Trauer folgt auch meistens dem Freudenrausch auf dem Fuße. Wer sich dieser Freude rückhaltslos hingibt, wird bald nur noch in ungezügelter Ausgelassenheit seine momentane Befriedigung finden, und für die eigentliche Freude empfindungslos und abgestumpft sein. Die wahre, reine Freude genießt nur der Christ. Seine Freude hat ihren Grund in der Freude selbst — in Gott. Seine Gemüthsverfassung ist mit sich selbst vereint und aus der innern Seelen- und Gemüthsruhe ergibt sich ihm von selbst, diese stille Heiterkeit und Lust des Lebens — die wir Freude nennen. Die Zukunft trägt Großes für ihn im Schooße und die Gegenwart trägt die Früchte eines glücklichen Lebens von selbst in den Schooß. Seine Freude hat keine bitteren Nachwehen; denn alle unlauteren Elemente sind von vornherein hier ausgeschieden. Der Welt- und sinnliche Lebemensch kennt diese Freude nicht, wie ihm auch der Gott unbekannt ist, von dem sie herkommt. Der edle Uz sagt sehr treffend:

„Lernt Lust und Lust noch feiner unterscheiden!
Ein eckelnder Geschmack vermindert wahre Freuden;
Doch wer als Kenner wählt, gewinnt bei seiner Wahl,
Und hat was besser ist, obgleich in mindrer Zahl."

Der Christ aber hat sowohl an Zahl als Qualität die reichsten Freuden; sie fließen ihm aus seinen Gedanken, aus seinem Glauben, Lieben, Leben und sogar aus seinen Leiden; indem auch diese ihre höhere Weihe dadurch erhalten, daß er weiß, es dient nach des Vater's weisem Rathschluß Alles zu seinem Guten. — Schleiermacher hat Recht, wenn er Demjenigen zuruft, der

auf den Wogen der Zeit dahin schwimmt, ohne den Himmel in sich zu tragen, daß der sich niedersetzen und weinen soll! Aber gerade weil der Christ „diesen Himmel" in sich trägt, hat er Ursache zur Lust und Freude.

Jeder Edle findet es natürlich — ein Bedürfniß seines Herzens — sich zu freuen. Mit jedem Tage den wir erleben, und jeden neuen **Fernblick**, den wir in Gottes Welt hinausnehmen, entdecken wir, trotz der vielen Mängel und des Elends unter den Menschen, dennoch tausend Ursachen zum Frohsinn und zur Freude. Es ist Gutes und Schönes genug in der Welt, um uns ein Loblied abzunöthigen und soweit wir sehen, ist das Gute am Zunehmen und die Menschheit am Fortschreiten. Es sind auch immer noch um uns Menschen, die sich freuen und glücklich sind; und wenn wir uns selbst auch hie und da in Austheilung der Lebensgüter zurückgesetzt sehen, so ist genug Ursache, sich über das Glück und die Freude Anderer zu freuen. Und Tiedge hat Recht, wenn er diese Freude als die reinste bezeichnet.

„Durchschaut das ganze Lustgebiet:
Kein Paradies für Engel!
Was diese Erd' einmal erzieht,
Hat auch der Erde Mängel.

Nur eine Freud' ist unbefleckt;
Und diese Seelenweide,
Die schon nach Himmelswonne schmeckt,
Heißt Freud an fremder Freude."

Der Freudige ehrt seinen Gott und beglückt die Menschen; der düstere Pessimist und verfinsterte Murrkopf ist undankbar gegen Gott und eine Last für die Gesellschaft. — Der Freudige verbreitet Sonnenschein und Leben, der grämige Düsterling hingegen Klage und Trauer. Welcher Klasse gehörst du zu, lieber Leser? —

Uns freuen wollen wir vor Gott,
Denn Freude, Freud' ist sein Gebot!
So weit sich Hauch und Keime regen,
Ruft Alles: Freuet euch! entgegen;
Zur Freude schuf er Aug' und Ohr,
Und hub das Antlitz ihm empor!

Die Schwermuth macht zum Guten laß
Und artet aus in Menschenhaß!
Die Freud' ist alles Guten Quelle,
Ein Ausfluß jener Himmelshelle!
D'rum froh und liebend naht dem Ziel
Mit jener Wonne Vorgefühl!

Blick auf, o Bruder! weine nicht;
Die Liebe hält kein Zorngericht!

Das Geld.

Dem Berg- und Flußgeist mühsam abgenommen,
In Flammengluth geklärt zu neuem Leben,
Zur Münze rastlos Gold und Silber schweben,
Und Geld auf Geld entquillt dem Zauberbronnen.

Im Fluge dann, der Tonne Haft entronnen —
Dämonen rings, wie Engel es umgeben,
Die es zu ihrem Dienst zu haschen streben,
Bis Jene einst sich im Triumphe sonnen.

Jetzt locken sie das Herz zu dunklen Wegen,
Und wenn sie dort in's Goldnetz es getrieben,
Erstickt es, spinnengleich, ihr goldner Regen.

Doch, wo die Engel Sieger sind geblieben,
Entblüht dem Geld ein reicher Gottessegen,
Und mit ihm wächst die Opferkraft im Lieben.

Marie Ihering.

Geld hilft durch die Welt! — sagt ein deutsches Sprichwort. Ob diese Durchhülfe aber immer zum Besten dient, oder gar eine ehrenhafte ist, dürfte eine weitere Frage sein. Daß das Geld eine wichtige Rolle in der Welt spielt, wer weiß das nicht! Kriege hat es verursacht und wieder beseitigt; Volk mit Volk vereinigt und gegen einander

empört. Freundschaften, ja sogar Ehen gestiftet und wieder aufgelöst. Königreiche gegründet und zerstört; Philantropen und Heilige einerseits — und andrerseits Diebe und Mörder gemacht. Hier das Talent und Genie zu Entdeckungen und Heldenthaten angespornt, dort tüchtige Geister in Zwerge und Krüppel verwandelt! Die Welt hat es großentheils so gestaltet, wie sie ist, und welche Wandlungen sie noch durch dasselbe erfahren wird, wer kann's sagen? — Das Geld ist ein starker Faktor; sowohl in Gottes- als auch des Teufels Reich. Ohne Geld ist es in der heutigen Einrichtung civilisirter Länder nicht wohl möglich, eine gute Existenz zu behaupten.

Geld braucht man um die nöthigsten Bedürfnisse des Einzellebens wie der Familie zu befriedigen. Das einfache Gewand wie das köstlichste Kleid, das Buch in der Hand und das Gemälde an der Wand — Alles hat seinen Preis; es muß mit Geld bezahlt werden. Mit Geld läßt sich die Wüste in einen Garten und der Urwald in ein Weizenfeld verwandeln, Sümpfe lassen sich trocken legen, Ströme überbrücken, große Städte erbauen und angenehme Wohnungen einrichten.

Wer daher heutzutage im Besitze ansehnlicher Geldsummen ist, fühlt sich weniger abhängig von andern Menschen und kann sich sein häusliches Glück auf eine selbstgefällige Weise oft da schaffen, wo der Unbemittelte auf die Gunst Anderer angewiesen ist, oder von den herben Umständen beherrscht wird. —

Dieses Alles in Betracht ziehend, erklärt es sich von selbst, wie ein großer Theil der Menschheit ob dem Streben nach Gold und Silber alles Andre vergißt; menschliches Gefühl, Charakter, Anstand und Würde verleugnet, wenn der „allmächtige Thaler" in Sprache ist. Was dem Menschen ein Mittel, eine Sache sein soll, wird ihm sein Alles, sein Gott der ihn beherrscht und ver-

blendet. Goltz sagt sehr richtig: „Der Zauber, welcher alle Förmlichkeit und Feinheit zerbricht und die eingesperrten Leidenschaften aus dem Kerker läßt, ist das Geld! — Die feinsten und förmlichsten Leute blamiren sich in dem ersten besten Prozeß um „Mein und Dein" mit einer Rückhaltslosigkeit, die den Beweis liefert, daß die Gemeinheit noch naiver als der Herzensadel ist.

Dieselbe Dame, welche in einer Gesellschaft die nobelsten Airs geschnitten und ein fürstliches Ceremoniell verduftet hat, nickt dem leuchtenden Mädchen an der Hausthüre kaum Dank, oder drückt ihr stolz eine kleine Silbermünze in die Hand. — Dieselbe Göttin der feinen Sitte und Scham zwackt dem armen Schuhflicker, der die niedlichen Halbstiefelchen ihrer Kinder so geduldig zum dritten Mal geflickt hat, weil er auf neue Arbeit hofft: Silbergroschen und Pfenige von seinem wohlverdienten Lohn, und die edle feine Dame wird grob wie Bohnenstroh, wenn der arme Mann auf seiner Rechnung besteht."

Die Geldgier, der Geiz macht den Menschen stumpfsinnig und gefühllos für die Leiden Anderer; toll und rasend aber, wenn er sieht: es ist Gelegenheit, für sich selbst eine kleine oder größere Summe zu erbeuten. Die Schrift selbst lehrt, daß „Geiz die Wurzel alles Uebels" ist. Die großen Kapitalisten und Monopolisten sind daher nur in sehr seltenen Fällen ein Segen für ihr Geschlecht; wohl aber oft ein Fluch. Geldgier war es, was sie antrieb, so viele Reichthümer zusammenzuhäufen, Geldgier ist es, was sie veranlaßt das zusammengeraffte Gut wie einen Götzen zu bewahren; und Geldgier ist es, was ihr Herz kalt und empfindungslos macht, wenn die Leiden und die Noth ihrer Mitmenschen ihnen auf allen Wegen in's Angesicht blicken.

Es ist Jedermannes Pflicht, sein ehrlich erworbenes Geld auf

eine ökonomische Weise zu gebrauchen. Besonders ist jungen Leuten Sparsamkeit anzuempfehlen; daß sie das Erworbene nicht auf eine verschwenderische Weise vergeuden, sondern im Sonnenschein an trübe Tage denken. — Montagne wird wohl darin Recht haben, wenn er sagt: „Wenn man Alles recht überlegt, so ist es kümmerlicher, das Geld zu bewahren als zu erwerben." Was könnte wohl auch thörichter sein, als die schwer errungene kleine Baarschaft achtlos und bedachtlos zu verschwenden! Die traurigsten Beispiele von Solchen, die den letzten Rest ihres Erwerbs in jungen und gesunden Tagen vergeuden, und später dann wenn alte Tage und körperliche Gebrechlichkeit einkehren Noth leiden und keinen Zehrpfennig haben, solcher Beispiele gewahren wir leider heute zu viele. —

Finanzielle Corruption ist fast immer mit religiösem und moralischem Bankerott verbunden. Fleiß, Sparsamkeit und Sittlichkeit sind sehr oft Geschwister.

Wie es aber einerseits für den Einzelnen sowohl wie für Familienhäupter geforderte Pflicht ist, ihr rechtmäßig erworbenes Geld zu sparen, so ist es auch andrerseits zu vermeiden, daß man das Geld zum Mittelpunkt des Denkens, Wollens, Strebens und Glückes zu machen sucht. Nicht die Masse des Goldes ist es, was das Herz glücklich macht, sondern ein froher, zufriedener Sinn. Solon hatte Recht, wenn er sich weigerte den reichen Krösus glücklich zu preisen, bloß deßwegen, weil er über große Geldschätze verfügte. Wer weiß es nicht, daß der einfache Bauer auf seinem Holzschemel beim kargen Mahl oft unendlich glücklicher ist, als der Städter Geldkönig auf sammetnem Kanapee und bei seinen ausländischen Weinen. Das Geld hat immer nur sachlichen Werth; und der beschränkt sich nur auf diese Zeit. Jenseits des Grabes hat das Geld keinen Werth. Der Reichste

wandert, wie der Aermste ohne dasselbe in's unbekannte Jenseits. Der Dichter hat Recht, wenn er singt:

„Nackend fiel ich auf den Boden;
Da ich kam, da ich nahm
Meinen ersten Odem.
Nackend werd' ich auch hinzieh'n
Wenn ich werd' von der Erd'
Als ein Schatten flieh'n."

Wie der Mensch für alle Gaben und Segnungen vor Gott verantwortlich ist, so auch für sein Gold und Silber. Gott ist Herr über Alles, und ihm soll daher Alles geweiht sein. Anstatt in den Schatzkammern der Reichen zu liegen, sollte es im Dienste Gottes, im Werke des Evangeliums seinen Einfluß geltend machen. Luther konnte froh den letzten Joachimsthaler hingeben, wenn er wußte es galt für einen guten Zweck. Die Sparbank Gottes trägt die höchsten Zinsen und fallirt nie. Wohl dem, der seine Gelder auf derselben deponirt! Wohl dem, der sich mit diesem ungerechten Mammon nach der Mahnung Jesu so Freude machen kann, daß wenn er hienieden an allem Erdengut den Halt verliert, er aufgenommen wird in die ewigen Hütten!

Umgang mit Menschen.

In deines Umgangs Wahl,
Sei stets auf deiner Hut;
Bei Schlechten wird man schlecht
Und nur bei Guten gut.

J. C. A. Stiegler.

Nicht zum Alleinsein, sondern zur Gesellschaft, zum Verkehr und Zusammenleben mit seines Gleichen ist der Mensch bestimmt. Tausend Aufgaben des Lebens kann der Einzelne nicht lösen, die aber nichtsdestoweniger gelöst werden müssen und auch durch die vereinte Thätigkeit Mehrerer mit Leichtigkeit gelöst werden. Viele Fähigkeiten und Anlagen, die in der geheimen Wesenstiefe des Menschen verborgen schlummern, können nur geweckt werden indem der Einzelne in Berührung mit Andern kommt und entweder auf sie einwirkt, oder dieselben auf sich einwirken läßt.

Daß der Umgang mit Menschen daher von der weitragendsten Bedeutung ist, erhellt von selbst.

Man hat daher schon seit lange „Umgangsregeln," „Klugheitslehren," „Handorakel der Weltklugheit" u. s. w. geschrieben und ein System von Regeln aufgestellt, nach welchen man sich im Umgange mit Andern zu richten habe. Aber fast ausnahmslos laufen diese „Anweisungen dahinaus, daß man den eigenen Vortheil nicht aus dem Auge lassen und sich in der Hauptsache ziemlich so verhalten soll, als gilt's List Aller gegen Alle. Jedoch das Prinzip des eigenen Vortheils, der Selbstsucht soll den Umgang motiviren, sondern Selbstverleugnung, Dienstfertigkeit, Wohlwollen und allgemeine Menschenliebe. Wenn aber dieses als oberster Grundsatz des Umgangs gelten soll, so darf andrerseits immerhin nicht verschwiegen werden, daß Klugheit und Umsicht wohl gute und nothwendige Eigenschaften nebenbei sind. „Seid klug wie die Schlangen" hat selbst der Welterlöser seinen Jüngern gerathen. — Das endliche Ziel menschlicher Vollkommenheit ist noch nicht erreicht, und das tausendjährige Reich noch nicht eingetreten; die Menschheit ist im großen Ganzen noch verkehrt und trügerisch und das Wahrheitsbanner des christlichen Glaubens und Lebens weht noch nicht nahezu überall; und obwohl es menschliche Pflicht ist jedem Mitmenschen das Beste zuzutrauen, so hat doch auch zugleich jenes bekannte Sprüchwort: „Trau, schau' wem!" zu viel Wahrheit in sich, um völlig ignorirt werden zu können.

Sei daher in der Wahl Derjenigen, mit denen du besonders näheren Umgang pflegst, vorsichtig. Nicht jedes Thier, welches Federn hat, ist eine trauliche Taube oder süßschlagende Nachtigall; — es gibt auch Habichte und Geier unter den Vögeln! — In unserm Verkehr mit Andern muß nur der Gedanke nahe liegen, daß Diejenigen, so mit uns in Berührung kommen, dadurch gebessert werden oder Nutzen für ihre Herzens- und Geistesver-

edlung ziehen; so auch andrentheils muß ihr eigener Charakter Züge haben, die bessernd und bildend auf uns einwirken.

„Suche einen Besseren als du selbst und halte ihn,
Denn mit Deinesgleichen gehst du nur im Irrthum hin,
Meide den Schlechten, und wäre das Haupt ihm mit Weisheit gekrönt,
Auch mit Juwelen geziert, spritzet die Viper das Gift."

Wir sind für unser eigenes Verhalten im Umgange mit Andern gleichfalls unter große Verantwortlichkeit gestellt: Unsre Reden und Thun soll denjenigen Eindruck machen, der zum Guten abzweckt und allgemein bessert. Ein wildes Sichgehenlassen und unbedachtes Forttappen in allerhand krummen und dummen Einfällen ist geradezu strafwürdig. Auch kleine Züge unseres Handelns und des Verkehres mit Andern verdienen diese Behutsamkeit, wenn unser Beispiel nicht schädigend auf Andre einwirken soll. Tausend Personen sind in Wirklichkeit bessere Menschen als sie durch ihr unbeholfenes und oft verkehrtes Verhalten im Umgange Andern sagen, daß sie sind. Charakterfestigkeit, ehrliche Gesinnung, ein biederes Herz, christliche Prinzipien und Tugenden fordern wir von Jedem zum Voraus; aber wenn er sich im Verkehr mit Andern so benimmt, daß das Gegentheil herauszuleuchten scheint, so ist er auch für diesen Schein und dessen Einfluß verantwortlich. Es ist keine Demuth, seine Charaktergröße und seinen Seelenadel zu Hause zu lassen und im Verkehr mit Niederstehenden sich ihrem Standpunkte hinneigen, um den auffallenden Abstand zu verwischen. Gerok sagt richtig:

„Sei ganz du selbst das ist auf Erden
Dein eigenster Beruf."

So aber auch andrerseits immer im Verkehr mit Andern seine sogenannte „beste Seite" hervorkehren, und wo diese gänzlich

mangelt, doch irgend Etwas an ihrer Stelle hinkünstele, ist auf keine Weise von langer Dauer. Die nackte Heuchelei ist nichts anders als solches „Scheinen" oder „Seinwollen". Früher oder später zerreißt die unnatürliche Maske und Verachtung und Mißtrauen werden dem Tugendkünstler folgen. Jeder ehrliche und wahre Mensch darf nicht seine Person mit Seraphsglanz umgeben oder überzart zur Aeolsharfe besaiten, um sich Achtung und eine entsprechende Sphäre der Wirksamkeit zu verschaffen. Der Verständige wird ihn zu würdigen wissen wenn er als Mensch „menschlich" erscheint, und bei Pinseln und blasirten Pharisäern ist ohnehin nichts auszurichten.

Alle affektirte Gravität, Dignität und Weisheit hat immer etwas Affenartiges und Lächerliches, das früher oder später der verdienten Achtung preisgegeben wird. Männliche Geradheit und Ehrlichkeit gepaart mit einem beständigen, gesetzten Charakter, bleiben immerhin die zuverlässigsten Empfehlungen für den Umgang; und wie man diese selbst und an sich selbst zu üben und zu schätzen sucht, so schätze man sie auch anerkennend bei Andern.

In hundert verschiedenen Hinsichten und Fällen wird unser Umgang mit Andern entweder erschwert oder zu einem prosaischen, unangenehmen herabgestimmt weil von vorne herein Vorurtheil und Kälte ihn einleiten und begleiten. Unter andern, angestammten Thorheiten klebt uns auch diese an, daß wir in der Beurtheilung der Menschen uns wieder durch andre Menschen bestimmen lassen. Knigge hat ein wahres Wort gesprochen wenn er sagt: „Glaube immer, und du wirst wohl dabei fahren, daß die meisten Menschen nicht halb so gut sind, wie ihre Freunde sie schildern, und nicht halb so böse, wie ihre Feinde sie ausschreien."

Ohne Menschenkenntniß und anhaltendes Studiren der Menschheit wird unser Umgang mit Andern selten anders als Verluste in irgend welcher Hinsicht für uns abwerfend enden. Man kann nicht alle Menschen über einen Leisten ziehen, und allen auf gleiche Weise begegnen. Sich in ihre Verschiedenheit daher zu finden, ist ein Haupterforderniß, und eine so große Kunst als sich in die verschiedenen Phasen und Lagen des Lebens finden und das möglichst Beste daraus machen.

Kenntniß des eigenen Selbst sowohl als auch Kenntniß des Mitmenschen und seines Werthes sind für unsern Umgang nothwendig. Wie Mancher wird ein Finsterling und Pessimist der sich überall „verkürzt," „zurückgesetzt," „verkannt" u. s. w. wähnt und daher an der Menschheit verzweifelt; einfach, weil ihm Selbstkenntniß dermaßen abgeht, daß er sich selbst als die wichtigste Person vorkommt und erwartet, daß Jedermann diese Ansicht theilen soll. Andrentheils wird Mancher zum Schleppenträger und hinsinkenden Kriecher, der seine eigene Individualität und männliche Würde vor jedem Geck oder eingebildeten Hohlkopf opfert, weil er dessen „Verdienste" himmelhoch anschlägt, die kaum über das nächste Dorf hinausreichen; oder dessen „leuchtende Größe" bewundert, die oft nur der Schatten eines Schattens ist.

Wahre Ehrerbietung und Höflichkeit sind weit entfernt von leerem Schmeicheln und unmännlicher Kriecherei; so kann auch eine aufrichtige Anerkennung der Verdienste Anderer jeden übertriebenen Phrasenschwall hochtrabender Lobhudelei entbehren.

Wie die Gesellschaft im Allgemeinen gewisse Formen angenommen hat, nach denen sie sich richtet, so auch betreffs des geselligen Verkehrs und Umgangs, sind etwaige Formen, die durch längere Beobachtung soziales Sittengesetz geworden sind, nicht

zu übersehen. Auch da, wo Manches der eigenen Ueberzeugung wunderlich vorkommt, wird der Weise solche ländlichen Eigenthümlichkeiten in seinem Umgang schonend respectiren, um nicht Aergerniß ohne Ursache zu geben. Der Umgang des Menschen mit seinem Mitmenschen ist ein Vorrecht, das nicht hoch genug geschätzt werden kann. Daher sei man bedacht, dieses Vorrecht zum Segen und allgemeinen Besten zu nutzen. Die Biene sammelt nur Honig aus den Blüthen. Gift zu finden, überläßt sie der Spinne oder andern Insekten.

„Lieb alle Menschen, sei nicht eines Lebens Feind!
Doch, welcher Tugend übt, den bitte: Sei mein Freund!"

Die goldene Regel.

Alles was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, denn das ist das Gesetz und die Propheten.

* * *

„Was du nicht willst das man dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu."

Manches ist schon über den Umgang mit Menschen geschrieben und gesagt worden, und ein gut' Theil davon gipfelt in der fraglichen Weisheit: Verhalte dich so, daß du immer obenauf bist! Die sogenannte „Weltklugheitslehre" ist in vielen Hinsichten zur bloßen Sophistik verflacht, Alles ist darauf berechnet, daß die Hauptaufgabe ist: Siehe auf deinen Vortheil; gib Acht, daß du selbst nicht zu kurz kommst! Daß diese Art Umgangsphilosophie auch dem Charakterlosesten zusagen muß, versteht sich von selbst.

Christus stellte eine höhere Lebensregel für den Umgang mit Menschen auf; ihr Grundton ist: Andre so zu behandeln, wie man, wenn man in ihrer Stelle

sich befände, wünschen würde behandelt zu werden. Die Stellung im Leben mag sein was und wie sie will, so wird der Einzelne nie dieser Pflicht überhoben sein, daß er Andre mit Liebe und Achtung behandeln und ihre Person und Lebensstellung respektiren soll.

Kaum kann ein größeres Uebel in der Gesellschaft genannt werden, als wenn einzelne Personen oder gewisse Klassen sich für besonders vom Geschick oder der Vorsehung zu allen Vorzügen und Auszeichnungen bestimmte Wesen halten, und dann, unbekümmert um Rechte Anderer, nach Willkür schalten und walten. Auf dem Grunde der Natur oder Schöpfung hat Gott Alle zu gleichen Rechten bestimmt. Seinen Nächsten in seinen allgemeinen Menschenrechten verkürzen und mißhandeln, heißt an seiner Person und dem Gesetz Gottes zu sündigen; heißt die Person zur Sache herabzudrücken, welcher man keine Pflichten gegenüber zu schulden glaubt. Der Edle und Großmüthige wird unter Anderm daran stets erkennbar sein, daß er seine Mitmenschen mit Wohlwollen und Zuvorkommenheit behandelt und sie gelten läßt, was ihr realer Werth ist. Roheit und Schlechtigkeit suchen gewöhnlich darin ihren Ausdruck, daß man dem Nächsten entweder keine Achtung und Liebe schuldig zu sein glaubt, oder wenn die Ueberzeugung sich nicht an diese äußerste Grenze der Anstandslosigkeit versteigen kann, sein Betragen dadurch entschuldigt, daß man auch schon hie und da ähnliche Zurücksetzung erfahren mußte, daß es „nichts Neues ist" u. s. w.

Auch in der sittlichen Welt herrscht ein Gesetz der Aequivalenz und einer gewissen Retribution. Wer selbstlos seine Pflicht Andern gegenüber erfüllt, wird auch nicht viel Klage zu führen haben, daß ihm eine gewisse Anerkennung und entsprechende Behandlung seitens Anderer versagt wird. Die Edlen werden

seine Freunde sein. Wer aber durch Verachtung der gewöhnlichen Menschenrechte, diktatorisch und terroristisch über Andere zu herrschen liebt, wird früher oder später ausfinden müssen, daß sein Glanzgestirn in die Nacht der Verachtung versinkt. Die Geschichte liefert reichliche Belege hiezu.

Ohne eine Beachtung dieses, von Christo aufgestellten Moral- und Religionsgesetzes gegenseitiger Liebe und respektvoller Behandlung, ist nicht nur eine Ausbildung sittlicher Charaktere nicht möglich, sondern die ganze Gesellschaft müßte bald ein Krieg Aller gegen Alle sein; wo Jeder nur sich selbst zum Gegenstande und seine Interessen zum Zweck haben müßte. Wo bliebe da die vereinigte Förderung allgemeiner Menschenbeglückung die ein nothwendiges Erforderniß zum Weltbestande ist? — Freundschaft, diese beglückende menschliche Vereinigung, ist nicht denkbar, wo ein gewisses Entgegenkommen und gegenseitiges Achten und Pflichterfüllen nicht stattfindet. Daher wahre, treue Freundschaft auch in den höhern Kreisen, wo man oft nur zu ernten wünscht ohne zu säen, und bedient sein will, ohne selbst auch nur eine gutwillige Bewegung gegen Jemand zu machen — so selten ist. — Alles ist auf der Lauer, Alles will Vorzüge erjagen ohne einen Ersatz zu bieten! Wer soll da gewinnen, und wer verlieren?

Der Mann mit einem gesunden Menschenverstand und einem aufrichtigen Herzen wird daher diese Regel Christi ehren und beachten. Er wird es als seine Pflicht ansehen, den Mitmenschen menschlich und christlich zu behandeln; selbst wenn er sieht, daß eine gleiche Behandlung seinerseits seinem Wohlwollen nicht auf dem Fuße folgt, oder sein Leben mit seinem *Denken*, *Reden* und *Handeln* nach dieser goldenen Regel einstweilen vor den Leuten verborgen bleibt. Sein Leben ist kein Menschendienst und

Augendienst, sondern bewegt sich nach höhern, sittlichen und göttlichen Gesetzen!

„Das Unrecht bringt nur flüchtigen Genuß,
Der sich in Leid und Schmach verwandeln muß;
Wer aber sich aus Güte selbst beraubt,
Der schmückt mit frohen Ehren sich das Haupt.
Ist auch die Tugend nicht bewegt davon,
Der Tugend folgt nothwendig doch der Lohn.
Großmuth weckt Großmuth, Liebe findet Liebe —
Kein edles Thun, das ohne Segen bliebe!

Das ist die Tugend, welche mit Verlangen
Hingeben immer mehr will, als empfangen.
Das ist die Tugend, welche lieber streiten
Für Andre will, als Freude sich bereiten.
Das ist die Tugend, die stets handelt fein
An Andern, wie sie will behandelt sein!"

Das Leben im Staat und Volke.

Erwirb dir das Vertrauen von deinem Vaterlande!
Dann zitt're vor Verläumdung nicht.
Wer edel handelt, treu der Pflicht,
Den rettet wahrer Ruhm aus der vermeinten Schande.

* * *

Du sollst dein Vaterland nicht hassen oder schelten,
Wenn man dich schon in ihm mit Unrecht hat betrübt;
Die gute Mutter darf ja nimmer das entgelten,
Was ihre bösen Söhn' und Buben nur verübt.

* * *

Deutscher wagst du kaum zu heißen,
Möchtest nur mit Fremden gleißen,
Schäme dich; auch mit nackten Beinen
Wage deutsch zu sein, zu scheinen!
Schäme dich; auch mit nackten Armen
D'rein mit dem deutschen Herzen, dem warmen!
D'rein mit dem vollen deutschen Herzen!
Und du magst den Hohn verschmerzen,
Womit Fremde Deutsche nennen!

Der Mensch im Staate.

Der Staat ist die Vereinigung von Geschlechtern und Ortschaften zu einem vollkommenen und selbstgenügenden Leben; und darunter verstehen wir ein Leben von Glückseligkeit und Schönheit. Gute und schöne Handlungen sind also als der Zweck des Staatsvereins zu setzen, und nicht das Zusammenleben. Folglich haben alle die, welche das Meiste zu der bestimmten Vereinigung beitragen, mehr Antheil am Staate als die, welche zwar an freier und edler Geburt ihnen gleich, oder selbst überlegen, an Bürgertugend ihnen dagegen nicht gleich sind; oder auch mehr Antheil als diejenigen, welche an Reichthum vor-, an Tugend aber nachstehen.

Aristoteles.

Die Familie ist der Staat im Kleinen, der Staat die Familie im Großen. Erstere beruht auf Gottes Ordnung, letzterer gleichfalls. Wir gehören als Familienglieder dem Hause an, aber als gesellschaftliche Wesen und Bürger gehen unsere Pflichtverbindlichkeiten über die Schranken des eigenen Hauses hinaus; wir gehören auch dem Staate an. Ein Lebensband aus den verschiedenen Lebensverhältnissen bestehend, bindet uns an bür-

gerliche und nationale Einrichtungen; so daß wir, um unsere ganze gesellschaftliche Lebensaufgabe zu lösen, den Interessen des gemeinen Staatswesens dienstbar sein müssen. Unser Eintritt in dieses Leben stellt uns auf dem natürlichen Existenzgrunde nicht nur in Familien-, sondern auch gleich in Landes- oder Staatsverbindungen. Wir werden als Bürger eines bestimmten Landes, Individuen eines Stammes oder Volkes mit dem ersten Tage unseres Erdenlebens. Daher ist es von Wichtigkeit für Jeden sich seiner Verpflichtungen zum Staate bewußt zu werden und sie nach bestem Vermögen zu erfüllen. „Wir haben gar nicht das Recht," sagt ein Schriftsteller, „uns denjenigen Zusammenhängen zu entziehen, in die wir von Gott selbst hineingestellt sind."

Die alten Völker, sonderlich die Griechen, hatten eine sehr hohe, ja zu hohe Meinung vom Staate und von den staatlichen Pflichten des Einzelbürgers. Es ist übertrieben geredet, wenn Aristoteles den Menschen in seinen Beziehungen zum Staate als ein „staatliches Geschöpf" oder „politisches Thier" bezeichnet. Als Ursache zu diesen hohen Staatsideen mag die natürliche große Liebe zur Freiheit angesehen werden. „Der Staat war ihnen gewissermaßen das All des Lebens, das heilige Centrum, auf welches sich jede Richtung und Thätigkeit des Geistes bezog; Poesie und Religion, Kunst und Wissenschaft. Der Einzelne galt zwar auch für sich in seiner Besonderheit, namentlich wenn diese eine hervorragende und bedeutende war; seine wahre, seine höchste Bedeutung erhielt er aber erst in der Staatsgemeinschaft, als Glied des Ganzen. Losgerissen von dieser Gemeinschaft verlor er seinen Werth, seine Würde, und sank zu völliger Bedeutungslosigkeit herab.

Während der Sclave für die Bedürfnisse und Bequemlichkei-

ten sorgen mußte, ging das höchste Leben und Streben des freien Griechen im Staate auf; in den Grenzen desselben bewegte sich sein Hoffen und Wünschen, sein Denken und Thun. Der Staat war der höchste Zweck dem der Bürger Alles, was er besaß, Zeit und Kraft, Gut und Leben, wenn es die Noth erforderte, opferte. Ja, nach Platon's Lehre sollte ihm der Einzelne sogar das Heiligthum des Familienlebens darbringen!

„An's Vaterland, an's theure schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der Fremden Welt stehst du allein."

In diesem Geist und Sinne erzogen die griechischen Väter in guter alter Zeit ihre Söhne und lehrten sie, daß neben der Ehrfurcht vor den Göttern und Eltern als dritte Cardinaltugend die Vaterlandsliebe dastehe. Daher die Aufopferungsfähigkeit der Griechen, wenn es galt, für's Vaterland, Gut und Blut, Leib und Leben in die Schanze zu schlagen; daher die heldenmüthige Todesverachtung, wenn der Grieche dem Feinde seines Vaterlandes gegenüber stand: Tugenden, die wir auch heute noch nach Jahrtausenden bewundern müssen, wenn uns z. B. das Bild der um Leonidas geschaarten Helden vor die Seele tritt; wie sie sich im Angesicht des Todes die Haare flechten und schmücken, wie sie heiter sind und fröhlich, als gehe es zum Feste und nicht in den herben Todeskampf. Herb war ja der Kampf und Tod nicht, weil für's Vaterland, den heiligsten Hort des Lebens gekämpft und gestorben ward.

Wir sehen, daß das Verhältniß, in dem der einzelne Grieche zum Staate stand — sich betheiligend an dessen Leben, mitwirkend zu dessen Gedeihen und Wohlergehn — die schönsten Nationaltugenden erzeugt hat. Der Boden, aus dem sie erblühten,

war ein starkes und freudiges Nationalbewußtsein, das selbst wieder durch die ganze Gestalt des Staatslebens bedingt war. Als später durch eigene und fremde Schuld der griechische Volksgeist vom Staatswesen verdrängt, oder in demselben durch störenden Einfluß fremder Mächte gelähmt wurde, da schwand beides dahin: Nationalbewußtsein und Nationaltugenden. Wie der Staat aufhörte dem Einzelnen anzugehören, so hörte der Einzelne auf, dem Staate froh und bereit anzugehören. Die Verletzung einer Seite dieses Wechselverhältnisses zog mit Nothwendigkeit den Verfall der andern nach sich." So spricht Dr. Seibert über die Stellung der Griechen zum Staate und fast dasselbe könnte von den Römern und manchen andern alten Völker gesagt werden.

Unter den heutigen Völkern wird wohl bei keinem die Idee des Staates so hoch gehalten wie bei dem deutschen. Trotz den ärmlichen Verhältnissen in denen, im Vergleich zu manchen andern Nationen, der deutsche Arbeiter und Bürger lebt, ist doch seine Zuneigung zum Staate, seine Liebe zum Vaterlande immer eine große gewesen. Und kein Volk der Erde hat so viele Dichter aufzuweisen, die mit so reiner Begeisterung das Vaterland besungen haben, wie die deutschen Nationalsänger. Was Schenkendorf zur Zeit der Freiheitskriege sang ist nur das Echo eines jeden wahren deutschen Herzens.

„Im Vaterland, im Vaterland
Hat Jeder seinen rechten Stand
Und rechten Grund gefunden.
Da stehe fest und halte d'rauf!
Und flöhest du im schnellen Lauf,
Es hält dich doch gebunden.

Ich ziehe nimmer weit hinaus,
Ich bin daheim in meinem Haus,

Im schönsten deutschen Lande.
Im ganzen weiten Vaterland
Ist Alles traut mir und bekannt
In jedem frommen Stande.

Die hohen Kunden alter Zeit,
Die Tage, die uns jüngst erfreut,
Das schöne, freie Leben;
Auch manches Schloß und manche Stadt,
Die deutsche Kraft erbauet hat,
Wo Vätergeister schweben.

Ihr Hügel, wo die Trauben blüh'n,
Ihr Felder wo sich Schnitter müh'n,
Sollt auf den Enkel kommen.
Ihr Kirchen hoch und kühn und zart,
Erdacht nach alter deutscher Art,
Euch lieben alle Frommen.

Zum Eichenwald, zum Eichenwald,
Wo Gott in hohen Wipfeln wallt,
Möcht' ich wohl täglich wandern.
Du frommes, kühnes, deutsches Wort,
Du bist der rechte Schild und Hort;
Zur Scheidung von den Andern.

Das ist das deutsche Vaterland,
Da Jüngling, Jungfrau sei dein Stand,
Da führe du dein Leben!
Da will ich steh'n, ein grüner Baum,
Will träumen manchen sel'gen Traum
Und nach dem Himmel streben!"

Es gehört zur Individualität eines Volkes, daß es an seinen staatlichen Interessen mitwirke, den Staat als gesetzliche und sittliche Macht anerkenne und somit in Vereinigung das Gute des Gesammtwesens fördere. Wir sehen es als eine höhere Stufe des nationalen Lebens an, daß der Einzelne von der Staatsidee beherrscht sei. Ein Volk, in welchem die Staatsidee eine Macht über die Gemüther bildet, besitzt darin auch ein mo-

ralisches Uebergewicht über die andern. Aber es wäre verkehrt, zu verlangen, darin sollte nur das gesammte Leben aufgehen. Denn der Staat als solcher gibt dem Leben keinen Inhalt; er ist nur eine Form des Lebens. Seinen Inhalt empfängt er von den Gebieten des realen Lebens. Der Staat ist nur Mittel, nicht Zweck; aber er ist ein nothwendiges Mittel und eine gottgewollte Ordnung des Lebens." Somit ist die staatliche Existenz nicht etwas Zufälliges, sondern Nothwendiges, und daher Bürgerpflicht, diesen ehrwürdigen Charakter des Staates zu respektiren. Wo der Staat dem Bürger als ein heiliges Institut gilt, dessen Ansprüche und Rechte ein Jeder in seinem Theil zu wahren hat, da wird auch bürgerliche Eintracht und allgemeine Wohlfahrt zu finden sein und alle Gebiete des realen Lebens werden in ihren betreffenden Sphären sich einer gesunden Entwicklung erfreuen.

Das Fundament des Staates ist das Recht, und das Recht zu handhaben seine Pflicht. Recht und Ordnung müssen aufrecht gehalten werden, wenn der Bürger seines Besitzes und Lebens sicher sein soll. Die Obrigkeit oder Staatsbeamten tragen, nach göttlicher und menschlicher Ordnung „das Schwert nicht umsonst," sondern sollen schützen und strafen, je nach dem die Verhältnisse es nöthig machen. Wenn Feinde von außen her die Sicherheit des Bürgerwohls bedrohen, so ist es die Pflicht des Staates, den Heerd seiner Unterthanen zu schützen und Pflicht des Bürgers, seine Kräfte dem Staate in Stunden und Tagen der Noth zur Verfügung zu stellen.

Es gibt wohl hie und da heute solche süße, scheinbare Friedensseelen, die den Bürger der Wehrpflicht ohnehin entbinden und jede Art von Blutvergießen als himmelschreienden Gräuel ausposaunen. Obwohl Letzteres Wahrheit enthält, so ist doch Er-

steres auf eine zu oberflächliche Weltanschauung gebaut um praktisch anwendbar zu sein. Der seraphische Weltfriedenszustand wo kein Streit und keine Ungerechtigkeit Statt haben kann, ist eben noch nicht eingetreten, und daher Schützung des eigenen Heerds und Altars durch die Waffen in manchen Fällen gefordert und rechtmäßig. — Der Staat muß die industriellen und commerziellen Einrichtungen schützen und fördern, daß der bürgerliche Wohlstand gesichert sei.

Endlich noch die „religiöse Gemeinschaft stellt sich zwar unter die Alles ordnende Autorität des Staates, aber sie geht nicht bei ihm zu Lehre. Ihr eigenthümliches Wesen unterscheidet sie bestimmt von dem Gebiete des Staates. Sie ist kein Erzeugniß des Staates, sondern sie hat selbstständige Wurzeln ihres Daseins. Sie ist eine selbstständige Größe für sich, so gut wie das Gebiet des religiösen Lebens eine selbstständige Größe dem Rathsleben gegenüber ist. In der vorchristlichen Welt war die Religion und ihre Uebung eine Sache des Staates. Die christliche Ordnung der Dinge ruht auf der Sonderung beider Gebiete. Staat und Kirche als zwei wesensverschiedene und gleichberechtigte Größen anzusehen, das ist das Charakteristische der christlicher Anschauung und das Fundament der christlichen Gesellschaftsordnung. Keine der beiden Mächte ist ein Knecht der andern keine die gebietende Herrin der andern. Sie haben verschiedene Aufgaben, die sie, unterschieden von einander, zu lösen haben. Weder verdankt die Kirche ihren Beruf dem Staate, noch verdankt der Staat seinen Beruf der Kirche, sie sind beide unabhängig von einander."

Was des Staates Wohl gefährdet, ist unter Anderm der Uebelstand, daß gewisse Demagogen oder Aristokraten ihre höhere Stellung mißbrauchen, und ihr eigenes Interesse auf Kosten des

Staates übermäßig zu fördern suchen. Der Staat soll da eine Milchkuh werden, die den nutzlosen Aemterjäger mit Milch und Buter versorgt, aber weiter um keine Dienste bei ihm nachsuchen darf. Dieser nackte Materialismus und Egoismus zerstört allen bürgerlichen Vaterlandssinn, untergräbt im Volke das Vertrauen an die staatliche Ehre und Logalität und führt oft revolutionäre Wirren und blutige Auftritte im Gefolge.

Zur Ehre unsers deutschen Nationalcharakters sei es gesagt, daß unser deutsches Vaterland von diesem Krebsschaden am meisten von allen Ländern frei ist. Dem Deutschen schweben höhere Ideale vor, wenn es gilt, dem Staate zu dienen, als selbstische Gewinnsucht. Möge diese Tugend unser Volk immer schmücken! Es sind heilige Güter, die der Staat dem Volke wahrt und für diese Güter steht das Volk ein, wenn der Staat in Noth ist. Nicht auf Eigennutz, sondern auf Selbstlosigkeit, frommen Sinn auf Gott und reine Liebe zur Freiheit, gründet die deutsche Bürgerschaft den Bund ihrer Treue. Wie Arndt's herrliches „Bundeslied" die deutsche Gesinnung ausspricht:

„Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen,
Mit frohem heiligen Gefühl;
D'rum muß die volle Brust erklingen
Ein volles, helles Saitenspiel.

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut,

Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben Allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert;
An Kraft und Ehren ungeschwächt.

Das Dritte, deutscher Männer Weide!
Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n;
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um großen Tod zu werben
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust!

Das Vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir's bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort;
Fürwahr es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

Rückt Dichter in der heil'gen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!"

So hat der deutsche Nationalgeist in seiner Treue zum Staate sich allezeit ausgesprochen! Dieses war die Stimmung der Frei-

heitsjahre von 1812—1815; es war die Stimmung in den großen Jahren 1870 und 1871, da ein einiges und freies Deutschland in Existenz trat, und dies wird die Gesinnung bleiben, so lange die echt deutsche Treue und Vaterlandsliebe unsre deutschen Väter, Brüder und Söhne belebt. Und so lange der Staat von solchem Geist gestützt wird, ist sein Fundament ein sicheres und in friedlicher Eintracht werden die Bürger nebeneinander wohnen und Industrie und alle Künste des Friedens zum Besten des allgemeinen Wohls gedeihen! Dieser deutsche Bürgersinn muß uns, als Abkömmlingen jener großen Ahnen auch in unserm Adoptiv-Vaterlande zieren! Heute schulden wir ihm, was wir früher dem deutschen Vaterlande schuldeten! Zahlen wir diesen Tribut mit freudigem Patriotenherzen!

Vaterland und Vaterlandsliebe.

Vaterland! — Ob diesem Namen
Glüht das Herz im Busen mir!
Und wohin ich auch mit Andern
In der weiteen Welt mag wandern,
Immer steht mein Sinn zu dir!

E. A. P.

Mit wie viel heiligen Banden der Liebe und Freundschaft sind wir an das Land gebunden, wo wir zuerst das Licht der Welt erblickten! Irgend ein Erdstrich mag schöner und beglückter sein, man mag uns ein freundliches Willkommen entgegen tragen, wir mögen uns daselbst einstweilen dauernd ansiedeln, aber das Vaterland im vollen eigentlichen Sinn wird es nie. Der bloße Name Vaterland deutet auf ein ererbtes Land hin. Das Land des Vaters; und wie wir den Vater lieben weil es unser Vater ist, so lieben wir das Vaterland, weil es unser Vaterland ist.

Da die Karthager nach wiederholten Niederlagen so geschwächt waren, daß sie dem Andrängen der Römer nicht mehr widerstehen konnten, so flehten sie um Schonung, lieferten 300 ange-

sehene Karthager als Geiseln aus und übergaben ihre Waffen und Schiffe den Römern; kurz, kein Opfer fiel ihnen zu schwer, bis der Ausspruch der Römer lautete: „Karthago muß zerstört werden und die Einwohner sollen sich auf einem andern Platze anbauen." Der eine Gedanke: Die liebe Vaterstadt, „die alte Meeresheimath" zu verlieren, war Allen zu schwer, um ihn in Verwirklichung treten zu sehen. Und dieselben Leute, die vor Kurzem kleinmüthig um Gnade flehten, schwören jetzt heldenmüthig: sich lieber unter den Trümmern begraben zu lassen, als das Vaterland zu verlieren, — und Alles mußte fortan dem einen Ziel dienen: Rettung des Vaterlandes. —

Kein Volk der Altwelt oder der neuen Zeit aber hängt so mit Liebe und Begeisterung an seinem Vaterlande wie das deutsche. Dem echten Deutschen ist sein Vaterland mehr als alles Andre in der Welt. — Wie Hoffmann von Fallersleben singt:

„Von der Maas bis zu dem Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über Alles —
Ueber Alles in der Welt!"

Der echte Deutsche geht über seinen kleinen Particularstaat hinaus und nennt das ganze Deutschland sein Vaterland und erkennt in jedem Deutschen einen Bruder. Diese Auffassung drückt Arndt's berühmtes Gedicht aus:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's wo am Belt die Möve zieht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sei. u. s. w.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das wack'rer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland:
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wack'rer Deutscher, nenne dein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh' darein,
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!"

Zu Cäsar's und Tacitus' Zeiten waren die weiten Ebenen sowie manche Hügelkette mit Eichen bewachsen „ein trüber, unfreundlicher Himmel lagerte über diesem rauhen Lande, „wo der Weinstock nicht gedieh," und die Bewohner selbst waren „Barbaren," die sich mit den staatsklugen und gelehrten Römern in keinem Betrachte vergleichen konnten. Allein die Vorsehung hegte Friedensgedanken mit diesem Volke; durch wunderbare Führungen geleitet, steht es heute als erste Nation der Welt da; und der Nationalbaum, die Eiche, ist als ein Symbol seiner Stärke anzusehen. Die düstern Wälder sind gelichtet, und ein freundlicher Himmel lacht auf die volkreichen Städte und fruchtbaren Felder heute herab. Das ist jetzt das Vaterland der deutschen Nation. —

Harte Schicksalsschläge haben es oft schon niedergedrückt, und trübe Wolken und kalte Wetter haben den Brüdersinn und die Bruderliebe schon mehr als ein Mal geprüft; allein heute steht

ein vereinigtes Deutschland, ein vereinigtes Vaterland vor den Augen der Welt. Hunderttausende seiner Söhne und Töchter wandern alljährlich in ferne Länder aus; sie sagen dem Vaterlande Lebewohl um es nie wieder zu sehen; allein ihr Herz hängt auch in der Fremde noch am Vaterlande, und in den Mußestunden des Lebens schiffen die Gedanken über Berge, Ströme und Weltmeere und suchen den vaterländischen Boden auf, um daselbst einwenig auszuruhen.

Die Fremde bleibt nur eine Fremde, und das Vaterland bleibt das liebe Vaterland. Es war ein rührendes Wort, das vor einigen Jahren sterbend einer unserer hiesigen deutschen Patrioten sprach: „Meinen Leib begrabt hier, mein Herz bestattet in vaterländischer Erde!" Wir sehen es fast alljährlich, wie aus allen Welttheilen milde Gaben zufließen, wenn eine Noth das Vaterland betroffen. Es ist der Ausdruck vaterländischer Gesinnung und echt deutscher Patriotismus, der auch in der Fremde die Heimath nicht vergißt. Das Vaterland bleibt uns unvergeßlich und Schenkendorf hat aus der Seele jedes wahren Deutschen heraus gesungen, wenn er in seinem „Frühlingsgruß an das Vaterland" sagt:

„Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier, in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfall hergegangen
Komm' ich, von der Donau Quell',
Und in mir sind ausgegangen
Liebessterne, mild und hell;

Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckar's frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du dringen,
Du, mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß,
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich,
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.
Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstock's heil'ger Frucht,
Mannesluft in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends, wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!"

Einigkeit und deutsche Treue fehlten, da es Napoleon möglich wurde, das Vaterland in Fesseln zu legen, Einigkeit und Treue

schüttelten später diese Fesseln ab; und Einigkeit und Treue haben unser Vaterland heute groß gemacht! Wo ein Reich mit sich selbst uneins wird, — kann es nicht bestehen. Das einige Vaterland, wie es der Sehnsuchtstraum der alten deutschen Patrioten gewesen, ist heute erfüllt. Ein einiges Vaterland, das aber auch zugleich die Vielheit der Stämme und kleinen Provinzen wahrt, besteht heute und verspricht, wenn religiöse Sitte und Zucht beibehalten wird, Segen für die Zukunft. Was Arndt im Frankfurter Parlament sagte, ist wahr: „Unser Deutschland, unser altes Germanien, ist das Herz Europas, es hat das Herz, ja es hat alle edlen Herzen und Pulsschläge in sich, es ist durch seine Vielgestaltigkeit und Manigfaltigkeit gleichsam das Mutterland des Welttheils!“

Dieser Centralstellung muß es zu genügen suchen, wenn es seine Aufgabe würdig lösen will. Und jeder echte Germane wird, ob er in der Heimath oder Fremde ist, von diesem Wunsche beseelt, die Geschicke des Vaterlandes zum allgemeinen Besten fördern helfen. —

Nationalsinn und Nationalstolz.

Ehre die alten, löblichen Gebräuche, Sitten und Feste deines Landes, deiner Gemeinden; in ihnen lebt der eigenthümliche Geist deines Volkes, denn sie sind aus ihm selbst hervorgegangen, und er findet sich selbst am leichtesten in seinen Schöpfungen wieder. Fremdartige Gebräuche, Sitten und Feste verscheuchen oder zerstreuen diesen Geist und die Kräfte, durch welche eine Nation allein groß sein kann.

Zschokke.

Die Vorzüge einer Nation sind entweder eingebildet, oder wahrhaft. Eine Nation ist hochmüthig, wenn sie sich selbst mit Unrecht große Vorzüge zuschreibt; sie ist stolz, durch das größere Bewußtsein ihres eigenen Werthes. Der Nationalstolz entsteht aus der vortheilhaften Vergleichung, die ein Volk zwischen den Vorzügen macht, die es hat oder zu haben glaubt, und die nach seiner Meinung einem andern Volke mangeln.

J. G. Zimmermann.

Jede Nation an und für sich durch innere und äußere Merkmale von einer andern unterschieden, bildet ein Familienganzes im weiteren Sinne des Worts. Sprache, Gesetze, Verfassung, nationale Interessen; als bürgerliche Freiheit und Wohlfahrt u. dgl. fügen alle Körperschaften wie auch den Einzelnen zu einer Einheit zusammen, daß sich Jeder als Glied des

Ganzen erkennt. Als Glied des Ganzen ist es aber auch des Einzelnen Pflicht, in loyaler Gesinnung dem Ganzen zu leben, es zu ehren und zu lieben und sein Wohl fördern zu helfen. Das Gefühl der Zugehörigkeit,und treue Anhänglichkeit an sein Volk und seine Nation,soll den einzelnen Bürger auszeichnen. Nationale Gesinnung ist eine Bürgertugend, die, wenn sie allgemein in einem Volke ist, dessen Wohlfahrt und Glück sichern hilft; denn sie erzeugt Patriotismus und Dienstwilligkeit. Mangel an nationaler Gesinnung löst die Vereinsbande eines Volkes und bahnt bürgerlicher Liebllosigkeit und Mangel an Vertrauen und Einheit den Weg.

Die Geschichte des deutschen Volkes ist reich genug an solchen Beispielen, wo man durch das Hinüberschielen zum Fremdländischen,und Verehren anderer Völker über Gebühr, den Halt am eigenen Volke verlor; und dieser Mangel an nationaler Gesinnung brachte Zerrüttung, Vertrauenslosigkeit, nationale Schwäche, Niederlagen und Knechtschaft im Gefolge. Es war eine Volksstärke in dem Charakter der alten Juden, daß sie mit ausgeprägtem Nationalbewußtsein an dem Ganzen des Volkes hingen und ihr eigenes Volk ihnen vor allen andern lieb und werth, ja sogar heilig war. Das Hinneigen zu fremden Völkern führte fremde Sünden und Laster, und daher neue Schwächen und letztendlich nationalen Untergang herbei. Die Geschichte eines jeden Volkes der Altwelt zeigt uns fast bis in's Einzelne dieselben Nationalschäden als Ursachen von unsäglichem Volksunglück und endlich dem Aufhören nationaler Freiheit und Existenz.

Das Fremde, auf Kosten des eigenen Volkes emporheben, ist eine nationale Untugend. „Es soll vor allen Dingen ein Volk gegen sich selbst gerecht sein, und jedes Glied einer Nation soll diese Gerechtigkeit üben. Sei gerecht gegen dein Volk, und ver-

kenne den Werth und die Würde desselben nicht. Denn nur Diejenigen können wir hochachten und lieben, deren Vorzüge vor Andern uns deutlich sind. Wer sich der Ehre und der manigfaltigen Verdienste seines Vaterlandes bewußt ist, wird, da er selbst als Mitbürger und Mitbürgerin den Ruhm desselben genießt, nicht leicht eine unedle oder niederträchtige Handlung begehen, diesen Ruhm zu schmälern.

Es gibt aber viele Menschen, welche gleichsam blind für das Gute sind, was vor ihren Augen liegt, und nur die traurige Geschicklichkeit besitzen, überall das Schlechte und Tadelnswerthe hervorzuspüren. Mit ihrem ewigen Klagen über Gesetze, Verordnungen, Verfassungen und Obrigkeiten ertödten sie in sich selbst und zum Theil auch in Andern die Liebe zum Vaterlande. Und wo die Vaterlandsliebe ausgeht, da kehrt dann die niedrigste Selbstsucht ein.

Allerdings können in deinem Lande und Volke vielerlei Mängel stattfinden; denn was unter der Sonne ist vollkommen? — aber sei nur gerecht gegen das wahrhaft Gute, welches sich darin vorfindet, und du wirst dich desto leichter mit einzelnen Unannehmlichkeiten versöhnen, die leichter wegzuwünschen als auszurotten sind. Verkleinere wenigstens nicht den Werth deines Volkes, den es in der That hat, und raube ihm nicht das Vertrauen auf sich selbst. Eine Nation, welche Glauben und Zuversicht zu sich verloren hat, ist unter Allen die elendeste; weil sie sogar den einzigen Stab verloren hat, an welchem sie sich aus ihrer Versunkenheit wieder aufrichten könnte.

Suche vielmehr alles Lobenswürdige auf, was je deine Lebensgenossen in frühern oder spätern Zeiten aus eigener Kraft vollbracht haben; mache dich vertraut mit einzelnen Vorzügen deines Staates und der Denkart deines Volkes. Und dies Rühmliche

bemühe dich überall geltend zu machen. Dadurch flöße deinen Mitbürgern Vertrauen auf sich selbst, innigere Liebe zu ihrem Gemeinwesen und zum gesammten Vaterlande ein; dadurch erwecke in ihnen jeden edlen Stolz, der sich schämt, etwas dem Ruhme des Volkes Unwürdiges zu thun. Dies ist der echte Nationalstolz, der Stolz welcher auch der Tugend erlaubt ist, indem sie Hochachtung für sich empfindet, und nicht unter ihre errungene Höhe niedersinken möchte.

Sei gerecht gegen dein Volk; verkleinere nicht den Werth desselben, weil es vielleicht nicht alle Vorzüge anderer Nationen besitzt. Erhebe und rühme nicht andere Nationen auf Kosten deiner eigenen. Denn jede hat ihre besonderen Vortheile und Eigenheiten; auch die deinige. Es können, es sollen nicht alle die gleichen sein, so wenig als alle Pflanzen und Blumen von einerlei Art, oder alle Menschen von einerlei Anlagen und Eigenschaften sind.

Die traurige Sucht, alles Ausländische zu preisen und herrlich zu finden, oft nur schon darum, weil es ausländisch ist, kann mit Recht als eine Vorbotin der innern Volksverschlechterung und des nahen Verderbens angesehen werden. Die Erfahrung bezeugt dies. Denn ungerechnet, daß damit der Gemeinsinn gelähmt und hoffnungslos, die Vaterlandsliebe vernichtet, das Vertrauen des Volkes auf eigene Kraft und eigenen Werth gebrochen wird, verleitet solche thörichte Vergötterung alles Ausländischen leicht zur Nachäffung des Ausländischen. —

So, wie der Mensch nur dann Etwas ist, wenn er in seiner Art, in seiner Zeit und auf seiner Stelle das ist, was er sein soll, so ist auch ein Volk nur dann achtungswerth, wenn es alle in ihm wohnenden Kräfte zur Vollkommenheit ausbildet, und in allen seinen Eigenthümlichkeiten aufblüht. Der Heuchler und

Nachahmer ist überall nur ein halber Mensch. Denn er ist weder das ganz, was er sein könnte, noch ist er das ganz, was er aus Eitelkeit sein möchte. Ebenso ein Volk, welches vaterländische Sitten verachtet, um fremde nachzuäffen, und ein Kleid trägt, welches dem Wuchse seiner Gestalt unangemessen ist.

Darum bewahre die Eigenthümlichkeiten deines Volkes. Daher ehre über Alles vaterländische Gesetze, vaterländische Verfassungen und Obrigkeiten. Das Ehren derselben besteht aber in der Vertheidigung derselben gegen unverdienten Tadel und in treuem Gehorsam. Ehre die Landesgesetze, auch wenn du ihre Wohlthätigkeit nicht einsiehst. Denn in deinen Verhältnissen als Unterthan, als Hausvater, als Hausmutter, bist du keineswegs auf derjenigen Stelle, von welcher du den ganzen künstlich zusammengefügten Bau des Staates und dessen verschiedenartige Bedürfnisse überblicken, geschweige gründlich beurtheilen könntest. Ehre die vaterländischen Gesetze und Verordnungen, sogar wenn sie deinem eigenen Nutzen wehe thun.

Sei gerecht gegen dein Volk; darum befördere nicht nur aus Gehorsam gegen bestehende Gesetze, sondern aus innerem Triebe, alle Mittel, welche die Ehre und Selbstständigkeit deines Vaterlandes bezwecken. Dies aber sind die Hauptmittel zum Glück deiner Nation: wahre Religion, Aufklärung, Wohlstand, Eintracht, Bürgermuth" Diese zu befördern und zu beleben ist Pflicht des Einzelnen, und in dieser Beförderung hat die nationale Gesinnung ihren praktischen Ausdruck zu suchen.

Wenn aber einerseits der Nationalsinn und eine entsprechende Vaterlandsgesinnung eine Tugend und gefordert ist, so ist auch andrerseits nicht zu vergessen, daß diese Bürgertugend eine sehr trübe Kehrseite annehmen kann. Der nationale Sinn, die Begeisterung für das eigene Volk und Verehrung Alles dessen, was

dieses Volkes ist, kann in leeren Nationaldünkel und Nationalstolz umschlagen oder ausarten, und dieser Charakterzug verblendet oft ein ganzes Volk so sehr, daß es die besten Verbesserungen auf allen Gebieten des praktischen Lebens, wenn solche von andern Völkern ausgehen, hartnäckig verleugnet, die größten Fortschritte unbeachtet läßt, die glücklichsten Erfindungen ignorirt und in seinem Dünkel stolz das Auge zu allen seinen eigenen Fehlern schließt, oder sie noch gar als Tugenden ausschreit. —

Egoismus und Eigendünkel sind im Leben des Einzelnen ein giftiger Mehlthau, der selbst die zarten Pflanzen des größten Genies hindorren macht und die Seele im engen Kreise eigener Begriffe in Ketten schlägt; und was er in geringem Grade beim Einzelnen, bewirkt er im großen Maaße im Volke, in der Nation. So sind die Chinesen trotz ihrer Geschicklichkeit und Erfindungsgabe von Hause aus, aus dem Kreise der geschichtlichen Völker geschieden, und die großen Riesenschritte anderer Völker auf der Bahn der Menschenentwicklung sind dröhnend über ihrem Haupte und zu allen Seiten auf dem Forum der Erde vernehmbar gewesen, aber China selbst sank nur um so tiefer in seiner Lethargie und steht heute noch in derselben Unmündigkeit wie vor dreitausend Jahren. Dieses Alles einfach, — weil Nationalstolz und Eigendünkel es mit Blindheit geschlagen, und sie alle andern Völker als sich unendlich untergeordnet betrachten.

So haben die Franzosen sich seit Jahrhunderten als die erste Nation der Welt betrachtet, die zu bekriegen jede andere selbstverständlich unterlassen müsse. — Allein die Jahre 1813—1815 noch deutlicher aber die Jahre 1870—'71 belehrten sie eines Andern. — Es klingt *lächerlich* wenn ein Volk sich vor allen andern mit vermeintlichen Errungenschaften auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, des praktischen Lebens, seiner rühm-

lichen Geschichte, seines Reichthums, seiner Stärke u. s. w. brüstet und dabei jede andere Nation verkleinert; aber es ist nicht nur lächerlich, sondern auch höchst ungerecht. „Jedem das Seine" war der Spruch eines alten Weisen. Laß jedem Volke Gerechtigkeit wiederfahren, es sei mächtig oder schwach, es sei dir benachbart oder entfernt, es sei mit deinem Volke verbündet oder in Feindschaft. Nur eine Nation, welche gerecht denkt gegen andere, darf erwarten, daß man auch gerecht gegen sie selbst denken werde.

Verkleinere und bespöttele nicht das wahrhaft Gute, was andre Völker wirklich besitzen. Erkenne vielmehr willig die Vorzüge an, welche du bei ihnen findest. Denn, wie Gott jedem Lande eigenthümliche Vortheile und Nachtheile, so hat er auch jedem Lande eigenthümliche Anlagen und Kräfte verliehen. Ein durchaus verdorbener Mensch würde unfehlbar endlich durch sich selbst zu Grunde gehen; ebenso ein durchaus schlechtes Volk. Es würde ein solches, wenn eines vorhanden wäre, eher dein Mitleiden erregen als deinen Haß. In jeder Nation sind edle, tugendhafte Bürger; in jeder sind vortreffliche Eigenschaften zu finden, die deine Achtung verdienen. Aber auch in jeder sind, selbst in deinem eigenen Volke, schlechte Mitglieder, unwürdige Neigungen und Bestrebungen.

So sei denn gerecht. Urtheilst du über das Ausland, so sieh' nicht bloß auf dessen Mängel, oder mache die Fehler desselben nicht größer, als sie in der That sind. Wer so boshaft und voreilig über ganze Völker abspricht, bekundet nur theils die Schwäche seines Verstandes, den vielleicht alberne Vorurtheile erdrücken, theils die Leidenschaftlichkeit des Herzens. Wann redet und handelt aber, wer im Zorne redet und handelt, weise und wahrhaft?

Es ist eine der unverständlichsten und gefährlichsten Maßregeln, wenn man Völkern gegen Völker Nationalhaß einzuflößen sucht, um auf ihre Tapferkeit in allfälligen Kriegen desto besser Rechnung machen zu können. — Haß zeugt Haß, wie Liebe Gegenliebe erzeugt. Wer Nationalhaß befördert, muß sich dagegen auf Nationalkränkungen gefaßt machen.

Sei gerecht in der Werthschätzung anderer Nationen, miß nicht das Unrecht, das Einzelne thun, dem Ganzen bei; erhebe nicht dich und die Vorzüge deines Vaterlandes mit thörichtem Nationalstolz über alle Tugenden anderer Völker. Denn es gibt kein auserwähltes Lieblingsvolk des Himmels, und ein anderes hat da Vollkommenheiten, wo das, zu welchem du gehörst, seine Schwächen nicht verhehlen kann.

Es gibt eigentlich weniger Nationalstolz oder ausgesprochenes Selbstgefühl unseres Gesammtwerthes, als Nationaleitelkeit, oder prahlerisches Prachttreiben mit unserm Haben und Können. Diese Eitelkeit gehört aber zu nichts weniger als zu den Blüthen der öffentlichen Tugend, sondern sie ist eine der Welt ausgestellte Urkunde verborgener Schwäche. Wer sich inneren Verdienstes bewußt ist, hat nicht vonnöthen zu prahlen, um Achtung zu gewinnen. Nur wer die Ueberlegenheit Anderer nicht leugnen kann, sucht sich durch Nebendinge einen Rang über sie zu geben; oder wer unwissend genug ist, fühlt Vergnügen darin, einen Andern, den er nicht hinlänglich kennt, neben sich zu verachten." Daß aber eine Nation hie und da unverkennbare Vorzüge vor einer andern hat, ist in den meisten Fällen nicht einmal ihr eigenes Verdienst, sondern hat andre Ursachen zu Grunde,über welche sie selbst nicht zu verfügen hat.

Der wahre, loyale Bürger wird die Vorzüge seines Volkes einsehen und schätzen aber doch nebenbei, in Beurtheilung anderer

Völker, auch gegen die Feinde gerecht sein. Letztendlich ist doch die ganze Menschheit, obgleich getheilt in viele Nationalitäten und Völker, nur eine große Familie, die in Liebe und Eintracht die Erde bewohnen und das gemeinsame Gute fördern soll. Jede Nation, sowohl als jeder einzelne Bürger in derselben, muß diesem Ziele zustreben und der allgemeinen Anerkennung des Strebens und Verdienstes Anderer sich gleichfalls fleißigen.

Heimath.

Der Sonnen schönste wärmt das Land,
Und heilig ist die Erde,
Wo vormals unſ're Wiege stand
Am väterlichen Heerde.

Von allen Bäumen grünt der Baum,
In deſſen kühlen Schatten
Wir unſern ſüßen Kindertraum
Am Frühlingsmorgen hatten.

Von allen Thälern blüht das Thal
Von einem Bach umſchlungen,
An welchem uns zum erſten Mal
Die Vögel wach geſungen.

Du gutes Land, wo Flur und Hain
In ſich'rer Einfalt blühen,
Wo rings ſich um den deutſchen Rhein
Die Traubenhügel ziehen!

Wie liebt' ich, o wie liebt' ich dich,
Und weinte dir entgegen!
Wie ſehnt' ich, o wie ſehnt' ich mich
Mit lauten Herzensſchlägen!

J. G. Jacobi.

Heimath! Welch' eine Welt süßer Erinnerungen und Herzenstöne liegt in diesem Namen! Wohin auch im Leben ein gütiges oder hartes „Geschick" unser Loos werfen mag, wohin auch immer unser Weg uns führen mag — und sei es in die lieblichsten Auen dieser Erde — es ist kein Ort der Heimath gleich! Da wo unsre Augen sich zuerst dem Licht der Welt geöffnet, wo wir zuerst den Mutter- und Vaternamen lallten, wo wir zuerst in Gottes schöne Welt hinausblickten und uns am plätschernden Bach, am Gesang der muntern Vögel, an Flur und Hain erfreuten, da wurde unser Herz mit allen diesen Schönheiten so vertraut, daß es unmöglich wird sie wieder zu vergessen.

Wie Mancher der im Gewühl der großen Welt wie ein Schiffbrüchiger mit Fluth und Wetter kämpft, hat kaum eine andre Muth zusprechende Erinnerung, kaum einen andern Ort, der ihm eine Richtung angibt als — die Heimath! Sie muß ihm als Inbegriff alles Ländlichen und Trauten, alles Schönen und Großen dienen — und wie wallt sein Herz in Wonnegefühlen auf, wenn er weiß — seine Schritte nähern sich der Heimath, wie Schiller sagt:

„Munter fördert seine Schritte,
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte."

Die Blumen duften schöner auf der heimathlichen Flur; der Himmel lacht heiterer auf uns herab; die Sterne flimmern lieblicher und — die Menschen selbst erscheinen herzlicher und trau-

ter! Die Gespielen der Kindheit und Jugendzeit, die Schulkameraden, Alles — Alles ist so reizend, so gehaltreich, daß wir umsonst in die Welt hinausblicken um es noch sonst wo so zu finden. Daher wandern in Tagen der Freude, wie in Tagen des Unglücks die Gedanken zum Lande unserer Jugendtage und Jugendträume. Es liegt eine tiefe Wahrheit darin wenn der Dichter die gefangene Königin Maria Stuart ganz besonders der Heimath, des Jugendlandes so sehnsuchtsvoll sich erinnern läßt, daß sie den Blick zu den Wolken hebt und spricht:

„Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!"

Es liegen tausend Ursachen zu Grunde, die nur Jeder selbst verstehen kann, warum wir mit ähnlichen Gefühlen unsre Grüße zur Heimath senden. „In der Heimath geschieht es" sagt ein neuerer Schriftsteller, „wie in allem getreuen Liebes-Verkehr, daß in unserm Dasein Geist und Materie, äußere und innere Welt, Form und Wesen, Diesseits und Jenseits, Wirklichkeit und Ideal, Glauben und Wissen, Herz und Verstand, Liebe und Leben, daß Beten und Arbeiten, Paradies und Christenthum, daß die Natur und Uebernatürlichkeit, daß alle Gegensätze und Widersprüche des Lebens in Eins gebildet, versöhnt und zusammengetraut werden, wie am ersten Schöpfungstage und im Paradies."

Denn in der Kindheit, in der Jugendliebe haben wir diesen ersten Frieden von Außen und von Innen, da haben wir das irdische Eden; und wenn wir an dem Schauplatze unserer Liebe und Kindesunschuld verbleiben, wenn wir die Verstoßung aus dem Paradiese der reinen Jugendliebe und Kindeseinfalt mit Beten und Arbeiten in einer getreulichen und christlichen Liebes-Ehe wieder sühnen, so verlieren wir dieses irdische Paradies und die-

sen Himmelsfrieden nie so ganz und gar, wie in der Fremde; wo wir unser Leben von Neuem beginnen müssen, wo sich unserem äußeren und inneren Sinn eine Welt darstellt, für die wir keinen Sinn und Verstand besitzen und keinen Anknüpfungspunkt aus unserm früheren Sein, für die wir keine Organe zur Welt gebracht haben; eine Welt, die unsere Mutter nicht kannte, die von ihr nicht vernommen und zurückgebildet, die von ihrem Herzen nicht überdacht und überduftet ward, die sie nicht zu Leib und Seele wandelte, da sie uns von ihrer mütterlichen Seele abzweigt, und unter ihrem Herzen trug.

Aber man muß eben mit dieser Natur und Welt auf einem und demselben Fleck Erde, an einem und demselben Ort, in seiner Heimath, um das Elternhaus herum Tag für Tag verkehrt haben; man muß diesen Triften und Auen, diesen niegefriedigten, vom großen Weltraum abgegrenzten heimischen Räumen, dieser Jugendsonne, diesem heimathlichen Kinderhimmel, diesen Lüften und Jahreszeiten die uns von Kindesbeinen an die Locken schmeichelten oder zausten, seines Herzens Wohl oder Weh geklagt, man muß sich an ein und dieselben Formen und Erscheinungen des Menschenlebens, an die nämlichen Scenen der Natur mit allen Sinnen und mit allen Fibern des Herzens festgesogen haben und mit ihnen verwachsen sein, damit sich in diesem andauernden Verkehr der Liebe und Treue mit Todtem und Lebendigem der Seele, aus aller Natur die Uebernatürlichkeit für unseren inneren Sinn entbinde, und wir in all' der realen und materiellen Existenz eine ideale Welt, damit wir die Heimath-Seele dieser Alltags-Wirklichkeit gewinnen, und eine Verkörperung des Ideals!"

Aus der Heimath nehmen wir den Maßstab für die Ereignisse und Charakteristiken der großen Welt mit; sie wird uns die

Welt im Kleinen und nach ihren angestammten Regeln suchen wir auch künftig bewußt und unbewußt den Werth der Handlungen und Dinge zu bestimmen. Wer kann überhaupt sagen wie innig wir mit diesem kleinen Welttheil zusammen hängen! Ist es zu verwundern wenn wir daher so warm für die Heimath fühlen?

„O Heimath! Süßer Laut!
Wie rührst du jede Brust!
Und gießt in jedes Herz
Bald Wehmuth und bald Lust!

Der Mann am Wanderstab
Die weite Welt durchmißt,
Freut sich wenn ihn der Stern
Der süßen Heimath grüßt!

In der Heimath wohnt das Glück, die Lebensruhe und der Friede. „Daheim, daheim ist unser Eden, im Elternhaus, im Heimathsfrieden ist unser Paradies; daheim ist unserer Kindheit guter Engel, ist unserer Jugendliebe Genius für uns wach! Im Elternhause, im Heimaths-Orte, in dem Kirchlein unseres stillen Dorfes, unseres Städtchens, an dem Heimaths-Boden weilt der Segen unserer Eltern, die Gebete unserer Mutter, ihrer Seele Hauch und Ton führt uns der Lufthauch, führt uns die Abend- und die Morgenröthe zu.

Hier auf dieser Erdscholle lernt' ich beten, hier will ich arbeiten, hier habe ich geliebet, hier war ich kindesunschuldig, hier will ich die Schuld von meinem Leben büßen, hier habe ich den Anfang genommen, hier will ich enden." So äußert sich **Goltz** über die Heimath. Und Jeder, der auf der heimathlichen Flur oder in der Fremde weilt, denkt und fühlt, was er in Worten ausdrückt. **Marie v. Sternau** hat den Werth und Reiz der Heimath schön geschildert wenn sie singt:

„Wie schön und reich die Welt
Erscheint des Menschen Blick,
Er sehnet dennoch leis
Sich nach der Heimath Glück.

Das Kind, das aus dem Kreis
Der Lieben zieht hinaus,
Es fühlet Heimweh bald
Nach seinem Vaterhaus.

Den Jüngling, der mit Lust
Die Fremde sich beschaut,
Zieht doch ein still Gefühl
Zur Heimath lieb und traut.

Der Greis, der ohne Rast
Durchwandert hat die Welt,
Wünscht, daß zuletzt ein Grab
Die Heimath ihm bestellt."

Was Heimath, Fremde und Heimweh bedeuten, kann nur die Erfahrung genügend lehren. Entfernt von den Lieben, von Freunden, Bekannten und Allem, das uns theuer war, umgeben von Unbekannten und Fremden, wo uns Keiner versteht und kein Mitgefühl mit unserem Kummer hat, da erfaßt jenes stille mächtige Sehnen das Herz; da beschleicht eine unaussprechliche Bangigkeit und Ruhelosigkeit das ganze Wesen und — Alles geht der Heimath zu — ohne ihr einen Schritt näher zu kommen! — Heimweh! Du tiefst gefühltes Weh! Wessen Herz du drückst, der ist wahrlich des Mitleides werth. Aus eigener Beobachtung könnten wir traurige Fälle dieser Leidenden verzeichnen, jedoch es ist kein linderndes Oel in die Wunde Solcher, die an diesem stillen Weh zu leiden haben. Der einige Trost ist der, wo kein Wiedersehen der lieben Heimath zu hoffen ist, und das Herz in Heimwehschmerzen bang und ängstlich zittert, hebe deine Augen auf und siehe — überall ist Gottes Welt, und wenn du ihn zum Vater hast, ist auch die Fremde dir eine Heimath, du

bist überall zu Hause; und jeder Edle und jeder wahre Menschenfreund ist dein Bruder.

Der Mensch bewohnt und beherrscht die Erde und er allein wandelt sie in eine kalte Fremde oder willkommene Heimath; wo daher liebende Herzen dir entgegen kommen, wo man dich versteht, wo man ein theilnehmendes Wort im Unglück und Mißgeschick, eine mitempfindende Seele in deiner Lebensheiterkeit hat, da bist du der Heimath im eigentlichen Sinne des Wortes nicht ferne! Da laß dich nieder, da ruhe aus, da schöpfe Muth zur Weiterreise und dein Heimathsglück wird dir als ein schuldiger Tribut des Lebens von selbst werden. Die Heimath selbst dir ganz zu ersetzen wird kein Ort und Umstand vermögen. Das weiß, wer Sehnsucht und Heimweh aus Erfahrung kennt.

„Traute Heimath meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Traute Heimath meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!"

Auswanderung und Heimaths-Wechsel.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben,
Sei fortan dem Tücht'gen gleich;
Wo wir Nützliches betreiben,
Ist der wertheste Bereich.
Dir zu folgen wird ein Leichtes
Wer gehorchet der erreicht es;
Zeig' ein festes Vaterland!
Heil dem Führer! Heil dem Land!

Goethe.

Es ist ein großer Schritt: sein Vaterland, seine Heimath, seine Freunde, die ganze Umgebung, in die man sich hineigelebt hatte, zu verlassen, und über Oceane, in einen fernen, fernen Welttheil zu reisen, mit der Absicht, das Vaterland nie wieder zu sehen. — Welche Gefühle überkommen da auch den

Der junge Auswanderer.

Wanderlustigsten, wenn die eisenbeschlagenen Koffer auf den Wagen geladen sind, und es heißt: „Die Zeit ist da zum Abschied.“ Das alte, liebgewordene Hüttchen, das, so lange wir es bewohnten, keinen sonderen Reiz hatte, entfaltet auf einmal eine Schöne, einen Zauber, den wir früher nicht ahnten! — Jeder Baum im Garten, jede Blume im Beet scheint uns fesseln zu wollen, und es will scheinen, als empfinde sie mit, daß: Scheiden weh thut. Allein jetzt heißt es: es muß geschieden sein! Wir schauen heute noch auf jene Momente zurück als auf ernste, wichtige und folgenschwere Schritte unsers Lebens, und fragen uns, wie es sein konnte, daß uns der Abschied so schwer wurde. — Und die Antwort liegt in der Frage selbst. — Die Stärke eines Bandes läßt sich am besten ausfindig machen, wenn man es gewaltsam zerreißen will. Die Stärke der manigfaltigen Bande, die uns an die Heimath und an's Vaterland binden, läßt sich gleichfalls nur ermitteln, wenn man, was durch das Auswandern geschieht, alle diese Beziehungen und Verbindungen mit einem Mal gewaltsam lösen will. —

Der Schritt ist gethan; — nur noch einige Stunden oder Minuten und das heimathliche Dach und Dorf sind außer Sicht. Zum ersten Mal auf solche Weise sehen wir Städte und Dörfer nur auf schneller Durchfahrt, Felder und Fluren nur einen Augenblick. O deutsche Gauen, gegrüßt seid ihr aus der Ferne! Wie freundlich erschient ihr damals jenen Reisenden, die den letzten Scheideblick durch's Fenster eines Eisenbahn-Waggons euch zuwarfen!

Der Hafen, wo das zur Ueberfahrt bestimmte Schiff schon bereit liegt, ist erreicht. Neugierig späht das Auge nach bekannten Gesichtern, oder man möchte von irgend Jemand Auskunft über die Beschwerden einer solchen Seereise erfragen, allein Alles

ist beschäftigt, aufgeregt — zerstreut; je nach dem seine Umstände es mit sich bringen. Die Stunde zur Abfahrt hat geschlagen, die schmale Bretterbrücke, die das Schiff mit dem Lande verband, wird gehoben, die Befestigungstaue gelöst, und — in langsamer Bewegung gleitet unser Schiff in's offene Meer!

O heimathlicher Strand, jetzt gilt's gewaltsam, dir ein letztes Lebewohl zuzuwinken! Alles schaut nach der Küste; Jeder unter fast denselben Gefühlen. Der Scheide-Gruß und Wink wird nicht mehr erwiedert; aus den Wogen sehen wir nur noch die Küste wie taumelnd hervortauchen, endlich nur noch die Hafenstadt, zuletzt nur noch die Schiffsmasten im Hafen und — jetzt ist Alles entschwunden, und wir schweben unter freiem Himmel auf den weiten, weiten Gewässern! Eine Thräne hat unwillkürlich unser Auge gefeuchtet; wir trocknen sie in der Stille und versenken uns in stilles Nachdenken über das heimathliche Leben im Vaterlande und die, vor uns liegende, ungewisse Zukunft. — Was wird sie für uns im Schooße tragen? —

Mit der Stunde, da wir dem Vaterlande Lebewohl zurufen, werden wir heimaths- und vaterlandslos. Fremdlinge, die nun daran denken müssen, wie künftig Heimath, Vaterland, Unterhalt, und Fortkommen sich in der Welt zu erschwingen. Als Gäste und Fremdlinge betreten wir den amerikanischen Boden, als Bürger, Arbeits- und Geschäftsleute sollen wir hier handelnd in's Leben eingreifen und uns des deutschen Namens und der deutschen Nationalität auch in der Fremde würdig machen. Da erfordert es reine Absichten, Muth, Entschlossenheit und Ausdauer. Wie Mancher verliert mit dem Verlustigwerden des Vaterlandes sein Alles, um es nie wieder zu gewinnen! Verkehrte Ansichten vom hiesigen Leben, gespreizte phantastische Ideen und Begriffe von amerikanischer Freiheit und Gleichheit,

vom Erwerb und Geldeswerth; — kurz, seine ganze Anschauung von hiesigen Zuständen war eine krankhafte, seine Wünsche blieben unerfüllt. —

Andre wiederum, die, wie der Dichter sagt: frisch wagen und frisch hinaus in's fremdländische Leben steuern, die ihre ganzen Kräfte und Vermögenheiten in's aktive Leben einsetzen, finden sich bald im Stande, in der „neuen Welt" eine anständige Existenz zu fristen und sich häuslich und heimathlich einzurichten. Ihr Auswandern wurde für sie in mehr als einer Hinsicht ein Schritt zum Glück, und als biedere Deutsche machen sie ihrer Nation Ehre und gewinnen die Achtung ihrer Umgebung.

Für welche dieser Richtungen hat deine Auswanderung dich gefördert, lieber Leser? Die Hauptsache ist und bleibt immerhin, ob du deine Auswanderung dem Willen Gottes unterstelltest und er dein Geleitsmann über Land und Meer gewesen — wenn so, dann hast du nichts zu fürchten, sondern dich nur ihm anzuvertrauen, — er wird auch die Fremde dir zur Heimath machen.

In welchem Geiste die Auswanderung und Seereise durchgeführt sollten werden, möge folgendes kleine Geschichtchen veranschaulichen, das wir nur wieder erzählen.

Vor einiger Zeit zogen vom Rheine her zwei Bauersleute, denen es in der Heimath nicht mehr wohl gefiel, nach Amerika. Und sie waren schon Wochen lang auf dem Weltmeer, wo man keinen grünen Wald sieht und keinen Kornacker, und des Morgens krähte kein Hahn und des Mittags blies kein Hirte, wie sie es im Heimathsdorfe gewohnt waren. Auch die schmetternden Lerchen des Feldes hörten sie auf dem Weltmeer nicht singen — und wenn manchmal ein Vogel sich zeigte, so war es ein Sturmvogel, der ein böses und brausendes Wetter anzeigte.

Nun gefielen zwar anfänglich unsern zwei Landsleuten die Meereswunder dennoch nicht wenig, denn alles Neue lockt und reizt das Menschenherz. Aber als es alle Tage dasselbe gab und kein Ende nehmen wollte, war ihr Muth gar geringe. Und sie saßen oft beieinander oben auf dem Schiffsboden und sahen mit trübseligen Blicken hinunter in die See, und hinaus, wo sie hergekommen waren. —

Also saßen sie einstmals auch wieder beisammen droben auf dem Verdeck an einem Sonntagmorgen. Da sagte der Eine: „Jetzt ist's daheim im Dorf auch Sonntag, die Glocke ist Neun, und es läutet zur Kirche und alle Menschen gehen hinein; unser Herr Pfarrer hat den Chorrock an, und der Lehrer sitzt bei der Orgel." Der Andere erwiederte: „Ich hätt's mein Lebtag nicht geglaubt, daß Einem der Sonntag so weh' thut und die Seele drückt, wenn man ihn nicht hat." Und nun schwiegen Beide und dachten an ihre Heimath, und es stand ihnen ihr Dorf vor der Seele mit den blauen Bergen weit hinaus und die grünen Wälder und Felder, und hier und dort wir geläutet, und über die Wiesen und durch die Gebüsche gehen die Kirchenleute, und nachher wird Alles still draußen; nur die Hirten und die Heerden und die Vögel sind noch da, und die Sonne scheint friedlich.

Dies ging Eins nach dem Andern den Beiden durch die Gedanken. Aber unter ihnen rauschen und plätschern die Wellen an den Seiten des Schiffes. Und wie sie so in ihrem Herzen daran gedachten, ward's ihnen innwendig heiß und heißer zum Weinen. Da stand der Eine auf, ging an seine Kiste, schloß sie auf, nahm eine Bibel und ein Gesangbuch heraus und kam wieder zu seinem Kameraden. Und er las die Epistel und das Evangelium desselben Sonntag's vor, darauf betete der Andere. Nun schlugen sie das Gesangbuch auf und huben an mit lauter

Stimme zu singen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn allezeit.“ — Es waren aber noch andere Auswanderer aus Deutschland mit auf dem Schiff. Wie die das deutsche Kirchenlied hören mitten auf dem Meer, geht ihnen das Herz auf, und sie kommen hinzu und stellen sich im Kreise um unsere beiden Bauersleute, entblößen ihr Haupt und singen mit:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In allem Kreuz und Traurigkeit.“

Und der Gesang kam immer kräftiger aus Herzensgrund und schallte weithin in die See hinaus, und das Meer rauschte darein wie eine Orgel. Da schwebte der Geist Gottes auf den Wassern.

Die beiden Bauersleute und alle die Andern, die dabei waren, hatten sich das Trauern aus der Seele herausgesungen, und es war ihnen selig zu Muth, als wären sie daheim im theuren Vaterlande. — Darum merke: wenn du wandern gehst, so nimm dein Christenthum mit und deine Bibel und dein Gesangbuch, denn darin liegen die echten Herrlichkeiten des deutschen Vaterlandes. Wer aber ohne die auszieht, der kann wandern bis an's Ende der Welt und findet nimmer eine Heimath.

„Lebt nun wohl, ihr Thäler der Heimath!
Ihr heiligen Auen!
Fernher tönt mein Gesang Segen und Frieden euch zu.
Heil dir, und dauernde Freiheit, du Land der Einfalt und Treue!
Deiner Väter Geist ruh' auf dir, glückliches Volk!“

In der neuen Heimath.

Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, der alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Goethe.

So spricht selbst ein Göthe von Amerika, der „neuen Welt," die wir mit dem Vorsatze betraten, sie zu unserem zweiten oder Adoptiv-Vaterlande zu machen. Es gehört mehr zum Begriff „Heimath" als blos ein Sein oder Wohnen an einem Orte; es setzt voraus ein Sich-dauernd-Niederlassen, ein Ansiedeln und Einrichten nach Verhältnissen und Umständen, ein Wohnen und Weilen mit der Absicht verbunden: hier will ich zu Hause sein. Ein Einleben in Landessprache und Sitte, ein Beobachten der bürgerlichen Gesetze und gesellschaftlichen Verordnungen u. s. w. Wir, als Deutsche, betreten den amerikani-

schen Boden in mehr als einer Hinsicht, als Fremdlinge. — Folglich ist die Aufgabe: sich heimisch zu machen mit um so viel mehr Schwierigkeiten verbunden.

Schon die Charakteristik des deutschen und amerikanischen Volkes ist grundverschieden: Der Amerikaner ist leicht beweglich, biegsam, geschickt sich allen Verhältnissen mit Leichtigkeit anzupassen und aus jeder Sache und jedem Unternehmen den Vortheil herauszufühlen, zuweilen auch verschlagen und schlau und angelegt, wenn möglich einen „netten Profit" unter allen Umständen für sich zu erringen, rücksichtslos, wer die Verluste zu büßen hat. — Der Deutsche hingegen ist offen, ehrlich, ohne alle Hintergedanken und im praktischen Geschäftsleben nur zuerst darauf sehend, wie er überhaupt ein vorliegendes Unternehmen ausführen und dem Ganzen einen ehrenhaften Ausgang zu geben vermöge; sinnt er nur in zweiter Instanz wie er einen kleinen Gewinn für seine Mühe erringen möge. Der Deutsche gehört von Hause aus einer idealen Welt an; und deshalb findet er sich oft nur langsam in die Verhältnisse des praktischen Lebens hinein und wird dazu sehr oft von Andern übervortheilt. Jedoch der Ernst der Auffassung des Lebens, Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit sind die Hülfsgenien, die er auf seiner Seite hat; und mit diesen wird es ihm nicht nur möglich, sondern verhältnißmäßig leicht sich eine sichre Existenz zu gründen und auch in der Fremde sich heimathlich einzurichten.

Wir haben als Deutsche alle Ursache unseres Volksthums uns nicht zu schämen, sondern vielmehr es als eine Ehre anzusehen, daß wir uns als Glieder dieser großen Familie hier betrachten dürfen. In der ganzen Geschichte Amerikas spielen Deutsche eine hervorragende und ehrenhafte Rolle: sie haben mit ihrem Blute die Unabhängigkeit des Landes erkaufen helfen; sie haben

als tapfere Helden für die Emancipation der Sclaven gekämpft; sie haben im öffentlichen Bürgerleben die Geschicke des Landes zum Besten lenken helfen und in der Geschäftswelt haben sie die Achtung und das Vertrauen der Bevölkerung erworben.

Die größten Unternehmungen und Kunstwerke sind von Deutschen ausgeführt worden. Die „Wunderbrücke" in Brooklyn, die ihres Gleichen nicht in der Welt hat, ist das Werk eines Deutschen; und wer hat die Riesenbrücke über den Niagara gespannt? Derselbe Deutsche, der hier die großartigsten Schöpfungen des Geistes vor das Auge der erstanten Welt hinzaubert, derselbe Deutsche, der sprüchwörtlich in Idealen lebt und schwelgt, der Wissenschaft und Kunst mit leidenschaftlichem Eifer anbaut, derselbe Deutsche dringt auch in den finstern Urwald oder geht auf die einsame, endlos scheinende Grassteppe und läßt blühende Saatfluren im Sonnenlicht wogen und das Zeugniß ablegen, was deutscher Fleiß zu thun vermag. Der größte Segen für Amerika war und ist, daß deutsches Volk hier eine Heimath sucht und sich hier zu Hunderttausenden alljährlich dauernd niederläßt.

Wer einigermaßen, sonderlich die westlichen Staaten bereist hat, der wird es als eine auffallende Thatsache gefunden haben, daß die Ansiedelungen und Bauerngüter der Deutschen sich rühmlich auszeichnen. Es ist der alte deutsche Nationalsinn und die deutsche Tugend und Sitte gepaart mit Arbeitslust und ökonomischer Haushaltungsmethode, was unseren Landsleuten ein so gutes Fortkommen sichert.

Als eine Regel, die nur wenige Ausnahmen hat, weiß der Deutsche die Vorrechte, die die neue Heimath bietet, nicht nur zu gebrauchen, sondern auch zu schätzen. So finden wir unsere Landsleute in den wichtigsten und laufenden politischen Fragen

interessirt und immer theilnehmend; erkennend daß es jedes Bürgers Vorrecht und Pflicht ist, seinen Einfluß nach bester Ueberzeugung geltend zu machen. In öffentlichen Aemtern zeigen sich die Deutschen als Ehrenmänner: treu der Pflicht und Aufgabe, die ein Amt mit sich bringen mag. Wo hat je ein Senator z. B. oder Minister umsichtiger und pflichttreuer sein Amt verwaltet als unser großer Landsmann Carl Schurz?

Wer hat sich mehr Mühe gegeben, die schwierigen Fragen betreffs der Verwicklungen mit den Indianern genau zu untersuchen und zeitgemäße Verordnungen zu treffen, daß den Indianern kein Unrecht geschieht und das Land selbst viele Unkosten vermeidet? Wer hat mit so umsichtigem Blick die Zerstörungssucht geldhungriger Holzspeculanten in unsern Wäldern durchschaut und wiederholt gemahnt, daß diesem Treiben ein Ziel gesetzt und einem künftigen Holzmangel vorgebeugt werde? So finden wir den Deutschen auf allen Gebieten des hiesigen Lebens als Ehrenmann handeln und sich seines Bürgerrechts wie seiner deutschen Abkunft würdig zeigen.

Hiemit soll jedoch nicht verschwiegen sein, daß wir als Volk noch Manches zu verbessern und zu erstreben haben, um unserer Nationalität die Achtung und Ehre, die ihr durch Hunderte und Tausende tüchtiger deutscher Geschäftsleute und Patrioten wird allgemein zu verschaffen. Nur zu oft wird es hie und da von unsern Landsleuten übersehen, daß Christenthum, Religion und fromme Sitte das Fundament sind, auf dem unsere eigentliche Nationaltugend ruht; und daß, abgelöst von diesem Grunde, wir nicht gedeihen und unsre Aufgabe als Deutsche nicht lösen können.

Das sogenannte deutsche „Freidenkerthum" paßt für die praktischen amerikanischen Verhältnisse am wenigsten und die Un-

mäßigkeit und „Biervölkerei" gleichfalls ganz und gar nicht. Nationallaster sind schlechte Empfehlungen im fremden Lande; Fleiß und Frömmigkeit aber bauen ein „Heim" im verlassendsten Erdenwinkel. Daß wir als Bürger in einem Adoptiv-Vaterlande, mehr noch als in der Heimath der Väter, Laster und Irreligiosität bekämpfen müssen, versteht sich von selbst — und sonderlich ist es unsere Pflicht als Deutsche in der Mäßigkeitsfrage ein tiefes Interesse zu nehmen und wenigstens unsere Landsleute vom Laster der Trunksucht befreien zu helfen, damit wir auch in diesem Theil unsere deutsche Ehre wehren und für's allgemeine Beste wirken.

Vom Vaterlande geschieden, vom heimathlichen Boden getrennt ist Trennung genug ohne daß noch die Trennung von Religion, von Tugend und Gott stattfinde. Wenn unser Deutschthum in seinen schönen nationalen Eigenthümlichkeiten nicht in den nächsten paar Geschlechtern aussterben soll, so muß es gepflegt werden und den Kindern so hinterlassen und lebendig bleiben wie es ursprüglich war und wir es von den Vätern überkommen. Der christliche Geist muß den Deutschen durchdringen, wenn er leben soll und der Deutsche muß im Dienste des göttlichen Geistes stehen wenn er wirken will.

Unser Jugendunterricht bedarf allem Andern zuvor eine Neubelebung durch mehr positiven Christenglauben. Luthers Bibel ist ein deutsches Familien- und Schulbuch; Alte und Junge sind wohl in heiliger Schrift unterrichtet und auf dem Felsengrunde der heiligen Schrift hat der deutsche Familienvater sein Haus, seine „Heimath" errichtet; auf diesem Grunde ist die Nation groß geworden und ruht heute auf demselben. Warum sollte das heilige Gotteswort in unserer schönen Muttersprache nicht auch hierlands mehr allgemein Familienbuch und Schul-

buch sein? Christliche Schulen und Kirchen mit ihrem Glockengeläute klingen jedem deutschen Ohre schön deutsch und sind das Nothwendigste zur Sicherstellung nationaler Wohlfahrt. Soll unsere neue Heimath nicht äußerst defekt sein, und wollen wir ihr nicht selbst ein Armuthszeugniß ausstellen, so müssen Kirchen und Schulen reichlich vorhanden und als heilige Lehr- und Gebetsstätte in der Liebe des Volkes stehen und die Sammelplätze sein, wo sich Alle fleißig nach göttlicher und menschlicher Ordnung zur Förderung wahrer Frömmigkeit einfinden.

Die Heilighaltung des Sonntags sei uns ferner in unserer neuen Heimath auf's Innigste angelegen. Der Sonntag ist die Zeit, die ganz besonders den heiligsten Angelegenheiten eines Menschen und des Volkes überhaupt gewidmet sein sollte, und wo es geschieht, wird Glück und Wohlstand eine Wohnstätte aufschlagen.

Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß der Gebrauch und die Pflege unserer deutschen Sprache und die Beibehaltung deutscher Einfachheit in Umgang und Lebensweise eine allgemeinere Berücksichtigung in der neuen Heimath finden sollte. Die Sprache eines Volkes ist der Ausdruck seines Charakters und geistigen Lebens und diese verleugnen, heißt sich selbst wegwerfen. Deutscher Fleiß, deutsche Treue, wahre Religiosität, deutsche Sitte und deutsche Sprache seien die Auszeichnung des Deutschen in seiner neuen Heimath!

Der Deutsche sei in jedem Lande,
Wo er ein schützend Obdach baut,
Ob reich, — ob arm — in jedem Stande:
Ein Mann, der seinem Gott vertraut!
Der deutsche Treu' und fromme Sitte
Als Vätergut in Ehren hält.
Dann wird zur Heimathsburg die Hütte
Zur Heimath ihm die ganze Welt!

Das deutsche Volk.

Blondes Haar und blaue Augen,
Macht den Deutschen, wie es heißt,
Besser zu Wahrzeichen taugen
Deutsches Herz und deutscher Geist!

Jedes Volk hat seine Eigenthümlichkeiten, seine besonderen Charakteristiken, durch welche es sich von andern Völkern unterscheidet. Die Zahl oder den Werth dieser Charakteristiken zu bestimmen, liegt hier außerhalb unseres Zweckes. Was den Deutschen besonders auszeichnet, sind: sein ehrlicher, biederer Sinn, sein beständiges Wesen, seine gemessene Haltung, seine Abhängigkeit und Treue, sein Gewerb und Kunstfleiß — und allen Andern zuvor — seine Gemüthlichkeit.

Der Deutsche ist nicht so witzig wie der Franzose, nicht so erregbar wie der Spanier, nicht so poetisch, musikalisch indifferent wie der Italiener, nicht soviel Handelsmann wie der Holländer und Engländer, nicht so religiös aber-

gläubig wie die Türken — aber er ist ein besserer Mensch, als irgend einer dieser Genannten. Die Eiche ist das Symbol des Deutschen. Wie dieser Baum Jahrhunderte gebraucht, um sich nach allen seinen Anlagen hin zu entwickeln, und dann dasteht, stolz und fest mit seinem Riesenstamme und seinen majestätischen Aesten, so ist der Deutsche selbst. Er bedarf der Zeit, um Alles hin und her zu überlegen, durchzudenken, — anzunehmen und — dann ewig fest darauf zu beharren! Es war ein echt deutsches Wort, das Kaiser Wilhelm vor einigen Jahren niederschrieb:

„Erst wägen, dann wagen!"

Wer den Deutschen durch Sensation und leidenschaftliche Aufregung gewinnen will, der hat seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Sprichwörter: "Allmählich," „nach und nach," „Eile mit Weile," „Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht," „Mit der Zeit pflückt man Rosen" u. s. w. sind echt deutsche Mottos! Besonnenheit war bei den Griechen eine Tugend, bei den Deutschen ist es ein Theil des Charakters, eine Eigenschaft. Der Deutsche hat den Vortheil von Hause aus, daß er als Glied des Volksganzen, nicht einem kleinen Stamme angehört, der sich leicht in sich selbst verlieren und vereinseitigen kann, sondern er gehört einer ganzen Volksfamilie an. Mehrere Stämme haben sich zu einem Nationalganzen vereinigt, und anstatt unter dieser Vielheit verflachend, die Einheit zu verlieren, umschlingt Alle das eine geistige Band; eine Sprache, ein Sinn und Vaterlandsgefühl. So wächst die Einheit in der Mehrheit, und ein tüchtiges Volk, nach allen Seiten hin ausgebildet, steht als ein deutsches Bruder- und Bundesvolk vor den Augen der Welt! —

Trefflich sagt Arndt in einer seiner politischen Reden: „Wir Deutsche sind das Volk der höheren und tieferen Anschauungen und Geistesspiegelungen, der mannigfaltigen irdischen und himmlischen Kräfte, die nach Gottes Willen durcheinander spielen. Diese Mannigfaltigkeit ja diese wundersame und oft wunderlichste Vielerleiheit — diese hinschwebende, träumerische, beschauliche und Alles bespiegelnde und durchspiegelnde Eigenthümlichkeit, welche die Deutschen in ihrer innersten Deutschheit auszeichnet und welche von mehr nüchternen Völkern häufig als träumerische Leerheit verlacht wird — dies ist unser Eigenstes, dies ist unser Weh' und unser Glück, dies sind wir selbst, hiedurch sind und heißen wir Deutsche.

Es ist ein Glück, ja eine Glückseligkeit, welche in diesem Vielerlei, in dieser geistigen Mannigfaltigkeit, der Triebe, Anlagen, Neigungen, Weisen und Sitten der verschiedenen deutschen Stämme ruht, wie dieses Alles, dieses deutsche, dieses unbeschreibliche Nichts und Alles doch, im innersten Grunde beleuchtet, eine deutsche Herrlichkeit ist.

Gescheidte Engländer und Franzosen, die sich einige Jahre bei uns und um uns und in unser Wesen und Leben eingelebt, ich möchte sogar eingeleibt haben, haben beim Scheiden oft das fröhliche Bekenntniß abgelegt: in Deutschland allein verstehe man zu leben, in Deutschland allein werde wirklich frei und menschlich gelebt. Das ist nicht die deutsche Luft und der deutsche Himmel, woran solche glückliche und glücklich gepriesene Besonderheit geknüpft ist, — es ist die Mannigfaltigkeit, das schöne, mannigfaltige und verschiedene deutsche Spiel der deutschen Triebe und Geister in den verschiedenen deutschen Stämmen und Arten, welche solche Schönheit und Freiheit zusammengespielt haben und immer noch zusammenspielen."

Die Geschichte des deutschen Volkes ist seit den ersten Spuren seines historischen Eintretens in die Arena der großen Weltvölker eine ruhm- und thatenreiche. Schon an unsern heidnischen Vorfahren mußte man die guten Sitten und den biedern Sinn rühmen; ausgenommen einige Laster, die auch heute noch im Schwunge sind. Aus der unbedeutenden Lage einiger „Barbarenstämme" traten sie bald in den Vordergrund der Geschichte; und die wichtigsten Erfindungen auf allen Gebieten menschlichen Strebens gingen von ihnen aus. Von Hause aus drangen unsere Väter auf eigentlichen Wahrheitsgehalt und Werth, und bis heute ist noch immer „sein" und nicht „scheinen" der schönste Zug im Charakter des stillen, häuslichen, genügsamen, arbeitsamen und ehrlichen Deutschen. –

Der Deutsche scheint beim ersten Anblick selten was er ist, und kommt dem Fremden noch linkischer und schwerfälliger vor, als er wirklich ist; aber hinter dieser schlichten, ruhigen Außenseite wohnt häufig ein gebildeter Geist, Nachdenken und tiefes Gefühl für Pflicht und Ehre, Häuslichkeit und Fleiß. Redlichkeit ist doch noch vorzugsweise hier zu Hause, und man ist Nachts auf den Poststraßen sicherer, als in den Gassen von London und Paris. Milder Ernst, Beharrlichkeit im Nachdenken und Arbeiten, Mäßigung in Neigungen und Leidenschaften ist deutscher Charakter, und ein solcher Charakter führt von selbst zur Gutmüthigkeit. Gutmüthig im eigentlichen Sinne des Wortes ist aber auch überhaupt nur der Deutsche.

Arndt's Anforderung an ein musterhaftes Volk und seine Schilderung der Deutschen kann man auch noch heute gewissenhaft unterschreiben: „Gleichheit und Gerechtigkeit in Liebe und Mitleid mit allen Lebendigen, ihr seid die erhabenen Lehren des heiligen Stifters des Christenthums, ihr müßt die Gesetze der

Staaten und Völker sein. Die neuere Menschheit muß sich des stolzen Trotzes physischer Kraft, des rohen Gebrauchs der Gewalt, der unmilden Behandlung freigeborener Menschen als Sclaven begeben, wenn sie das Gebot des neuen Weltgesetzes erfüllen will. Stillere Tugenden, mildere Begeisterung, Arbeit und Mäßigkeit Aller, damit keiner Knecht zu sein brauche — das sind die bescheidenen Forderungen an ein Volk, welches den Namen und die Würde der Freien verdienen will. Nach diesem Maße sind die Deutschen nicht die Unwürdigsten, und ich werfe dem, der behauptet, die Nation sei knechtisch gesinnt und keines edlen Zustandes fähig, den Fehdehandschuh hin, mir ein gerechteres unter den jetzigen Europäern zu zeigen.

Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Nüchternheit des Verstandes, Langmuth ohne Feigheit, Ehrlichkeit mit etwas klimatischer Unbehülflichkeit versetzt, sind alte, anerkannte Volkstugenden. Sie gebaren im Mittelalter Wohlstand und Gerechtigkeit drinnen und Furcht und Achtung draußen. Freiheit und Bürgersinn schufen glückliche Municipalitäten; wohin Deutsche zogen, brachten sie Gesetze der Zucht. Die Städte längs der Ostsee bis an die Neva, wie die Kolonisten in Siebenbürgen, hatten freien Sinn, und haben ihn zum Theil noch. Die Schweiz und die Niederlande und manche wackere und glückliche Reichsstadt sind Geburten deutschen Sinnes gewesen.

Mit innigem Vergnügen versetze ich mich immer in die Zeit altdeutschen Lebens und Wirkens. Ich kenne kein neueres Volk, welches mehr gutmüthige Naivität hätte und einen frömmeren Sinn hätte für Alles, was Form heißt; immer ein schöner bürgerlicher Sinn, obgleich im begeisterungslosen Zeitalter Pedanterie daraus wird. Man studire die Geschichte der Zünfte und Innungen, die Verfassungen und Thaten kleiner Reichsstädte,

welch' eine unendliche Anlage für Gehorsam und Gesetz! Da ist doch wohl Anlage für Freiheit? Dieser sinnige, gleiche, gutmüthige Sinn der Nation, der nur noch in Erinnerungen und schwachen Resten lebt, gab Mäßigkeit und Besonnenheit, ohne welche keine Freiheit ist. Lies unsre alten Geschichten, höre unsre alten Märchen erzählen und die Volkslieder absingen, sieh Dürer's und von Eyck's Bilder: Einfalt, Treue, Liebe, Wahrheit ist ihr Charakter; sie haben nicht den idealischen Geist des Südens, nicht das üppige Spiel, aber sie haben auch nicht die furchtbaren Lüste und Verdorbenheiten desselben. Der Deutsche hat in sinnreichen und großen Erfindungen viel gethan ohne Centralpunkt und ohne Jahrgelder; für die Wissenschaften kann man ihn mit Stolz, für die Kunst mit Ehren nennen." —

Das nachhaltigste und bedeutendste Bildungsmittel im heutigen Volksleben ist die Presse. Wie wäre diese aber denkbar ohne die Buchdruckerkunst; diese große deutsche Erfindung! Guttenberg, ein Deutscher, erfand die Kunst, die Schrift der Hand und die Rede des Mundes in diese zierlichen Züge umzuwandeln, und heute steht die ganze Welt, durch diese Kunst verbunden, in einem großen Hörsaal und unterrichtet sich gegenseitig. Die Werke der edelsten Geister werden in einigen Tagen zu Tausenden von Exemplaren vervielfältigt und für einen geringen Preis in die Hand des Lesers gelegt.

Kaum hatte die erstaunte Welt diese Segnungen des deutschen Genius erkannt und schätzen gelernt, als ein ungleich mächtiger Segensstrom aus deutschen Gauen sich in die Welt ergoß, Licht und Leben verbreitend, wo er hin kam. Luther, der größte Sohn Deutschlands, trat auf, und befreite die Welt von den Sclavenketten des päpstlichen Drängers! Die Reformation ist ein echt deutsches Werk, obgleich ihr Einfluß der ganzen Welt zu

gute kommt. Wohl müssen wir es heute erleben, wie Ausländer hie und da mit Verachtung von Deutschland's kirchlichem Leben reden, und ja nicht vergessen den übel berüchtigten „Rationalismus," oder gar „Atheismus" einiger weniger Halbgebildeten an die große Glocke zu hängen und das ganze Vaterland unter diese Schattenwolke zu stellen. Wir lassen solchen Krittlern ihre keineswegs beneidenswerthe Freude; und wissen, daß es das Deutschland ist, was auf kirchlichem sowohl als wissenschaftlichem Gebiete sich mehr als irgend eine andre Nation der Welt verdient gemacht hat. Und heute haben wir als die Koryphäen auf dem Gebiete der gesammten Wissenschaften deutsche Namen zu verzeichnen. —

Wir stimmen Weber bei, wenn er sagt „In ganz Europa stehen ernste Wissenschaften nirgends höher, als bei dem fleißigen, gründlichen Deutschen, dem Großhändler der Gelehrsamkeit. Man fängt auf deutschen Universitäten damit an, womit man anderwärts aufhört; die Aneignung alles Fremden ist einer unserer Charakterzüge, vielleicht durch das spätere Aufblühen unserer Literatur und durch unsere Bekanntschaft mit lebenden Sprachen. Daher hat keine andere Nation solche ausgebreitete Kenntnisse, begünstigt durch die vielerlei Staaten, und in Sachen des Geschmacks keine so wenig Einseitigkeit, als wir. Selbst unsere Sprache, mag sie auch für das Leben, für Beredsamkeit und höhere Geschäfte weniger ausgebildet sein, als die französische, ist dagegen der Dichtkunst günstiger als jede andere, die italienische nicht ausgenommen, und für den höhern, wissenschaftlichen Gebrauch ist sie, gleich der griechischen, die reichste. Und doch unterstützen deutsche Große weit weniger die Gelehrten, als es im Auslande geschieht. —

An Sammelgeist übertrifft uns gewiß keine Nation, und wir

sind das Gedächtniß von Europa, das weite Ideenmagazin, das andre Nationen benützen. England ist der Verstand und der Mittelpunkt des Lichts, Frankreich der Witz; Italiener sind nur Saamenhändler, wir aber Pfleger und Gärtner. Ackerbau und Viehzucht stehen nirgends höher, wie auch Leinwandmanufakturen und Porzellanfabriken und der ganze Kunstfleiß.

Nur der Deutsche darf noch die Worte „deutsch handeln" für gerade handeln von sich gebrauchen, und die Geographen, die Deutschland das Herz von Europa nennen, haben Recht. Gerade und offen sprechen heißt deutsch sprechen, und deutlich kommt von deutsch, und umgekehrt. Hart ist des Deutschen Himmel und Klima, hart und fest wie seine Eiche soll auch sein Sinn sein; und es kann nicht schaden, wenn wir unsern Landsleuten zurufen, wie der Thüringer Schmied seinem zu weichen Landgrafen, der incognito vor ihm zu stehen glaubte, mit jedem Hammerschlag zurief: Werde hart, Landgraf! Der gebildete Deutsche geht den Gebildeten anderer Nationen vor. Der Deutsche hält den rechten Mittelweg zwischen dem französischen Weltsinne, der alles Gefühl zerstreut und flach macht, und dem brittischen Tiefsinne, der einseitig, zurückgezogen und traurig ist; die glückliche Mitte zwischen Ernst und Scherz.

Und unsere Weiber? — Wer eine frivole, witzelnde Französin, eine leidenschaftliche, unwissende und faule Italienerin, eine steife, langweilige und melancholische Engländerin dem deutschen, gebildeten, häuslichen, frohen und gemüthlichen Weibe im Ernst und bleibend vorziehen kann, der hat die Wahl, ob er lieber gekrönt, oder geplagt oder gelangweilt sein will.

Welcher Deutsche sein Volk achtet und ihm anhängt, weder an der Gegenwart noch Zukunft verzweifelt, und eingedenkt bleibt, daß die Deutschen dennoch die stärkste, mannhafteste, fleißigste

und fähigste Nation bilden, deren Wissenschaft und Kultur unvergänglich ist, die mit allen Nationen wetteifert an Tauglichkeit zu den Waffen und zu Beschwerden, an Ausdauer alle übertrifft, allen nützlich und keiner Nation schädlich ist, unter allen Nationen am verbreitesten, der ist der echte deutsche Herr, werth der großen Verbrüderung." Daß bei allen diesen Vorzügen und guten Eigenschaften unseres Volkes immerhin noch viel zu wünschen übrig bleibt, darf nicht verschwiegen werden. Man vergißt zu häufig über dem Streben nach wissenschaftlicher Gründlichkeit und umfassenden Kenntnissen die allgemeine Aufgabe und den eigentlichen Zweck des Lebens.

Die leitenden Geister ziehen sich nur zu oft wie ein Erasmus auf ihre Gelehrtenstube zurück, schwelgend im Reiche luftiger Ideen und mit philosophischen Problemen ringend. Während das Volk in seiner geistigen und materiellen Armuth verkommt und seine Noth bleibt oft selbst den Tüchtigsten verborgen! — Dieses ist ein Uebelstand, der dem praktischen Leben gefährlich zu werden droht und sowohl den religiös-sittlichen als auch den finanziell-geschäftlichen Zustand des Volkes gefährdet. Das Berühren und gegenseitige Durchdringen der Stände sollte allgemeiner werden, wenn nicht, wie bei den alten Römern, sich ehe lange eine aristokratische Patrizier- und eine verarmte, unwissende Plebejerklasse feindlich gegenüber stehen sollen.

In diesem Stücke könnte das Vaterland von Amerika schöne Lektionen lernen, und daß amerikanischer Einfluß in dieser Beziehung auf viele unserer hiesigen deutschen Landsleute heilsam gewirkt, wissen wir aus Erfahrung. Was der berühmte, gottselige, 1654 verstorbene würtembergische Theologe Dr. Johann Valentin Andreä in einer anonymen Schrift den Deutschen wünschte, ist auch heute noch nicht überflüssig. — Er sagt: „Ich

wollte Allen und Jedem Etwas abnehmen und Etwas zulegen. Den Fürsten wollte ich mehr Gottseligkeit geben und weniger Verschwendung. Den Räthen mehr Muth und mehr Eigennutz. Den Consistorien mehr Barmherzigkeit und weniger Verkuppelung. Den Edelleuten mehr Tapferkeit, weniger Hoffahrt. Den Hofleuten mehr Mäßigkeit, weniger Gottlosigkeit. Den Theologen mehr exemplarisches Leben, weniger Ehrgeiz. Den Juristen mehr Gewissen, weniger Gewinn. Den Medicinern mehr Erfahrung, weniger Neid. Den Professoren mehr Verstand, weniger Einbildung. Den Schuldienern mehr gründliche Gelehrsamkeit, weniger Schulfuchserei und Pedanterie. Den Politikern mehr Aufrichtigkeit, weniger Gottvergessenheit. Den Studenten mehr Fleiß, weniger Unkosten. Den Soldaten mehr Gottes Wort, weniger Blutdürstigkeit. Den Pfarrern mehr Wachsamkeit, weniger Einkünfte." Hiezu sagen wir: Amen!

Im Kleinen leicht, im Großen schwer,
So vergeht der Deutsche nimmermehr.
Hält er sich fest das Wörtlein Treu
Zerstäubt vor ihm Alles wie Schaum und Spreu.

Die deutsche Sprache.

Deutsche Sprache, wunderreiche,
Traulich warmer Seelenhauch,
Wetterstark, so, wie die Eiche,
Biegsam wie der Epheustrauch;
Zart und einfach gleich dem Halme,
Den ein einz'ger Tropfen nährt,
Und erhaben wie die Palme
Die dem Strahl der Tropen wehrt.

Deutsche Sprache, meine Wonne,
Tochter edler Manneskraft,
Ewigschaffend, wie die Sonne
Ewig für die Erde schafft.
Klar, wie im Gebirg die Quelle,
Wie der Thau vom Himmel her,
Mächtig, wie des Meeres Welle
Und unendlich wie das Meer!

Sprechen kann unter allen sichtbar geschaffenen Wesen nur der Mensch. Es ist eine Mitgift Gottes, daß er seine Gedanken, Gefühle und Empfindungen in Worte fassen und den Nebenmenschen mittheilen kann. In der Sprache tritt sich Mensch und Mensch näher, und andrerseits ist's wiederum die Sprache, die Menschen von einander sondert und gewiße Familien-

oder Völkergruppen in sich selbst abschließt. Sprache ist Ausdruck des Geistes, Offenbarung des innerlichen Gedankens, wie jener alte Weise auch sagte: „Sprich, daß ich dich sehen kann!“ Die Sprache ist der erste Ausdruck eines Volkscharakters und zeigt sogar in historischem Sinne dessen Emporstreben und Vorandringen auf der Bahn der Entwicklung.

Die Sprache eines Volkes ist das durchgreifendste Unterscheidungsmoment desselben von andern Völkern und auch zugleich das allgemeinste Band, welches die einzelnen Volksglieder, Gesellschaften und Gruppen zu einem Ganzen verbindet. Sie wird für das Volk ein theures Heiligthum, ein überkommenes Erbgut, dessen Werth uns von Kindheit auf bewußt wird und wir täglich nutzen. So haben wir die Sprache der Kindheit, die „Muttersprache“ als ein besonderes geistiges Erbe und Gut lieb, weil — es die Muttersprache ist! — „Das Erbe des festen Grundes, auf dem unser Leben sich gestaltet, wird nach dem Vater genannt — Vaterland — das Erbe der zartesten Innerlichkeit des Volkslebens, die in der Sprache ihren Ausdruck findet, nach der Mutter. — Es kann ein Volk durch einen Stoß der Völkerbewegung seinen Boden verlieren, es bleibt, auch bei verändertem Wohnsitz, ein Volk durch die gemeinsame Sprache.“ — In ihr lebt und spricht sich der eigentliche Volksgeist aus.

So ist unsere deutsche Sprache der goldene Faden, der uns, trotz der Abgeschiedenheit vom Vaterlande, dennoch mit dem Lande und Volke unserer Väter auf's Innigste verbindet und uns als Deutsche kennzeichnet, wo immer wir weilen mögen. Es ist immerhin eine erfreuliche Thatsache für jeden Deutschen, zu wissen, daß dieses erste und heiligste Nationaleigenthum — unsere Sprache — allen andern lebenden Sprachen an Reichhal-

tigkeit, Geschmeidigkeit und Tiefe soweit voraus ist; und wir daher um so mehr Ursache haben auch in der Fremde oder neuen Heimath sie zu pflegen und hoch zu halten. — Es ist freilich zu beklagen, daß leider der Hang zum Fremden bei dem Deutschen größer ist, als bei irgend einem andern Volke, und daß dieses auch in der Sprache der Fall ist, darf nicht verschwiegen werden. Ermüdend und geduldprüfend ist es, wenn man oft zwei Deutsche in ihrer Unterhaltung eine gebrochene fremde Sprache wälschen hört und sich am Ende dabei noch groß dünken, weil sie sich auch im Fremden heimisch zu machen wähnen. Mit Nachdruck möchte man Solchen Herder's Zornwort zurufen: „Sprich deutsch du Deutscher!"

Sehr trefflich hat Börne gesagt, daß die deutsche Sprache unter den modernen Sprachen obenan stehe, und daher keine sich mit ihr messen kann. „Welche ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und so mild als unsere? — Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, reich in ihrem Mitleid und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. — Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und gold und silbern malt, und was der ernste Herrscher auf dem Thron des Gedankens sinnt, was das Mädchen plaudert, die Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt, und der alte Philosoph sein schweres „Ich" setzt und spricht: „Ich bin ich." —

Alles, Alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt und — nur der Deutsche redet." Wie immerhin fremdländische Witze und Weisheitssprüche bei den Deutschen mit aller Begierde aufgefangen werden, um hie und da womöglich damit zu prunken, wenn Gutes, Wahres und Schönes sich ineinander fügen soll, dann muß doch die herrliche, gehaltreiche Muttersprache her. Unsre eigenen Dichter gefallen zuletzt doch am besten, und es stünde auch übel, wenn es nicht so wäre. Die Falten und Geheimnißkammern des deutschen Herzens kann aber doch nur die Muttersprache ausforschen und das Heiligste, was das Herz bewegt, findet zuletzt doch nur in ihr entsprechenden Ausdruck. Wie Schenkendorf sagt:

„Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zunge üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus tiefen Grüften
Längst verscholl'nes, altes Lied,
Leb' auf's Neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht.

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber, soll ich beten, danken,
Geb ich meine Liebe kund,
Sprech' ich wie der Muttermund!"

Es war ein großer Irrthum, der noch im letzten Jahrhundert sich in Deutschland vorfand, wenn man meinte, um tiefe und abstrakte philosophische Gedanken auszudrücken, bedürfe man der lateinischen Sprache. Schon Wolf zum Theil, besser aber Herder, Kant und Fichte, der Neueren nicht zu gedenken, haben bewiesen, daß die deutsche Sprache nicht nur die tiefste für exaktes Räsonnement, sondern auch die geschmeidigste ist. — So ist es ein großer Irrthum, wenn man heutzutage meint, die französische oder englische sei gefügiger um im Tagesverkehr oder Geschäftsleben gebraucht zu werden, und also empfehlenswerther als die deutsche.

Solches Verhalten und Urtheilen hat lediglich den einen Grund: man erkennt nicht und liebt nicht nach Gebühr die herrlichen Laute der Muttersprache. Wir überlassen es dem Leser, zu unterscheiden ob Herder Recht hat, wenn er sagt: „Wer seine Muttersprache, wer die süßen und heiligen Laute seiner Kindheit, die mahnende Stimme seiner Heimath nicht liebt, der verdient nicht den Namen Mensch." In seiner Muttersprache findet der Deutsche den Geistesabdruck seiner Väter. „In ihr athmet die deutsche Seele, schlägt das deutsche Herz, zuckt der deutsche Nerv, verkörpert sich der deutsche Muth und das deutsche Gemüth, wird Vergangenheit und Zukunft, die Welttiefe und die Weltoberfläche — alle Flüsterstimmen der Natur und Liebe, und die Donnerworte der Ewigkeit und des Gewissens, wird das leiseste Zucken des Mundes, die Hieroglyphen- und die Ruinen-

sprache der Geschichten, und die göttliche Bilderschrift der ganzen Natur zur Rede gestellt."

In unserer Sprache schon liegt das große Unterscheidungszeichen, an welchem wir von andern Nationen zu erkennen sind. Das Tändelnde und Näselnde des Franzosen, sowie das Flüstern flüchtiger Zungen-Zahnlaute des Engländers kennt unsere Sprache nicht. Groß, gewaltig, majestätisch und Ehrfurcht gebietend einerseits; weich und zart, melodisch und süß lockend andrerseits, wie sie ist, ist sie reich genug, auch die feinste Idee oder den leisesten Schatten einer Gefühlsstimmung auszudrücken. Ihre Literatur steht gleichfalls unerreicht einzig in ihrer Art da, und wer heute den Schlüssel zu den reichhaltigsten Werken der größten Dichter und Denker haben will, muß sich mit dieser Sprache vertraut machen. Ohne zu fürchten, daß wir uns in zu hohe Verehrung dieser herrlichen Sprache ergehen, theilen wir die Liebe und Verehrung für sie, die L. A. Stöber bekundet, wenn er sagt:

„Muttersprache deutschen Klanges,
O, wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
O, mich kränkte der Verlust,
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust.

O, wie klingt in deinen Tönen
Gottes Wort so voll und reich,
Mächtig, wie Posaunen dröhnen,
Und wie Hirtenflöten weich!
Wie die Orgel mannigfaltig,
Leihst du jedem Geist den Mund,
Thust Prophetenernst gewaltig,
Jüngermilde lieblich kund.

Gilt's dem edlen Vaterlande,
Seiner Freiheit seiner Ehr',
Gilt es gegen schnöde Bande
Heil'gen Kampf und tapf're Wehr:
Wie die Schlachttrompete schmettert,
Zürnen deine Laute dann;
Wie ein Schwert, das Blitze wettert,
Dienest du dem freien Mann.

Von der Heimath trauten Räumen,
Von des Hauses Lust und Schmerz,
Von der Kindheit Rosenträumen
Sprichst du wie ein Mutterherz:
Weißt in farbenhellen Bildern
Und im gold'nen Märchenstyl
Treu die Kinderwelt zu schildern
Und der Häuslichkeit Asyl.

Des Gemüthes tiefsten Saiten
Lockst du ab den hellen Laut;
Seine zart'sten Heimlichkeiten
Hat das Herz dir anvertraut:
Liebesweh und Liebeswonnen,
Sehnsucht und Befriedigung,
Was im Busen sich entsponnen,
Kündet deiner Töne Schwung.

Maienlust und Herbstestrauer,
Alpengrün und Gletscherpracht,
Blüthenduft und Wind'sbrautschauer,
Wiesenglanz und Waldesnacht
Deutest mit geweihten Zeichen
Du, Vertraute der Natur,
Wie Druiden unter Eichen
Lauschten auf des Gottes Spur.

Immer forschend, unerschrocken,
Zu gewinnen edlen Fund,
Senkst du deine Taucherglocken
In der Wahrheit tiefsten Grund,
Sammelst an verborg'nem Riffe

Einen reichen Perlenkranz:
Aller Wissenschaft Begriffe
Leuchtend in des Wortes Glanz.

Ja, so weit als die Gedanken,
Fliegst du deinen hohen Flug,
Schwebend über engen Schranken
Wie der Wandervögel Zug.
Weltumfassend sei dein Streben
Wie des Himmels blaue Flur,
Reich und rege, wie das Leben,
Groß und frei wie die Natur!"

Deutsche Sprichwörter und Denk-Sprüche.

Die Sprüche, die geklungen
Von alten deutschen Zungen,
Die alten, gold'nen Lehren,
Die halte recht in Ehren.

L. A. Stocker.

In seinen Sprichwörtern liegt der eigentliche Geist eines Volkes, wie er sich in denselben Verhältnissen und unter denselben Umständen wiederholt ausspricht, bis es eine stehende Form wird, — also verhüllt und offenbar zugleich. Wenn Religiösität, Zucht und fromme Sitte herrschen, oder ungezügelte Leidenschaften und Volkssünden im Schwunge gehen, im Sprichwort selbst werden sie alle mehr oder minder einen Abdruck finden. Nicht immer von Sprachkünstlern und Dichtern wird das Sprichwort ausgedacht, sondern der Volksgeist selbst erzeugt es, liefert seinen Gehalt, wie auch zumeist seine Form.

Kein Volk hat einen so reichen Schatz an Sprichwörtern aufzuweisen wie das deutsche. Die ganze Fülle des Genies und aller Anlagen liegen in unsern Sprichwörtern verborgen und daher ist's wie Goltz sagt: „Wen diese Sprichwörter nicht durch und durch erbauen, der hat kein deutsches Gewissen, der hat keine deutsche Religion; denn dieser Volkswitz ist die deutsche Gottesstimme, oder es gibt keine mehr.

Aus diesen offenen und absoluten Worten, die billig und strenge, gesetzmäßig und ungebunden, flüssig und feste, die voll Blutes sind, und von einem Fleische, das in markigen Knochen zusammengehalten und von einer festen Haut umschlossen ist, blicken uns die deutschen Augen an mit ihrer ehrlichen Schelmerei, der deutsche Freimuth mit seinen treuherzigen und schämigen Geberden, der deutsche Tiefsinn mit seinem herzigen Spaß, das ganze deutsche Gemüth mit seiner ewig getreuen, in Zukunft und Vergangenheit sinnenden, mit seiner von Gott und Welt-Ewigkeit bewegten Seele in jeglichem Augenblick. Jedes dieser Worte ist ein deutscher Herzschlag, jedes wie ein deutscher Handschlag und wie ein deutscher Mann. In diesem sprichwörtlichen Redewitz haben die Deutschen Herz und Kopf gegattet und der Sprache einen Leib gegeben, einen lebendigen Körper mit deutscher Seele, mit deutschem Mutterwitz und deutschem Mund."

Aber nicht nur der deutsche Witz findet im Sprichwort seinen Ausdruck, sondern auch die deutsche Gottesfurcht. Unsere Voreltern versahen Haus und Scheune mit einem frommen Spruch, grüßten sich häufig mit einem Spruch, und ein Spruch mußte ihnen als Abschiedswort dienen. Die Religionslehren selbst kleideten sie oft in solche Sinnsprüche, und pflanzten sie somit schon frühe in die Herzen ihrer Kinder. Wir erlauben uns hier

dem Leser einige dieser deutschen Sprichwörter und Denksprüche zusammenzustellen.

Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf; das ist der beste Lebenslauf. — Der Gerechte besteht, der Gottlose vergeht. — Friede ernährt, Unfriede verzehrt. — Besser Scheu, denn Reu'. — Halt' dich stets rein; sei gern mit dir und Gott allein! — Aug' und Ohren sind die Fenster, und der Mund die Thür in's Haus. Werden diese wohl verwahrt, geht nichts Böses ein und aus. — Ein Leben in Gott, macht das Unglück zu Spott. — Das Herz ist das allerbest', das sich allezeit auf Gott verläßt. — Schläfst du in Gottes Hut, schläfst du sicher, schläfst du gut. — Nach oben schau', auf Gott vertrau'; nach Wolken wird der Himmel blau. — Durch Wüstensand, auf rauher Bahn, geht's endlich doch nach Kanaan. — Wer sich auf Menschen verläßt, ist verlassen genug. — Pracht, Gold und Ehr', ist morgen oft nicht mehr.

Wenn Lügner schwören, wollen sie dich bethören. — Schwören und Fluchen heißt des Teufels Gemeinschaft suchen. — Noth lehrt beten. — Mit Gott den Anfang, sonst geht's den Krebsgang. —

Ohne Sonntag kein Werktag. — Menschendienst hat Menschenlohn; Gottesdienst hat Gotteslohn. — Am Werktag schaffe alle Dinge; am Sonntag höre, bet' und singe. — Kirchengehen säumet nicht. — Vorbei an Kirch' und Schulhaus geht der kürzeste Weg in's Zuchthaus. — Gott im Herzen, die Schrift in der Hand, fährst du wohl zu Wasser und Land. — Die Bibel ist ein gold'nes Buch, ein Edelstein jeweder Spruch. — Gottes Wort soll nicht sein wie ein Schlag in's Wasser, vielmehr wie ein Saamenkorn, das in fruchtbares Erdreich fällt.

Wer den Vater nicht hört, fällt dem Henker in die Hände. — Gott, den Eltern und Lehrern kann man nimmermehr genug

vergelten. — Man soll sich neigen vor dem Baume, der Einem Schatten gibt. — Der Jugend Fleiß, des Alters Preis. — Junger Spieler, alter Bettler. — Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. —

Zornes Ausgang ist der Reue Anfang. — Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel. — Zanken Zwei, so haben beide Unrecht. — Mit Worten todtschlagen, ist auch gemordet. — Gute Sache befiehlt Gott die Rache. — Nachgeben stillet allen Krieg. — Liebe dämpft des Zornes Gluth. — Gute Antwort bricht den Zorn. — Thiere sind auch unseres Herrgott's Kostgänger. —

Kind wirst du roth, so warnt dich Gott. — Scham hindert Schande. — Einmal erröthen spart zehnmal erblassen. — Schamroth ist die schönste Farbe. — Rein im Hause, rein am Leibe, ist ein gold'ner Schmuck dem Weibe. — Schwielen in der Hand stehen der Frau besser als goldene Ringe an den Fingern. — Hausfriede ist Hausfreude. —

Einmal gestohlen, allezeit ein Dieb. — Gefundenes verhohlen ist so gut wie gestohlen. — Böser Handel, wo der Eine lacht und der Andere weint. — Maaß und Gewicht kommt vor Gottes Gericht. — Unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben. — Borgen, Sorgen! — Schulden gehen mit schlafen und stehen mit auf. — Wie gewonnen, so zerronnen. — Geiz wächst mit dem Gelde. — Klopft die Noth an, so thut die Liebe die Thüre auf. — Ehrliche Hand geht durch's ganze Land. — Was du errungen mit Sorg' und Müh', bleibt im Tode Alles hie. —

Böse Zungen und böse Ohren sind beide des Teufels. — Hören, sehen und schweigen verhüten manchen Krieg. — Wahrheit gibt kurzen Bescheid; Lüge macht viel Redens. — Aushorcher und Angeber sind des Teufels Netzweber. — Frage nicht, was

Andre machen; acht' auf deine eignen Sachen. — Aus kleinem Wort kommt großer Schade. —

Feuer fängt mit Funken an. — Wer des Funkens nicht achtet, brennt leicht ab. — Aus kleinen Fünkchen kann leicht großes Feuer werden. — Ein böser Geselle führt den andern in die Hölle. — Wo man den Boden im Wasser nicht sieht, da laß deinen Fuß heraus.

Wer im Leben keinen Richter hat, dem zahlt der Tod seine Missethat. — Böses Gewissen, böser Gast, weder Ruhe, weder Rast. — Je höher das Gras, je näher die Sense. — Wer unter Gottes Hand sich nicht biegen will, muß drunter brechen. — Die Wetter, die langsam ziehen, schlagen am schwersten. — Besser zweimal gemessen, als einmal das Rechte vergessen. — Reiner Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land. — Gut Gewissen und eig'ner Heerd ist aller hohen Ehren werth. — Frohsinn, Mäßigkeit und Ruh, schließen dem Arzt die Thüre zu. — Menschen und Wind ändern sich geschwind. — Großsein thut es nicht allein, sonst holte die Kuh den Hasen ein. — Einem Jeden gefällt seine Kappe wohl, drum ist das Land der Narren voll. — Vor seiner Thür kehr Jeder fein, so wird es in der ganzen Stadt sein rein. — Die Welt vergeht mit ihrer Lust, drum fasse den Himmel in deine Brust. —

Der Mensch denkt, Gott lenkt. — Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer. — Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man aus. — Thu' nur das Rechte in deinen Sachen, das Andre wird sich schon selber machen. — Geh' treu und redlich durch die Welt, das ist das beste Reisegeld. — Die Eintracht ist ein festes Band, sie hält zusammen Leut' und Land. — Schätze nicht zu hoch das Geld, es hat nur Werth für diese Welt. — Alte soll man ehren, Junge soll man lehren; Weise

soll man fragen, Narren soll man ertragen. — Bet' und arbeit', Gott segnet zu seiner Zeit. — Junges Blut, spar' dein Gut, Armuth im Alter wehe thut. —

Bei deiner Bibel sitze gern, sie ist der Weisheit Kern und Stern. — Die Halbheit taugt in keinem Stück, sie tritt noch hinter Nichts zurück. — Der Ernst zuweilen wehe thut, die Freundlichkeit macht's wieder gut. — Vieles wünscht sich der Mensch und doch bedarf er nur wenig. — Mancher geht nach Wolle aus, und kommt geschoren selbst nach Haus. — Täglich neu ist Gottes Treu', auch dein Dank sei täglich neu. — Sonst hielt man viel auf alten Brauch und Väterſitte; thu' es auch! — Sei rechtschaffen gegen Jedermann, doch vertraue dich nicht Jedermann. — Gott läßt uns wohl sinken, aber er läßt uns nicht ertrinken. — Thun darf nicht ohne Glaube sein, doch macht's der Glaube nicht allein. — Gott gibt uns wohl eine Kuh, aber er führt sie uns nicht bei den Hörnern zu. — Je höher die Affen steigen, desto lächerlicher sie sich zeigen. — Wohlthaten, still und rein gegeben, sind Todte, die im Grabe leben. — Nur ein Herz, von Gott erneut, gibt im Tode Freudigkeit. —

So hat die deutsche Sprache und der deutsche Geist fast für jede Lebenslehre einen sinnreichen Spruch, und in diesen Sprichwörtern und Redensarten ist nichts geschieden, was Gott zusammengefügt hat. Der deutsche Tiefsinn und kerngesunde Menschenverstand ist in diesen seinen Worten so wohnlich und zu Hause, wie der Geist in seiner Seele und die Seele in ihrem Leibe.

Das Wort ist in diesen Sprichwörtern so schmuck und schön, wie ein Bräutigam, und schickt sich zu seiner Sache so prächtig lebenskräftig, wie zu seiner Braut; so ist denn die Wahrheit zwischen beiden so lustig und so zeugungskräftig, wie Umarmung

und Kuß, wie Rede und Geist, so ehrbar, und einander so getreulich wie Eheleute.

In diesen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten ist alle deutsche Lebensart verkörpert, sie sind das Herz und der Witz der deutschen Sprache, die Cisternen und unversiegbaren Bronnen des deutsch-gelehrten Schreib- und Rede-Wüstensandes. Sie sind das Vermächtniß des deutschen Genius an jedweden deutschen Sinn und Geist, ohne Unterschied des Geistes und der Erziehung, der Lebensverhältnisse, des Alters und des Geschlechts, — eine zweite deutsche Religion, die Religion der Sitte und Lebensart, des Handels und Wandels und jeglichen Verkehrs, sei's mit Menschen, mit Dingen, mit Natur oder Uebernatürlichkeit.

Sie sind das irdische Gesetzbuch für alle deutschen Herzen, verfaßt vom Herzen und Witz des deutschen Volkes. Eine lebendige, in aller Geschichte wurzelnde, und in alle zukünftige Zeiten gipfelnde und fruchtende, in ewig grünende, blühende und sprossende Weisheit, ein lebendig auf den Gassen redendes Buch für alle Zeit des deutschen Gemüths. Das lebendige, cirkulirende Kapital des deutschen Geistes, Zins auf Zins häufend, wuchernd in jeglichem Sinn und Verstand, bei Mann und bei Weib, in Kindern und Erwachsenen, in Gelehrten und Ungelehrten, in Geschichte und Gegenwart, in Staat und Familie, in Schule und Haus, soweit die deutsche Zunge klingt und deutscher Sinn und Geist reicht.

Das Sprichwort eines Volkes hat eine Mission zu erfüllen, denn wenn die Schulweisheit sich uns in dem Geist und Gedanken der sogenannten Gebildeten übertragen läßt, so steigt das Sprichwort unter die Volksschichten und trägt ihnen eine fertige Bildung von selbst zu. Es wird verstanden, behalten und dringt

zu Herzen, — weil es von Herzen kommt. Das Sprichwort ist eine Art Losungswort, an welchem sich ein Volk erkennt, und wer das deutsche Sprichwort fremdartig ansieht, und unverstanden dasselbe liegen läßt, bezeugt damit seine Nichtgehörigkeit zum deutschen Volke, dem fehlt das Wesentlichste Moment eines Deutschen: der Geist der Väter.

Freiheit und Patriotismus.

Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine, süßes Engelbild.
Magst du nie dich zeigen der bedrängten Welt,
Führest deinen Reigen nur am Sternenzelt.

Wo sich Gottes Flamme in ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme treu und liebend hängt;
Wo sich Männer finden, die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden, weilt ein frei Geschlecht.

Für die Kirchenhallen, für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen, wenn die Freiheit ruft,
Das ist rechtes Glühen frisch und rosenroth:
Heldenwangen blühen schöner auf im Tod.

Wolltest auf uns denken Gottes Lieb und Lust,
Wolltest gern dich senken in die deutsche Brust.
Freiheit, holdes Wesen, gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen dir die deutsche Art.

Schenkendorf.

Die Freiheit ist ein Kind des Himmels, dem Menschen als ein Schutzgeist für's Leben gegeben, daß er sich ihrer freue und sie liebe und schätzen lerne. Frei wurde der Mensch geschaffen, frei sollte er leben, allein es ist anders geworden: man kann jetzt mit dem Dichter sagen:

„Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte."

Die tüchtigsten Altvölker haben sich dadurch ausgezeichnet, daß sie tapfer und freiheitliebend waren. Die heilige Schaar der Griechen kämpfte und starb bei Chäronäa neben dem Stadtbanner, bis auf den letzten Mann, da sie sahen die Freiheit des Vaterlandes sei bedroht und da die Macedonier dennoch den Sieg davon trugen, gab der hochbetagte Isokrates sich selbst den Tod indem er sich aller Speise enthielt und nur einige Anfangsverse dreier Stücke des Euripides sich zur Unterhaltung vorsprach. Er starb um nicht den Untergang der griechischen Freiheit erleben zu müssen.

Die größten Opfer bringt ein Volk gerne wenn es der Freiheit des Landes gilt. Wo hat es je größeren Verleugnungssinn und Heldenmuth gegeben als unter den Schweizer Eidgenossen in der Schlacht zu Sempach? Ich will euch eine Gasse machen, sorget für mein Weib und meine Kinder; treue, liebe Eidgenossen, gedenkt meines Geschlechts! So rief der hochherzige Arnold von Winkelried, sprang an die feindlichen Reihen heran, griff eine Anzahl Spieße in seinen Arm und begrub sie in seiner Brust. Ueber seinen Leichnam hinweg schritten die tapfern Eidgenossen, schlugen den Feind und die Freiheit der Schweiz war gerettet!

Welche Opfer hat nicht die amerikanische Freiheit gekostet! Der Name Washington ist nicht so ohnehin zum ersten und theuersten Namen in dieser Nation geworden; aber es galt der Freiheit und daher kannten seine edlen Helden des amerikanischen Befreiungskrieges keine Unmöglichkeiten; bis der vierte Juli 1776 als Geburtstag der amerikanischen Freiheit gefeiert werden konnte.

Und was für Opfer hat der deutsche Befreiungskrieg in den großen Jahren 1813—1815 gefordert! Jene schlesische Jung-

frau, da sie mit sonst nichts der Sache der Vaterlandsbefreiung dienen konnte, weil sie arm war, schor mit Freuden die schwarzen Locken vom eigenen Haupte um dann den Erlös der Kriegerkasse zufließen zu lassen! Wie wallten alle Herzen in hoher Begeisterung, da der König den Aufruf: „An mein Volk“ ergehen ließ! Alles was Mann hieß stand auf um für die Freiheit zu kämpfen und zu sterben. Was Theodor Körner aus Ungeduld nnd Mißmuth sang, da er lange Zeit am Elbufer Wache stehen mußte und durch kräftiges Handeln nicht der großen Sache dienen konnte, das, sagen wir, war die Stimmung Tausender von patriotischen Deutschen, die in ihrer Begeisterung selbst weise Besonnenheit für Unentschlossenheit hielten. So drückt Körner seinen Mißmuth in folgenden Worten aus:

Vaterland, du riefst den Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück,
Blutig hassend deine Dränger,
Hielt nicht Lied und Liebe länger
Seiner Seele Strom zurück.
Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde schönen Reih'n,
Tauchte in der Trennung Schmerzen —
Und war dein!

Doch was soll er im Gedränge
Ohne Schlachten-Morgenroth?
Gib die friedlichen Gesänge,
Oder gib des Krieges Strenge:
Gib mir Lieder oder Tod!
Laß mir der Begeistrung Thränen,
Laß mir meine Liebesnacht,
Oder wirf mein freudig Sehnen
In die Schlacht!

Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Cymbeln schmettern drein.
Deutschland wirft um seine Kronen,

Und hier soll ich ruhig wohnen
Und des Stromes Wächter sein?
Soll ich in der Prose sterben? —
Poesie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Aber schnell!"

„So lange es Geschichte gibt," wie Blücher sich ausdrückte, wird man jener Freiheitskämpfer und Helden gedenken." Die Opfer sind vergessen, die Namen der Helden aber auf die Nachwelt übergegangen und das erkämpfte Gut, die Freiheit besteht!

Es liegt in der Schöpfung des Menschen begründet, daß er frei sein soll und als freier Herr die Erde beherrsche. Was Arndt in einer Rede irgendwo sagt ist ebenso witzig als wahr: „Auch ich glaube an die alttestamentliche Lehre, daß wir alle gleiche Adamskinder, daß wir alle gleiche Brüder, eines Blutes und eines Muthes sind; auch ich stimme in den Scherz ein, welchen der große erste Pitt in seinen frischesten Jahren ausgesprudelt haben soll, daß gemäß der großen Zweckmäßigkeit, die sich in aller Schöpfung Gottes offenbare, dieser Gott, wenn er gleichsam zwei ganz verschiedene Menschenarten habe schaffen wollen, die Einen zum Dienen, die Andern zum Herrschen, die Einen zum Geritten werden, die Andern zum Reiten geboren, er die Ersteren mit Sätteln, die Zweiten mit Sporen würde haben zur Welt kommen lassen."

Das Volk, das feige und lässig seine Hände in den Schooß legt, und seine Freiheit von irgend einem Tyrannen sich rauben läßt, ist der Freiheit nicht würdig. Ein Volk aber, das um seine Freiheit bis auf's Blut kämpft, aber von der Gewalt dennoch unterdrückt und geknechtet wird, ist des Mitleids werth. Beispiele hievon sind die alten Griechen, die Polen im letzten Jahr-

hundert und Deutschland zu Anfang dieses Jahrhunderts. Daher die tiefen Klagen unserer Nationalsänger in jenen Tagen:

„Dein Elend nur, mein Volk der Allemannen,
Das soll ich fühlen? das, und meine Scham?
Die Freiheit, ach! ist dieses Jahr begraben,
Um ihre Leiche krächzen fremde Raben.
Du Land der Eichen, wo das Ja ertönet,
Germania, mein herrlich Vaterland,
Du Rächerin, wie liegest du verhöhnet!
Du Kriegerin, wie blickst du abgewandt!
Du die die Schmach der alten Welt versöhnet,
Die einen Weg zu Romas Schicksal fand,
Du Pflegerin der Tapfern und der Guten,
Weinst Thränen in des fremden Rheines Fluthen."

Die Freiheit des Vaterlandes errungen, sie in der Noth und Bedrängniß vertheidigen und in Tagen des Friedens und der Ruhe wahren, sind drei verschiedene Pflichten eines Volkes und mithin auch des einzelnen Bürgers. Die Frage: ob Krieg und Blutvergießen dann erlaubt sei, wenn es gelte die Freiheit des eigenen Vaterlandes zu vertheidigen? kann unter manchen Umständen mit einem deutlichen „Ja" beantwortet werden. Im Allgemeinen ist „jeder Krieg ein Verbrechen, wenn er dem eigenen Willen entstammt und nicht aufgezwungen und zur Nothwendigkeit gemacht ist. Nur dann ist er sittlich, weil pflichtgemäß. Allerdings hat jedes Volk die Pflicht, seine Selbstständigkeit und seine nationalen Güter zu vertheidigen gegen ruchlosen Angriff, und das Verbrechen der fremden Nation mit der Gewalt der Waffen zu strafen.. In diesem Falle wird das kriegführende Volk zum Vollstrecker göttlicher Gerichte; es soll aber auch wissen und sich sagen, daß es in solchem Dienste Gottes steht und nur dann in rechter Weise Krieg führt, wenn es ihn mit diesem Bewußtsein führt."

Die meisten Völker jedoch, die ihre Freiheit einbüßten, hatten es nicht so viel der Feigheit im Kampfe als ihrem Verhalten in Friedenszeiten zuzuschreiben. Mangel an Bürgertugend und patriotischem Sinn, Verderben der Sitten und Genußsucht lassen irgend ein Volk erschlaffen und ermöglichen es dem Feinde nach Belieben als Freiheitsräuber einzuschreiten. Schon in der Geschichte des Volkes Israel findet sich dieses reichlich bestätigt und Roms Verfall wurde auf dieselbe Weise herbeigeführt.

Es ist ein unerquickliches Bild daß uns die Geschichtsschreiber von den letzten Jahren der römischen Republik entwerfen. Brod und Spiel verlangte die Menge nur, Tugend, Bürgersinn und Freiheitsgefühl waren unbekannte Güter. Da wurde es den Usurpatoren leicht ihre Proscriptionen durchzuführen, die Stadt mit Blut zu füllen und statt des freien Römersinns den Geist der kriechenden Knechtschaft durch die Herrschaft eines ungezügelten Terrorismus zu begründen. Die Freiheit ging zuerst unter; und der gänzliche Fall Roms war nur eine natürliche Folge der vorhergehenden Einleitung. Auf das biedere, handfeste, sittliche und religiöse Preußen wie es unter Friedrich Wilhelm I begründet worden, war es leicht erklärlich daß ein siegreiches und freiheitsliebendes Preußen unter Friedrich II die Welt in Staunen setzte.

So aber auch andrerseits finden wir es sehr natürlich daß auf ein gottvergessenes, witzelndes und spottendes Zeitalter Friedrichs, wo man mit allerhand französischen Windbeuteleien groß that, eine Zeit folgte wie die Jahre 1806 und 1807 sie uns zeigen. Des Volkes eigene Sünde wurde heimgesucht und statt der mißbrauchten Freiheit hatten sie eine Zeit lang die Macht der Knechtschaftsketten zu fühlen. Wo ist das freie Volk, das sich aus diesen geschichtlichen Ereignissen der Vergangenheit eine

Lehre für sein Verhalten zieht? Wenn die Freiheit Amerikas überhaupt bedroht wird, so ist's darin, daß Mangel an patriotischer Gesinnung, Selbst- und Genußsucht das bürgerliche Vertrauen zerstören und die besten Volkskräfte entnerven. In der einfachen biedern Bürgergesinnung liegt das Geheimniß des dauernden Fortbestandes der Freiheit der Schweiz. Wer ein Kleinod hat, sei bedacht wie es zu bewahren!

„Ruft laut: die Freiheit lebe hoch!
Die ganze Welt sei frei!
Zerbrochen des Despoten Joch!
Zermalmt die Tyrannei!

O Vaterland, du freies Land,
Der Segen sei mit dir!
Und alles Unheil abgewandt
Und Knechtschaft für und für!

Es geht eine krankhafte Tendenz durch unsre Zeit, die ihren Begriff von Freiheit mit ungezügelter Ausgelassenheit und Gesetzlosigkeit verwechselt. Der moderne Communismus und Socialismus ist das Ideal von einem freien Gemeinwesen nach dieser Auffassung und Verachtung und Hinwegthun alles Heiligen die freie Religion. Die erste Pflichterfüllung aber um dieser Freiheit Haltung zu verschaffen ist: „Krieg den Palästen und Friede den Hütten!" Dieser krankhaften Idee von Freiheit steht jedoch, gottlob, keine Zukunft bevor, sie ist, wie alles Abnorme eine Mißgeburt, die ihren Untergang schon im Keime trägt. Wahre Freiheit muß sowohl den wahren religiösen Anhauch als auch die ideale wohlwollende Geistesfrische an sich tragen, wie F. v. Schlegel z. B. sie schildert:

„Freiheit, so die Flügel schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel weht des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Gesange, Rausch in deutschem Klange,
Athme Waldes Luft!

Was mit Luſt und Beben in die Seele bricht,
Dies geheime Leben, iſt es Freiheit nicht?
Dieſe Wunderfülle, die in Liebeshülle
An die Sinne ſpricht?

Frei ſich regt und froher Ahndung in der Bruſt,
Und des Waldes hoher Geiſt wird uns bewußt.
Linde Blüthenwellen ſchlagen an und ſchwellen
Höher ſtets die Luſt.

Freiheit, ja ich fühle deine Liebesgluth!
Du biſt der Gefühle Herz und Lebensblut;
Sprich aus dem Geſange, rauſch' in Adlers Klange,
Athme deutſchen Muth!"

Die Künste des Friedens.

Der Krieg ist die größte Geißel der Menschheit und das größte Verbrechen. Denn er ist der Mord im Großen und die Zerstörung der Arbeiten des Friedens. Das wahre Wohl der Völker ist nicht blos die Hebung des natürlichen Lebens, sondern die Erreichung der höchsten sittlichen Ziele unseres Geschlechts.

Luthardt.

Wenn der Staat im Allgemeinen und der Bürger im Besonderen seine eigentliche Aufgabe lösen soll, und im großen Ganzen der Menschheit seinen Platz ehrenhaft ausfüllen, so genügt es nicht, daß patriotische Gesinnungen gepflegt, und die Streitmacht des Landes gehoben und verstärkt wird, sondern es ist unumgänglich nothwendig, daß die gesammte Bürgerschaft eines Landes durch Fleiß und Arbeitslust und entsprechende Oekonomie dessen Wohlstand begründen. Das Volk ist nicht das größte, welches am meisten Kriegsruhm erntet, und das Volk nicht das stärkste, welches die größten Siegesschlachten geschlagen. Der Krieg an sich ist immerhin ein Zerstörungswerk, das sogar im

besten Falle nicht einmal dem Sieger einen Gewinn abwirft. Sogar zur Entwicklung der eigentlichen Menschenwürde und des bessern Charakters zweckt der Krieg nicht ab, sondern indem er die Kraft eines Volkes herausfordert, gibt er Gelegenheit, die physischen, die niederen Kräfte nicht normal zu entwickeln, sondern durch Begeisterung und Muth auf die äußerste Spitze zu treiben, auf Kosten des besseren Selbst.

Das Volk, welches einen Ehrenplatz in der Geschichte einnehmen und diesen Platz dauernd behaupten will, muß im Frieden groß sein können; die Künste des Friedens pflegen und ihnen die besten Kräfte zur Verfügung stellen. Darin bestand das eigentliche fürstliche Große in den hervorragendsten der deutschen Fürsten, daß sie nicht allein im Felde mit dem Degen in der Hand, sondern im bürgerlichen und staatlichen Leben als Vorbilder glänzten. So z. B. Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, von dem jeder deutsche Schulknabe liest, wie er unermüdlich bemüht war die Wunden des Landes, die der Krieg geschlagen, zu heilen und den allgemeinen Wohlstand zu heben. „Mit treuer Sorgfalt suchte er den Ackerbau zu heben. Für eine Zeit erließ er Denen die Steuer, welche Wüsteneien kauften, um sie urbar zu machen. Friesländer und Holländer zog er in sein Land, diese bauten sich in den Niederungen der Oder und Havel an und begründeten einen wohlhabenden Bauernstand. Jeder Bauer mußte bei seinem Hause einen Garten anlegen, und jeder Bauersohn mußte, ehe er getraut wurde, nachweisen, daß er sechs Obstbäume gepropft und sechs Eichenbäume gepflanzt habe.

Mit unermüdlichem Eifer betrieb er den Anbau des Bodens, und Waaren, welche in seinem eigenen Lande verfertigt werden konnten, durften nicht eingeführt werden. Kanäle und Land-

straßen wurden angelegt und verbessert, damit der Verkehr erleichtert wurde. Die Jugend wurd fleißig zur Schule angehalten und mit Eifer ließ er die Erbauung von Kirchen betreiben." Friedrich der Große war gleichfalls in den Künsten des Friedens ebenso berühmt und tüchtig wie er als Feldherr im Kampfe es gewesen. Dem Handel und Gewerbfleiß, dem Ackerbau, dem Erziehungswesen, wie auch der Kunst und Wissenschaft wandte er seine ungetheilte Aufmerksamkeit zu, sobald der Hubertsburger Frieden geschlossen war und die Waffen ruhten. Bekannt ist, wie er einst, da er einen Besuch in die trocken gelegten Oder-Niederungen machte, und sah, wie Wiesen und Felder so üppig dastanden, erfreut ausrief: „Da habe ich mitten im Frieden eine Provinz gewonnen!"

In den Künsten des Friedens zu glänzen, die Erde zu beherrschen und zu verschönern, die gesammte Menschheit zu beglücken und veredeln zu helfen, sie in gottgewollte Bahnen des Lebens und Schaffens zu lenken, darin liegt die Kulturaufgabe der Völker und des Menschen überhaupt. In der Erfüllung dieser Aufgabe findet er genug, woran er auch als Kämpfer seinen Muth beweisen und seinen Willen stählen kann. Denn nach der Ordnung Gottes gilt's die ganze Erde zu beherrschen, ohne Bezwingen aber und vorheriges Besiegen ist an dieses nicht zu denken. Des Menschen Wirken, Schaffen und muthiges Hineingreifen ist es, dem alle Hindernisse der Natur und Umstände sich willfährig zeigen und zuletzt zum Dienst einjochen lassen. Dieses zu thun bleibt, wie Tieck sagt, des Menschen Loos auf Erden für immer:

„Vorwärts wandeln, wiederkehren,
Und das Rohe neu gestalten,
Ordnung in Verwirrung schalten,
Wird auf Erden immer nähren.

Menschen, Element, Naturen
Steh'n zum Kampfe stets gerüstet,
Alles schreckt und lockt; uns lüstet
Wandeln auf der Erde Spuren.

Alle Mühe rennt zum Ziele,
Zum Genusse wird das Streben;
Also zieht Arbeit und Leben
In der Erde wild Gewühle."

Von der größten Bedeutung ist für einen Staat und ein Volk der Ackerbau. Dieses „ew'ge Bundstiften des Menschen mit seinem mütterlichen Grund, der frommen Erde." Er ist die friedliche, unblutige Beschäftigung, die als Vorsorgerin in die Zukunft schaut, die Kornkammern und Speicher des Landes mit Segen und Vorrath füllt, und dem Staate seine Bürger ernährt, und seine Kinder groß erzieht. Wo der Ackerbau in Ehren gehalten und mit Fleiß betrieben wird, ist Glück und Wohlstand unausbleiblich, und die materielle Existenz der Gesellschaft ist sicher gestellt.

„Diese Thätigkeit läßt uns den festen Grund unseres Daseins erkennen: das ruhige Beharren, ohne welches der bunte Wechsel unseres Lebens zur Auflösung aller Verhältnisse führen würde. Im ruhigen Gleichmaß der Zeiten verläuft hier das Leben. Es fordert geregelte Ordnung und fordert Geduld. Daß der Sinn des Beharrens in diesem Stande von andern vertreten ist, ist natürlich und recht. Es wäre widernatürlich und verderblich, wenn der Geist der Unruhe und der Trieb nach raschen Aenderungen in den Stand des Ackerbauers eindringen würde." Der Landbau hat auch in der Geschichte der Menschheit, wie heute, eine hervorragende Stelle unter den Beschäftigungen des Friedens allezeit eingenommen, daß selbst Könige und Feldherrn es für keine Schande achteten, ihn zu betreiben. Rom rief seine Dik-

tatoren und Heerführer und das Volk Israel, sogar seine Könige vom Pfluge.

Als dem Ackerbau am nächsten stehend ist die Industrie zu betrachten. Als lebendiger Zeuge von der Rührigkeit und Erfindungsfähigkeit des Menschen stehen die Errungenschaften auf dem Gebiete der verschiedenen industriellen Zweige heute vor den Augen der wundernden Welt. Denn „kein Zweig menschlicher Thätigkeit hat für unsere Zeit eine solche Bedeutung erlangt wie die Industrie. Die Fabrik ist das Symbol unserer Tage und der Dampf der Herrscher in der Gegenwart geworden. Das sondert unsere Zeit scharf von der vorhergehenden ab und bestimmt ihre eigenthümliche Gestalt. Das Jahrhundert der Reformation und die nächstfolgende Zeit hat die Gesetze des Naturlebens zu erkennen begonnen, unsere Zeit hat die Kräfte des Naturlebens in ihren Dienst genommen. Wir werden sagen müssen, sie hat damit einen großen Schritt vorwärts gethan, auf dem Wege zu jenem Ziele, welches der Menschheit von Gott gesteckt ist: die Erde sich unterthan zu machen.

Die Maschine ist ein Triumph des Geistes über die blinden Naturmächte. Zwar nicht ohne Opfer erkämpft der Mensch seinen Sieg. Die gebundenen Geister der Natur leisten nur widerwillig ihren Dienst, und wo sie können, brechen sie hervor, mit der Gewalt der Zerstörung. Aber dennoch müssen sie dienen. Der Mensch hat sie an seinen Siegeswagen gebunden, auf dem er über die Erde hinfährt, sie zu erobern.“ Allen Völkern voran schreitet auf dem Wege der Industrie die große Republik der Ver. Staaten von Nordamerika, und zeigt den alten Völkern Europa's, was schnelle Kraft und vereinigte Energie zu thun vermag. Die Sieges-Lorbeeren, die die Völker Europa's sich auf den blutigen Schlachtfeldern errungen haben und zu erringen

hoffen, kann man hier gut entbehren, weil das industrielle Leben dem freien Bürger genug Gelegenheiten bietet, mitten im Frieden seine Siegestrophäen zu bauen, die Denkmale seines Fleißes und Kunstgeschicks, die nicht dazu angethan sind, der Gegenwart oder Nachwelt Schreckensgedanken in Erinnerung zu rufen, sondern ein Zeugniß abzulegen von dem eigentlichen Fortschritt der Menschheit, und ein Andenken von den Fortschrittskapitalien zu sein, die als reiches Erbe den Kindern in den Schooß fielen, daß sie damit fortwirken und fortwuchern sollen.

Als zu den Künsten des Friedens gehörig, sei auch der geschäftliche Verkehr und Handel erwähnt. Kaum dürfte ein Zweig menschlicher Thätigkeit zu finden sein, der für die Gesellschaft, für den Staat und die Welt im Allgemeinen von so weittragender Bedeutung ist, und an den sich so viel bildendes Interesse knüpft, als der Handel. Sobald die Menschheit sich in verschiedene Stämme und Völkerschaften theilte, mußte der Handel ihnen als Verkehrsobjekt und Bindeglied dienen, indem durch Austausch der Produkte eine ununterbrochene Vereinigung angestellt wurde, und die Erzeugnisse des einen Volkes dem andern zugänglich gemacht werden konnten. Der Reichthum und Kunstfleiß der Phönizier war hauptsächlich Resultat ihres Handels, und Karthago's Größe verdankte gleichfalls dem Handel seine Existenz.

Nichtsdestoweniger lautet das Urtheil der Altwelt über den Handel verschieden. „Cicero gesteht dem freien Bürger den Großhandel zu, aber den Kleinhandel hält er für seiner unwürdig. Und doch kann jener nicht ohne diesen bestehen. Selbst die Christen der ersten Zeit standen zweifelhaft zur Frage des Handels, denn sie hielten es für kaum möglich, daß das Trachten nach Erwerb die Seele nicht hinabziehe und die Konkurrenz sie

nicht in die Gefahr der Lüge und des Betruges verstricke. Und wer kann leugnen, daß diese Thätigkeit vor vielen andern ihre Gefahren hat? Jedoch hat der Handel auch eine große sittliche Bedeutung. Denn seine Aufgabe geht nicht darin auf, zu erwerben; sie dient der menschlichen Gesellschaft. Wenn sie auch nur die nöthigen materiellen Grundlagen für unsere geistige Existenz schaffte, so würde sie damit schon im Dienste der höheren Aufgaben der Menschheit stehen. — Aber sie dient derselben in noch unmittelbarer Weise. Die Völker sind berufen, nicht gleichgültig neben einander zu leben, sondern in lebendigem Verkehr neben einander zu stehen, um durch diesen gegenseitigen Austausch ihrer materiellen wie geistigen Erzeugnisse das Gemeinschaftsleben der Menschheit zu fördern. Dieser Aufgabe des Völkerverkehrs dient der Handel. Er knüpft die Fäden hin und her zwischen den Ländern und Völkern, und verknüpft die Welttheile mit einander. Und wenn die nationale Eifersucht und Verstimmung bis zu gewaltsamen Ausbrüchen sich steigert und die Wohlthaten des Friedens in den Schrecknissen des Krieges vernichtet, so sind es die Interessen des Handels, welche sich geltend machen, und der Feindschaft in den Weg treten und zur Mäßigung und zum Frieden mahnen, und so zu Boten der Kultur werden.

So ist es auch etwas Bedeutsames und Großes darum, wenn die abwägenden Gedanken des großen Kaufherrn die Zustände der Völker im Geiste verfolgen und vergleichen, und die entferntesten Länder mit den nächsten verknüpfen. Und in dem Maaß als man den Handel so im großen Styl anzusehen und zu behandeln gelernt hat, ist er auch selbst groß und von sittlicher Bedeutung geworden. Aber nicht bloß der Großhandel hat seine Ehre und seine geistige Befriedigung; auch der Kleinhandel hat

seinen sittlichen Werth und seine Bedeutung. Er ist doch ein Dienst, der dem Nächsten geleistet wird, und er fördert den rechten sittlichen Sinn und Geist so gut wie jener, wenn er in rechter Weise betrieben sein will." In wie weit dieses der Fall in der heutigen Welt ist, lehrt uns die eigene Beobachtung.

Manches Heidenland wäre heute noch für das Werk des beseligenden Evangeliums verschlossen, wenn nicht der Handel die Pforten geöffnet und den Christen einen Zutritt gestattet hätte. So Japan, China u. A. Und selbst in christlichen Ländern, wo ein reger Handel und Geschäftsverkehr blüht, ist der Einfluß dieser gesellschaftlichen Regsamkeit ein heilsamer. Amerika und England schwingen sich zu den ersten Nationen der Welt empor in Folge ihres lebhaften Handelverkehrs, während andre Nationen ihre Kräfte an Werken der Zerstörung erschöpfen, und ihr Geld ausgeben für das, „wovon man nicht satt wird." Daß ferner Handel getrieben wird mit Erzeugnissen die der Gesellschaft und dem Wohl des Staates zum Fluche gereichen, ist eine Sünde der Zeit, und Kriegslärm inmitten der Arbeit des Friedens. Der gesetzliche Handel mit berauschenden Getränken ist ein Beispiel hievon. Wenn durch irgend Etwas der Wohlstand einer Nation zertrümmert oder doch sehr gehemmt wird, dann ist es durch die Manufaktur und den Verkauf dieser Getränke. Finanzieller Bankerott, physische und moralische Coruption, Unheil und Verbrechen sind im Gefolge dieses Unfugs, und doch wollen die Regierungen und Staatsbehörden nicht hierüber zur Besinnung kommen und entsprechende Maßregeln treffen, daß dem Unfug gesteuert und des Landes Segen nicht in einen Fluch verwandelt werde.

Aus genauer Beobachtung des Handelsbetriebes wird sich auch der finanzielle Wohlstand eines Landes und sein Emporkommen

in der Skala materiellen Werthes ziemlich genau ermitteln lassen. Wenn die Importation die Ausfuhr übersteigt, so ist es schon ein Mißverhältniß, und wenn die importirten Produkte oder Waaren noch obendrein ein Luxusartikel oder gar dem Lande nachtheiliges Produkt ist, wie z. B. Opium, Spirituosen u. dgl. so ist die Gefahr um so bedenklicher, daß irgend-wie oder wo dem Lande Gefahr und Noth droht und unmittelbare Abhülfe des, durch richtige Verhältnißherstellung von Import und Export ist gefordert. So ist der Handel, dieser Zweig menschlichen Verkehrs und friedlicher Bethätigung in mehrfacher Beziehung von der größten Bedeutung für den einzelnen Bürger wie für den Staat im Allgemeinen.

Endlich dürfen Wissenschaft und Kunst als Künste des Friedens nicht übersehen und ihre Pflege nicht vernachlässigt werden, wenn nicht ein Zurücksinken in dumpfes Naturleben die endliche Folge sein soll. Schul- und Erziehungswesen sind allezeit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit werth, und wohl dem Lande, das dieser Anforderung nach Gebühr zu entsprechen bemüht ist. Die Feder und der intelligente Gedanke sind jederzeit mächtiger als das Schwert, denn sie lenken den Volkssinn auf eine höhere Kraft als die schwere Stofflichkeit. Griechenland's Siege und Kriegskunst sind nicht von großer Bedeutung für die Nachwelt gewesen und heute würde man ihrer kaum noch gedenken, aber griechische Cultur im Allgemeinen, die Errungenschaften dieses Volkes in der Wissenschaft und Kunst, im Reiche des Gedankens, nöthigt heute noch die Welt, sich zu den Füßen jener alten Weisen und Künstler zu setzen und von ihnen zu lernen.

Der Geist ist das eigentlich „Menschliche" am Menschen und Pflege der Wissenschaften bedeutet in einer Hinsicht Pflege des

Geistes in seinem Denken und Streben. Pflege der Wissenschaften ist Förderung der Bildung, obgleich beide nicht nothwendig sich immer bedingen, ohne Bildung aber ist der Mensch nur eine vernunftbegabte Creatur; ein Wesen, das große Fähigkeiten besitzt zu verrichten und zu zerstören, nicht aber zu bilden und aufzubauen. Die Anlagen für Wissenschaft und Kunst, bringt der Mensch von Natur aus mit; sie sind mit dem Wesen seines Geistes gesetzt, daher göttliche Mitgift, die nicht unterschätzt oder ignorirt werden darf. —

„Wie die Kultur die mannigfachen Kräfte des Weltlebens entwickelt, um sie in den Besitz des Menschen zu stellen, und ihm zu eigen zu machen, so ist es der Beruf der Bildung, die mannigfachen Gaben und Seiten unseres Wesens zur Entfaltung zu bringen, um sie uns zu eigen und dienstbar zu machen. Was von Natur in uns liegt, das soll unser bewußtes Eigenthum werden; wir sollen uns selbst in die Hände bekommen und Herren unserer selbst sein. Naturvölker werden beherrscht von der Uebermacht der Gefühle und Stimmungen ihrer Natur; Kulturvölker haben eine größere Herrschaft über die Aeußerungen ihres inneren Lebens." So warten des Menschen Pflichtverrichtungen und Aufgaben verschiedener Art, deren jede dazu angethan ist, ihm behülflich zu sein, gemäß des heiligen Schöpferwillens sein Dasein zu führen, die Erde in Frieden zu beherrschen, sein eigenes Sein zu verschönern und glücklich zu sein. —

Um die große Ordnung im All zu erhalten,
Darf nimmer die frische Triebkraft veralten.

Das Leben in der Religion und Kirche.

Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen
Mit heller Flammenschrift: Ich bin!
Dies ist die Schrift, an die auch Engel glauben.
Darfst du dem Zweifel mehr als einer Welt vertrauen!
Laß vor den Wundern dieser off'nen Hallen,
In heil'ger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor!

* * *

Ein Herr, ein Glaub' und eine Taufe
Vereinigt uns zum heil'gen Bund;
Ein Ziel erglänzt dem Pilgerlaufe;
Ein Fels ist unser's Friedens Grund;
Ein Vater waltet über Allen,
Und Allen, Gott, bist Vater du;
Dir streben Alle zu gefallen,
Und finden in dir Heil und Ruh.

Religion und Religiösität.

Wer christlich denkt und christlich thut,
Der ist ein Christ und heiß' er „Jud',"
Wer Gottgedanken nie gehegt,
Und Christenliebe nie gepflegt,
Den Himmel nicht im Busen trägt,
Der ist in Wahrheit nur ein Heid'
Trüg' er des Heiland's eig'nes Kleid!

G. A. Schmidt.

Als die höchste Erscheinung unter den lebenden Wesen der Erde, steht der Mensch da. Mit den edelsten Fähigkeiten von Gott ausgestattet, baut er sich mitten in die Creaturwelt seinen Herrscherthron hinein; neben dem Herrscherthron aber, den er als einen Wunderbau, durch seine geistigen Anlagen und das Vermögen des Selbstbewußtseins begründet, darf der Altar nicht fehlen! — Mit dem Selbstbewußtsein muß das Gottesbewußtsein Hand in Hand gehen. Es ist daher auch einer der Hauptvorzüge des Menschen, welche er allen übrigen Wesen voraus hat, daß er religiöse Anlagen hat. Der Mensch

ahnt, sucht und weiß einen Gott, nach welchem sein Herz verlangt. Ohne ihn bleibt er in einer verödeten Fremde, freund- und heimathslos — in Gott ist sein Alles.

Wenn man daher die Bedeutung des Wortes Religion mit „Zusammenknüpfen," „Wiederverbinden," „Geschiedenes vereinen u. s. w. übersetzt oder umschreibt, so gibt es uns zugleich eine große sachliche Bedeutung. Die Religion hat zum Zweck des Menschen Wiedervereinigung mit seinem Gott. Daß das Anstreben einer solchen Vereinigung mit Gott, daß die Religion als die wichtigste Angelegenheit des Menschen dasteht, — und auch als solche in der Geschichte ihre Rolle gespielt hat, — ist bekannt. Stöckl sagt sehr schön: „Der Mensch kann ohne die Religion nicht leben. Entweder geht er in den Geist derselben ein und gibt sich ihr hin, — dann wird sie zum leitenden und bewegenden Prinzip all seines Lebens und Handelns, und ergießt ihren Segen über Alles was der Mensch thut und vollbringt; oder er wendet sich von derselben ab, entzieht sich ihrem Einflusse — und dann wird er zum Gegner derselben; der Haß der Religion frißt sich tiefer und tiefer in sein Gemüth ein, und zuletzt wird dieser Haß gleichfalls bestimmend für all sein Denken und Handeln. Ohne Interesse an der Religion kann der Mensch nicht sein, sei es, daß dieses Interesse sich der Religion zu oder gegen dieselbe wendet. Es ist ganz unmöglich, daß der Mensch der Religion gegenüber absolut gleichgültig sei."

Der Mensch ist für die Gottesgemeinschaft bestimmt und daher ist alles Streben des Menschengeistes in der Geschichte auch mehr oder weniger von den Elementen und Regungen der Religion beeinflußt oder untermischt. Selbst die vielen Verirrungen auf dem religiösen Gebiete legen Zeugniß ab, daß der Mensch so tief in den Zusammenhang religiöser Angelegenheiten ver-

woben sei, daß er, wo er auch immer weilt, und welche Culturstufe er auch einnimmt, er sie pflegen muß. Gebete, Opfer, religiöse Lehren und Handlungen finden sich bei jedem Volke, und die heidnische Vielgötterei mit ihren allerhand wunderlichen Mythen, Orakeln, Festen u. s. w. zeigt in ihrer großen Verirrung sehr deutlich, wie weit der Mensch in der Religion auf Irr- und Abwege gerathen kann, wenn ihn Gott nicht in seine Leitung nimmt.

Griechenland hatte viele Weise und Gelehrte, aber die Religion mit ihren verschiedenen Religionsübungen und Ceremonien bewegte sich auf einer sehr niedern Stufe, oft sogar mit unsittlichen Elementen befleckt. Es fehlte das Licht und die Weisheit von dem wahren Gott, den man noch zu Pauli Zeit als den „Unbekannten" durch einen Altar auf dem Marktplatze zu Athen ehrte. Diese Griechen waren zu religiös, es sollte kein Gott übersehen werden, daher man sogar dem Unbekannten „unwissend" Gottesdienst darbrachte. Obgleich die heidnischen Religionen der göttlichen Wahrheit und Erleuchtung ermangelten, so ist doch selbst eine solche Gottesverehrung besser, als das gänzliche Entfremdetsein von allem Göttlichen, wie man es heute hie und da, sogar in christlichen Landen, antrifft. Wo die Religion fehlt, fehlt das Salz, welches dieses Leben vor Moder und Fäulniß bewahrt. Es fehlt die impulsgebende Macht, das himmlische Prinzip, welches diesem Leben den Stempel der Wahrheit aufdrückt, und allem menschlichen Streben eine höhere Weihe verleiht. Wo die Religion fehlt, fehlt das Volksgewissen. Recht und Unrecht werden bald in einen Begriff zusammenschmelzen und das Hinwelken des öffentlichen Wohls wird unausbleibliche Folge sein.

Wenn die Religion schwindet, „so verzehren sich in jedem

Augenblick," — wie ein Schriftsteller sagt — „diese modergrünende Erde und diese trügerische irdische Zeit; sie verschlingen ihre eigenen Geschöpfe, und verwandeln die Geschlechter wie die Blätter eines Baumes zu Moder und Staub, „ohne Hoffnung auf eine künftige Auferstehung." Mitten aber in diesem sinnlichen, materiellen Sinn gibt es, trotz so vieler modernen atheistischen Tendenzen und irreligiösen Bewegungen, dennoch eine „übernatürliche Fühlung, einen überirdischen, einen himmlischen Trost und Verstand, ein übersinnliches, ein ewiges Leben und Bilden, in und mit welchem diese Zärtlichkeit ergänzt, und die göttliche Gerechtigkeit schon auf Erden hergestellt wird. Dieses ewige, ingöttliche Leben aber, ist der Glaube, die Gottes- und Menschenliebe, ist die Religion!"

Die Religion ist das Erbe und das wahrhaftige Leben der Unglücklichen, der Armen und Unterdrückten, der Alten und Schwachen, der Einfältigen und Verlassenen, der Mühseligen und Beladenen; der Reiche, der Glückliche, der Ungerechte, der Prasser, der Gewissen- und Herzlose, der Vernunftstolze und Schulgelehrte kennt das himmlische, das ingöttliche Leben und seine Segnung, kennt Glaube und Liebe nimmermehr! Der Heiland pries den himmlischen Vater, daß er den Klugen und Weisen die herrlichsten Religionswahrheiten verborgen, aber den Aufrichtigen und Unmündigen offenbart hatte. So ist's heute noch: Die Einen gehen steif und stolz vorüber und finden Nichts, das ihnen zusagt, wohl aber Vieles, das ihrer Vernunf widerspricht; und daher ärgern sie sich am Heiligsten, während die Andern Seelentrost und Herzensfrieden, himmlische Schätze und Genüsse in der Religion und ihren Lehren finden, und sie daher ehren und lieben und für ihre süßeste Beschäftigung den Gottesdienst und religiöse Uebungen überhaupt halten. Was ist über-

haupt, das uns in dieser öden und wilden Welt soviel Trost und Seligkeit gewähren könnte, wie die Beschäftigung mit dem Göttlichen und Himmlischen, mit dem Heiligen und Ewigen? Die Religion ist es, die uns den Himmel nahe bringt und des Daseins Dunkel verklärt.

Weshalb man heute so häufig Kälte, ja sogar Feindseligkeit der Religion gegenüber antrifft, beruht in vielen Fällen sowohl auf Verkehrtheit des Kopfes als des Herzens. Man ist von Hause aus für das Naturwüchsige und Sündhafte angelegt, welches die Religion straft, und vermuthet noch dazu, alten Vorurtheilen folgend, was der Religion zugehört, und man nicht so ohnehin auf den ersten Anblick verstehen kann, sei nothwendig ungegründet, widervernünftig und daher zu verwerfen. Da man doch im Gegentheil, wie schon Fenelon gesagt „nichts Gegründetes hat, den Wahrheiten der Religion entgegen zu setzen, indem sogar viele von den Hauptwahrheiten derselben mit der Vernunft übereinstimmend sind.

Man verwirft die Religion nur aus Stolz, aus Freigeisterei, aus Geschmack an den Leidenschaften, und aus Furcht, sich unter ein drückendes Joch zu begeben. Zum Beispiel, es ist leicht einzusehen, daß wir uns nicht selbst gemacht haben, daß wir angefangen haben, das zu sein, was wir vor hundert Jahren nicht waren, daß unser Körper, der so voll für und in einander passender Kräfte und Triebfedern ist, nur das Werk einer bewundernswürdigen Macht und Weisheit sein kann, daß das Universum in allen seinen Theilen die Kunst eines Werkmeisters verräth, der es gemacht hat, daß unsere schwache Vernunft jeden Augenblick inwendig in uns zurechtgesetzt wird durch eine höhere Vernunft, die wir zu Rathe ziehen, die uns unterweiset, die wir nicht verändern können, weil sie unveränderlich ist, und die uns

verändert, weil wir das bedürfen. Alle ziehen sie zu Rathe an allen Orten. Sie antwortet in China, wie in Frankreich und Amerika. Sie theilt sich nicht, indem sie sich mittheilt: das, was sie mir von ihrem Lichte gibt, nimmt denen nichts, die schon damit erfüllt waren. Sie gibt sich zu allen Zeiten und Augenblicken her und erschöpft sich nimmer.

Es ist eine Sonne, deren Licht die Geister erleuchtet, wie die Sonne die Körper erleuchtet. Dieses Licht ist ewig und unermeßlich; es umfaßt alle Zeiten wie alle Oerter. Es ist nicht ich, weil es mich züchtigt und zurechtweist wider meinen Willen. So haben wir eine Anzahl Fundamental-Wahrheiten der Religion, welche die Vernunft selbst gebietet! Die Religion thut zu der weltlichen Rechtschaffenheit nichts hinzu, als den Trost, aus Liebe und aus Dankbarkeit gegen unsern himmlischen Vater das zu thun, was die Vernunft selbst für die Tugend von uns fordert.

Es ist wahr, daß die Religion uns auch andre Wahrheiten darbietet, die man Geheimnisse nennt, und die unbegreiflich sind. Aber ist es zu verwundern, daß der Mensch, der die Triebfedern seines eigenen Körpers, davon er zu jeder Stunde Gebrauch macht, nicht kennt, noch die Gedanken seines Geistes, der sich selbst nicht erklären kann, daß er die Geheimnisse Gottes nicht zu begreifen vermag. Ist es zu verwundern, daß das Endliche das Unendliche nicht erreichen noch erschöpfen kann? Man kann sagen, daß die Religion den Charakter des Unendlichen, von dem sie herkömmt, nicht an sich trüge, wenn sie nicht unsern eingeschränkten und schwachen Verstand überträfe. Es ist Gottes würdig und unserm Bedürfniß angemessen, daß unsere Vernunft durch jenes überwältigende Ansehen von Geheimnissen, die wir nicht durchdringen können, niedergedrückt und beschämt werde.

Uebrigens bietet die Religion uns Nichts dar, als was der Vernunft gemäß ist, was liebenswürdig ist, was herzrührend ist, und was in dem allen, was die Gesinnungen, die sie uns einflößt, und die Sitten, die sie von uns fordert, betrifft, nicht verdiente von uns bewundert zu werden. Der einzige Punkt, der, oberflächlich betrachtet, unser Herz empören könnte, ist die Verbindlichkeit: Gott mehr zu lieben, als uns selbst, und uns gänzlich auf ihn zu beziehen. Aber, was ist gerechter, als dem, von welchem Alles kommt, Alles wieder zu geben, und als ihm das „Ich" wieder zuzueignen, das wir von ihm, allein von ihm haben? Was ist hingegen ungerechter, als: widrig und schwierig in eine so gerechte und vernünftige Gesinnung einzugehen? Wir müssen wohl weit von unserm Wege und unserer Natur abgewichen sein, um uns wider eine so rechtmäßige Oberherrschaft aufzulehnen. —

Es ist die blinde, ungezähmte, unersättliche, tyrannische Eigenliebe, die Alles für sich allein haben will, die uns zu Götzendienern unser selbst macht, die da macht, daß wir der Mittelpunkt der ganzen Welt sein möchten, und daß Gott selbst uns diente, unsern eitlen Begierden zu schmeicheln. Sie ist es, die eine Feindin der Liebe zu Gott ist. — Wann wird der Mensch sich Gerechtigkeit thun? Wann wird er sich an seinen Platz stellen? Wann wird er sich mit Vernunft lieben nach dem Maaß, als er liebenswürdig ist, und wann wird er, nicht allein Gott, der keinen Vergleich leidet, sondern auch das öffentliche Wohl der andern, wie er, unvollkommenen Menschen sich vorziehen? Noch einmal, Gott erkennen, das ist die Religion. Da ist der Mensch ganz, sagt der Weise; alles übrige ist nicht der wahre Mensch. Das ist nur der von seiner Natur abgewichene Mensch, nur der verdorbene und gefallene Mensch, nur der Mensch, der,

indem er sich thörichter Weise Alles geben wollte, Alles verliert, und der das wahre Glück, das ihm Gott verehrt, verachtet, und bei den Creaturen ein falsches Glück betteln geht. Was setzt man an die Stelle jenes unendlichen Gutes? Ein schmähliches Vergnügen, ein Gespenst von Ehre, die Achtung von Menschen, die man verachtet."

In sich selbst findet der Mensch nur seine Armuth und Schwäche, die Religion, die ihn mit seinem Gott wiederverbindet, erschließt ihm die Reichthümer der Unvergänglichkeit, eröffnet ihm die Aussicht in ein seliges Jenseits und trägt in sein Leben, sein Denken und Thun, den verlorenen, göttlichen Wesensgehalt auf's Neue über. Das Menschliche wird geheiligt und vergöttlicht, wie ja auch „alle wahre Religion — wie Ullmann sagt — zugleich göttlich und menschlich ist. Das Christenthum aber hat insbesondere in eminenter Weise einen gottmenschlichen Charakter. Das göttliche Wesen, — darüber wird heute kein Streit sein, — ist nicht ein von der Welt getrenntes, schlechthin jenseitiges, sondern es ist, wenn auch nicht in der Welt aufgehend, so doch der Welt in allen Momenten des Daseins gegenwärtig, in der Natur und im Geiste allbeseelend wirksam. So kann, auch die beziehungsweise Selbstständigkeit der Natur und der vernünftigen Persönlichkeit vorausgesetzt, nichts ohne Gott geschehen. Zugleich liegt es im Wesen Gottes, insofern er Geist und Liebe ist, aus sich herauszutreten und für Andre zu sein, sich seinen Geschöpfen mitzutheilen und dieselben in seine Lebensgemeinschaft aufzunehmen.

Nicht vorenthaltend und neidisch, wie die alte Welt theilweise wähnte, ist das Göttliche, sondern es ist, seinem innersten Wesen nach das absolut Mittheilende. Dies muß vorzugsweise gelten, wo es sich um Stiftung und Vollendung der Religion handelt.

Gott gibt sich zu erkennen und theilt sich mit; der Mensch eignet sich die göttliche Kundgebung an und geht in die göttliche Mittheilung ein. Alle echte Religion beruht darauf, daß Gott mit dem Menschen in Gemeinschaft tritt, und alle wahre Fortbildung derselben, daß diese Gemeinschaft eine innigere, lebensvollere und tiefere, daß Gott im Menschen vollständiger erlebt und erfahren wird. So ist die Religion Sache göttlicher Erregung und Belebung, sie ist im vollen und strengsten Sinne göttlichen Ursprungs. Aber dies ist nur die eine Seite, und die andre hat ebenso ihre Geltung. Das Göttliche kann von dem Menschen nur menschlicher Weise erlebt und erfahren werden; die Stätte der göttlichen Kundgebung und Offenbarung ist die, auf solche Mittheilun angelegte, dafür empfängliche, und eben, vermöge dieser Empfänglichkeit vernünftige, menschliche Geist, und zwar dieser Geist immer auf bestimmter Entwicklungsstufe, in bestimmtem, geschichtlichem Zusammenhang. Aus der Tiefe eines menschlichen Gemüthes muß das Göttliche frisch hervorbrechen, wenn es die Gemüther lebendig erfassen soll. Dies wird aber auch nur dann erfolgen, wenn zugleich die entsprechenden Anknüpfungspunkte gegeben sind, wenn gerade dafür die Zeit erfüllet ist. Deshalb hat alle lebendige Religion eine menschliche Form und eine geschichtlich concrete Gestalt.

Was aber so von der Religion überhaupt gilt, das gilt in höchster Weise vom Christenthum. So göttlich erhaben und so menschlich herablassend, so schöpferisch ursprünglich und so durchgreifend geschichtlich, und beides so unauflöslich verknüpfend, stellt sich uns keine Religion dar, wie die christliche. Das Christenthum weiß nicht blos, wie alle andre Religion, von einem Verkehr mit dem Göttlichen, sondern es kennt das Einswerden mit Gott, und dieses Einswerden schwebt nicht blos als Gedanke

über der Menschheit, sondern es ist durch eine bestimmte Persönlichkeit als Lebenswahrheit in die Menschheit hineingetreten, um sich von da aus in immer weiteren Kreisen zu verwirklichen. In dieser Persönlichkeit, wenn irgendwo, leuchtet uns göttliche Schöpferkraft entgegen, und doch ist dieselbe vollkommen menschlich, ja das Bild der wahren Menschlichkeit.

Durch sie sind Dinge vollbracht, die kein menschliches Denken ersonnen haben würde, und doch liegt gerade in diesen Dingen die Befriedigung des tiefsten menschlichen Bedürfnisses, und eine Verwirklichung dessen, was wir als höchste Vernunft anzuerkennen haben. Mit ihr ist ein völlig neuer Anfang gegeben, und doch ist dieser Anfang von allen Seiten vorbereitet und wurzelt auf's vollständigste in der Geschichte ein, um von da an das treibende Princip der ganzen höheren Menschheitsentwicklung zu werden. Ueberall also Einigung des Göttlichen und Menschlichen, des Schöpferischen und Geschichtlichen; und nur aus dieser Einigung wahres Verständniß des Christenthums und richtige Bestimmung seines Wesens.

Nicht als ein bloßes System von Regeln oder Lehren ist die christliche Religion oder das Ehristenthum überhaupt zu betrachten, sondern als *Leben*, *praktisches* Leben, in der Nachfolge Christi. „Nur als Leben gefaßt, hat es in der Person seines Stifters den organischen Mittelpunkt, in welchem das Göttliche und das Menschliche wahrhaft eins werden, in welchem Gott und Mensch sich wahrhaft durchdringen; nur so gefaßt, kommt die unendliche Bedeutung Christi als des Lebensfürsten zu ihrem ungeschmälerten Rechte; nur so werden auch die schöpferischen Erfolge des Christenthums verständlich, namentlich *der* Erfolg, daß es, wo es wirklich in das Gemüth eingeht, nicht bloß eine einzelne Seite des Menschen, den Verstand, das Denken aus-

bildet, sondern das ganze Dasein umbildet, und daß es in der Menschheit, soweit dieselbe ergriffen, nicht blos Licht, Aufklärung, reinere Gotteserkenntniß verbreitet, sondern mit gleich göttlicher wie geschichtlicher Macht einen neuen Lebenszustand hervorruft." Durch die wahre Religiösität und Gottesverehrung allein kann der Mensch vor sittlichem Untergange, vor moralischem Tode bewahrt werden, und das Leben erringen, welches kein Sterben kennt. Nur der Religiöse, der wahre Christ lebt ein eigentlich menschliches Leben und hat ein bewußtes Ziel, dem er auf seiner Lebensreise zuschifft. Gott ist das Ziel, und die Religion der Leitfaden und Wegweiser, der ihn aus dieser Irre zu seinem Gott hinführt.

„Religion, von Gott gegeben,
Sei ewig meinem Herzen werth!
Wie trostlos würd' ich oft erleben,
Wenn mich des Lebens Last beschwert!
Nur du erheiterst meinen Sinn
Und führst mich sanft zum Ziele hin.

Du schaffst dem Geiste süßen Frieden,
Verscheuchst den sorgenvollen Sinn,
Und reichest jedem Lebensmüden
Den sichern Stab der Hoffnung hin,
Auf den er still und fest sich lehnt,
So oft er sich nach Ruhe sehnt!"

Die Kirche und das Reich Gottes.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Christus.

Alle gesellschaftlichen Institute sollen durch die Religion beeinflußt, auf eine höhere Daseinsstufe und zu einer heiligen, gottgewollten Daseinsweise verklärt werden. Alle menschlichen Lebensverbindungen, gleichwohl welche Zwecke sie verfolgen, und welche Mächte sie zusammenhalten, müssen letztendlich auseinander gehen und ihr eigenes Unvermögen bekennen, wenn der göttliche Geist der Religion sie nicht zusammen hält. Das Reich Gottes, durch die Kirche gefördert und über die Welt zur Universal-Herrschaft erhoben, hat die Bestimmung, daß alle Institute der Welt ihm als Bausteine und Unterabtheilungen eingefügt, ihm dienstbar gemacht und durch dasselbe geheiligt werden.

Wie Theremin sagt: „Zur Förderung des göttlichen Reiches sollen die Verhältnisse der Kirche, der Familie und des

Staats die Bestrebungen der Kunst und der Wissenschaften dienen. Die Kirche ist also nicht das göttliche Reich selbst, sondern ein Mittel zu seiner Verbreitung, obgleich unter allen das vornehmste; und es läßt sich das, was sie ist oder sein soll, nur von dem Standpunkte des göttlichen Reiches aus beurtheilen.

Da vermittelst der Kirche das unsichtbare, göttliche Reich in das Sichtbare eindringen soll, so kann sie nicht selbst etwas Unsichtbares, sondern sie muß etwas Sichtbares sein: eine Gesellschaft nämlich, die durch ein Bekenntniß verbunden ist, die an der Fortpflanzung des Glaubens und der christlichen Gesinnung arbeitet, und die, je nachdem ihr dies mehr oder minder gelingt, auch in einer mehr oder minder genauen Beziehung zum göttlichen Reiche steht.

In einem solchen Bekenntniß, wodurch die Kirche zu einer äußern Gemeinschaft verbunden wird, ist der Haupt- und Grundartikel der von der Gottheit Christi; denn wie durch die Erscheinung eines Wesens, das die göttliche und menschliche Natur vereinigte, das göttliche Reich auf Erden ist am mächtigsten verbreitet worden, so ist eine Gesellschaft auch nur in sofern, als sie eben diese Vereinigung in Christo anerkennt, im Stande, für einen solchen Zweck zu arbeiten, und die Bestimmung der Kirche zu erfüllen; woraus denn ebenfalls sich ergibt, daß überall, wo nur diese Wahrheit von Mehreren angenommen wird, auch die Kirche, das heißt, eine zur Verbreitung des göttlichen Reichs fähige Gemeinschaft ist."

Der Staat mit seinen Gesetzen, Beamten und unterschiedlichen Einrichtungen, die zum Behufe seines Fortbestandes getroffen sind, mag immerhin eine wichtige Stelle in der Welt einnehmen und auf das Völkerleben einen nachhaltigen Einfluß ausüben, aber verglichen mit dem Einfluß und Charakter der Kirche, sinkt er

zu einer untergeordneten Stellung herab. Kein Einzelstaat hat die Bestimmung, die ganze Welt zu beherrschen, wohl aber ist dieses die Bestimmung der Kirche als Gottesstaates auf Erden. Ihre Gewalt beruht auch nicht auf destruktiven Waffen oder der Kraft des fleischlichen Arms; sie herrscht nicht im Gebiete materieller Kräfte und Güter, sie siegt und herrscht durch den Geist des Ewigen, der in ihr lebt, und ihre Domäne ist das Reich des Menschengeistes, die moralische Welt. Sie kann auch daher nicht mit fleischlichem Arm besiegt werden. Gottes Reich ist schlechthin unbesiegbar.

„Daß die Kirche so lange dauern wird, als der jetzige Zustand der Erde und des Menschengeschlechts, liegt deutlich in den Verheißungen Christi, und die Ewigkeit des göttlichen Reiches muß auch der Kirche, dieser nothwendigen Anstalt zu seiner Fortbildung, bis ans Ende dieser sichtbaren Welt Unvergänglichkeit mittheilen. Diese Dauer ist zwar der Kirche gemein in den andern Verhältnissen und Bestrebungen, die zur Fortpflanzung des göttlichen Reiches dienen; doch es bleibt immer der größte Unterschied, daß jene in natürlichen Bedürfnissen und Trieben ihre Wurzel haben, dahingegen die Kirche, bei der dies nicht der Fall ist, durch ein fortwährendes Wunder muß erhalten werden. Von einer triumphirenden Kirche zu sprechen, da die Kirche sich nicht über die Grenzen des Sichtbaren hinaus erstreckt, scheint ein unangemäßener Ausdruck. Der Triumph beginnt erst, wenn der Sohn dem Vater das Reich überantworten, wenn er alle Herrschaft, Obrigkeit und Gewalt aufheben wird, das heißt, wenn alle Verhältnisse, in denen eine Abhängigkeit von irdischen Obern stattfand, aufhören und sich in das göttliche Reich, das alsdann ihrer nicht mehr bedarf, verlieren werden. Nur im göttlichen Reiche wird dieser der Triumph; die Kirche hingegen ist immer

im Streite begriffen. Dreierlei muß sich in der Kirche vereinigen, wenn sie ihre Bestimmung, für das göttliche Reich zu wirken, erfüllen soll: Erkenntniß der Wahrheit, Begeisterung für dieselbe, und Festhalten an demjenigen, was schon früher als göttliche Wahrheit anerkannt worden."

Die Kirche als die Gemeinschaft der Gläubigen ist es, die den Ueberwindungskampf mit der Welt eröffnet und fortführt bis alle Reiche der Welt die Reiche Gottes und seines Christus werden. Sie ist es, die betet: „Vater im Himmel, dein Reich komme!" Der Ewige selbst ist das Haupt und der Anführer, der Wächter, König und die impulsgebende Macht; darum wird sie wohl bleiben.

„Man mag," sagt Luthardt, „über die Kirche urtheilen wie man will — dies wenigstens steht fest: sie ist eine Thatsache. Und was für eine Thatsache! Machen wir uns diese Thatsache deutlich.

Auch wenn man in der Kirche nur ein Werk des menschlichen Geistes sieht und nicht eine Schöpfung des göttlichen, so muß man bekennen, sie ist das wunderbarste Werk. Aeußerlich angesehen, ist sie eine Gemeinschaft der Menschen, ein Organismus des geistigen Lebens, eine Institution, in welcher die Religion ihre Heimath gefunden hat. Wir sind gewohnt, Kirche und Staat zusammen zu denken, und sie haben eine gewisse Verwandtschaft mit einander. Aber wo ist ein Staat, der sich mit der Kirche vergleichen könnte an Alter seines Bestandes und an Elasticität seines Lebens?

Wie viele Stürme sind über die Kirche hinweggegangen! Sie hat sie alle überdauert. Völker und Reiche sind von der Erde verschwunden: die Kirche ist geblieben. Sie hat die letzten Zeiten des römischen Reichs gesehen und ist an seinem Grabe ge-

ſtanden und hat ihm noch einen Segen mitgegeben in's Grab. Sie hat an der Wiege des deutſchen Reichs geſtanden und hat ſeine mannigfaltigen Erlebniſſe miterlebt; ſie hat es begleitet auf ſeinen Romfahrten und ſeinen Kreuzzügen und hat ihm geholfen in der Ordnung ſeiner häuslichen Verhältniſſe. Sie hat die Tage ſeiner Größe geſehen und die Zeiten ſeiner Trübſal mit durchgemacht und hat ſeinen Untergang überlebt. Vom alten deutſchen Reiche war nichts geblieben als der Traum unſerer Jugend und die Hoffnung der Zukunft; aber die Kirche blieb was ſie in den Tagen der Krönung Karls des Großen war.

Der Wechſel der Zeiten hat auch die Kirche betroffen; die Veränderungen, welche der Geiſt der Menſchheit und die menſchliche Geſellſchaft erfahren, haben auch die Kirche verändert; ſie iſt mit hineingezogen worden in den Strom der Geſchichte und hat ſich von ihm mit forttragen laſſen. Aber ſie ſelbſt iſt dieſelbe geblieben. Ihre Formen haben gewechſelt, ihre Geſtalt hat ſich verändert, aber ihr Weſen iſt ſtets das gleiche und ihr Bekenntniß daſſelbe wie in den Tagen der Apoſtel. Es iſt der eine ſelbe dreieinige Gott, deſſen Heil ſie verkündigt, und mit deſſen Troſt ſie tröſtet, und zu dem ſie die Völker ruft als zu dem ſichern Hort in den Stürmen der Zeiten. Sie hat Einbußen erlitten, aber ſie hat auch Eroberungen gemacht. Da wo einſt blühende Chriſtengemeinden in Kleinaſien und auf den Nordküſten Afrikas, herrſcht jetzt der Halbmond und die Barbarei. Aber ſie hat die Völker der Zukunft erobert, das Abendland Europas und die Länder im Weſten. Sie hat viele Angriffe erfahren. Aber ſie iſt, wie Theodor Beza ſagt, der Ambos auf dem ſich noch alle Hämmer zerſchlugen.

Der Sturm der Mauren im Süden hat ſich an ihr gebrochen, die Horden der Hunnen und Mongolen haben ſich ihr endlich

gebeugt oder sind vor ihr gewichen. Die Schandthaten ihrer Vertreter schienen sie zerstören zu müssen; aber sie ist mächtiger gewesen als die Sünden und Laster ihrer unwürdigen Repräsentanten. Der Geist der Verneinung hat sie bekämpft und schien siegreich zu sein; aber sie hat auch die Stürme des Glaubens abgeschlagen. Man hat sie oftmals todt gesagt; aber siehe, sie lebt. Schon vor 1400 Jahren, zur Zeit Augustins, glaubte man sie sei im Sterben, aber sie lebt heute noch. Zur Zeit Voltaire's und Friedrichs II. hat man auf ihren Tod gewartet; aber wenn man Voltaire's Namen nicht mehr nennen wird, wird sie noch sein. Am Anfang warf man ihr ihre Jugend vor, jetzt ihr Alter; aber sie hat eine ewige Jugend. Sie scheint bei Seite geschoben durch den Fortschritt des Geistes, der die Welt durchzieht. Aber wenn die staunenswerthen Fortschritte unseres Jahrhunderts die Erde zu einer großen Stadt des Menschengeschlechts gemacht werden haben, wird man sehen, daß man nur dadurch der Kirche ihre Stätte bereitet hat. „Wunderbar, unvergleichlich, ja wahrhaft göttlich ist es — ruft Pascal aus — daß die Kirche, die immer bekämpft worden, immer gedauert hat." Und wunderbar, dieses Faktum hat Christus vorausgesagt: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen."

Die Kirche ist eine Thatsache und was für eine Thatsache! Dies wenigstens müssen Alle erkennen: von allen Institutionen der Erde ist sie die ehrwürdigste. Man soll wenigstens Achtung vor ihr haben. Es zeigt von einer beschränkten Urtheilskraft, wenn nicht gar von einer feindlichen Gesinnung gegen die Wahrheit und das Gute überhaupt, wenn man heutzutage sich der Kirche gegenüber so kühl, interesselos, hochfahrend und feindlich benimmt. Keine Anstalt hat der menschlichen Gesellschaft die

Dienste geleistet; oder wird ihr je so viel Reingewinn in den Schooß abwerfen wie die Kirche.

Man blicke auf die Geschichte und lasse Thatsachen reden! Wo immer die Kirche ihr Banner aufgepflanzt hat, wohin immer ihre Boten hingedrungen sind, da blühte neues Leben mit kräftigeren Trieben auf, und Glück und Wohlstand auf allen Gebieten war die unmittelbare Folge. Es ist Gottes Leben und Gotteskraft, die in ihr walten, und diese Himmelskräfte müssen sich fühlbar machen, wo sie selbst auf die Bühne tritt. Die Thronen der Großen und Gewaltigen, sie würden in den Staub sinken und Zeugniß von ihren eigenen Ohnmacht ablegen müssen, wenn die Kirche nicht durch Veredlung der Sitten und Neubelebung der Gewissen die Säulen bauen würde, auf denen sie ruhen.

Das letzte Jahrhundert hat es deutlich bewiesen, wie weit man in dieser Hinsicht kommen kann, wenn der verkehrte, schaale Menschenwitz sich auf den Thron erhebt und die Kirche aus ihrer gesetzmäßigen Lage drängt. Die sogenannte französische Philosophie feierte mit ihren antichristlichen Bestrebungen bald einen großartigen Triumph. „Aber welch' einen Triumph? fragt der Verfasser des „Triumph's der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert." Er entthront die Könige, zerbricht ihre Scepter, zertrümmert ihre Thronen, spottet ihrer Unverletzlichkeit, läßt sie sterben wie gemeine Missethäter unter dem Schwerte des Henkers; verjagt sie wo milde mit ihnen verfahren wird, und läßt diejenigen, die vor der Hand noch stehen bleiben, kein besseres Schicksal hoffen!

Ein Triumph, der allen Unterschied der Stände aufhebt, alle Denkmäler einer über das Volk erhabenen Größe in Schutt verwandelt und nur eine allgemeine Gleichheit anerkennt! Ein Triumph, welcher einer erträumten Freiheit Alles, selbst

bürgerliche Gewerbe und den Wohlstand aufzuopfern fähig ist, da die Repräsentanten des philosophisch frei gemachten Volks erklären können: Wir wollen keinen Handel mehr; Handel erzeugt Wohlstand, Wohlstand erzeugt Verderbniß der Sitten, und Verderbniß der Sitten erzeugt den Fall der Republiken. Ein Triumph, den La Harpe sehr richtig den Sieg der Unwissenheit nennt.

Ein Triumph endlich, der, nachdem auf den Trümmern der Altäre die Diener derselben, die Lehrer und Tröster des Volks geschlachtet worden, alle Religion bis auf die letzten Spuren vertilgt, und mit derselben dem armen Menschen die sicherste Führerin im Leben, die gründlichste Trösterin im Leiden, die einzig wahre Beruhigerin im Tode geraubt! Gewiß ein Triumph, dem keiner gleich gewesen ist: und wenn er, wo er begonnen hat, nicht vernichtet, und in seinen weitern Fortschritten nicht gehemmt wird, wird man einst, wo die Völker allen Gräueln der Irreligion und Anarchie übergeben sind, mit Guielleaume ausrufen können: „Dies thaten Philosophen. Philosophen, betrachtet euer Werk!"

Diese letztere Befürchtung ist heute überwunden, die traurigsten Erfahrungen haben die Welt belehrt, wohin der gottentfremdete Zeitgeist führt und was das Reich Gottes der Menschheit bietet wo es mit seiner seligmachenden Kraft einkehrt und waltet. Pfeffel hat richtig gesagt:

„Das Räthsel ist gelöst, die träge Hand der Zeit
Hat den Beweis mit Blut uns hingeschrieben,
Daß Irreligion ein größeres Uebel sei,
Als aller Fakir'n Schwärmerei;
Daß Beduinen, Caraiben
Und der Corsaren Brut, die Schrecken, Sclaverei
Und Meuchelmord rings um sich her verbreiten,

Daß selbst des Tigers Zahn und der Hyäne Wuth
Der Menschheit lange nicht so viele Qual bereiten
Als falscher Weisen Uebermuth."

Segen hat die Kirche gestiftet und Heil gebracht wo sie existirt hat, und dennoch herrscht sogar gegenwärtig in weiten Kreisen eine Antipathie gegen die Kirche. Man gesteht es vielleicht nicht immer ein, aber sie ist da. Sie kleidet sich vielleicht in das Gewand des äußeren Respekts, allein dahinter verbirgt sich die vollkommenste Gleichgültigkeit; die Seele der Gleichgültigkeit aber ist die Abneigung. Man hüllt vielleicht die Abneigung gegen die Kirche in das vorgebliche Interesse für das Christenthum. Aber das ist Täuschung, wenn es nicht Heuchelei ist. Denn die Kirche ist das Heil des Christenthums und das Christenthum seine Seele. Man kann nicht das Christenthum wollen, wenn man nicht die Kirche will.

Was hat man gegen die Kirche? Man wirft ihr vor, sie sei gleichgültig und abgeschloßen gegen die weltlichen Interessen und den Fortschritt des Geistes. Allerdings, sie dient nicht der Pflege der weltlichen Interessen, und sie arbeitet nicht direkt am natürlichen Geistesleben der Menschheit. Aber das ist auch nicht ihre Aufgabe. Und ich dächte, man sollte sich im wahren Interesse der Menschheit freuen, daß es noch eine Gemeinschaft auf Erden gibt, welche einen andern Beruf hat als den Aufgaben des natürlichen Lebens zu dienen, und welche eine stete Erinnerung daran ist, daß es noch etwas Höheres gibt als dieses zeitliche Leben und daß über allen Fortschritten des menschlichen Geistes das Leben der Seele in Gott und in der Welt der Ewigkeit steht.

Aber ist die Kirche darum eine Feindin der Aufgaben des natürlichen Lebens, weil die Pflege derselben nicht ihr unmittel-

barer Beruf ist? Ist nicht die Religion die Trägerin der Civilisation zu allen Zeiten gewesen? Es sind besonders französische Gelehrte der neueren Zeit, welche es sich zur Aufgabe gestellt haben, den Zusammenhang nachzuweisen, in welchem die Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft mit der Religion stehen. Nicht blos indem sie den Geist der Liebe in die Welt brachte und den Dienst an den Unglücklichen als den schönsten Gottesdienst bezeichnete. Sie hat auch durch den Geist der Milde die Strenge des Rechts ermäßigt, und das Glück der Gesellschaft auf das Wohlwollen gegründet. Sie ist den Völkern auf ihren Wanderungen durch die Jahrhunderte, wie Edgar Quinet sagt, als die Feuersäule vorangegangen. Und alle Errungenschaften der modernen Bildung wurzeln in unserm Glauben und in unserer Gottesidee. Was der Heide Plutarch sagt: „Eher könntet ihr eine Stadt in den Lüften erbauen, als einem Staat ohne Religion Bestand geben," — es gilt auch für uns. Wer aber von der Religion spricht, der spricht von der Kirche, denn die Kirche ist die Organisation der Religion. Und die Geschichte bestätigt es, daß die Kirche das mächtigste Culturprinzip der christlichen Menschheit war.

Man denke sich einmal die Kirche weg aus der Welt. Man predigt es uns ja: der Staat der Zukunft wird ohne Kirche und Religion sein. Nun wohl, denken wir uns einmal die Kirche weg — es ist uns unmöglich die Kirche nicht zu denken, sie ist zu enge mit unserm ganzen, nicht blos äußern, sondern auch innern Leben verflochten, als daß wir es uns auch nur vorstellen könnten sie wäre nicht; aber versuchen wir, sie uns wegzudenken — was wäre die Folge? Das wäre noch das Geringere, daß dem Volke das edelste geistige Bildungsmittel verloren ginge. Denn man täusche sich nicht, seine edelste Bildung holt sich unser Volk

aus der Kirche. Von ihr aus wird der Geist mit dem höchsten Gedanken, mit den großartigsten Bildern, mit der reinsten Poesie, mit den erhabendsten Anschauungen der Kirche genährt. Es wäre ein unwiederbringlicher Verlust, den unser Volk an seinem ganzen Geistesleben erleiden würde. Und man denke nicht, das träfe nur die niedrigen Stände und die Massen des Volkes.

Wir wissen es gar nicht, mit wie viel tausend Fäden unser ganzes Geistesleben mit der Kirche verflochten ist, und von ihr abhängt. Wie man einen Besitz in der Regel erst schätzen lernt, wenn man ihn verloren hat, so würde es uns auch damit ergehen. Aber das wäre noch das Geringere. Ueber dem Geistesleben steht die Welt der Sittlichkeit. Wohlan, man reiße die Kirchen nieder, welche so vielen kostbaren Platz in den Städten einnehmen, der besser zu verwerthen wäre.. Was wäre die Folge? Es gehört nicht viel Nachdenken dazu, um sich zu sagen, daß man bald für jede weggerissene Kirche ein Zuchthaus bauen dürfte. Denn jede Kirche bildet einen Heerd, von welchem eine sittliche Lebensströmung auf ihre Umgebung ausgeht. Wären sie nicht mehr, die Kirchen, so würden wir es bald merken, daß aus unsrem Leben eine sittliche Macht verschwunden sei. Denn mächtiger als die materiellen Mächte des Lebens, sind die geistigen und moralischen Mächte. — Wer auch nur mit dem Weltverstande die Dinge betrachtet, muß sagen: die Kirche ist ein nothwendiges Moralinstitut, das durch nichts Andres ersetzt werden kann. Es ist die kurzsichtigste Sparsamkeit, hier sparen zu wollen. Aber Alle, welche die Kirche wahrhaft kennen, wissen, daß sie noch etwas Anderes ist: die Verkündigerin der Gnade Gottes, die Spenderin des göttlichen Trostes, die Beratherin der Irrenden, die Trösterin der Betrübten, die Quelle höherer sittlicher Kraft, ein Segen den Lebenden, ein Segen im

Tod. Woher also diese weitverbreitete Antipathie gegen die Kirche?

Man wirft ihr Intoleranz vor. Toleranz ist der Triumph der modernen Zeit, und die Kirche — sagt man — versündigt sich an diesem Fortschritt der Humanität, denn sie läßt nichts anderes für Wahrheit gelten, als nur ihre Lehre; sie erklärt ihre Verkündigung für die allein seligmachende, so spricht sie allen andern, die nicht mit ihr übereinstimmen, die Seligkeit ab, sie ist verdammungssüchtig. So sagt man. Ist sie das? Welches ist ihre Predigt, und welches ist ihr Verhalten? Ihre Predigt ist die allgemeine Gnade Gottes in Christo Jesu, die nicht verdammen, sondern selig machen will. Und ihr Thun ist, daß sie nicht müde wird dies zu verkündigen in allen möglichen Formen und allen Menschen nahe zu bringen, damit sie sich von der Gnade Gottes retten lassen und selig werden. Und nicht genug, daß sie in ihren eigenen Grenzen dies Wort von der Gnade verkündigt, und dies Werk der Seelenrettung treibt; wo Leben in der Kirche ist, da ist auch die Arbeit der Mission, welche weit über die Kirche hinaus, zu jenen Aermsten unter den Armen, zu den Heiden, die Botschaft von der Vaterliebe Gottes trägt, die in Jesu Christo sich geoffenbart hat. Ihr Beruf und ihre Arbeit kennt keine Grenzen der Völker und der Sprachen. Man sage aufrichtig: ist das die Art eines verdammungssüchtigen Geistes, oder ist es der Geist der Erbarmung der sich hierin offenbart? —

Aber — sagt man — sie ist doch intolerant, die Kirche, denn sie läßt nur sich gelten als die Inhaberin der Wahrheit, und nur ihre Lehre als den Weg des Heils. Wenn das Intoleranz ist, dann ist die Wahrheit ihrer Natur nach intolerant, d. h. ausschließlich, denn jede Wahrheit ist die Verneinung des entgegenstehenden Irrthums, und der die absolute Wahrheit ist, d. i. Gott,

spricht: Ich will meine Ehre keinem Andern geben noch meinen Ruhm den Götzen. Wenn Christus das Recht hatte, zu sagen: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, dann hatten auch die Apostel das Recht zu sagen: daß in keinem Andern das Heil sei. Und wenn die Kirche die Verkündigerin der Wahrheit von Jesu Christi ist, so muß sie auch so reden. So gut Christus von sich selbst sagte: Niemand kommt zum Vater denn durch mich, so gut muß die Kirche von ihm, das heißt von dem Glauben an Christum, den sie predigt, sagen: Niemand kommt zum Vater denn durch ihn, d. h. sie muß die Ausschließlichkeit ihrer Wahrheit behaupten, oder sie leugnet ihre eigene Wahrheit.

Würde die Kirche das alleinige Recht in der Welt des bürgerlichen Lebens fordern, dann hätte man ein Recht, ihr Intoleranz vorzuwerfen. Aber wenn sie sich die ausschließliche Wahrheit in der Welt des Glaubens zuschreibt, in der Frage der Seligkeit der Seelen, so muß sie thun, was sie nicht lassen kann, so lange sie noch an sich selbst glaubt. Wenn sie aber an sich selbst nicht mehr glaubt, was hat sie dann noch für ein Recht zu existiren?

Wir rühmen uns der Gewissensfreiheit. Aber wem verdanken wir die Gewissensfreiheit? Ihre ersten Prediger waren die ersten Vertheidiger des Christenthums. Das Heidenthum endigte mit dem Fanatismus und mit dem Zweifel. Das Christenthum hat seinen Fanatismus erfahrn. Denn man versagte ihm das Recht der Existenz: „es ist euch nicht erlaubt zu sein," das war der Wahlspruch im Kampf gegen das junge Christenthum. Und mit dieser Intolleranz des Fanatismus schloß der Zweifel einen Bund. Denn der Zweifel kann keinen Anspruch einer absoluten Wahrheit gelten lassen. Der philosophische Zweifel der heidnischen Welt konnte es nicht vertragen, daß das philosophische Christenthum sich für die höchste Wahrheit er-

klärte; diese Ausschließlichkeit der Wahrheit beantwortete der tolerante Zweifel mit der Verfolgung. Christus sagt: Ich bin die Wahrheit, und Pilatus fragt: Was ist Wahrheit? Dort ist die Ausschließlichkeit, und hier ist der Zweifel. Aber wo ist die Verfolgung — bei Christus oder bei Pilatus? Es ist ein Irrthum, wenn auch ein weit verbreiteter, daß der Glaube an die Wahrheit intolerant mache, während der Zweifel tolerant sei. —

Es darf nicht geleugnet werden, daß die Religion oft der Intoleranz zum Vorwande gedient hat. Nicht bloß falsche Freunde, ihre eigenen Diener haben im Namen der Religion und Kirche Akte der Verfolgung und der Grausamkeit verübt. Aber was kann die Religion dafür, daß sie mißbraucht wird? Hebt der Mißbrauch den rechten Gebrauch auf? Man sagt, im Namen der Religion entstehen Verfolgungen; man beseitige die Religion, so werden die Verfolgungen aufhören. Wollen wir nicht fortfahren in dieser Rede und sagen: durch das Feuer entstehen Feuersbrünste; man schaffe das Feuer ab, so werden die Feuersbrünste? — Gewiß, aber die Menschen werden erfrieren.

Wenn die Wahrheit ein Gut ist, so muß sie sich behaupten gegen den Irrthum. Wollte sie den Irrthum als gleichberechtigt behandeln, so gäbe es keine Gewißheit mehr. Alles für gleich wahr erklären, heißt Alles für unwahr erklären und nichts für gewiß. Aber das wäre nicht Liebe, sondern Grausamkeit. Denn wir haben die Wahrheit nöthig, und brauchen Gewißheit. Wir sind die Wahrheit uns selbst schuldig und sind sie den Andern schuldig. Man macht das Recht seiner Ueberzeugung nur dann nicht geltend, wenn man keine hat. Wer aber eine Ueberzeugung hat, der ist ihrer Wahrheit gewiß. Und wer ihrer Wahrheit gewiß ist, der muß den Widerspruch ver-

neinen. Vor lauter Zweifeln zu keiner Gewißheit kommen, ist das Zeichen eines heruntergekommenen Geschlechts.

Die alte Welt endigte mit dem Skepticismus und sie ist daran zu Grunde gegangen. Das Christenthum begann mit der Gewißheit und hat dadurch gesiegt. Aus Zweifel tolerant sein ist nicht eine Höhe des Geistes, sondern ein Zeichen des Sinkens und ein Vorbote des Unterganges. Und wollten wir es wirklich für gleichgültig erklären, ob wir Christen sind oder nicht — warum sind wir denn Christen? Wenn wir Alles sein können, dann sind wir nichts. Also so lange die Kirche an sich selbst glaubt, muß ihre Verkündigung ausschließlich sein. Wenn sie aber nicht mehr an sich selbst glaubt, wie will sie von den Andern Glauben fordern? Und wagt sie das nicht mehr, wozu ist sie dann überhaupt noch?

Allerdings sagt man, wozu ist sie überhaupt noch? Die Kirche ist überflüssig. Die Geschichte der Kirche ist der Prozeß ihrer Auflösung. Es hat Alles seine Zeit. Auch die Kirche hat ihre Zeit. Und die Zeichen der Zeit verkündigen uns, daß die Zeit der Kirche zu Ende geht. Wohl, so hat man schon oftmals gesagt und sie hat ihre Todesanzeige überlebt. Und wenn man jetzt diese Ankündigung erneuert, so sieht es nicht darnach aus, als wollte die Kirche diesen Propheten den Gefallen thun, wirklich zu sterben.

Aber vielleicht trennt man das Christenthum von der Kirche und sagt: Das Christenthum soll nicht aufhören, aber es soll aufhören in der Gestalt der Kirche zu existiren. Aber in welcher Gestalt soll die Religion dann existiren? Sollte sie Sache des Staates sein? Aber der Staat gehört einem ganz andern Gebiete des Lebens an. Der Staat handhabt das Recht, die Kirche verkündigt die göttliche Gnade. Der Staat dient dem

zeitlichen Leben, die Kirche dient dem ewigen Leben und der Seligkeit der Seelen. Jedes Gebiet des geistigen Lebens fordert auch seinen entsprechenden Organismus. Der Staat kann nicht der Organismus der Kirche sein. — Oder will man die Religion in das Herz verweisen und in das Privatleben des Einzelnen?

Wohl, die Religion hat ihre innerste Heimath im Herzen des Einzelnen. Aber wir sind nicht zur Einsamkeit geschaffen, sondern zur Gemeinschaft. Man mag zu Zeiten aus der Zerstreuung des Lebens oder aus der Verderbniß der Gesellschaft in die Einsamkeit flüchten, aber man hält es darin nicht für immer aus, und wir sollen es auch nicht, wir sind zur Gemeinschaft geschaffen. Die Geister suchen sich, die Seelen verbinden sich, das gleiche religiöse Leben in den verschiedenen schließt sich zur Gemeinschaft des religiösen Lebens. So lange daher dieses nicht überflüssig ist, d. h. niemals, so lange ist auch die Kirche nicht überflüssig. Ihre Aufgabe in der Welt ist eine große und noch lange nicht dem Willen des Höchsten gemäß gelöst. Sie wird daher fortdauern zu wirken im Interesse des Reiches dessen, dem Alles unterthänig sein muß, beides, im Himmel und auf Erden. Zu dem Ende muß sie ihre Streitkräfte bewachen, ordnen und ausbilden, daß das Reich der Finsterniß zerstört, und das Reich Gottes durch sie gebaut werde.

Gott ist der Kirche und seines Reiches König und Haupt, darum ist ihre Zukunft gesichert, ob auch die Welt sich gegen sie empört. Diesen Gedanken hat schon der Psalmist von der Sicherheit des Reiches Gottes ausgedrückt, wenn er sagt:

Gott ist uns Zuflucht und Stärke,
Beistand in Nöthen erfunden sehr.

Darum fürchten wir uns nicht beim Verwandeln
Und beim Wanken der Berge in's Herz des Meeres.
Mögen toſen, ſchäumen ſeine Waſſer,
Erbeben Berge in ſeiner Erhebung. Selah!

Ein Strom — ſeine Bäche erfreuen die Gottesſtadt,
Das Heiligthum der Wohnungen des Höchſten.
Gott iſt in ihrer Mitte, nicht wird ſie wanken,
Es hilft ihr Gott beim Anbruch des Morgens.
Es tobten Völker, wankten Königreiche, —
Er ſchallt mit ſeiner Stimme — es zerrinnt die Erde.
Jehovah Zebaoth iſt mit uns,
Eine Burg für uns der Gott Jakob's. Selah!

Und Karl Pöls ein neuerer chriſtlicher Dichter beſingt die Sicherheit der Kirche mit folgenden Worten:

„Laut brauſt das Meer und ſturmempört,
Die Brandung toſt in grimmer Wuth,
Und wie dem Untergang geweiht,
Schwankt hin ein Schiff durch Sturm und Fluth;
Jetzt hochgehoben von den Wellen,
Jetzt tief geſchleudert in den Grund:
„Weh', endlich muß es doch zerſchellen!"
So gibt ſich banges Sorgen kund.

Das Schiff, die Kirche iſt's des Herrn,
Das Meer, die Welt iſt's wilderregt,
Die Welt, die eitel Haß und Grimm
Dem Chriſtusreich zuwider hegt.
Wie tobt und toſt die Wuth der Wellen —
Der Kirchenſtürmer laut Gebraus!
Das Schifflein, endlich wird's zerſchellen:
„Mit eurer Kirche iſt es aus!"

Und dennoch — wir verzagen nicht,
Laß toben, toſen lauter noch!
In unſerm Schifflein iſt der Herr:
Was könnte uns verderben doch?
Laß alle Maſten krachen, brechen,
Laß ſein, als ob's zu Ende ſei;
Er darf nur ein „Sei ſtille!" ſprechen,
Und mit dem Toben iſt's vorbei.

Ihr Kirchenstürmer dieser Zeit,
Habt ihr noch immer nicht erkannt,
Trotz achtzehnhundertjähr'gem Kampf
Der Kirche ewigen Bestand? —
Was an so Viele sich als Wahrheit
Erwiesen, macht ihr's ungescheh'n? —
O, vor des höhern Lichtes Klarheit,
Wie könnt' euer Lichtlein da besteh'n!

So lange bis vollendet ist
Der Kirche hehrer Gottesplan,
Muß eine streitende sie sein,
Befehdend Menschenwitz und Wahn,
Einst aber wird den Sieg sie feiern,
Einst steht sie triumphirend da; —
Wann wirst du Zeit das Bild entschleiern,
Das heil'ger Seher Auge sah?"

Die Erhabenheit der christlichen Religion.

Das Christenthum tritt auf mit dem Anspruch nicht blos eine neue, sondern die wahre und absolute Religion zu sein, und stellt sich damit als Zweck und Ziel aller vorchristlichen Entwicklung der Menschheit hin.

Dr. Seibert.

Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, er schuf ihn für seine Nähe und Gemeinschaft, zum Gottesdienst, zur Religion, zur Seligkeit! Wohl ist er seither tief gefallen, und hat sich der Gottesnähe und Gottesgemeinschaft unwürdig gemacht, er mußte aus dem Orte der Wonne und des ungetrübten Freudengenusses weichen — hin auf das mit Fluch beladene, Dornen und Disteln tragende Feld, um im Kampf mit den Verhältnissen dem Boden sein Brod, seine Existenz abzuringen. Der erste Mensch wurde aus dem Paradies verstoßen! Aber das Andenken an die selige Gottesgemeinschaft und

das sehnende Verlangen wieder zum Vater zu eilen, blieb im Menschen lebendig, und somit finden wir ihn überall beten und opfern und sich zur Gottheit mit seinen heiligsten Angelegenheiten wenden. Der Mensch suchte auch als Ausgestoßener seinen Gott, seinen Gott der ihn auf's Neue begnadige, ihn in seine Gemeinschaft aufnehme und segne.

Jedoch, wenn irgendwo die eigene Unvermögenheit des Menschen offenbar wird, dann ist es in seinem Bestreben aus eigener Kraft sich zur Gottesgemeinschaft wieder empor zu arbeiten. Die Sünde macht ihn blind, arm und ohnmächtig, so daß jeder neue Versuch mit einem kläglichen Fehlschlag endet. Was sind die unzähligen heidnischen Religionssysteme und Formen anders als verunglückte Versuche des Menschen, den wahren Gott zu finden und ihm frommen Dienst zu pflegen. Oder hat irgend eine der heidnischen Altwelt-Religionen das Bedürfniß der Seelen befriedigt und den erwünschten Frieden gegeben? — Die schlummernden Völker heben ringsher die Häupter, und einstimmig tönt aus ihren Grüften ein dumpfklagendes „Nein!" Das vorangeschrittendste Heidenthum ist mit sich selbst unzufrieden und schaut mit banger Hoffnung einer künftigen Hülfe entgegen. Plato, der „Göttliche," wie die Griechen ihn nannten, gibt diesen Gefühlen trefflich Ausdruck in den Worten: „Laßt uns warten, bis ein Gott oder gottbegeisterter Mann kommt, der uns unsere religiösen Pflichten lehrt und die Dunkelheit von unsern Augen wegnimmt." Sie erkannten die Unzulänglichkeit und Leere ihrer religiösen Lehre und Praxis, und erwarteten daher die eigentliche Hülfe von überirdischen Mächten.

Aber dieses ist nicht streng auf die heidnischen Religionen allein anwendbar, sondern sogar auch mehr oder minder auf die

geoffenbarte Religion der Juden selbst. — Seufzend unter der Last des Gesetzes schleppten sie ihr müdes Dasein dahin, und wäre die Hoffnung auf einen kommenden Messias nicht da gewesen, so wäre selbst das Bundesvolk der Verzweiflung anheimgefallen. Wie sehnsuchtsvoll spricht der israelitische Geist durch den Mund seines königlichen Sängers. O, daß die Hülfe aus Zion über Israel käme, und Jehovah sein gefangenes Volk erlöste! Wer die Geschichte kennt, weiß, wie inmitten der Opferdüfte und Gebete der alten Welt, die bängsten und trostlosesten Seufzer sich der Völkerbrust entrangen und wie sie als Verzweiflungsschrei zuletzt in leerer Luft verhallten! —

Da endlich, in „der Fülle der Zeit," als die Völker an sich selbst verzweifelten und einsahen, daß Menschenhülfe kein Nütze war, erschien das ewige Wort selbst, lehrte die Irdischen himmlische Weisheit und stiftete eine Religion, auf deren sicherem Pfade der Mensch nunmehr seinem Gott nahen durfte, und der Seele heißes Sehnen stillen konnte. Der Gottessohn, der in dem Schooße des ewigen Vaters war, der von oben herab kam, verkündigte der Welt die Wahrheit, die da glücklich und selig macht.

Gott ist der erste Gedanke und Gegenstand aller Religion, und der Mensch der zweite. Beide müssen im wahren Lichte erkannt werden, wenn die erwünschte und angestrebte Wiedervereinigung stattfinden soll. Gerade hierin aber waren die Ansichten der Griechen sonderlich und der Heiden überhaupt nur phantastische Märchen. Xenophanes schon sagte:

„Jegliches sagen Homer und Hesiodos über die Götter,
Was nur irgend dem Menschengeschlecht ist Tadel und Schmähung
Stehlen und Ehebruch, und daß Einer den Andern betrüge."

und ferner:

„Aber die Menschen meinen, es würden Götter geboren
Hätten unser Gewand und unsre Stimm' und Gestaltung.
Doch, wenn Hände besäße der Rinder Schaar und der Löwen,
Oder könnten sie malen und Werke ausbilden wie Menschen,
Würden Pferde den Pferden, und Rinder den Rindern vergleichbar —
Malen der Götter Gestalt, und Leiber würden sie bilden
Aehnlicher Art, gleich wie sie selbst gestaltet von Körper."

Wer kennt nicht die vielen, oft sogar unsittlichen, sich widersprechenden Fabellehren der weisen Griechen von dem Wesen Gottes? Der ganze Götterstaat des Olymp's, was war es anders als ein Conglomerat krankhafter Phantasiegestalten, die dem armen, sündbeladenen Menschen keine Hülfe leisten können?

So war auch die Lehre vom Menschen und Leben, von Sünde, Versöhnung und Ewigkeit u. s. w. nichts andres als ein Gewebe krankhafter Vorstellungen. Poesie und Kunst hingen in Griechenland mit der Religion eng zusammen, aber wie helfen sie dem gottentfremdeten Herzen Ruhe und Friede zu finden? Im Freudentaumel sich betäuben, eine sogenannte „heitere Weltanschauung" auszubilden, lehrten die Einen, und stoisches Ertragen und Sichfügen die Andern als besten Weg der Weisheit hienieden. „Die Quintessenz dieser Lebensweisheit ist," wie Dr. Seibert sehr richtig sagt: „Laßt uns das Leben genießen, im kühlen Schatten, beim Rauschen des Quells, am Rosenhagen hingestreckt, aus dem Becher des Dionysos und der Aphrodite Wonne des Lebens trinken, denn kurz ist das Leben, es rollet dahin, wie die Räder am Wagen; wer weiß, ob wir morgen am Leben noch sind. Hören wir Anakreon, einen Hauptvertreter dieser Lehre selbst. Er singt:

„Weil ich sterblich bin geboren,
Um die Lebensbahn zu wallen,
Sind mir zwar bewußt die Tage,

Die ich schon durchwandelt habe,
Unbekannt des Laufes Ende.

Darum fliehet mich, ihr Sorgen,
Nichts hab' ich mit euch zu schaffen!
Eh' der Tod mich überraschet,
Will ich scherzen, lachen, tanzen
Mit dem schönen Gott Lyäos."

Und an einem andern Orte:

„Unter junge Myrthenbäume
Und auf weiche Lotosblätter
Hingelagert, will ich trinken.
Eros soll bis an die Schultern
Aufgeschürzt sein Röckchen tragen
Und mir so den Becher reichen.
Denn es fliehet unser Leben,
Wie des Wagens Räder rollen;
Und wenn dies Gebein zerfallen,
Ruh'n wir als ein Bischen Asche.
D'rum, was hilft's, den Grabstein salben,
Und umsonst die Erde tränken?
Mich vielmehr, weil ich noch lebe,
Salbe, und um meinen Scheitel
Schlinge Rosen, ruf' mein Mädchen!
Eros! eh' ich noch muß wandern,
Hin zum Reihentanz der Todten,
Will ich meinen Gram verscherzen."

So suchte die griechische Poesie den Zwiespalt im Leben zu versöhnen, die furchtbare Dissonanz, welche der Tod hineinbringt, so auszugleichen, indem sie den Menschen an die kurze Spanne Zeit hinwies, und ihn ermahnte, dieselbe durch frohen Sinnengenuß recht auszukaufen und auszuschöpfen. Damit wollte sie ihn für das in dem menschlichen Bewußtsein fort und fort sich geltend machende Anrecht auf die Ewigkeit entschädigen. „Auf dieser Erde blühen deine Freuden," sagte sie dem Sterblichen, weil sie sich bewußt war, daß der finstere Dämon, der den Le-

bensfaden zerreißt, sich durch keine Gabe als das Leben selbst beschwichtigen lasse.

Aber welch' ein Trost, welch' eine Beruhigung ist das für die unsterbliche Seele! Es ist ein Rath, sich zu berauschen, damit sie in der Betäubung den furchtbaren Schmerz nicht fühle, der in ihrer Tiefe wohnt, den Schmerz der Gottverlassenheit und des Hingegebenseins an die Welt, den Schmerz der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, den Schmerz der Unseligkeit in der Umnachtung des irdischen Daseins. Doch nennt der Grieche diesen furchtbaren Schmerz, der an seinem Leben nagt kaum, in der Hingebung an den Genuß sucht er ihn zu ertödten, nicht wissend, daß er dadurch seine beff're Natur selber tödtet."

Die christliche Religion lehrt und kennt nur einen, den wahren Gott. „Im Anfang Gott," ist der erste Satz in der göttlichen Offenbarung und „der da war, ist und sein wird, derselbe ewige Gott wird im letzten Kapitel dieses Offenbarungscodexes gelehrt. Der Mensch kann hier zuerst seinen Gott in Wahrheit erkennen. Die christliche Religion zeigt auch dem Menschen auf die unzweideutigste Weise seinen eigenen Zustand, seine Sündhaftigkeit und Verdorbenheit; sie führt den Menschen zur wahren Selbsterkenntniß und läßt ihn schaudernd in den klaffenden Riß schauen, der ihn von seinem Gott, dem absolut Guten, scheidet. Aber es nicht hiebei belassend, zeigt sie zugleich dem Zagenden Einen, der gekommen ist, die Kluft auszufüllen; einen Retter, der dem Verlorenen auf's freundlichste zuruft: „Kommt her zu mir Alle; ich will euch erquicken! Kommet und lernet von mir, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen!" Und abermal: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater denn durch mich." Es ist der ewige Gottessohn selbst, der dieses sagt, und auch andrer-

seits verkündigt: „Wer an den Sohn Gottes glaubt, soll nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben."

O, willkommene Kunde! Herrliche Religion! die uns nicht nur den Weg zeigt, sondern auch zugleich sagt, daß der Gott, der unsre Seele sucht, kein finsterer Moloch, sondern ein Vater ist. Und erscheint dem natürlichen Verstande des Aengstlichen dieses Wunder zu groß und unerklärlich, wie der absolut Gute sich dem Schuldigen als Vater bietet, so ruft die christliche Religionslehre ihm zu: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber." In ihm, dem Geliebten, bist du dem Vater versöhnt und angenehm gemacht!" Dies spricht der Seele zu, wenn sie in ihm, dem reinsten Typus der Menschheit, das Endziel alles Sehnens und aller Religion, die Vereinigung der Seele mit Gott zum klarsten Ausdruck gebracht sieht. Hier finden sich die geängsteten Gewissen erlöst und finden völlige Freiheit unter der ethischen Alleinherrschaft der allumfassenden herrlichen Liebesreligion. Wie eine langersehnte Heimathsmelodie muß deshalb ihr Versöhnung kündender Ton jedem nach Erlösung seufzenden Herzen willkommen sein. Mit Recht gratulirten einst die Himmel der Erde und jubelten die Seraphim den Menschen zu, da die Morgenröthe dieses neuen Verhältnißes sich in junger Dämmerung zeigte.

Mit dem Erscheinen der christlichen Religion beginnt eine neue Aera für die Menschheit; eine junge Sonne geht am Geschichtshimmel auf um welche seither alle sittlich großen Thatsachen in ihren Bahnen kreisen und sich im Glanze dieses Centrallichtes sonnen. Mit Recht läßt sich daher behaupten, daß Alles, was wir als wahrhaft gut und groß erblicken, nur Ausfluß der christlichen Religion und That ihres göttlichen Stifters ist. — Sie konnte und kann nur wie er selbst, das große Haupt-

wunder, Großes, Wunderbares und Herrliches zum Vorschein bringen. Und wie tröstlich das Wissen, daß sie sauerteigartig in dieser ihrer segensvollen Wirkungsweise fortfahren wird, bis Sünde und Unrecht verschwunden und eine heiligere Athmosphäre um die Menschheit weht. Das Christenthum hat einen Welteroberungslauf begonnen und wird ihn auch so lange fortführen, bis der volle Sieg sich an seine Fahnen heftet.

„Es tritt dem Heidenthum als die allein vollkommene und wahre Religion in noch weit schärferem Gegensatz gegenüber als dem Judenthum: es stellt sich ihm entgegen als die Wahrheit, als das Leben, als das Wort der Wahrheit, das Evangelium von der Seligkeit. Es tritt der Finsterniß des Heidenthums entgegen als das wunderbare Licht aus Gott. Wie aber Gott, nach neutestamentlicher Anschauung, die Heiden zwar ihre eigenen Wege gehen läßt, sie aber darum nicht verläßt, sondern sie in seine strafende Zucht nimmt, sie hingibt in den Dienst des vergänglichen Wesens, — so hat er auch ihren verkehrten Wegen ein richtiges Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen. Dieses Ziel ist das Christenthum, oder besser gesagt: Christus, der Ersehnte der Völker, das Licht der Heiden. Er faßt alles zuvor Getrennte und Zersplitterte in sich als dem Haupte zusammen," hebt allen jüdischen und heidnischen Particularismus auf und verkündigt Allen dieselben Bedingungen zum ewigen Heil. Arme, Verlassene, Verachtete, Zöllner und Sünder, alle, ohne Ansehen der Person werden zur Reichsgenossenschaft des neuen Himmelreichs zugelassen und genießen denselben Segen von demselben segnenden Gott und Vater. Wer kann die Wirksamkeit und den Einfluß der christlichen Religion auf alle Schichten der Gesellschaft genügend schildern! Wie ein Lebensstrom hat sie sich

in alle Fasern ergossen und alle verborgenen Kräfte für das Göttliche gehoben.

Der inspirirte Seher hat schon Jahrhunderte vor ihrem Erscheinen die Herrlichkeit und wohlthuende Wirkung der christlichen Religion gesehen und ruft deshalb freudig begeistert aus: „Die Wüste und Einöde wird lustig sein und das Gefilde wird fröhlich stehen und wird blühen wie die Lilien." „Und wo es zuvor trocken gewesen ist, sollen Teiche stehen; und wo es dürre gewesen ist, sollen Brunnquellen sein." Heute ist dieses schon verwirklichte Thatsache der christlichen Religion. Ein neues Eden hat sie auf dem Schutt dieser Erdscholle errichtet und ladet die Völker in dessen Räume ein. Auch in dem Letzteren offenbart sie wieder eine Erhabenheit und Herrlichkeit, die allen andern Religionen der Altwelt reinweg abgeht. Nicht ein angestammtes Natur- und Geburtsrecht, sondern allein eine individuelle, geistliche oder Wiedergeburt macht sie zur Bedingung einer Berechtigung zu ihren Seligkeiten. Ueber alle Aeußerlichkeiten sich hinwegsetzend, wird sie also nicht zur Religion bloß eines Stammes, oder bloß eines Volkes, sondern zur Universalreligion aller Völker. Sie ist die Religion schlechthin. Wo Abraham's Same auf den Heiden verachtend herabschaut, und ihn als unrein, sogar bei Todesstrafe von seinem Heiligthum ausschließt, und der Heide wiederum den Israeliten und Andre als Ungelehrte verachtet und ihnen in seinem Wissensstolz alle Vorrechte, sogar sein gepriesenes Elysium abspricht, wie Plato sagt: „In der Götter Geschlecht ist keinem vergönnt zu gelangen, der nicht philosophirt hat!" Wo andre hellenische Weisen nur den freien Bürger als religionsberechtigtes Wesen, den Gefangenen, Ausländer und Sclaven aber als einen Hund betrachten, da tritt die christliche Religion auf die Bühne und lehrt die

Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen. „Kommet her zu mir Alle!“ ruft der Erlöser der Welt und göttliche Stifter der christlichen Religion.

„Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker,“ sprach er zu seinen Jüngern, da er sie beauftragte sein Evangelium weiter zu predigen. Alle Einzelschranken fallen weg und die Menschheit wird aufgefordert als eine große Familie an dem einen großen Heil Theil zu nehmen.

Aber nicht allein unter den Völkern im Großen Ganzen verklärt die christliche Religion so schön ihre Herrlichkeit, sondern auch in allen Phasen des socialen Lebens bis in die kleine Familie hinein. Das Weib, welches bis zur Sclavin des Mannes herabgedrückt war, hebt sie wieder zur geliebten Gehülfin und treuen Gefährtin des Mannes empor und durch das Ehe- und Familienband gründet sie einen himmlischen Kreis der zartesten Freundschaft und Liebe auf Erden, dessen Bande wie die Religion selbst, ewig umschlingen. Die heidnischen Lebensanschauungen und Weisheitslehren erlaubten dem Manne, seine Gattin um irgend welcher Ursache willen zu verlassen und das Kind als Sache zu behandeln; nach Gutdünken auszusetzen oder gar zu tödten. Christus weist auf die Schöpfung zurück, daß Mann und Weib sich nicht trennen dürfen; und wer sich von seinem Weibe scheidet, der bricht die Ehe. Im Kinde selbst lehrt er einen Himmelsbürger erblicken, den auch nur zu ärgern Keiner sich ungestraft unterstehen darf.

In allen Bezirken und Ständen des gesellschaftlichen Lebens ist der heilige und beseeligende Einfluß der christlichen Religion zu spüren. Sie dehnt sich sogar mit ihrem Troste über das Grab hinaus, denn sie bereitet ihre Getreuen in diesem Leben für ein schöneres Sein im ewigen Jenseits. Dort gelangt sie

zum vollen Ausdruck, wenn die gläubige und gottliebende Seele mit Gott vereint auf immer ununterbrochene Gemeinschaft mit ihm pflegt und in ihm zufrieden ruht.

O, zeigt mir eine beff're Lehre,
Ihr Spötter, die ihr sie verlacht!
Was ist's, das so viel Trost gewähre?
Was habt ihr, das so glücklich macht?
Wo find' ich außer ihr das Licht,
Das durch des Lebens Dunkel bricht?

Sie läßt mich stetes Dasein hoffen,
Verkündigt mir Unsterblichkeit;
Der Himmel steht durch sie mir offen
Und mein ist eine Ewigkeit.
Mein erster Laut an Gottes Thron
Sei Dank für dich Religion!

Die heilige Schrift.

Nichts gleicht unser's Herrn Gesetzen;
Sie sind, wie er selber, rein;
Sie erquicken, sie ergötzen,
Sie beleben in der Pein.
Herr, dein Zeugniß, das ich preise,
Ist gewiß, macht Thoren weise,
Ja es ist des Herrn Befehl,
Richtig und erfreut die Seel'.

Dieses ist das Buch des Bundes,
Mit dem höchsten Gott gemacht;
Dies sind Worte seines Mundes,
Durch die Menschen vorgebracht;
Hier, vom Himmel ausgeflossen,
Hat die Weisheit sich ergossen,
Ja, hier strömet voll und hell
Aller Seligkeiten Quell."

L. F. Hiller.

Der Mensch ist für Gott, für seine Gemeinschaft erschaffen, die Sünde hat diese Gemeinschaft unterbrochen und die Stimme und Nähe Gottes schreckte den Menschen. — Allein in der sündigen Gottentfernung kann er um so weniger zu Hause und glücklich fühlen, als dieser Zustand ein unnatürlicher für ihn ist und die Sehnsucht nach

Gott, dem höchsten Gute, ihm geblieben ist. Aber, wie wir oben schon erwähnt, auf sich selbst angewiesen, war es dem Menschen unmöglich die richtigen Wege zum Vaterhause zu finden; seine Weisheit ist zu mangelhaft, Gott mußte sich ihm offenbaren, wenn ihm überhaupt geholfen werden sollte. Versuche, aus eigenen Kräften mit Hintenansetzung göttlicher Offenbarungslehren, Heil, Wahrheit und Erlösung zu finden, stehen in der Geschichte nicht vereinzelt da, aber ebenso reichlich auch die unglücklichen Folgen davon.

Mit Recht sagt Hettinger: „Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte eines fortschreitenden Abfalls von der Idee der Religion. Göttlichen Geschlechtes, hatte der Mensch bald seines Ursprungs vergessen; zu dem niedern Gebilde, zu dem Werke seiner Hände sprach er: Du bist mein Gott, du hast mich gezeugt.“ Wohl lebt immer im Menschen die Ahnung, daß der Götze nicht Gott sein könne, aber nur in den Wenigsten rang sie sich zur vollen, hellen und klaren Erkenntniß empor. „Was ist Gott?“ das war die Frage der gesammten alten Welt. Cicero in seinen Büchern „von der Natur der Götter“ hat sie ausgesprochen und die Antworten gesammelt, wie sie der Menschengeist in den hervorragendsten Dichtern und Denkern gegeben, die wir nicht lesen können, ohne das wechselnde Gefühl der Freude und Wehmuth, der Freude, weil sie die Wahrheit gesucht und nicht selten ihr so nahe gekommen, der Wehmuth, weil sie nicht in deren vollen, gesicherten Besitz gelangt sind. Es wuchs heran das Geschlecht, es versuchte sich in Wissenschaft und Kunst. Der classische Boden Griechenlands war die Bildungsschule der alten Welt; die mythische Götterwelt war längst in ihrer Nichtigkeit erkannt, darum hat Sokrates den Giftbecher getrunken, aber der wahre Gott war noch nicht erschienen.

Die Philosophie beginnt ihre Forschungen, Platon geht hinüber nach Großgriechenland, nach Aegypten, um die alten Ueberlieferungen zu befragen und die verlorene Religion zu suchen. Die Kunst suchte diese Sehnsucht plastisch darzustellen; aber das Resultat aller dieser Bestrebungen war so dürftig und so sich widersprechend, so abenteuerlich und unwahrscheinlich, daß es eher, wie Cicero sagt, „Phantasien von Träumen, als Forschungen von Denkern" zu sein scheinen. Wohl haben die Meisten das Dasein der Götter, dem innern Drange ihrer Natur folgend, angenommen, aber über das Wesen Gottes sind ihre Ansichten so verschieden und auseinander gehend, daß er gar nicht alle anzuführen im Stande ist.

Todmüde war die alte Welt, der hellenische Geist hatte sich ausgelebt, die Kraft des griechischen Volkes fing an zu wanken. Da erscheint Paulus der Glaubenslehrer, auf dem Areopag. „Diesen unbekannten Gott," spricht er, „den ihr anbetet, verkündige ich euch — er ist der verborgene Gott, den Niemand gesehen, der der Welt sich geoffenbart in vielfacher Weise, und zuletzt durch seinen Sohn, Jesus Christus. Und die Besten jener Zeit horchten auf diese Lehre, in ihrem Geist fand sein Wort Wiederhall, und sie sprachen mit Petrus: Wo sollen wir hingehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. So ist es in der That. Nur in der göttlichen Offenbarung findet die Menschheit die ganze, volle, lebenskräftige Wahrheit, und darum ist die Offenbarung ein Bedürfniß für die Menschheit, ohne welche ein wahres, tiefes, religiös-sittliches Leben sich nicht verwirklicht." Die Nothwendigkeit eines unmittelbaren sich-selbstbekannt-machenden Gottes, ein überirdisches Hineingreifen in die Geschicke und Geschichte der Menschheit war gefordert. Diese Offenbarung, dieses Sich-

selbst-kundthun Gottes ist in der heiligen Schrift enthalten.

Es ist ebenso nothwendig, daß Gott sich offenbaren mußte, als es vernünftig und wahr ist, daß er sich offenbart hat. Gott kann sich nicht dem Menschen auf immer entziehen wollen und ihn seine Wege gehen lassen, denn er ist die Liebe, die sich ihrer Geschöpfe erbarmt. Daher sandte er seine Propheten und Apostel, heilige Gesetzgeber und Dichter. Und „diese Männer Gottes haben geredet und geschrieben, getrieben von dem heiligen Geiste. Die Lehren und der Einfluß derselben, wie die Bibel als ein Ganzes vor uns liegt, hat sich in der Vergangenheit durch die Jahrtausende hindurch als Gottes Wort bewiesen, und heute beweist es sich durch seinen Einfluß noch ungeschwächt als dasselbe Gotteswort. Als ein Licht scheint es an den finstersten Erdenorten und erhellt die Welt mit seinem Glanze. Thronen und Herrschaften sind durch dasselbe gegründet und andre, die ihm feindlich gegenüber standen, gestürzt; durch Verbote denen man mit Henkerbeil und Scheiterhaufen Nachdruck zu geben verstand, hat man dieses Gotteswort zu zerstören oder zu verbannen gesucht, aber es hat seine Feinde alle überdauert, und findet heute mehr Verehrer als je. Des Heiland's Prophetenwort muß aber auch in Erfüllung gehen, wenn er sagt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Große Weltweise haben ihre Lehrsysteme aufgestellt und wieder umgeworfen, das Wort Gottes steht heute noch so vollgültig da, wie am ersten Tage seiner Erscheinung. Das kühnste Denkergenie muß sich vor seiner Autorität beugen, sich berichtigen lassen, wenn es geirrt, strafen, wenn es gesündigt hat. Kein Buch ist zu finden und wird je zu finden sein, das so Vielen theuer und heilig ist, wie die heilige Schrift. Sie ist bestimmt, das

Religionsbuch der ganzen Menschheit zu werden, und alle, Reiche und Arme ohne Unterschied, finden in ihr genügendes Licht, den Frieden in Gott zu suchen. Sie leitet Alle, die sich leiten lassen, zum zeitlichen und ewigen Glück, und straft Alle, die sich ihr widersetzen. Sie verkündet der Welt unverhohlen, daß so Jemand davon thut, von den Worten des Buchs dieser Weissagung, so wird Gott abthun sein Theil von dem Buche des Lebens, und von der heiligen Stadt, und von dem, was in diesem Buch geschrieben steht. Dieser Himmelsschatz, die heilige Schrift, muß daher von den Gelehrten gelassen werden, wie es Gott gefiel sie zu geben, und wenn alles Andre die Mode und Neuerungssucht verdirbt, so bleibt doch dem Armen dieses Kleinod in seiner guten, liebgewordenen Dieselbigkeit.

„Jedem Menschen," sagt Goltz „bleibt sein besonderes Heiligthum, aber es muß auch ein Völker- und Weltheiligthum geben, ein Heiligthum sowohl für die Laien wie für die Gelehrten, ein solches für die Weltweisen wie für die Thoren zugleich; ein Schriftenheiligthum, das mit dem Leben getraut ist, eine heilige Schrift, die in die Herzen der kleinen wie der großen Kinder Gottes gegraben und eine flammende Vorschrift geblieben ist, für die Jahrtausende und alles Volk."

Es muß einen zuverlässigen Führer und Richtstab in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen geben; eine Regel, die unverändert bleibt, und über aller Willkür und allem Trotz der Menschen steht. „Eine absolute Gottesvernunft muß es geben in allen Geschichten, solcher Gestalt, daß an einem und demselben Orte Lehre und Leben, das Wissen und das Gewissen, Wort und Werk, Schrift und Geist, Alt und Neu, Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit zusammengefunden wird, wie Seele und Leib! Und diese Weltschrift,

diese Wunderschrift, dieses heilige Wort Gottes ist die Bibel, die heilige Schrift! —

Ihre Worte leuchten durch alle Erdennacht und durch die Finsternisse menschlicher Wissenschaft, sie tönen durch die Jahrtausende und wurden das Fleisch aller Geschichten bis auf den heutigen Tag! Ihre Historien sind die Historien der Gottheit, weil die Urgeschichten der Menschennatur, ihre glaubenseinfältigen Lehren so sittlich wahrhaftig, so lebenskräftig, wie keine Naturphilosophie von gestern und heut; denn sie spiegeln eine übernatürliche, eine himmlische Wahrheit zurück, und sie bezeugen nur das augenblickliche und nothwendige Mißverhältniß einer ewigen, übermenschlichen Sprache und eines göttlichen Verstandes zur irdischen und menschlichen Natur. Aber der Eintags- und Modenverstand, der meistens das göttliche Organon, das Weltevangelium und den Canon der Ewigkeit, weil zu seinem heiligen Geiste kein unheiliges Verständniß gegeben ist. Auf der göttlichen Zunge sind alle Menschenworte und Gleichnißreden ein Irrthum und Erdenstaub, der von dem lebendigen Odem der Liebe und des Glaubens erst wieder belebt und in den himmlischen Verstand eingedeutet werden muß. Es ist aber eben der Odem Gottes, der in den heiligen Schriftworten einherbrauset, wie Wetterharfen und Orgelton, wie eine himmlische Fugenmusik von Engel- und Völkerstimmen zugleich, die kein Musikgelehrter in Noten fassen und keine Generalbaßlehre mit ihrer Grammatik in Uebereinstimmung bringen kann."

Der natürliche Mensch vernimmt nicht die Wunderstimmen und Himmelslehren der heiligen Schrift, weil ihm die Geistesverwandtschaft mit dem heiligen Worte selbst abgeht. Soll der Mensch die Rede Gottes verstehen, so muß es „geistlich gerichtet sein." — Die Erleuchtung von oben ist nothwendig.

„Was für Bücherwitz hat nicht schon die Bibel an sich vorübergehen lassen! Und noch leuchtet das wahre Gold ihrer Schrift, unangefressen vom Roste, welcher Granit und Eisen wie Lumpenpapier zernagt. Noch ragt sie, ein Hiroglyphen-Obelisk Gottes, ein Berg Ararat aus der Sündfluth der Literaturen aller Zeit! Wo das alte Testament national, wo es nur jüdisch und politisch ist, da ist es verblichen vor dem neuen Testamente, und weil das Christenthum ein Evangelium nicht nur für die Juden, sondern für alle Nationen ist, darum besteht es noch heut! Es ist aber ein Völker-Evangelium geworden, weil es für keine bestimmte Zeit, sondern für die Ewigkeit geschrieben ward."

Der gelehrte Schulverstand hat die heilige Schrift zu einfach und unwissenschaftlich gefunden, und sie daher beiseite gesetzt, der aufgeblasene Witzling zu prosaisch um seinen Possen zu dienen — das wahrheitsuchende Herz des einfachen Volksmannes fand in ihr den Segen des Himmels aufbewahrt; den Trost, den die nach Gott dürstende Seele haben muß um unter des Erdenlebens Bürden nicht zu erliegen. Dem vorurtheilsfreien, aufrichtigen Herzen nur ist die heilige Schrift das Wort des Lebens und Offenbarung Gottes, der er vertrauen und folgen lernt. Ihr kann der zweifelnde Kritiker nicht die heilige Lehre wegdisputiren, noch der schale Witzling sie wegspotten; der Gläubige traut Gott mehr als dem Menschen. Der gläubige, reine, heilige und poetische Sinn verkehrt mit der Schrift wie ein Jüngling mit seiner Braut. Dieser erblickt in der Geliebten eine irdische und überirdische Gestalt zugleich. Sein Verstand erkennt in ihr ein schwaches Weib und ein einfältiges Mädchen, aber der heilige Instinkt jener Liebe begreift auch in dem Weibe seines Herzens eine Heroin der Leidenschaft, eine Prophetin, die ihm das Geheimniß der Natur, einen Genius, der ihm die

Menschheit dolmetscht und nahe bringt. In jedem Augenblick erscheint sie ihm das Begreiflichste und das Unbegreiflichste in der Welt, so heimisch vertraut und bekannt wie der Tageshimmel, und so geisterfremd, so sphärenweit entrückt wie der Nachthimmel in seiner Sternenmajestät.

Er verleugnet dieses Weib in Augenblicken und ihre himmlische Kraft hie und da, aber er gibt sich ihrem Zuge im Großen und Ganzen hin. Er hadert mit ihr um ein Kleines, und opfert ihr gleichwohl Alles, was er ist und kann, und sein Leben. Er belehrt sie in klugen Worten und lernt von ihr die klügeren Werke und eine Geistesgegenwart in Sitte und Scham. Er bringt ihr die Schulvernunft zu und borgt von ihr die Schönheit der Seele, die Mysterien des Herzens, den Humor der Liebe, den Tiefsinn der Naivetät, das fromme Gewissen und den keuschen Sinn. O, er ist nicht zu beschreiben, denn er ist nicht zu reflektiren, nicht zu begreifen, dieser schönste und geheimste Zug der Welt im Liebesverkehr. Und also ist auch der Verkehr einer inbrünstigen Andacht mit der heiligen Schrift. Sie kann auch dem überlegensten Tagverstande eine Gottesbraut sein. Man hadert und schmält mit ihr, und bekennt gleichwohl in ihr eine Macht Gottes und in denselben Worten und Historien, die man getadelt hat, einen unsäglichen Tiefsinn, eine übernatürliche Wahrheit, und eine Symbolik von irdischen und himmlischen Prozessen zugleich. Alle diese von der Welt oft so sehr geschmähten Geschichten von Himmel und Hölle, von Sündfluth und Paradies, von dem einfältigen Verkehr Gottes mit Menschen auf Erden, im alten wie im neuen Testament, von der Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch, ach, wie sind sie so geistwahrhaftig in ihrer materiellen Unbegreiflichkeit; wie so herznatürlich innerhalb ihrer Uebernatürlichkeit, so glaubensnoth-

wendig bei aller Verstandes-Anzweiflung, so gemüthsverständig, naturgroß und absolut heilig!! —

Die heilige Schrift will nicht Wissenschaft für die Schule noch Staatskunst für die Höfe lehren und dennoch bewegt sie sich in ihrer Einfachheit in den höchsten Regionen des Gedankens und durch ihren Einfluß hält sie die Throne und Herrschaften der Welt aufrecht. Steuert der Ungerechtigkeit, wehrt Mord und Kriegen, daß sie nicht die Erde in ein Blut- und Leichenfeld verwandeln. Sie bringt Leben und Friede wo sie hinkommt. Es ist wahr, was ein Schriftsteller sagt: „Diese Bibelworte sind und bleiben Worte des Lebens, der Weltschönheit, der Herzenseinfalt, der Weltheiligkeit, des Weltgeheimnisses, der Welt- und Menschenliebe, des heiligen und absoluten Weltverständnisses für jeden Sinn, in welchem noch ein kleinster Rest eines Gewissens in Glaube, Liebe und Heiligung flammt.

Ja, mit und über diesen Worten, diesen Geschichten, leben und weben, zeichenreden und wahrsagen die unaussprechlichsten Gottes- und Weltmysterien, die ewigen Wahrheiten Himmels und der Erde, wie sonst an keinem Ort. Eben an diese Worte, an diese herzenseinfältigen und aus einem gottweissagenden, aus einem unverletzten Gewissen geborenen Historien des alten und neuen Testaments, an diese Zeichen und Wunder will ich mich anklammern und ansaugen mit meinem Herzen, denn es schmachtet nach einer herzenseinfältigen und gewissensinspirirten Religion! An diesen biblischen Gleichnißreden, über welche die sophistische Dialektik spottredet, will ich mich erlaben mit meinem symbolischen Verstande, der in den Formen und Worten von Erde die Zeichen und Abbilder eines ewigen Lebens schaut! An diesem Prophetensinn will ich den Tiefsinn meiner unsterblichen Seele entzünden. In dieser Einfältigkeit des Wortes Gottes will ich

den vielfältigen Weltverstand abstoßen. An all' dem heiligen Gedankengehalt des göttlichen Wortes will ich meinen Glauben prüfen und erfahren, wie stark mein Gemüth ist, und indem ich den Weltgeist mit seiner Schulgelehrsamkeit fahren lasse, soll mich der heilige Geist der Liebe, der Treue, der Weltpoesie und des Glaubens in seinen Schooß nehmen."

Die Schriften der kühnsten Geister sind nur ephemerische Pflanzen verglichen mit dem Riesenbaum der heiligen Schrift, der die Welt erfüllen soll. Die literarischen Meisterwerke unserer größten Dichter und Denker haben zur Zeit ihres Erscheinens eine große Wirkung gehabt aber mit dem Laufe der Jahre schwindet auch ihr Einfluß und in den herbsten Lebenslagen hat noch Niemand gedacht, sie zum Trost und zur Stärkung des Herzens zu lesen. Wer z. B. hat im Sterben an Göthe's Faust, oder bei Leichenfeierlichkeiten aus Schiller's „Tell" Trost geschöpft? Wer hat auch nur im Entferntesten daran gedacht, sie in solchen Lagen zu lesen? Die heilige Schrift hat unter allen Büchern in den besten Familien den Ehrenplatz, und behauptet ihn ein Jahr wie das andere, ein Zeitalter hindurch wie das andere. Sie tröstet die Traurigen, ermuthigt die Verzagten, stärkt die Schwachen, begeistert die Kleinmüthigen und erleuchtet als Licht dem Sterbenden das dunkle Thal der Todesschatten.

Tausend Lebensfragen vor denen der Mensch wie vor einem Geheimniß steht, beantwortet die heilige Schrift ihm, des Daseins Räthsel im Leben auf dieser Erde und die Harmonien des reinen Seins in der verklärten Unendlichkeit — das ganze Jenseits mit seinen Wonnen, Seligkeiten und Psalmgesängen am Throne des Ewigen entrollt sie vor seinen Blicken! Und dennoch, wie groß ist die Zahl Derjenigen, die diesem heiligen Of-

feubarungswort Auge, Ohr und Herz verschließen! Wohl möchte man mit Goltz ausrufen: „O heiliger Schriftgeist, rühre den blöden Menschengeist an, daß es wie Schuppen von seinen Augen falle und ein Strahl des himmlischen Vernunftlichtes die= Erdenverstand erhelle, der von Staub und Finsterniß gemacht ist!"

Tausendmal tausend Welt= und Schriftstimmen umtönen, betäuben, verdunkeln, verwirren und verlassen zuletzt die Sinnlichkeit und den Verstand, aber nur die heilige Schrift erleuchtet, entwirrt und beruhigt das Menschengemüth ganz und gar, und bält ihm in Zeit und Ewigkeit Wort. Die Menschenwelt und die Natur, die Wissenschaft und die Kunst ist die Zerstreuung, die Verflachung der Seelen; ihre Sammlung und Vertiefung aber ist die heilige Schrift.

Die Welt = Geschichten sind den Natur = Geschichten verwandt, und reden wie die Eintags = Geschichten und wie die natürlichen Gewissensstimmen mit tausend und zehntausend Zungen Lüge und Wahrheit in demselbigen Athem. So fordern sie denn einen übernatürlichen und göttlichen Verstand, der sie deuten und recht verstehen mag, und dieser Verstand ist keineswegs in der Schulwissenschaft, welche Weltweisheit genannt wird, sondern wiederum in dem Geiste der heiligen Schrift.

Nur mit dem Lichte der heiligen Schrift beleuchtet, läßt sich ein Sinn in der Geschichte der Völker erblicken, ohne dieses Licht ist Alles ein Wirrsal und ununterbrochener Kampf mit Widersprüchen. Die heilige Schrift zeigte zuerst, und zeigt heute noch, daß Gott in der Geschichte waltet und die Völkergeschicke überwacht zu ihrem Heil und zum allgemeinen Besten. Die heilige Schrift zeigt wie jedes Volk sowohl wie die einzelne Person, diesem Gott, der Alles überwacht und regiert, verantwortlich ist.

Sie schärft die Gewissen des Volkes und des Einzelnen, daß sie sich die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes vergegenwärtigen.

Das natürliche Wissen und Gewissen, auf das sich Alle als auf eine untrügliche Lebensnorm und Gottesstimme berufen, lehrt nur irgend welche Wahrhaftigkeit, Güte und Weltheiligkeit, irgend ein heiliges Recht und Gesetz; aber es lehrt nicht seinen rechten Namen, seinen festen Begriff und seine richtige Abwandlung in jeglichem Falle, an jeglichem Orte und zu jeglicher Zeit. Das natürliche Rechtsgefühl allein macht keinen Gesetzgeber für alle Völker und Zeiten, und so macht das natürliche Gewissen auch keinen Weltheiland und keinen Christenmenschen ganz allein, sondern welcherlei Natur, Sitte und Gewohnheit, welcherlei Trieb, Sinn und Verstand, welcherlei Leidenschaft und Lebensart in einem Menschenkinde von Kindesbeinen an wohnt, das ist auch seinem Gewissen zugebildet, davon ist dieses eben bewegt, durchtönt und gefärbt. Darum erlaubt das heidnische, das kindische, das Volksgewissen allerlei Worte und Werke, die dem christlichen, dem erwachsenen, dem männlichen Gewissen, und dem des Gelehrten und Wissenden nimmer gestattet und eben so wenig in den Sinn gekommen sind. Die heilige Schrift aber schärft und verfeinert das Gewissen mehr als alle Weltweisheit und aller Schulverstand zusammengenommen. Sie lehrt einen Gott, „der da ist ein Richter der Sinne und des Gedankens." Das natürliche Gewissen ist der göttliche Verstand im Menschen, aber die heilige Schrift ist das Gottes- A B C, welches sie ihn schreiben und lesen lehren muß, wenn er die göttliche Runen- und Bilderschrift der Natur einheitlich und weltvernünftig und weltewiglich ausdeuten und anwenden soll. Sie ist das Handbuch und der Wegweiser zur ewigen Seligkeit.

Die heilige Schrift ist eine übernatürliche Macht, und hängt

nimmer von Wind und Wetter und von dem irdischen Zeitengeist, von einer Seelenstimmung oder von einem Schulverstande ab; so zeigt sie auch unveränderlich und unverwüstlich denselbigen heiligen Geist und sein unwandelbares Gesetz aller Orten und zu jeglicher Zeit. — Die Natur ist eine lebendige Zeichen- und Bilderschrift, die aber das Menschenkind nach seinem Sinn deutet, da dieser Sinn selbst zur Erdennatur gehört. Aber obgleich sie von Weisen und Unweisen dieser Welt mißdeutet und oft mißverstanden worden ist, so hat sich dennoch ihr Wahrheitsgehalt mitten durch den Wulst menschlichen Irrthums Bahn gemacht und die Gedanken, Worte und Handlungen der Völker gerichtet, wenn sie von der Regel des Gottgewollten abwichen.

Die heilige Schrift allein deutet das Viele und Weltmannigfaltige einheitlich und einfältiglich, das Irdische und Natürliche überirdisch und übernatürlich, das Zeitliche aber weltewiglich. Sie allein dehnt den Herzpunkt und seine irdischen Augenblicke in Glaube und Liebe zur Weltewigkeit aus und verdichtet den Weltkreis wiederum in einen Augenblick des glaub- und liebseligen Herzens und in einen lebendigen Punkt. Sie allein hat alle Weltherrlichkeit, alles Größeste zum Kleinsten, und das Kleinste zur ewigen Herrlichkeit gedeutet, sie hat das ewige Leben im zeitlichen Tode, die Narrheit in der Weltweisheit, das himmlische Aergerniß in dem Lobe der Welt und die Nichtigkeit in aller Weltwichtigkeit aufgedeckt, das Himmelreich aber, die ewige Wahrheit, das Heil und die Gottseligkeit in dem, was die Welt verleugnet, was sie mit Unwillen, mit Eckel und Verachtung von sich geworfen hat. Die Bausteine, welche die irdischen Bauleute, die Wissenschaften und die Staatskünste verworfen haben, hat das Evangelium zur Weltpyramide gefügt, auf deren Spitze das himmlische Feuer brennt, zum Leuchtthurm auf den

Felsen und in den Brandungen des Lebensmeeres, zum Kennzeichen der Versöhnung und Vereinigung der Völker aller Zeiten, zum Welt-Münster, das über allen Sternen und über der ganzen Natur in den Himmel hinauf reicht und die verirrte Menschheit mahnt, auch dahin zu eilen.

Welcher Wahn und Aberwitz treibt nur die Weltklugen und die Schriftgelehrten aller Zeiten, daß sie in diesem Gottes- und Welttempel und in seinem Allerheiligsten ihre Weisheit aufgestapelt und ihre Waarenbuden aufgebaut, daß sie am weltgeweihten Orte von Anbeginn ihren unheiligen Handel und Wandel, ihren Schmutz und Zank und ihre Narrheiten getrieben? Daß sie aus der heiligen Schrift und ihren Worten einen heillosen Wortstreit, ein Buchstaben- und Gassengezänk gemacht haben, daß ihnen aus dem himmlischen Borne des Verständnisses, des Einverständnisses und der Versöhnung, daß ihnen aus dem wahren der falsche Thurm zu Babel, und aus dem Leuchtthurme der Fels geworden ist, an dem die Lotsen und die Lebensschifflein zerschellen müssen, statt in den Hafen geleitet zu sein.

Diese Worte der heiligen Schrift sind aber nicht Rede zu stellen und zu deuten wie menschliche Worte und eine gemeine Schrift, sondern sie sind Worte des ewigen Lebens und eines unendlichen Weltgeistes, der zwischen allen Zeiten, der nicht minder über, als in seinen unendlichen Zeichen und Formen mit einem heiligen und einfältigen Menschensinn, nicht aber mit einem alle Zeit fertigen, unheiligen und mit einem lieb- und glaubenlosen Eintags-Verstand aufgefaßt werden muß.

Die heilige Schrift ist so unergründlich wie die Welt selbst. Ihrer allmächtigen Kraft und Wirklichkeit gegenüber verstummt jeglicher Verstand und jegliches Lob. Es ist als ob man Him-

mel und Erde loben wollte und Gott den Herrn, in dem Augenblicke, wo er sich im Sonnenaufgang und Niedergang und im Herzen offenbart. Wer kann sagen, wie unser Fleisch wächst, wie unsre Seele mit Tod und Leben wuchert; wer kann das Leben erleben in Schmerz und Seligkeit, in Natur- und Gottgeschichten, in Schauern der Liebe und Unsterblichkeit, und dieses Leben bei Namen rufen und es beschreiben, ergründen und beweisen zu Lob und Ehr'! —

Die heilige Schrift ist, wie die Natur, eine heilige Tages- und Jahreszeit im Menschen-Gemüthe, ein sechster Sinn, eine himmlische Natur und Offenbarung in der Sprache; sie ist mehr, denn sie ist das Fleisch und der Geist aller Geschichten von Anbeginn bis auf diesen Tag; die Uebernatürlichkeit im Worte, die Sprache in der Sprache, das geschriebene Wort Gottes, das übernatürliche und vorchristliche Gewissen der Menschheit für alle Zeiten, für alle Völker, bis zu der Welt Ende. Kein menschlicher Verstand kann es fassen, wie diese Worte und Gedanken, diese Gottes- und Menschen-Geschichten so entstehen, wie sie gesagt werden konnten, wie solcher Gestalt Gott und die Welt-Ewigkeit im Menschen-Worte Fleisch geworden sind.

Man kann diesen himmlischen Kern und Geist, dieses heilige Wort Gottes anbeten, lieben, leben, in und mit demselben wachsen, der Unsterblichkeit entgegen leben; aber man faßt dieses ewige, höchste Weltwunder, diese Kunst Gottes, dieses unausdenkbare Geheimniß Himmels und der Erden nicht zum andern Mal in ein anderes und in sein eigenes Wort.

Das ist die zeitliche und ewige Bedeutung der heiligen Schrift nicht, daß sie vom eiteln Menschengeiste abgelöset verzehrt, sondern daß der unheilige Welt-Geist, daß der Erden- und Zeitverstand im Worte Gottes wiedergeboren werde, daß in ihm die

thierische Sinnlichkeit und Natur sich hinaufläutere zur Uebernatürlichkeit, die unnatürliche vertrocknete Schulbildung und falsche Wissenschaft der Pharisäer und Schriftgelehrten zur wahrhaftigen gottgeborenen Menschennatur.

Denn in dieser heiligen Schrift und ihren Gottesgeschichten zeichenredet, spiegelt, versöhnt und begegnet sich für Himmel und Erde, das Diesseits und das Jenseits, das Aelteste und das Neueste, Adam und Christus, der älteste und der jüngste Tag." Der Menschen Starrsinn und Gottes Langmuth, des Menschen Sünde und des ewigen Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Die Irrfahrten und Fehltritte der Menschheit von Eden's verschlossener Thür bis zur geöffneten Gnadenpforte auf Golgatha, — wie läßt dieses Gotteswort es uns Alles klar in dem Rahmen seines gottmenschlichen Bildes sehen!

Welch' ein Contrast zwischen dem Volke der Denker und Philosophen Griechenland's und dem Volke der Ackerleute und Hirten Judäa's! Welch ein Unterschied in ihrem religiösen Glauben und sittlichen Leben. Wer könnte dieses Geheimniß lösen, ohne daß die heilige Schrift ihm sagt: die Einen ließ Gott ihre eigenen Wege gehen und den Andern ging er als Wolkensäule und Feuerstrahl auf ihren Wüstenwandrungen voran. Die Einen bildeten sich Dichter und Philosophen, den Andern sandte Gott Propheten und Seher! Die Einen haben Kampfspiele, Bachusfeste und setzen ihre Kinder aus, die ihnen für den Staatsdienst nicht geeignet scheinen, die Andern singen Psalmen in Jehovah's Tempel und weihen ihre Kinder in frommer Hingebung dem Dienste des Allerhöchsten.

Die heilige Schrift ist ein geographiches Handbuch, darstellend die Wege, die Gott mit der Menschheit ging, um sie zur Heimath des Friedens und der Ruhe zu bringen. Wie er den Bedräng-

ten und Frommen in der Stunde der Noth zur Hülfe kam und den Dränger und Bösewicht verderben ließ. Das ganze alte Testament ist ein geheimnißvoller Wegweiser und Leitstern, der auf eine glanzerfüllte Zukunft hinweist, und das neue Testament ist eine Erfüllung und Einlösung göttlicher Versprechungen. „Das neue ist im alten verhüllt und das alte ist im neuen enthüllt." Eins erklärt sich im Andern und offenbart die Liebe und Vatertreue Gottes; beide Testamente aber bilden ein vollkommenes Ganze. Lebensregeln, Lehren und Geschichten, Alles trägt in diesem wunderbaren Buch ein ganz sonderbares, eigenartiges Gepräge; Alles offenbart einen überirdischen, höhern Charakter. Wer kann dieses Buch mit Andacht und aufrichtiger Seele lesen und durchforschen ohne dabei ein besserer Mensch zu werden? Die Oden eines David, die Spruchdichtung Salomos, die großartigen Predigten eines Jesaia, die Lehren Jesu, der Briefstyl Pauli und das wunderbar tiefe Offenbarungsschauen eines Johannes — wo findet dieses Alles auch nur annähernd seines Gleichen, blos im allgemeinen Verstande genommen?

Die heilige Schrift ist heute noch die einzige, in jeder Hinsicht zuverläßige Richtschnur des Lebens und Glaubens; sie ist das einzige Licht auf unserm Lebenswege, das da scheinet und fortgeht bis auf den vollen Tag. Noch heute kann man, wie vor achtzehnhundert Jahren, dem Greise sowohl wie dem Jüngling kein besseres Buch in die Hand legen als die heilige Schrift. Sie bildet den Verstand und bessert das Herz zugleich. Das Haus, die Stadt, das Volk und Land wo die heilige Schrift in Ehren ist, wird sich vor allen andern rühmlich auszeichnen. Kein größeres Unrecht konnte daher an der Menschheit begangen werden, als die römische Kirche begangen hat, darin daß sie dem Volke die heilige Schrift entzog. Das heißt gewiß dem Wan-

derer in der Finsterniß die Leuchte rauben. Revolutionen und allgemeine Gottlosigkeit stehen in der Geschichte da als Früchte des Bibelverbotes.

So ist andrerseits die Verbreitung der heiligen Schrift eine der segensreichsten Wohlthaten der neuen Zeit und die Bibelgesellschaft der nützlichste aller bestehenden Vereine. Die Verbreitung des Wortes Gottes in christlichen sowohl als in heidnischen Ländern ist das einflußreichste Civilisationswerk das genannt werden kann. Wo Gottes Wort in Wahrheit einkehrt, schlägt Glück, Friede und Wohlstand seinen Wohnort auf. Gottes Wort ist der segnende Engel der Zeit und wird einst den Verächtern der heiligen Schrift in der Ewigkeit Ankläger und Richter sein. Himmel und Erde werden vergehen, aber das Wort Gottes soll bleiben bis in Ewigkeit. Schön besingt A. Fuchs das Wort des Herrn in folgenden Versen:

„Rings ist der Himmel schwarz umzogen,
In tiefe Nacht der Weg gehüllt!
Wie schau' ich auf zum Himmelsbogen,
Von Bangigkeit die Brust erfüllt!
Wer hilft mir nun wie einem Blinden
In dieser Nacht durch Dorn und Haag
Die vielverschlung'nen Pfade finden,
Daß ich des Ziels nicht fehlen mag?

Wie jetzt die Wolken sich zertheilen
Und meine Schritte durch die Flur
Auf hellem Pfad zum Ziele eilen,
Wird mir zum Gleichniß die Natur:
Woher doch strahlt in meine Seele
In Sünd' und Tod ein rettend Licht?
Daß ich des Zieles nicht verfehle,
Gab Gott sein Wort — nun irr' ich nicht!

Wie freundlich liegt, von ihm beschienen,
Vor mir der Weg zur Seligkeit!

Die Dir, o Herr, im Glauben dienen,
Haſt Du von ihrer Schuld befreit.
Wer warb für uns um's ew'ge Leben?
Wer ſtarb für uns den Opfertod?
Wer iſt zum Schilde uns gegeben?
Wer tröſtet uns in jeder Noth?

Die Macht der Sünde zu zerſtören
Ward Gottes Sohn zu uns geſandt
Und bietet Allen, die ihn hören,
Zu ihrem Heile gern die Hand.
Ihn darfſt du deinen Retter nennen,
Gib dich an ihn von Herzen hin:
Im ird'ſchen Leben ihn bekennen
Bringt einen ewigen Gewinn!"

Alte und neue Urtheile über die Heilige Schrift.

Es dichten sich die Reihen,
Es wächst die Zeugenschaar,
„Herr," hört man ringsher rufen:
„Dein Wort ist ewig wahr!"

Daß die Heilige Schrift ein Gotteszeuge ist, dem vielfach widersprochen wurde und dem man heute noch widerspricht, bedarf keines Beweises. Die Wahrheit hat stets Feinde gehabt und wie sollte das göttliche Wort als die Wahrheit sie nicht haben! Jedoch inmitten dem Waffengeklirr der Feinde war auch stets der Zeugenchor derjenigen zu vernehmen, die dem Worte Gottes ihre Anerkennung zollten und seinen göttlichen Wahrheitsgehalt vor aller Welt bekannten. Oft haben sogar die Feinde die Göttlichkeit der heiligen Schrift anerkennen müssen und ihre Zeugnisse haben auch insoweit Bedeutung als sie be-

kunden, daß die Wahrheit so gewaltig ist, daß man sie sogar gegen seinen Willen bekennen muß.

Wir wollen hier einige dieser Zeugnisse, die wir zum Theil nach einer Zusammenstellung Dr. Pick's geben, mit Hinzufügung anderer Aussprüche und Anmerkungen anführen. Was Andre vor uns von einer guten Lehre oder Sache gedacht, ist immer nützlich und werth wieder erwogen zu werden. Der Kirchenvater Irenäus († 202) spricht über die heilige Schrift also:

„Wenn wir doch in der Natur nur zur Erkenntniß einiger Dinge gelangen können, die Erklärung anderer hingegen Gott überlassen müssen, wie kann es uns befremden, daß wir in der heiligen Schrift, die doch ganz ein Werk Gottes ist, nur Manches von dem, was wir suchen, durch Gottes Gnade erklären können, andre Dinge hingegen Gott vorbehalten müssen, nicht blos für dieses, sondern auch für jenes Leben, damit Gott immer der Lehrer sei, und der Mensch allezeit von Gott lerne; verfahren wir so, so werden wir die ganze von Gott uns gegebene heilige Schrift mit sich übereinstimmend finden, die dunklere durch die von sich selbst deutlichen Stellen erklärt, und in mannigfaltigen Wendungen eine göttliche Harmonie.

Wessen Auge durch schlechte Erziehung und Lehre verfinstert ist, der eile zu dem verwandten Lichte, zu der Wahrheit, welche durch die Schrift das über alle Sprache Erhabene offenbart. Die heilige Schrift entzündet den Funken der Seele, und sie erhebt das verwandte Auge zur Betrachtung, indem sie der Seele theils etwas Neues mittheilt, wie der pfropfende Landmann, theils das Vorhandene anregt."

Clemens von Alexandrien. † 220.

„Wer mit sorgfältiger Aufmerksamkeit die heilige Schrift lieset, der wird bei dem Lesen selbst von einem Gefühl des Göttli-

chen ergriffen und durch seine eigene Erfahrung überzeugt, daß die von Gott gegebene Schrift nicht Menschenwerk sei. Wenn aber der Ungeübte nicht überall das Uebermenschliche der Gedanken gleich wahrnimmt, so kann dies nicht befremdend sein; denn auch in den Werken der die ganzen Welt regierenden Vorsehung offenbart sich Manches auf das Augenscheinlichste als ein Werk der Vorsehung; in andern Dingen hingegen ist die Hand des mit unsichtbarer Kunst und Kraft regierenden Gottes so sehr verborgen, daß dadurch der Unglaube Raum zu gewinnen scheint. — Wir haben den Schatz der Heiligen in irdischen Gefäßen, damit das Ueberschwengliche der Kraft Gottes desto mehr hervorleuchte, und damit wir nicht in Versuchung kommen sollen, es für ein Werk menschlicher Kunst zu halten."

„Mein Sohn! Lies vor Allem mit Aufmerksamheit die heilige Schrift; aber mit Aufmerksamkeit sage ich, denn mit vieler Aufmerksamkeit müssen wir diese göttlichen Schriften lesen, um nicht zu voreilig über den Sinn derselben zu reden oder zu urtheilen. Und wenn du im Lesen der heiligen Schrift verharrst mit einem gläubigen und gottgefälligen Sinne, so klopfe an, und es wird auch das Verschlossene dir geöffnet werden von dem Thürhüter, von welchem Jesus spricht Ev. Joh. 10, 3. Aber mit dem Anklopfen und Suchen ist es noch nicht genug. Am Nothwendigsten, um die göttlichen Dinge verstehen zu lernen, ist das Gebet. Dazu ermahnt uns der Heiland, indem er nicht blos sagt: Suchet, so werdet ihr finden; klopft an, so wird euch aufgethan, sondern auch: Bittet, so wird euch gegeben werden."

Origenes. † 254.

„Die Seele wird durch das Wort Gottes lebendig gemacht. Denn das ist das Lebensprinzip für unsere Seele, wodurch sie

genährt und regiert wird. So wie das Wort Gottes sich mehrt in unserer Seele, wenn es in dieselbe aufgenommen, von ihr verstanden und begriffen wird, so mehrt sich ihr Leben, und so wie im Gegentheil das Wort Gottes in unserer Seele abnimmt, ist auch ihr Leben im Abnehmen. Daher müssen wir auf alle Weise streben, was höher zu achten ist als alles Andere, Gottes Wort uns einzusammeln und von ihm unsern Geist und Sinn, unsere Denk- und Handlungsweise durchdringen zu lassen."

Ambrosius. † 397.

Chrysostomus. † 347.

„Schon der Anblick der Bibel schreckt von der Sünde ab, wenn nun noch genaues Lesen dazu kommt, so wird die Seele eingeweiht in das verborgene Heiligthum der Gottheit, gereinigt und gebessert, indem Gott durch diese Schriften mit ihr umgeht.

Das Lesen der heiligen Schrift ist Umgang mit Gott. Deshalb ließ Gottes Gnade durch Zöllner, Fischer und Teppichmacher diese Bücher schreiben, daß Jedermann sie lesen und verstehen konnte.

Nicht nur in allen äußeren Unglücksfällen, sondern auch wenn wir in Sünde gefallen sind, gibt uns die heilige Schrift großen Trost. Wenn der Mensch von brennendem Schmerz täglich verfolgt, an sich selbst verzweifelt, und der Trost der Tausende ihm einsprechen wollen, keinen Eingang bei ihm findet, und er geht in die Kirche und hört, daß viele gefallene Heilige sich wieder aufgerichtet haben, kommt unvermerkt Trost in sein Herz. Wenn ein Mensch uns in unsrer Betrübniß tröstet, und wir auch auf kurze Zeit getröstet scheinen, fallen wir doch wieder in Verzweiflung zurück; wenn aber Gott selbst uns zuspricht durch andre Sünder, die Buße gethan haben und wieder zum Heil gelangt sind, thut er uns selbst seine Gnade kund, auf daß wir um unser

Heil nicht in Verzweiflung seien. In der heiligen Schrift ist nichts, was nicht einen großen Schatz in sich hält, wenn nur der rechte Schatzgräber kommt.

Nehmt auch daheim die Bibel zur Hand und betrachtet sie zu eurem großen Nutzen. Schaffet euch eine Bibel an, diese Arznei der Seele. Seid ihr betrübt, schaut in diese Apotheke voller Heilmittel. Da hole dir Trost und Rath, sei's nun, daß dich ein Verlust betroffen, oder du Einen der Deinigen verloren hast. Ja, schaue nicht allein hinein, sondern betrachte Alles genau, indem du es hin und her wendest und im Geiste vergleichst. Das ist die letzte Ursache alles Unheils, daß man in der Schrift nicht zu Hause ist.

Die heilige Schrift ist ein Sendschreiben des allmächtigen Gottes an seine Geschöpfe, ebenso leicht zu verstehen, als ein Brief, den Jemand von seinem Freunde empfängt."

Augustinus. † 430.

„Es sind in der heiligen Schrift tiefe Geheimnisse, die deshalb verborgen sind, damit sie nicht gering geschätzt werden, deshalb gesucht werden, damit es uns übe, deshalb aufgethan werden, damit sie uns erquicken.

Da ich zuerst zur heiligen Schrift mehr grübelnden Scharfsinn als fromme, forschende Wahrheitsliebe mitbrachte, verschloß ich mir selbst durch meine verkehrte Sinnesart die Thüre meines Herrn. Statt anzuklopfen, daß mir geöffnet werde, wirkte ich vielmehr dazu, daß sie mir verschlossen blieb, denn ich wagte hochmüthig zu suchen, wo nur die Demüthigen finden können.

O wunderbare Tiefe der Worte der Schrift. Ihre Oberfläche breitet sich vor uns aus, lieblich schmeichelnd den Einfältigen. Und doch, welch' eine wunderbare Tiefe, mein Gott, welch' eine wunderbare Tiefe! Ein Schauer überfällt mich,

wenn ich mich in sie versenke, der Schauer der Ehrfurcht und das Zittern der Liebe. — Das habe ich erkannt und erfahre es noch täglich, daß mir kein Schriftgeheimniß, keine dunkle Stelle einleuchtet, worin ich nicht das Gebot der Liebe wiederfinde. Die Schrift gebietet nichts als die Liebe, und verbietet nichts als die Begierlichkeit. Liebe aber nenne ich jene Stimmung oder Neigung der Seele, vermöge deren man verlangt, Gott um seiner selbst willen, sich aber und den Nächsten um Gottes Willen zu genießen. Je mehr das Reich der Begierlichkeit zerstört wird, desto mehr wird das Reich der Liebe erweitert. Das ist der Zweck der Schrift. Was immer die Schrift von Seiten Gottes und seiner Heiligen vorbringt, was den Schein einer Härte und Grausamkeit hat, dient zur Zerstörung des Reiches der Begierlichkeit."

„Die Bibel ist ein Strom, in welchem der Elephant schwimmt und das Lamm nicht ertrinkt." Derselbe.

„Lies den Demostenes oder Cicero, Plato oder Aristoteles oder welche du willst aus der großen Menge der Alten; sie werden dich anziehen, ergötzen, bewegen, hinreißen; aber wenn du dich von ihnen weg zur Bibel wendest, so wird sie dich, du magst wollen oder nicht, so lebendig ergreifen, dein Herz so durchdringen, dir so in's innerste Mark einschneiden, daß vor der Wirkung ihres Sinnes die Kraft der Rhetoren und Philosophen fast verschwindet, so daß es bald klar wird, daß die heiligen Schriften etwas Göttliches athmen, das alle Talente und Gaben des menschlichen Geistes weit übertrifft."

Calvin. † 1564.

„Es ist nicht rathsam, daß man das heilige Buch der geheiligten Geheimnisse in einem Saal oder in einer Küche herumschlep-

pen läßt. Dieses Buch enthält keine Märchen, sondern eine verehrungswürdige, furchtbare und anbetungswerthe Geschichte."

Montaigne. † 1592.

„Man betrachte doch die Wunder der heiligen Schrift, welche zahllos sind, die übermenschliche Größe und Erhabenheit ihres Inhaltes und die wunderbare Einfachheit ihres Styles, welcher nichts Affektirtes, nichts Gesuchtes hat und das unverkennbare Gepräge der Wahrheit trägt."

„Die heilige Schrift ist nicht eine Wissenschaft des Geistes sondern des Herzens. Sie ist nur denen verständlich, die aufrichtigen Herzens sind. Der Schleier, der über der Schrift liegt für die Juden ist auch für die Christen da. Die Liebe ist nicht allein der Gegenstand der heiligen Schrift, sondern auch der Eingang zu ihr."

„In der Liebe ist Licht genug da, um zu sehen, für Alle, die wirklich zu sehen wünschen, und Dunkelheit genug, um die zu verwirren, die entgegengesetzten Sinnes sind."

Pascal. † 1662.

„Nirgends anderswoher als aus der heiligen Schrift selbst ist die gewisse und unfehlbare Auslegung der Schrift zu holen. Denn die Schrift, oder vielmehr der heilige Geist, welcher in der oder durch die Schrift redet, ist allein selbst sein rechter und sein königlicher Ausleger. Die dunklen Stellen können und sollen aus andern klaren Stellen der Schrift ihr Licht empfangen, so daß die Schrift durch die Schrift erklärt werde."

Quenstadt. † 1688.

„An der Milchstraße habe ich ein Abbild der heiligen göttlichen Schrift, welche dem, der sie nur obenhin ansieht, dunkel scheint; wer sie aber im Geist und durch das Perspektiv des Glaubens betrachtet, der wird einen funkelnden Lehr- und Trost-

stern bei dem andern zu seiner Erleuchtung finden. Es bleibt Alles klein und fast unkenntlich, weil wir noch so gar weit vom Himmel entfernt sind. Wenn wir aber, will's Gott, selbst hineinkommen, wollen wir's mit ewiger Zufriedenheit vollkommen erfahren."

Scriver. † 1693.

„Einmal ist gewiß, daß die fleißige Handlung des göttlichen Wortes das vornehmste Mittel der Besserung sein muß . . . und wenn wir die Leute zu einem Eifer bringen, darin fleißig zu sein und in solchem Buche des Lebens ihre Freude zu suchen, so wird das geistliche Leben in ihnen herrlich gestärket und sie zu ganz andern Leuten werden."

Spener. † 1705.

„Wir forschen fleißig die Worte der Menschen, und wir versäumen die Worte Gottes. Ein Wort des Evangeliums ist köstlicher als alle Bücher der Welt zusammen; es ist die Quelle aller Wahrheit. Mit welcher Liebe, mit welchem Vertrauen, mit welcher Anbetung sollen wir denn Jesum Christum darin anhören? Laß uns doch künftig mit dem heiligen Petrus zu ihm sagen: Herr, wohin sollen wir gehen? Ein Augenblick der Sammlung, der Liebe und der Gegenwart Gottes wirkt kräftiger zur Erkenntniß der Wahrheit als alle Vernünfteleien der Menschen."

Fenelon. † 1715.

„Wenn man die Bibel auch nur aus dem Gesichtspunkt der unter dem großen Haufen gestifteten Erbauung betrachtet, so ist schon das Verdienst unserer heiligen Verfasser ganz überwiegend. Trost fließt aus ihr für die Bekümmerten und Erquickung für die Matten. Sie hält gerechte Vergeltung allem Fleische vor, um den Unterdrückten zu heben und den Hoffärtigen zu fällen.

Da sie zu Grunde legt, daß kein Ansehen oder Person vor Gott gelte, auch nicht der Unterschied der Geistesgaben, so bekommt der Arme Muth und der Einfältige Dreistigkeit. Wenn der Niedrigste im Volke seine Bibel vor sich hat, das Wort seines Gottes, so ist es ihm, als ob schon der letzte Gerichtstag hereingebrochen wäre."

Abbt. † 1766.

„Ich bin bereit zu gestehen, daß mich die Majestät der heiligen Schrift mit Bewunderung erfüllt, in demselben Grade, als die Reinheit des Evangeliums auf mein Herz Einfluß gewinnt. Lesen Sie die Werke unserer Philosophen, mit all' ihrem rednerischen Gepränge, wie verächtlich sind sie im Vergleich mit der heiligen Schrift! Ist es möglich, daß ein Buch, das zu gleicher Zeit so einfach und so erhaben ist, das bloße Werk eines Menschen sein sollte? Ist es möglich, daß die heilige Person, deren Namen es verkündigt, selbst ein bloßer Mensch war? Welche Milde, welche Reinheit in seinem Betragen! Welche Erhabenheit in seinen Grundsätzen! Welche Tiefe der Weisheit in seinen Reden!"

Rousseau. † 1778.

„Das Evangelium hat eine geheime Macht, etwas wunderbar Kräftiges, eine Wärme, die an das Verständniß wirkt und das Herz bezaubert. Wenn man es betrachtet, so erfährt man, was man bei der Betrachtung des Himmels erfährt. Das Evangelium ist kein Buch, es ist ein menschliches Wesen, von einer Thätigkeit, einer Macht, welche Alles ergreift, was sich seiner Ausdehnung entgegenstellen will. Das Buch da auf dem Tische (die Bibel), ich werde es nicht müde zu lesen und immer mit demselben Vergnügen.

Die Bibel ist der edelste Schatz, ohne den ich elend wäre. Zu-

verlässige Regeln, wie Menschen und ganze Staaten zu aller möglichen Glückseligkeit gelangen können, sind nur in der Bibel zu finden. Alle Bücher, die ich gelesen, haben mir den Trost nicht gegeben, den mir das Wort in der Bibel gab. Ob ich schon wanderte im finstern Thale, fürchte ich doch kein Unglück, denn Du, Herr, bist bei mir."

Kant. † 1804.

„Kein Buch in der Welt liest sich so gut, mit solch' innerer Lust und Freude. Wie ein Kind die Stimme seines Vaters, wie der Geliebte die Stimme seiner Braut, so sollen wir Gottes Stimme in der Schrift hören und den Laut der Ewigkeit vernehmen, der in ihr tönt."

Herder. † 1803.

„Lerne die Bibel durch die Bibel, das alte durch das neue Testament, beide aus dem Bedürfniß deines Herzens verstehen. Die Summe der ganzen heiligen Schrift, die darin beschriebene Geschichte und aller poetischen und prophetischen Anwendungen derselben ist die Wahrheit, die in tausend Gestalten auf allen Seiten ausgedrückt ist: „Gott mit uns, siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschen . . ." Sie ist eine Geschichte Gottes nach der Ansicht der Menschen und eine Geschichte der Menschen nach der Ansicht Gottes."

J. v. Müller. † 1809.

„Ganz wie das Brod alle unsere andern Nahrungsmitteln bis an's Ende unsers irdischen Lebens begleitet, so muß das Studium des göttlichen Werkes alle unsere anderen Studien begleiten: es muß uns führen bis zum Ende unserer irdischen Laufbahn. Mögen wir den Herrn, der dessen Urheber ist, bitten, uns den wahren Sinn desselben erkennen zu lassen, um uns die Kraft zu geben, unser Leben treu darnach zu richten."

Oberlin. † 1826.

Auf seinen Sterbebette sprach Walter Scott, der große Novellendichter, einst zu seinem Schwiegersohn Lockhardt: „Reiche mir das Buch!" „Was für ein Buch?" fragte dieser. „Kannst du noch fragen?" erwiederte Scott, „es gibt nur noch ein Buch für mich, die Bibel. Nichts ist, was sie nicht anbietet, nichts was sie nicht anbietet, nichts was sie nicht dem Menschen gibt, welcher seine Noth fühlt und ihren Reichthum sucht: Wahrheit, die nie veraltet; Reichthum, der nie vergeht; Freuden, die nie übersättigen; eine Krone, die niemals rostet; Linderung des Kummers und Stillung der Furcht; selige Hoffnung des unvergänglichen Lebens. Das ist die Gabe Gottes an alle Liebhaber und Verehrer seines Wortes."

Scott. † 1832.

„Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem innern Werthe. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker.

Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht der naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genützt werden."

Göthe. 1832.

„Der menschliche Verstand sucht den Urgrund aller Dinge zu erkennen und sich in Tiefen des Seins zu verlieren, aber wie wenig vermag er das Gemüth des Menschen in den Zusammenhang mit dem ewigen Vater der Liebe hineinzuführen, es sei denn, daß er sich ganz hingibt in die Tiefen des Evangeliums."

Schleiermacher. 1833.

„Das ist gerade ein Zeichen der Göttlichkeit der Bibel, daß

das eine Buch, und der, welcher es schrieb, den Einen ein anderes, den Andern je nach Gemüth, Temperament, Bildung und Richtung mehr anspricht, tiefer auf sein Christenherz wirkt, und daß dennoch alle Bücher der heiligen Schrift zu einem Ziel führen."

Perthes. † 1842.

„Ja, es ist ein altes schlichtes Buch, bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese; ein Buch, das werkeltägig und anspruchslos aussieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brod, das uns nährt; ein Buch, daß so traulich, so segnend gütig uns anblickt, wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest, mit den lieben, bebenden Lippen — und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die heilige Schrift. Wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden; und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche sich auf Kostbarkeiten verstehen, wußten sehr gut, was sie thaten, als sie bei dem Brande des zweiten Tempels, die goldenen und silbernen Opfergeschirre, die Leuchter und Lampen, sogar den hohenpriesterlichen Brustlatz mit den großen Edelsteinen im Stiche ließen, und nur die Bibel retteten. Diese war der wahre Tempelschatz, und derselbe ward, gottlob, nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Vespasianus."

Heine. † 1856.

„Die Bibel ist Gottes Wort an die Menschheit. Allerdings ein Wort in Knechtsgestalt, aber so ist alles Göttliche, was über die Erde zieht. Allerdings ein Buch von Trümmern, aber in diesen Trümmern weht ein lebendiger Geist. Allerdings ein Buch in armer Rede, aber in Worten die nicht vergehen, weil je-

des Menschenherz ihnen Zeugniß gibt. Ein Buch voller Jahrtausende, voll scheinbarer Widersprüche, wie die Natur und der Mensch und die Geschichte unsres Geschlechts, aber immer jung und in sich eins durch die Einheit des Geistes, aus welchem sie hervorgegangen, gerade wie die Schöpfung in sich eins ist mit allen ihren Gegensätzen, ja durch alle ihre Gegensätze. Ein Buch der Weisen und doch jedem Kinde verständlich wie Gottes Natur, nämlich nach dem Maße seines Verständnisses, ein Buch verfaßt in todten Sprachen und doch lebend in den Zungen der Völker."

Bunsen. † 1860.

„Wenn die Bibel, wie bei uns, dem Volke gewöhnlich das einzige Buch ist, so hat diese in ihr ein ganzes menschliches Geisteswerk: Geschichte, Dichtung und Philosophie, und alles dieses so daß es schwerlich eine Geistes- und Gefühlsstimmung geben kann, die nicht darin einen entsprechenden Anklang fände. Auch ist nur Weniges so unverständlich, daß es nicht gemeinem, schlichtem Sinne zugänglich wäre. Der Kenntnißreiche dringt nur tiefer ein, aber Keiner geht unbefriedigt hinweg.

Das Lesen der Bibel ist eine unendliche und wohl die sicherste Quelle des Trostes. Ich wüßte sonst nichts mit ihr zu vergleichen. Der biblische Trost fließt, wenn auch ganz verschieden, doch gleich stark im neuen und alten Testamente. In beiden ist die Führung Gottes, das Allwalten der Vorsehung die vorherrschende Idee, und daraus entspringt in religiös gestimmter Gesinnung auch gleich die tiefe innere, durch nichts auszurottende Ueberzeugung, daß auch die Schicksale, durch welche man selbst leidet, doch die am weisesten herbeigeführten, die wohlthätigsten für das Ganze, und den dadurch Leidenden selbst sind."

W. v. Humboldt. † 1865.

„Das Evangelium hat Klarheit genug, um Solche, die zu sehen begehren, zurechtzuweisen; aber auch Dunkelheit genug, um Solche, die nicht sehen wollen, vollends zu verwirren. Es hat Klarheit genug, um die Hülfsbedürftigen zu erleuchten, und Dunkelheit genug, um sie in der Demuth zu erhalten. Es hat Dunkelheit genug, um Diejenigen, die verloren gehen, irre zu leiten, aber auch Klarheit genug, um ihnen für ihr Nichtglauben jede Entschuldigung zu benehmen. Alles gereicht den Kindern Gottes zum Heil, auch die Dunkelheiten des Evangeliums, die sie ehren der vielen Klarheiten wegen, die sie sonst darin finden. Alles dient den Verächtern zum Unheil, auch die Klarheiten in der Schrift, die sie lästern, um der vielen Dunkelheiten willen, welche sie nicht verstehen."

F. W. Krummacher. † 1868.

„Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht es öd' und traurig aus;
Da kehrt der böse Feind gern ein,
Da mag der liebe Gott nicht sein.
D'rum Menschenkind, d'rum Menschenkind,
Daß nicht der Böse Raum gewinnt,
Gib deinen blankſten Thaler aus,
Und kauf' ein Bibelbuch in's Haus.
Schlag's mit dem ersten Lächeln auf,
Hab all dein Sehnen und Sinnen drauf,
Fang' drin die A-B-C-Schul' an,
Und buchstabir' und lies sodann,
Und lies dich immer mehr hinein.
Auf schlag darin dein Kämmerlein,
Und lies dich immer mehr heraus,
Mach' dir ein wahres Bollwerk draus,
Und pflanze still hoch oben drauf
Die allerschönsten Sprüchlein auf;
Hell laß sie flattern, muthig weh'n,

Als deine Banner laß sie seh'n.
Als deinen Schild drück's an dein Herz
Und halt' dich dran in Freud' und Schmerz.
O du, mein liebes Menschenkind!
Hast du noch kein's so kauf's geschwind,
Und ging dein letzter Groschen d'rauf,
Geh', eile, flieg' und schlag' es auf,
Lies mit Gebet und schlag' es du
Nur mit des Sarges Deckel zu.
Des Lesens und des Lebens Lauf
Beginn und höre mit ihm auf."

Das Gebet.

Gebet ist unser tiefstes Sehnen,
Ob lautlos, oder ausgedrückt
In Worten, Seufzern, Blicken, Thränen;
Ein heilig Feuer das uns durchzückt.

Gebet ist Klageton im Wehe,
Ein Hülferuf aus tiefer Noth;
Ein Sehnsuchtsblick zur Himmelshöhe,
Wenn Niemand sieht und hört als Gott.

Gebet ist aller Sprachen nächste,
Die selbst auf Kindeslippen bebt;
Gebet der Melodien höchste,
Die uns zu Gottes Thron erhebt.

Gebet ist ängstlich Händeringen
Des Sünders, der im Bußkampf liegt;
Doch Engel schau'n auf ihn und singen:
Sieh', wie er betet, wie er siegt!

Gebet ist Lebensluft dem Herzen,
Sein Labetrunk und Freudenmahl;
Sein letzter Trost in Todesschmerzen,
Sein Lobgesang im Himmelssaal.

(Aus dem Englischen von Dr. Schaff.)

Der Mensch ist auf einen Höhern als er selbst ist, angewiesen; er ist abhängig von seinem Gott. Mit jedem Tage fühlt er, wenn er sich anders nicht im Bösen zu weit verirrt hat, wie es ihm

Noth thut, sich auf den Arm dieses Stärkeren zu lehnen und von ihm Kraft, Hülfe und Segen für sein eigenes Wirken und Schaffen zu nehmen. Des Menschen Vermögenheit ist zu gering, und seine Aufgabe zu schwierig, als daß er ohne Beihülfe höherer Mächte diese Aufgabe lösen könnte. Es ist ein Vorrecht des Menschen daher, daß er sich zu Gott wenden und seinen Beistand in Anspruch nehmen kann, daß er ihm seine Wünsche und Bitten unterbreiten und auf seine Hülfe hoffen darf. Von diesem Vorrecht hat der Mensch auch mehr oder minder zu allen Zeiten Gebrauch gemacht; das heißt, er hat zu jeder Zeit auf eine oder die andere Weise zu Gott gebetet und das Walten Gottes als Antwort auf des Menschen Gebet ist in der Geschichte auf's Unzweideutigste bemerkbar. „Von jeher," sagt Luthardt, „seit wir etwas vom Leben der Menschen auf Erden wissen, hat man gebetet. Man kann keine Zeit nennen wo das Gebet aufgekommen wäre. Niemand hat es erfunden, denn es ist dem Menschen natürlich zu beten. Das Kind lernt es fast ehe es sprechen lernt, und der Greis übt es, wenn er sonst nichts mehr zu thun vermag. Es ist das Erste in der Geschichte der Menscheit, und es wird das Letzte sein — in den Zeiten des Endes, von denen die heilige Schrift weissagt. Es gibt kein Volk, welches das Gebet nicht kennte, denn es gibt kein Volk, welches nichts von Religion wüßte. Der Mittelpunkt der Religion aber ist das Gebet. —

Unter den heidnischen Völkern hat es seine Wahrheit und Innerlichkeit verloren; es ist zu einem äußerlichen Werk geworden; aber es ist doch da — auch in seiner Entstellung noch ein Zeugniß für das innerste Bedürfniß der menschlichen Seele. Im Volke der Offenbarung hat es die Stätte seiner reichsten und schönsten Blüthe gehabt. Die Gebetsworte der Psalmen bewegen noch jetzt, nach Jahrtausenden unsere Seele. Aber das

höchste Vorbild des Gebetes ist das Leben des Herrn. Denn wenn wir das Leben Jesu betrachten, so werden wir Alle den Eindruck gewinnen, es ist ein stetes Leben des Gebetes gewesen. Es war ein Leben der Arbeit, der verzehrenden Arbeit, aber alle Arbeit ruhte auf dem Gebet, auf dem innern Verkehr seiner Seele mit seinem Vater. Und wenn die Tage dem Beruf gehörten, so widmete er die Einsamkeit der Abende oder der Morgen oder die Stille der Nächte dem Gebet. Jede Stimmung, die seine Seele bewegte, ward ihm zum Gebet, und als am Ende die Angst seiner Seele ihn zu übermannen drohte, flüchtete er zu seinem Vater im Gebet.

Von ihm lernen wir, welche Stellung das Gebet im Leben des Christen einnehmen soll. Wir pflegen einzelne Zeiten auszusondern, in welchem wir das Gebet üben. Aber es soll doch nicht auf diese einzelnen Zeiten beschränkt sein. Das Gebet ist der Hintergrund des Lebens des Christen. Von ihm soll all' sein Thun und Leben stets getragen sein; in ihm soll es Alles seinen Anfang nehmen, in ihm sein Ziel finden. Das ist der Maaßstab für unsern innern Stand und nur insoweit wird das Leben vom Odem des göttlichen Geistes durchweht werden, als der Mensch sich betend in der Gottesgemeinschaft hält.

Das Leben der Christen soll ein Gottesleben sein. Auf diesem Hintergrunde soll sich dann die einzelne Uebung des Gebets bewegen und in den Zusammenhang unseres übrigen Lebens hineintreten. Der regelmäßige Lauf des Tages mit seiner Wiederkehr des Morgens, Mittags und Abends, der stetige Gang der Wochen und Jahre, einzelne Tage und Zeiten heiliger Erinnerung, besondere Erlebnisse die unsere Seele bewegen, Sorgen und Nöthen, die schwer auf uns lasten, Erfahrungen der göttlichen Güte, die uns zu Theil geworden, die mannigfachen Be-

wegungen und Stimmungen unseres Inwendigen — das Alles soll uns Aufforderung und Anlaß zum Gebete werden, damit so unser ganzes Leben in der Zeit sich mit dem Hauch der Ewigkeit erfülle." Damit wir des nichtigen Welttreibens Dunstwerk nicht überschätzen und die jenseitige Welt der Wahrheit und göttlicher und ewiger Realitäten nicht aus dem Auge verlieren.

Das Gebet hebt den Gläubigen über der Welt Eitelkeiten hinweg und sichert ihm die Hülfe dessen zu, der Alles in Allem ist. Denn der Ewige selbst hat verheißen, daß der Beter Erhörung finden soll. Durch's Gebet steigen wir hinauf in die Sphäre des Göttlichen und ankern in der Unvergänglichkeit. Wie Harsdorfer davon trefflich singt:

„Ich steige himmelauf, doch ohn' Geleit und Leiter,
Ich bin der Kranken Arzt, der Armen Trostbereiter.
Der All's verloren hat, verlieret mich doch nicht;
Den Sünder söhn' ich aus vor Gottes Strafgericht."

Wir haben es nöthig im Gebet uns zu sammeln und unsere Gedanken in Andacht zu Gott zu richten, denn „im täglichen Leben mit seiner Arbeit und seiner Unruhe ist es die äußere Welt, die uns in Anspruch nimmt und von uns selber abzieht. Im Gebet gehen wir in uns selbst hinein, in die Stille des innern Heiligthums, in welchem wir die Nähe Gottes haben. Beten heißt sich innerlich zu Gott begeben, aus dieser Welt der Vergänglichkeit hineintreten in die Welt der Ewigkeit, um ihre reine und belebende Luft zu athmen. Das Gebet ist das Athemholen der Seele, und die Seele kann nicht leben, ohne die Luft der ewigen Welt zu athmen.

Der Geist des Menschen verkümmert, wenn er nicht im Geistesverkehr mit Andern steht. Kein Mensch aber steht uns näher als Gott. Unser inwendiger Mensch verkümmert ohne den gei-

stigen Verkehr unserer Seele mit Gott; das Gebet aber ist dieser innere Verkehr der Seele mit Gott. Die Liebe kann nicht sein, ohne ihr Herz auszuschütten und zu erschließen gegen den Geliebten. Denn eine Liebe, die sich in sich selbst abschlösse, wäre keine Liebe. So drängt es auch die Liebe des wahren Christen das Herz im Gebet auszuschütten vor dem Vater im Himmel. Für den Christen ist nichts natürlicher als das Gebet."

Fenelon sagt: „So groß ist unsere Abhängigkeit von Gott, daß wir nicht allein Alles für ihn thun, sondern daß wir ihn auch um die Mittel, ihm zu gefallen, bitten müssen; diese glückliche Nothwendigkeit, in allen unsern Nöthen zu ihm zu fliehen, muß uns keineswegs eine Last, sondern im Gegentheil unser einziger und großer Trost sein. Welch' ein Glück, mit ihm vertraulich zu reden, ihm unser ganzes Herz zu öffnen, und durch das Gebet einen innigen Umgang mit ihm zu pflegen! Er ladet uns ein ihn zu bitten. Urtheilet selbst, sagt der Kirchenvater Cyprian, ob er uns die Güter nicht geben wird, die er uns von ihm bitten heißt. Laßt uns denn mit Glauben beten und die Frucht unsers Gebets nicht durch Kleingläubigkeit verlieren. Selig ist die Seele, die sich im Gebet erquickt und tröstet durch die Gegenwart ihres Vielgeliebten! „Wenn Jemand unter euch traurig ist," sagt Jacobus, „der bete um sich zu trösten." Ach! wir unglückliche Menschen finden nur lange Weile in dieser himmlischen Beschäftigung. Die Lauigkeit unseres Gebets ist die Quelle aller unserer Gebrechen.

Bittet, so werdet ihr nehmen. Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgethan. Um Reichthümer, um Schätze, um Ehre und eitles Vergnügen bittet und klopft alle Welt an. Was thut sie nicht, welche Beschwerlichkeiten erträgt sie nicht für Scheingüter, die

nicht bleiben, und selbst so lange sie bleiben, nicht wahrhaftig glücklich machen! Um das wahre Gut bittet fast Niemand; fast Niemand sucht und klopft an. Und doch ist es ein wahres, seligmachendes Gut, und Christus sagt, daß der, der da bittet, nehmen, daß der, der da suchet finden, und daß dem, der da anklopfet aufgethan werden soll. Die Reichthümer des Himmels sind dem Menschen von Gott bereitet und zugedacht, allein der Mensch muß im Gebet die Hand nach diesen Reichthümern ausstrecken.

Ja, Gott will *gebeten* sein,
Wenn er was soll geben;
Er verlanget unser Schrei'n
Wenn wir wollen leben.

Warum sollte der Mensch es auch beschwerlich finden dieser Anordnung Gottes willig Folge zu leisten? Warum sollte er es als zu hohe Forderung betrachten, demüthig Gottes Größe anzuerkennen und ihm seine Dürftigkeit zu klagen? Ist es doch dem Menschengeiste „von Hause aus" eigenthümlich, jeder Größe zu huldigen, wo sie ihm im Leben sich offenbart; er fühlt sich hingezogen zu der Güte, die in der That der Liebe erscheint, er bewundert das Genie in dem Werke, das sein Siegel trägt. Aber Gott ist Leben ohne Mangel, Liebe ohne Maaß, Licht ohne Schatten, Macht ohne Schranken. Wenn darum die Größe Gottes dem Menschen erscheint in der Größe seiner Schöpfung, wenn die Wunder seiner Werke an seinem Blick vorüberziehen, wenn er die Beweise seiner Liebe und Güte schaut in Natur und Geschichte, im eigenen Leben und im Leben der Menschheit, da muß ein heiliger Schauer ihn durchbeben, seine Kniee müssen von selbst sich beugen und seine Zunge sich lösen, um nachzusprechen, wie ein gelehriges Kind, was die Himmel ihm vorgesprochen: Heilig, heilig, heilig bist du, Herr Gott der Heerschaaren!

Der Mensch bekennt, daß er und Alles aus Gott ist, und darum betet er: Vater unser, der du bist in dem Himmel! Er bekennt, daß Alles lebt und webt in Gott, getragen und gehalten von der Kraft seines Namens, und darum betet er: Geheiliget werde dein Name! Er bekennt, daß er und Alles bestimmt ist hin zu Gott, Theil zu nehmen an seinem Reiche, dem Reiche der Liebe, des Lebens und der Seligkeit, darum betet er: Zu uns komme dein Reich!

So lange der Mensch Mensch bleibt, so lange währt die Religion, währt die Pflicht der Anbetung, vom ersten Laute des Gebets im Munde des stammelnden Säuglings bis zum letzten Aufschrei der Seele zu Gott in der letzten Stunde des Lebens. Das Leben endet, die Anbetung endet nicht. Ist das Gesetz erfüllt, die Versuchung überwunden, das Tagewerk vollendet und der Mensch hinübergegangen, auszuruhen von seinen Mühen — vom Gebete ruht er nicht aus, er ruht nur aus im Gebete; es währt ewig, wie die Seele selbst, die im Gebete ihr Leben, ihren Beruf, ihre Freude und ihren Trost auf Erden und im Jenseits ihre Seligkeit findet. Dann ist der Glaube verschwunden, er ist Schauen geworden, die Hoffnung ist vorüber, denn sie hat die Erfüllung erlangt; nur die Liebe bleibt, die Liebe der Creatur zu Gott, den sie nun ganz schaut, klar und nicht mehr verhüllt durch den Schleier des Irdischen, und mit der Liebe die Anbetung, denn die Anbetung ist die Sprache der Liebe. Je tiefer, je wahrer der Mensch Gott erkennt, desto reicher sein Gebet, und je mehr er gebetet, desto mehr hat er gelebt, die Aufgabe seines Lebens erfüllt, denn das Gebet ist ein göttliches Band, das ihn immer näher hinführt zu ihm, der Quelle des Lebens.

Je mehr der Mensch betet, desto mehr erfüllt er die Idee seiner selbst, desto näher ist er dem Ziele, desto mehr vorbereitet zur

Seligkeit, denn was ist die Seligkeit der Seligen anders als eine immerwährende Anbetung; jene himmlische Harmonie voll Bewunderung, Lob, Preis und Jubel, die in der Ewigkeit entzückend und beseligend von Engelchören zu Engelchören hin- und wiederfluthet? Wenn dereinst die Welt in Trümmer sinkt und die Schatten der ewigen Nacht über diese irdische Gestalt der Schöpfung fallen — mit dem letzten Worte des letzten Sterblichen tönt zum letzten Mal auf Erden das Gebet — um jenseits nimmer zu enden.

Das Gebet ist die Aufgabe des Menschen, seine unerläßliche Pflicht, aber in ihm ist zugleich all' seine Größe und sein Trost ihm geworden. Furchtbar öde wäre die Erde, und die Welt leer, wie eine ausgestorbene Wüste, die Erde ein weites Grab und der Himmel darüber die schwarze Decke über einem Sarge, wäre nicht das Gebet, welches, das Irdische berührend, Quellen höhern Lebens in ihm weckt. Es liegt im Gebet die Weihe der Erde und alles Irdischen. Wie ein Friedensbogen steht es über den trüben, dunklen Thälern dieses mühe- und schmerzvollen Lebens, der immer auf ein Höheres hinweist und Jedem, auch dem Aermsten und Niedrigsten, das Zeichen seiner ewigen Bestimmung aufprägt. Nimm dem Armen das Gebet und du hast ihm Alles genommen, alle Größe, alle Poesie des Lebens; er ist nun nichts mehr als ein stumpfes, arbeitendes Lastthier, das im Sinnenrausche einen Augenblick seine Erniedrigung vergessen kann, und eine Bestie, furchtbar, wenn sie einmal entfesselt wird. „Wie der Weihrauch das Leben der Kohle erfrischt," sagt Göthe, „so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens." Im Gebete erschließt sich dem Menschen, auch dem Niedrigsten, die Erkenntniß des Höchsten und Göttlichen. Gebet ist die Philosophie des Volkes und wahrhaftig eine echte, wahre und fruchtbare Philosophie.

Das Gebet wird die Vorbereitung, der Anfang der seligen Gemeinschaft mit Gott. Alle Erkenntniß der Seele, aller Dank, alle Freude, alle Liebe, alles Bangen und Verlangen — im Gebete spricht es sich aus, im Gebete wird es geweiht und geheiligt, eine religiöse That. Daß die Creatur beten darf, daß sie beten kann, daß ein unstillbarer Drang nach Gott in sie gelegt ist, wie es deinem Auge natürlich ist, nach dem Lichte zu blicken, daß die Seele mit stillem und doch so gewaltigem Ringen sich andrängen darf zu Dem, der in unendlicher Majestät in seiner Schöpfung waltet, um Licht, Liebe und freudiges Leben zu empfangen, das ist der Adel ihrer unsterblichen Natur, das Siegel ihrer Geburt aus Gott. Das Gebet schlägt die Brücke, die das Jenseits mit dem Diesseits verbindet, auf der Schöpfer und Geschöpf sich begegnen; es durchbricht die Scheidewand zwischen Zeit und Ewigkeit, es wird ein Bad der Seele, aus dem sie geläutert und wiedergeboren hervorgeht.

So ist jedes Gebet, als höchster Act der Religion, eine Gemeinschaft mit Gott, eine ideale Communion. Eben weil alles Wesen der Religion die Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen ist und das Gebet ganz besonders diesem Gemeinschaftsleben dient und es zum Ausdruck bringt."

Die größten Geister im wahren Sinne des Worts, waren große Beter. Ihr Denken und Thun stand in naher Beziehung zur Religion und Herzensfrömmigkeit war der Grundton ihres Charakters. Sogar Kriegshelden wie Gustav Adolph, Washington u. A. beugten sich erst in Demuth betend vor Gott, ehe sie ihre großen Schlachten schlugen, ihr Muth wurde erhöht, weil sie durchs Gebet sich die Hülfe des Mächtigsten erfleht hatten. Denker wie Copernicus, Keppler, Fichte der Sohn u. A. sind bekannt durch ihren Gebetsernst

sowohl als ihre Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaften.

„Was wir beten sollen, hat uns Christus in dem Gebete gezeigt, welches er seinen Jüngern gelehrt hat. Das Vater Unser ist das Gebet aller Gebete. Kurz und schlicht, und doch so reich, daß es Alles umfaßt, und ein Jeder einschließen kann, was sonst noch seine Seele sonderlich bewegt. In der Anrede sprechen wir unsern fröhlichen Glauben aus, daß Gott der Vater uns, seinen Kindern gerne helfen will, und als der Allmächtige, der vom Himmel aus über die Erde waltet, auch helfen kann. Darauf gründen sich die Bitten, die wir vor ihn bringen. Aber nicht unsre Sache bringen wir zunächst vor ihn, sondern vor Allem seine eigene Sache. Denn die Liebe sucht vor Allem was des Andern ist."

Die Heiligung des Namens Gottes, das Kommen seines Reichs auf Erden, die Realisirung seines heiligen Willens auf Erden wie im Himmel, das sind Bitten, die uns näher liegen müssen, als diejenigen, deren Inhalt nur auf uns selbst Bezug haben. Unserer irdischen Versorgung gedenken wir nur in einer Bitte und deuten damit an, daß dieses irdische Leben mit seinen Bedürfnissen unvergleichlich niederer in seiner Bedeutung steht, als was für das allgemeine Gottesreich Geltung und auf die Ewigkeit Bezug hat.

Daß unser Beten, wenn es mit Ernst, Andacht und Liebe verrichtet wird, nicht ein bloßes Anrufen des Gottesnamens ist, das uns weiter keinen Nutzen gewährt, sondern daß Erhörung und göttliche Aushülfe die Folgen sind, ist sowohl dem Worte Gottes, wie auch der Erfahrung gemäß. Die heilige Schrift sowohl wie die Geschichte sind voll von Beispielen einer sichtlichen Erhörung der Gebete, so glaubensfeste Seelen zum Allmächtigen

emporgesandt haben. Christus selbst betete in allen Lagen seines Erdenlebens, und sogar im Tode sendet er seine Anliegen zum Vater im Gebete. Ihm nachzuahmen ist sowohl Pflicht als süßes Vorrecht. Dem Betenden ist Gott nahe.

Wenn entschwunden meine Stunden
Und ich hier nicht beten kann,
Laß mich droben beten loben
Dort am Thron mit Sel'gen dann!

Glaube und Verstand.

Der Christen Glaube birgt sich nicht,
Er ist ein aufgestecktes Licht
Und scheint und leuchtet um sich her,
Als wie ein Leuchtthurm auf dem Meer.

D. Pfeil.

Das Reich der Wahrheit ist größer als das Reich des Verstandes; dieses Leben mit seinen tausendfachen Verkettungen mag der Mensch mit dem Scharfblick seines Geistes blos legen und analysiren können, aber jenseits dieser Sünden- und Irrthum-belasteten Sphäre, liegt ein Lebensreich, das kein Sterben, eine Welt die kein Vergehen kennt; diese liegt in mehr als einer Beziehung jenseits der Grenzen unseres Verstehens und Begreifens; wohl aber öffnet sie sich dem kindlichen Glaubensblick und bereichert den Geist und das Herz mit tausend Wahrheiten, die dem kalten Alltagsverstande auf ewig ein Geheimniß bleiben!

Verstand und Vernunft sind nicht minder das göttliche Licht

im Menschen wie auch der gottangefachte Glaube, d. h. wenn der Verstand den Einflüssen des Höchsten unverschlossen bleibt und die Grenzen seiner Bestimmung nicht zu überschreiten sich erkühnt. Aber wie der Glaube oft in Aberglaube ausartet, so schlägt der Verstand in Unverstand und Hüperklugheit um und verödet die Welt des Geistes zu einer Wüste wo kein Blümlein fortkommen kann. Der nackte Verstand kann bei aller Wort- und Sachkenntniß, bei allem Reichthum seiner Schulterminologie doch die Seele und den Geist zur Armuth im äußersten Grade herabstimmen. Das kalte Verstehen, wie oft zerstört es nicht allen Idealgehalt und den Frühlingsglanz des seelenvollen Glaubenslebens!

„Die Unmacht des Verstandes ist dies: daß er fort und fort Eins durch das Andre vorstellen, vermitteln und beweisen, daß er jeglichen Lebensmoment als Mittel für ein außer ihm befindliches Prinzip fassen will, und daß er kein Ding und keine Wesenheit an und für sich selbst und als selbsteigenen Zweck, daß er mit einem Wort, Nichts fassen kann. Die Unmacht des Verstandes ist sein Streit und sein Unverstand mit dem Glauben; denn die Glaubenskraft ist immer das Selbstinnewerden, die unmittelbare und absolute Lebensgewißheit, welche dem Verstande gebricht."

Der Verstand kann noch im besten Falle das Herz leer und kalt, den Sinn verdorben, den Willen geschwächt und den Charakter als eine Totalität im Niedern versinken lassen! Große Verstandesmenschen waren nicht immer große Charaktere, geziert mit Seelenadel und wohlwollender Gesinnung gegen alles Große und Gute. Im Gegentheil ließen sich in ihren Reihen hartherzige Egoisten, schlaue, hinterlistige Diplomaten und tyrannisirende Ungeheuer aufzählen. Liebe und Güte, Selbst-

verleugnung und Wohlwollen sind Eigenschaften, die sich wohl in Gemeinschaft mit dem berechnenden Verstande denken, aber nicht als Früchte desselben erweisen lassen.

Der kühnste Verstand muß aber an sich selbst verzweifeln, wenn er sich selbst im Zusammenhange der Dinge erklären, begreifen und aussöhnen will. — Wenn er sich über Tod, Leben, Ewigkeit, Gott, Freiheit, Nothwendigkeit, Unsterblichkeit u. s. w. klar werden will, ohne andre Rathgeber als sich selbst zu Hülfe zu rufen oder über seine engen Grenzen hinaus zu schreiten. — Wir wandeln schon hier inmitten einer Wunderwelt; Alles um uns her ist voll Mysterien, aber das eigentliche Wunderland liegt noch hinter dem Vorhang dieser Weltphänoneme. Die Vernunft und der Verstand wandeln nur im Vorhof, der Glaube allein schwebt in's Heiligthum hinüber. Unser Verstand ist ein zu kleiner Behälter um die Millionen Wunder und Gottesgeheimnisse der Ewigkeit zu fassen, daher muß der Mensch bei Zeiten seine Ohnmacht erkennen und das Glaubensorgan bethätigen wie Gott es von ihm verlangt und ihm die gottmenschliche Fähigkeit: glauben zu können verliehen hat.

Die Grundwahrheiten der heiligen Schrift und der christlichen Religion sind sämmtlich Wahrheiten des Glaubens; sie sind nicht widervernünftig, wohl aber übervernünftig! Der natürliche Verstand vernimmt nichts von dem Gottesgeiste, der über den Wassertiefen dieses heiligen Oceans schwebt, der nach Gott gerichtete Glaube allein kann sich dieser heiligen Schöpfungswelt nähern. Die Vernunft schafft und begreift nur das Alltägliche. Der Glaube ist es, der überall Wunder wirkt. Die Willensfreiheit selbst realisirt sich nur unter der Bedingung, daß man sie glaubt. Was ein Mensch mit ganzer Seele glaubt, das verwirklicht sich auch im Herzen, das wird Biographie und

Geschichte, somit eine Realität. Allem idealen Leben folgt die Wirklichkeit auf dem Fuße. Im Glauben wiederholt sich das Wunder der Weltgeschichte fort und fort.

Der Glaube ist eine Lebensunmittelbarkeit, eine freudige Gewißheit dessen, was man nicht siehet und begreift. Er ist eine himmlische Triebkraft, der ewige Grund aller Religion, jeder Kirche Eckstein, heute zum Stein des Anstoßens geworden. „Bis dahin folgten die Leute," sagt Goltz, „einem sittlichen Gewissen und religiösen Instinkt, dem dunklen Glauben an ein Heiligthum in Personen und Sachen, in Verhältnissen und Lebensweisen dem der Verstand unbedingt Raum geben müsse. Solche Rücksicht und solcher Glaube, der die Leute zu verschämten Menschen machte, soll jetzt mit Gewalt beiseite geschafft und mit puren Ideen, mit einer sogenannten Vernunft vertauscht werden, die als eine Unverschämtheit, welche sie in Wirklichkeit ist, nur Kulturfratzen und Grimmassen erzeugen kann. Heute glaubt Jedermann eben nur was er begreift. Dieses Begriffene aber ist im unschuldigsten Falle eine Trivialität, in der Regel die extrahirte Gemeinheit vom eigenen „Ich."

Wer den Glauben nicht hat, der wird ihn nicht finden, wenn er ihn spitzfindig sucht, und wem er im Herzen wohnt, den gelüstet nicht, zu wissen und zu begreifen wieso und warum?! Des Glaubens Dasein ist seine Wahrheit, und seine Wahrhaftigkeit in Fleisch und Bein ist sein Recht. Das ist Alles, und das ist genug!

Glaube, Liebe und Treue die wissen nichts von Zanken und von Gründen des Verstandes, die haben ihren Selbstzweck und ihren Abgrund in Gott, und diesen im Gewissen. Ein solches Gewissen aber irret nicht, auch wo es dem Wissen widerstreitet. Wer in der Liebe irrt, in Glaube und Treue, der ist nur irre

im endlichen Wissen, in seinem sterblichen Theil; aber der Unglaube, die Untreue, die Liebllosigkeit, die haben ein falsches Gewissen, eine irrsinnige Seele und ein blödsinniges Herz. So lange wir leben und lieben, dieweil wir noch Glauben haben und Treue, so sind wir auch in der Wahrheit, die in Gott thront. Die Lüge aber überredet den todten Verstand, und die richtigen Formeln, wenn es ihrer gibt, die rufen kein Menschenkind aus Todesfinsterniß in's Licht."

Unsere heilige Religion ist eine Religion des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Der Glaube ist das Fundament und der die ganze Struktur tragende Unterbau. Die heilige Schrift lehrt uns, daß ohne Glauben es sogar unmöglich ist, Gott zu gefallen, denn wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er sei, und, daß er denen die ihn suchen ein Vergelter sein werde. Der Glaube ist eine Waffe in der Hand der Christen gegen alle innerlichen und äußerlichen Feinde seiner Seligkeit. Der Glaube ist der Sieg des Christen der die Welt überwunden hat. Ohne Glauben kann der Christ nicht leben und die Werke nicht wirken, die als Früchte sein Bekenntniß bestätigen sollen.

Mit Recht sagt Zschokke: „Ohne Glauben ist keine wahre Tugend möglich, weil Tugend mehr ist, mehr sein soll, als bloße Lebensklugheit. Was ihr Rechtschaffenheit oder Sittlichkeit nennet, ist nur am Ende ein vorsichtiges Benehmen gegen die Welt, damit sie euch dulde oder liebgewinne, und mit Ruhm und Annehmlichkeiten das Hiersein verschönere. Aber jene Tugenden, welche Jesus Christus fordert, Tugenden, welche euern Geist veredeln, müssen unabhängig vom Irdischen auch dann geübt werden, wenn ihre Ausübung mit den schwersten Opfern verbunden ist, müssen auch dann in gleicher Kraft bestehen, wenn kein Sterblicher sie bemerkt. Ohne Glauben aber ist solche Seelen-

größe nicht fähig zu reifen. Ohne Glauben an die geoffenbarte Ewigkeit und die Unsterblichkeit des Geistes wäre solche sich selbst hinopfernde Tugend eine Thorheit, eine Handlung ohne Absicht und Ziel.

Ohne Glauben sehen wir nur Scheinheilige, die öffentlich die Schminke der Tugend tragen, aber im Geheimen sich jedes Laster verzeihen. Wer nicht den Blick des Allwissenden zu fürchten hat, kann wohl der Scharfsicht aller Sterblichen spotten. Gehet hin, vernachlässigt den religiösen Glauben eurer Kinder, und begnügt euch, ihnen Edelmuth und Rechtschaffenheit theuer zu machen! Aber vergeßt nicht, wie gebrechlich alle edlen Grundsätze sind gegen den Strom mächtiger Leidenschaften; erinnert euch an euer eigenes Schicksal, wie oft ihr euren besten Vorsätzen treulos wurdet! Verzeihet euren Kindern, wenn sie sittlich sind im Aeußern, aber unrein in ihrem Innern, wohin euer Blick nicht reicht; verzeihet ihnen, wenn sie euch öffentlich ehren und eure Befehle vollstrecken, aber euch im Stillen verspotten und im Geheimen den Gehorsam aufkündigen, wo sie euch nicht zu fürchten haben! Dies sind die unvermeidlichen Wirkungen einer Erziehung ohne Religiosität, eine Tugendempfehlung ohne den starken Grund frommen Glaubens. —

Der Glaube allein heiliget! Nicht das bloße Wollen der Vernunft, die für sich selbst im Sturm empörter Leidenschaften zu schwach ist. Der Glaube heiliget! das heißt, die Ueberzeugung von unserm Beruf zu höhern Bestimmungen, die Ueberzeugung von einem Vergelter jenseits des Grabes ist allein fähig, unsre Tugend zu mehr als bloßer Lebensklugheit zu machen, unser Herz auch dann rein von Sünden zu erhalten, wenn es sicher ist, von keinem Menschen beobachtet zu werden, unsern Edelmuth auch dann empor zu halten und unsre Rechtschaffen-

heit zu bewahren, wenn wir, einer guten That wegen, Schmach, Verachtung und Verfolgung von Menschen zu erwarten hätten. — Dies ist die Macht des christlichen Glaubens, die er überall und immer über unser Herz übt. Was sind unsre besten Thaten zuletzt ohne den Glauben? Schöne Bruchstücke eines guten Willens, ohne festen Zusammenhang."

Die großen Helden des Christenthums, wie auch die Propheten und Frommen aller Zeiten waren Männer des Glaubens. Durch ihren Glauben ragten sie über ihre Zeitgenossen hinaus, waren dem Himmel und der Gottheit näher, und in diesem Glauben verrichteten sie ihre unvergeßlichen Wunder- und Heldenthaten. Der hl. Apostel zählt die Glaubenshelden des alten Bundes auf und bezeichnet sie als einen Haufen lebender Zeugen, die auch heute noch unsern Glaubenskampf beobachten. Durch diesen Glauben leben sie auch heute noch fort und glänzen als Vorbilder dem matten Geschlecht in dieser glaubenslosen oder glaubensschwachen Zeit. Ihr ganzes Leben war ein Glaubensleben und daher vollbrachten sie die Heldenthaten, die dem klugen Weltverstande oft als fabelhafte Märchen erscheinen. Sie waren durch den Glauben in eine nähere Gemeinschaft mit Gott getreten und in dieser Gemeinschaft empfing ihr Leben einen höhern Werth und Anstrich. Durch den Glauben waren sie vermögend die tausend Hindernisse zu überwinden und auf den Lohn der Gegenwart freudig zu verzichten. Dieser Glaube ist es heute noch, der den Jüngern Jesu Muth gibt, ihr Kreuz geduldig zu tragen und die Welt gering zu achten.

„Dieser Glaube aber kommt so wenig aus Kraft des Verstandes, wie der Profanverstand aus der Glaubenskraft. Der Glaube ist eine Seele, eine Welt und ein Lebensprinzip für sich; er ist eine himmlische Organisation, ein sechster Sinn, eine von

Innen quellende Gewißheit dessen, was man nicht siehet und nicht begreift. Der Glaube eines Menschen ist dieser Mensch selbst, das unmittelbare Innewerden seines Selbst, seiner Seele und ihrer Lebensbeziehungen zu Gott und Welt, zu Natur und Uebernatürlichkeit und zur heiligen Schrift, also die Selbstanschauung des Gemüthes und Gewissens, seine weltewige Kraft und sein ätherischer Leib.

Wenn aber der Glaube nicht eine Frucht der Verstandes-Erkenntniß und der Begriffsvermittlungen, wenn er keineswegs die Spitze einer logischen Pyramide von Vorder- und Nachsätzen, von Kategorien und Conclusionen ist, so ist auch der Unglaube nicht nothwendig die Folge eines zu spitzfindigen Verstandes, sondern eben nur die Abwesenheit eines Glaubens, wenn nicht das Dasein eines bösen Prinzips. — Der großgewachsene Glaube steht gleich der Liebestreue, gleich der Ehre, der Begeisterung, der Freude und dem Schmerz, jeglichem Verstand. Der bloße Verstand tröstet uns über keinen Todesschmerz, über keine Einbuße an Liebe und Ehre; sondern Ehre, Liebe, Gewissen und Lebenslust sind mächtiger, als aller Verstand. Ganz so ist auch der Glaube, als das unmittelbarste, ursprünglichste und lebenskräftigste Wissen und Gewissen von Gott und Unsterblichkeit, von einem Sinn und Werden, von einem Lieben und Leben in Gott, von einer Ewigkeit in aller Zeit, keine Hirngeburt des Verstandes, sondern eine Urkraft und Urwesenheit.

Der Glaube eines Menschen, das ist er selbst, das ist die Selbstoffenbarung, die Lebens-Summa, die Lebensunmittelbarkeit. Welcherlei ein Mensch wahrhaftig glaubt, solcherlei ist in ihm lebendig geworden. Glaubt er an Gott, an Unsterblichkeit, an Freiheit, an eine Gemeinschaft der Seelen in Zeit und Ewigkeit nicht, so ist dies ewige und göttliche Leben in ihm noch nicht

bis zur Selbstanschauung erkräftigt und erwacht, so liegt die übersinnliche und ewige Natur bei ihm im Starrkrampf und im tiefsten Schlaf, so ist sie noch nicht zur höchsten Freiheit erwacht, zur Glaubens-Anschauung und seiner lebendigen Unmittelbarkeit.

Es gibt nun aber auch einen positiven, einen förmlichen und wörtlichen, einen kirchlichen und konfessionellen Glauben im engeren Sinn. Soweit ein solcher konfessioneller und formulirter Glaube wahr, das heißt mit dem Wesen und Willen Gottes, mit der Natur des Menschen und der Welt übereinstimmend erfunden wird, so hat er die Kraft und die Macht, mit der Zeit die schlummernde Gottesnatur im Menschen so weit zu wecken, daß aus der todten Formel und Aeußerlichkeit ein lebendiger und inwendiger Glaube erwächst, dem Weltgesetz zu Folge, daß jegliche Aeußerlichkeit in eine Innerlichkeit, und alles in Worten, Zeichen und Formen vermittelte, begriffliche, endliche und todte Sein nach und nach in ein unmittelbares, flüssiges, seelisches, unendliches und lebendiges Dasein verwandelt wird. Der Glaube ist also im ersten Entwicklungsstadium ein sinnlicher und subjektiver, auf höherer Stufe ein frei übersinnlicher und objektiver, endlich ein kirchlich-christlicher, der sich nicht vom Buchstaben befreit und losgerissen, sondern diese Buchstaben in Seele und Geist verwandelt, ihn lebendig gemacht und an demselben das ewige Leben entzündet hat.

In diesem kirchlich-christlichen Glauben überkommt der Mensch die Kraft und die Macht aller gläubigen Seelen, so viel ihrer im Himmel und auf Erden sind. — Diese Gemeinschaft im Glauben ist es, durch welche der Einzelne über sich selbst hinaus und von seinem beschränkten Selbst loskommt, durch welche jeder Einzel-Seele die Kraft und Herrlichkeit der ganzen Welt und des ewigen Lebens zufließt, und durch die er Wunder wirkt an sich und in die Welt hinein."

Wenn Alles denen, die Gott lieben, zum Guten dienen muß, so wird es dieses nur gerade in so weit thun, als es abzweckt den Glauben zu stärken. Den Glauben an die göttliche Vorliebe und Vatertreue und folglich an seine große Vorsehung und die Richtigkeit der Wege, die er die Seinen führt. Alle herben Vorkommnisse, alles Kreuz und Leid, das dem Gottgläubigen hier im Leben zustoßen mag, ist daher nur eine Glaubensprüfung, die zum Segen gereicht dem, der das Kreuz erduldet, und im Glauben standhaft bleibt. Dadurch haben die alten Kreuzeshelden der Welt und Kirche so große Dienste geleistet, daß sie unter allen Umständen Glaubenstreue bewahrten und im hellsten Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zur Familie der Gotteskinder an Gottes wunderbarster Führung nicht irre wurden.

So rief Paulus am Ende seiner Erden- und Heldenlaufbahn aus: „Ich habe Glauben gehalten!" Folglich konnte er auch beifügen: „Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit." Denn die Verheißung ist: Wer im Glauben ausharret bis an's Ende, der soll selig werden. Ja selig wer mit kindlichem Glauben sich an das Wort des Höchsten hält, wer nicht wankt und weicht im Sturm und Lebens-Ungewitter, wer seinem Gott vertraut trotz aller Verstandeswitzelei und Einrede der Menschen! Auch noch heute haben Gottes Kinder die Ursache zu flehen wie einst die Jünger: „Herr, stärke uns den Glauben!"

O Glaube, Quell des reinsten Lichts,
Quell göttlich-edler Triebe!
So durch und durch entsündigt nichts,
Wie Glaub' an dich, du Liebe.
Wer deinen Tod, dein Leben glaubt,
Was ist's, das ihm die Freude raubt,
Den Muth, dir nachzuwandeln?

Das Haus Gottes.

Was glänzt auf Berges Spitzen
Im gold'nen Abendschein
Mit feierlichem Blitzen
Weit in das Thal hinein?
Was schaut aus luft'ger Höhe
Gleich einer Ritterwehr
Dort in der Wolken Nähe
Rings auf das Land umher?
Was stehet ohne Zittern
Wenn Alles wankt und kracht,
Ein Fels in Ungewittern,
Ein Leuchtthurm in der Nacht?
In Sonnenschein und Regen,
Wie in der Nächte Graus,
Denkmal von Gottes Segen
Steht meines Gottes Haus.

Buchendorf.

Schon in grauer Vorzeit finden wir, daß der Mensch sich besondere Örter und Stätten ausersah, woselbst er mit seinem Gott besonders in nähere Gemeinschaft und Beziehung zu treten suchte. Tempel und Anbetungsstätten irgend welcher Art finden sich wo immer der Mensch zu finden ist. Die Griechen und Römer hatten ihre Göttertempel und ehrten sie als Hei-

ligthümer, die Niemand ungestraft schädigen durfte. Kriege entstanden sogar wenn Jemand sich erlaubte auch nur ein Gut zu entwenden das dem Tempel zugehörte. Die alten Israeliten wurden angewiesen Jehovah eine Hütte des Zeugnisses sogar in der Wüste auf der Wanderschaft zu bauen; es war das Nationalheiligthum und der Ewige selbst hatte verheißen in demselben gegenwärtig zu sein. Später wurde unter der Regierung Salomo's der prächtige Tempel aufgeführt und das Volk wallfahrtete zu diesem Hause der Anbetung aus allen Theilen des Landes um anzubeten. Der Tempel zu Jerusalem wurde der Mittelpunkt des jüdischen nationalen Lebens. Da wurde das Sühnopfer und Dankopfer verrichtet und das Volk aus dem Gesetze des Herrn belehrt. Salomons Tempel aber, sowohl wie der noch prächtigere nachsalomonische ist verschwunden, sowohl wie auch die Göttertempel Griechenlands und Roms und an ihre Stelle ist das christliche Gotteshaus getreten und ladet die Welt in seine Räume um sie aus diesen Vorhallen des Gottesreiches hienieden in das Heiligthum desselben in der jenseitigen Welt durch Gehorsam des Glaubens zu führen!

Das Haus Gottes steht da als ein Leuchtthurm auf dem bewegten Meere des gesellschaftlichen Lebens; als ein Wegweiser der die Richtung zum Himmel andeutet. Das Vorhandensein von entsprechenden Gotteshäusern legt Zeugniß ab von dem Vorhandensein höherer Bestrebungen der Bevölkerung, wie der Mangel an denselben das Abgestumpft- und Versunkensein in materiellen Genüssen und Gütern bekundet. Das Vorhandensein oder der Mangel an Gotteshäusern wird in den meisten Fällen ein genauer Thermometer sein der den religiösen Standpunkt eines Volkes anzeigt. Wo das Gotteshaus aus seiner centralen Stellung gedrängt wird und den Einfluß, den es auf die Massen ausüben

soll, nicht mehr ausübt wird Sittenlosigkeit und allgemeine Volksverkommenheit sich nur zu bald bemerkbar machen. Das deutsche Sprichwort enthält viel Wahrheit: Vorbei an Kirch' und Schulhaus geht der kürzeste Weg in's Zuchthaus. Der Einfluß des Gotteshauses auf das Volksleben ist aus mehr als einer Ursache erklärlich.

Das Volk, die Menschheit im Allgemeinen hat nöthig, daß sie inmitten dem commerziellen und irdischen Treiben kleine Pausen der Unterbrechung habe und sich gemeinschaftlich an einen Ort versammele wo den geistlichen und ewigen Angelegenheiten Aufmerksamkeit geschenkt werde. Der Mensch hat ein Bedürfniß, daß er wiederholt von irdischen Interessen auf höherliegende aufmerksam gemacht werde, daß ein besseres Selbst in ihm gebildet werde als der schaffende Körper, der letztendlig in Staub zerfällt. Das Gewissen des Volkes muß immer neu geweckt werden wenn es nicht in der Sünde und im Gemeinen einschlafen soll. Schon vom allgemein culturhistorischem Standpunkte aus betrachtet steht das Haus des Herrn mit seinem segensreichen Einfluß prominent da.

Die Predigt des Evangeliums wie sie nach der allgemeinen christlichen Einrichtung im Hause Gottes verkündigt wird, welchen Einfluß hat sie nicht als sittlich und religiös bildende Macht auf die Gesellschaft im Allgemeinen! Im Hause Gottes wird dem Menschen sein Verderben näher gerückt und zu Gemüthe geführt, zugleich auch aber auch der Gott gelehrt der nicht will den Tod des Sünders, sondern der will, daß der Sünder sich bekehre und lebe. Wie viele Tausende und Millionen sind schon von des Lasters und Verderbens Bahn, im Hause des Herrn auf die Pfade der Tugend und Gottseligkeit geführt worden! Wie Vielen wurde am Altare des Höchsten nicht schon Rettung aus zeitlichem und ewigem Ruin zu Theil! Wie Viele die gedrückt unter der Last des Lebens seufzten, haben nicht schon

in den Räumen des Hauses Gottes Trost und Linderung ihrer Seelenwunden gefunden! Wie Viele sich gelabt an den Verheißungen des verkündigten Wortes Gottes, daß sie mit erneuertem Muthe den Stürmen des Lebens entgegen gingen und ihre Laufbahn als ruhmgekrönte Sieger beschlossen.

Kein öffentliches Institut und kein Versammlungsort kann eine so segensreiche Vergangenheit und einen so heilsamen Einfluß in der Gegenwart aufweisen als das Gotteshaus. Leider haben sonderlich die sogenannten höhern Kreise und Gebildeten das Haus Gottes in den letzten Jahrhunderten zurückgesetzt und dem Theater den ersten Platz für öffentliche Zusammenkünfte eingeräumt, sich stützend auf die fade Behauptung: daß das Theater den guten Geschmack bilde und den Geist für das Schöne empfänglich mache u. s. w. Allein wer weiß es nicht daß diese Hintenansetzung des Gotteshauses sich auch schon tausendfach gerächt hat — und täglich noch rächt! Die Theaterbelustigungen tragen heute üppiger als je ihre grausamen Früchte! Und die Zahl derer, die den letzten Pulsschlag ihres sittlichen Gewissens im Theater unterdrückten und, begeistert von der kunstvollen Darstellung des Lasters sogar im Bösen einen Heroismus erblickten — diese Zahl ist Legion!! Wer kann auch erwarten, daß verwickelte und oft schlüpfrige Liebesgeschichten und Kabalen, wie sie auf der Bretterwelt dem Publikum vorgeführt werden, einen andern als demoralisirenden Einfluß haben können? Wo sind in den meisten Bühnenstücken die großen moralischen Prinzipien die im Herzen des Volkes zünden und haften und zu edeln Thaten begeistern? Nicht krankhafte Phantasmen und Liebesgrillen eingebildeter Romanhelden, sondern sittlich-ernste, religiös-heilige göttliche Wahrheiten muß das Menschenherz haben um für's wahrhaft Gute und Edle begeistert und dem Nie-

dern und Gemeinen verschlossen zu werden. — Zudem muß der Arbeiter, der die Bürden des Lebens schwer zu tragen hat, überdieß genug Zurücksetzung empfinden, um zum Mißmuth getrieben zu werden, ohne daß reiche Aristokraten in Theaterlogen und nachäffende Theaterhelden und aufgepuderte Actricen durch Darstellung phantastischer Liebesaffairen halbüberirdischer, hochbeglückter Wesen ihn daran erinnern!

Das Haus Gottes in seiner Heiligkeit und Majestät hat genug Züge um den Schönheitssinn des Menschen zu pflegen. Die heiligen Chöre und großartigen Hymnen, die zum Lobe Gottes gesungen werden, tragen Kunstgehalt genug in sich um das fühlende Menschenherz nicht nur für's Schöne, sondern auch für's Große und Gute zu begeistern. Das Haus Gottes ist ein Heiligthum in dieser unheiligen Welt, ein stiller Ruheort im Revier dieser geräuschvollen Treibjagd nach Gold und Ruhm, ein Springquell in dieser dürren Sahara.

Der Psalmist erkannte richtig den Werth des Gotteshauses, wenn er es sich schon zur größern Ehre anrechnete nur Thürhüter in demselben zu sein, als lange zu wohnen in der Gottlosen Hütte. Es floß aus dem Grunde seines überzeugten Herzens, wenn er sagte: „Herzlich lieb habe ich, Herr, die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet." Tausend Ursachen sind für jeden Christen sonderlich vorhanden, daß er diesen Worten des Psalmisten seine eigene Ueberzeugung anpassend zur Seite setze. Die Herrlichkeit des christlichen Gotteshauses, dieses „letzten Hauses" ist größer als die des jerusalemischen Tempels war. Es muß Jedem einleuchtend sein, daß es heilige Pflicht ist, das Haus Gottes in Ehren zu halten, es zu unterstützen als Gottes Wohnstätte und mit regelmäßigem Besuche zu beehren. Gott selbst hat verheißen, daß er an dem Orte

wo seines Namens Gedächtniß gestiftet ist, die Seinen segnen und mit seiner Gegenwart beehren will. Und die Erfahrung der andächtigen und aufrichtigen Besucher des Hauses Gottes bestätigt die Erfüllung dieser göttlichen Verheißung auf's Deutlichste.

Wer könnte auch überhaupt einen Ort angeben, wo man nach der Mühe und Zerstreuung der Woche sich besser sammeln und geistig ausruhen könnte, wo man den Einflüssen des Göttlichen und Heiligen näher wäre als im Gottes Hause? Das eigene Wohnhaus muß seine Weihe und seinen Frieden dem Gotteshause entlehnen wenn es überhaupt ein „Heim," ein glückliches Obdach, eine Friedensburg sein soll. Das Gotteshaus zuerst und dann das christliche Wohnhaus, beide aber unzertrennlich in ihrer Beziehung zu einander, ist das Verhältniß wie es sein muß wenn die Gesellschaft sich ihre Wohn-, Bildungs- und Erbauungsstätten sichern will, die sie zu ihrem dauernden Fortbestande nöthig hat.

Wie so manches Heilige und Erhabene in unseren Tagen den Glanz und die Würde seines Charakters unter der vorkommenen Menschheit theils einbüßen muß, so steht auch das Haus des Herrn in Gefahr, daß es seine Thore für niedern Gebrauch allgemeiner weltlicher Interessen öffnen muß und man erinnert sich kaum hie und da mehr, daß dieses Heiligthum ausschließlich dem Dienste Gottes geweiht sein sollte. „Bewahre deinen Fuß wenn du zum Hause Gottes gehest, und komme daß du höreſt," mahnt die Schrift. Daß aber Jeder, der zum Hause Gottes geht, es in der Absicht thut, das Wort des Herrn zu hören und Gott anzubeten, kann leider in vielen Fällen nicht gesagt werden. Christus trieb die Juden einst mit einer Geißel aus dem Tempel weil sie das Bethaus durch weltliche Geschäfte zur Mördergrube gemacht hatten.

Sind aber manche Verrichtungen im Hause des Herrn heutzu-

tage minder weltlich als jene es waren? Mit nichten. Nicht nur daß man heute oft allgemeine wissenschaftliche Versammlungen und Unterhaltungsconzerte abhält, sondern sogar Thee-, Kaffee-, Erdbeeren- und Austerfeste; und d. gl. gesellschaftliche Belustigungen hält man im Gottes Hause ab! Heißt das nicht das Heiligste entweihen und Gottes Haus zur Mördergrube machen? Wann wird sich das allgemeine Urtheil gegen diese Entweihung des Heiligen bemerkbar machen? Wohl dem, der das Haus Gottes heilig hält und liebt als den Ort der Erbauung und Erneuerung der Gemeinschaft mit seinem Gott. Schön singt Niemeyer vom Hause des Herrn:

„Hehr und heilig ist die Stätte,
Wo die Frommen zu dir fleh'n,
Laß, so oft ich sie betrete,
Mich, o Herr, dein Antlitz seh'n.

Von dem Irdischen geschieden,
Von dem Ewigen erfüllt,
Find' ich hier den hohen Frieden,
Der des Geistes Sehnsucht stillt.

Hör' ich hier der Andacht Lieder,
Dünkt es mir ein Engelchor;
Sink' ich bang und zweifelnd nieder
Hebt der Glaube mich empor.

Sink' ich an des Altars Stufen,
Ein gebeugter Sünder, hin,
Hör' ich Jesu Stimme rufen:
Sei getrost, dir ist verziehn!

Theuer bleibst du meiner Seele,
Haus des Herrn, so lang ich bin,
Nimmt des Grabes dunkle Höhle
Einst den Staub des Pilgers hin.

Schwebt der Geist zu Gottes Ruhme
Jauchzend, siegesfroh empor,
Hin zum höhern Heiligthume,
Zu der Sel'gen Jubelchor!"

Der öffentliche Gottesdienst.

Ich will zum Haus des Herrn wallen,
Will dort in Andacht niederfallen
Und meinen Geist zu ihm erhöh'n.
Sein Nam' ist: Herr! Ich dank' und singe!
Der Herr allein thut große Dinge!
Du, heil'ge Dichtkunst, schwinge deine Palmen,
Ihr Harfen Assaph's, rauschet Jubelpsalmen!
Es spieg'le mir des Tempels Glanz und Pracht
Jehovah's Herrlichkeit und Macht.

Zwar was kann ihm der Mensch erwiedern?
Wer preiset ihn genug in Liedern?
Auch Welten preisen ihn zu schwach.
Er hört nicht nur und will erhören
Der Geister Fleh'n in vollen Chören,
Er hört auf unser leises Ach!
Nicht, daß ich ihm würd'gere Opfer bringe,
Nein, daß mein Geist sich reger aufwärts schwinge,
Umrausche mich der Tonkunst heil'ge Macht,
Umstrahle mich des Tempels Glanz und Pracht.

Oeffentlich Gottesdienst zu pflegen ist sowohl des Menschen Pflicht, als es ihm ein Herzensbedürfniß ist. Ueberall in der Geschichte finden wir den Menschen Tempel und Gotteshäuser errichten und der Gottheit öffentliche Verehrung darbringen.

Der Mensch fühlt sich zu abhängig von seinem Schöpfer, als daß er unbekümmert um dessen Liebe und Wohlgefallen leben könnte. Der Wohlthaten Gottes gegen den Menschen sind zu viele, als daß der Mensch jedes Dankgefühls bar sein könnte, und seine Bedürfnisse sind zu mannigfach, als daß er nicht nöthig hätte, sich zu Gott mit Bitte und Gebet zu wenden. Der Mensch ist zum Gottesdienst, zur Verehrung des Ewigen und Absoluten geschaffen und jede Religionsform sucht dieser Bestimmung auf eine oder die andre Weise Rechnung zu tragen.

Der Christ muß es als erste religiöse Pflicht erkennen, seinen Gott zu verehren, ihm zu dienen in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Von Gott hat er Alles empfangen und daher kennt er nichts Höheres, als Alles und sich selbst Gott wieder zu weihen. — Wie Fenelon sagt: O Gott! ich bin dir Alles schuldig, weil ich Alles von Dir empfangen habe, und weil ich dir auch sogar das Ich, das so viel von deinen wohlthätigen Händen empfangen hat, schuldig bin! Ich bin dir Alles schuldig, o du unendliche Güte! Aber was soll ich dir geben? Du bedarfst meiner Güter nicht, sie kommen von dir.. Der Weihrauch der Menschen ist für dich nur ein nichtiger Rauch; du bedarfst des Fettes vom Blut ihrer Schlachtopfer nicht; ihre Ceremonien sind nur ein leeres Schauspiel; ihre reichsten Opfer sind zu arm für dich, und sind mehr dein als ihre; ihre Lobgesänge selbst sind eine Sprache der Lüge, wenn sie nicht im Geist und in der Wahrheit anbeten. Man kann dir nicht dienen als wenn man dich liebt. Die äußerlichen Zeichen sind gut, wenn sie aus dem Herzen gehen, aber dein wesentlicher Dienst ist nichts als Liebe. Aber soll dieser Gottesdienst der Liebe so in meinem Herzen verschlossen sein, daß ich nie äußerlich irgend ein Zeichen davon gebe? Ach, wenn es wahr ist, daß ich liebe, so ist es mir

unmöglich, meine Liebe geheim zu halten. Die Liebe will nichts als lieben und lieben machen."

Liebe wird mit Recht als das Grundprinzip einer wahren Gottesverehrung betrachtet, wo sie fehlt, da ist es im besten Falle nur äußeres Formwesen, wenn nicht gar Heuchelei.

Der öffentliche Gottesdienst hat seit den Tagen der Apostel eine Hauptrolle im religiösen Leben der Christen gespielt. Die alttestamentliche Anordnung und Einrichtung: Gott an einem dazu bestimmten und geheiligten Orte öffentlich zu verehren, ist im neuen Bunde nicht aufgehoben, sondern durch das Beispiel Jesu und seiner Jünger bestätigt und auf's neue geboten. Und gerade dadurch, daß sie sich an ihren heiligen Orten zum öffentlichen, gemeinsamen Gottesdienst einfanden, haben die ersten Christen ihren Glauben an den Gekreuzigten bekannt, obgleich sie sich, indem sie dieses thaten, der bittersten Verfolgung und sogar der Todesgefahr aussetzten. — Der öffentliche Gottesdienst ist auch heute noch ein Bekenntniß der Gläubigen, durch welches sie sich von der Welt unterscheiden. Im Hause Gottes, oder an irgend einem bestimmten Orte zusammenzutreffen, sich von weltlichen Angelegenheiten und Geschäften abzusondern und gemeinsam mit andern Gläubigen Gott verehren, drückt das Bekenntniß aus, daß man ein höheres Ziel des Lebens kennt und sich zu heiligeren Beschäftigungen berufen weiß, als bloß irdisches Treiben und zeitliches Erwerben. Es legt Zeugniß ab, von der Anhänglichkeit an Gott und sein Reich, und kein wahrer Christ wird die öffentlichen Gottesdienste gleichgültig behandeln oder verabsäumen. Daß es Pflicht ist, dürfte dem Christen kaum gesagt werden, wohl aber, daß es ein großes Vorrecht ist, sich in der Gegenwart des Ewigen im Gotteshause einzufinden um Gott anzubeten, sein Lob zu singen und die Predigt des

göttlichen Wortes anzuhören. Was der selige Benjamin Schmolke singt, ist der Gedanke und die Stimmung jedes wahren Christen, wenn er sich zum Gotteshause in den öffentlichen Gottesdienst begibt:

„Thut mir auf die schöne Pforte,
Führt in Gottes Haus mich ein!
Ach wie wird an diesem Orte
Meine Seele fröhlich sein!
Hier ist Gottes Angesicht,
Hier ist lauter Trost und Licht.

Herr! ich bin zu dir gekommen,
Komme du nun auch zu mir;
Wo du Wohnung hast genommen
Da ist lauter Himmel hier;
Zieh' in meinem Herzen ein,
Laß es deinen Tempel sein.

Laß in Furcht mich vor dich treten,
Heilige mir Leib und Geist,
Daß mein Singen und mein beten
Dir ein lieblich Opfer heißt;
Heilige mir Mund und Ohr,
Zieh' das Herz zu dir empor."

Daß diese Bitten, wenn gläubig zu Gott emporgesandt, auch ihre Erhörung finden, weiß jeder wahre Christ aus Erfahrung. Wenn irgendwo, dann ist's im öffentlichen Gottesdienst, wo das Herz vom Irdischen weg und zum Himmlischen emporgezogen wird. Der Glaube erstarkt in dieser Gottesnähe und gewinnt neuen Halt an den Verheißungen Gottes. Der öffentliche Gottesdienst ist die Erneuerung der Gottesgemeinschaft, die wiederholte Vereinigung des Menschen mit seinem Gott.

Schon bei dem alttestamentlichen Bundesvolk stand der öffentliche Gottesdienst in hohen Ehren. David ordnete Singchöre an und dichtete die herrlichen Psalmen zur Verehrung seines Gottes; und später, zu Esras Zeiten finden wir, daß man das

Gesetz des Herrn vorlas und mit erklärenden Anmerkungen begleitete. Predigt, Gebet und Gesang bilden den Mittelpunkt des christlichen Gottesdienstes. Gekünstelte Lyturgien einzuführen, wie theils geschehen ist, steht dem Geiste wahrer Gottesverehrung direkt entgegen; äußerliche und körperliche Uebungen, die man schablonenartig allsonntäglich wiederholt, können weder Gott zur Ehre noch dem Menschen zum Segen gereichen. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten und verehren.

Den Gottesdienst aber andrerseits kahl und farblos in eingebildeter Demuth, auf bloßes Anhören der Predigt und Absingen einiger Liederverse zurück zu führen, und sich dabei selbstgefällig brüsten, daß dadurch apostolische Einfachheit hergestellt sei, ist ebenso Verkennung der wahren Wesenheit der Religion wie auch des wahren Gottesdienstes. Wenn der Mensch vor seinem Gott erscheint, so soll auch die Umgebung sowie die ganze Uebung dazu angelegt sein, die Seele zur Andacht und Feier zu stimmen und zum Göttlichen emporzuheben. Feierliche Kirchenmusik verbunden mit innigem, schwungvollem Gemeindegesang, sind und bleiben eines der stärksten Beförderungsmittel wahrer Andacht. Die Kunst aus dem Gottesdienste verbannen, heißt das Schöne als Böses betrachten und den Schöpfer der Schönheit, Gott selbst, für sein Werk anklagen und kritisiren. — Alles vereinige sich zum Lobe und zur Ehre Gottes, Alles sei ihm und seinem Dienste geweiht. Denn er ist König und Gebieter über Alles. — Zschokke hat mit Recht gesagt: „Religion ist der Einklang aller im Menschen wohnenden Kräfte zur reinsten Harmonie; sie ist das helle Auflodern der Flamme unsers Gesammtlebens. Gleich wie die Wahrheit das Höchste ist, das die Vernunft ehrt, so ist das Schöne dem Gefühl das Höchste. So sollen sich denn

in der Religion das Wahre und das Schöne vermählen, und die Kirche soll für unsere Sinnlichkeit gleichsam Abspiegelung und Verkörperung unsers inneren Heiligthums sein; auch der Tempel und die Feierlichkeit der Gottesverehrung sollen das Gepräge des Sinnlichwahren, des Geistigschönen führen. Das ist der sogenannten schönen Künste höchster Triumph, wenn sie zur Vergöttlichung des Gemüthes wirken, und den Geist gleichsam auf den Schwingen reinster Sinnlichkeit über alles Sinnliche hinweg heben. Auch offenbart sich ihr wundervoller Zauber nirgends mächtiger, als wenn sie Begleiterinnen der Andacht sind."

So sei denn der Kunst ihr Platz im Heiligthum und in der Verehrung Gottes stets eingeräumt, daß sie mitwirke, die Andacht der Gläubigen zu fördern und den Sinn auf's Himmlische zu lenken. Die wahre Zierde aber des Gottesdienstes sind die Gläubigen selbst. Durch ihre Weihe zum Dienste des Höchsten und kindliche Hingabe an ihn erfüllen sie das Gebot des Herrn und er erfüllt seine Verheißung: zu ihnen zu kommen und Wohnung bei ihnen zu machen. Jeder wahre Christ ist selbst ein Tempel Gottes und eine Wohnstätte des heiligen Geistes. Und darin liegt das Geheimniß und eigentliche Wesen der göttlichen Inwohnung im Menschen.

In der innigen Verehrung seines Gottes, geschehe sie im stillen Kämmerlein oder öffentlich im Gotteshause findet der Christ seine süßeste Beschäftigung und die ergiebigste Quelle himmlischen Trostes im Erdenleben. Die Gottesdienste hienieden sind ihm ein Vorgeschmack jener reinsten Gottesverehrung in der himmlischen Welt, der jeder Gläubige hoffend entgegen sieht. Hier betet er Gott in Schwachheit und Unvollkommenheit an, dann aber in Herrlichkeit und Verklärung. — Hier versammelt er sich mit seinen Kampfgenossen, dort mit der unzähligen Schaar der

Sieggekrönten. Hier sinkt er an den Altarsstufen des Vorhofs betend auf seine Knie und sendet seine Seufzer gottwärts; dort betet und singt er im Allerheiligsten am Throne seines Gottes und König's Jesu Christi. Hier naht er im Glauben dem Throne der Gnade, dort darf er sich in seligem Schauen ergehen und sichtbar in der unmittelbaren Nähe Gottes sein. Wer aber in der Verehrung Gottes auf Erden keine Seligkeit und Freude findet, wie könnte der Himmel ihm eine Stätte des Glücks sein, sintenmal Gott zu loben und anzubeten die Beschäftigung der Himmelsbewohner ist? — Nur die gottliebende Seele schaut hoffnungsvoll in jene selige Ferne, wo Alles an derselben Gottesverehrung Theil nimmt und kein Mißton die selige Harmonie himmlischer Andacht und ewiger Wonne unterbricht. — Das ist der ewige Feiertag, von welchem dieser Sonntag mit seinen Gottesdiensten ein Vorbild ist. Schenkendorf's herrliches Lied über den letzteren drückt das Urtheil und Gefühl jedes wahren Christen aus:

„Gottesstille, Sonntagsfrühe, Ruhe die der Herr gebot!
Meine Seele, wach' und glühe mit im hellen Morgenroth.
Könnt' ich in dem Zimmer bleiben, wann das Volk zur Kirche wallt?
Könnt' ich Alltagswerke treiben, wann der Glockenruf erschallt?

Wo die holden Worte weilen, die der Herr auf Erden sprach,
Lasset auch das Brod euch theilen, das er seinen Jüngern brach.
O, das nenn' ich sel'ge Stunde, wo man dein, o Herr gedenkt,
Wo man mit der frohen Kunde von dem ew'gen Heil uns tränkt.

Neues Leben, neue Stärke, reiner Andacht frische Glut
Zu dem frommen Liebeswerke, schöpf' ich aus der Gnadenflut.
Und von göttlichen Gedanken einen reichen Blüthenstrauß
Trag' ich heimwärts, Gott zu danken, in dem kleinen stillen Haus.

Erde weit und ohne Grenzen! Himmel d'rüber ausgespannt!
Reich an Sternen und an Kränzen scheint ihr mir ein heilig Land.
Laß die Flamme stets mir brennen, o mein Heiland Jesu Christ!
Laß es alle Welt erkennen, daß mein Herz dein Altar ist."

Glaube, Hoffnung, Liebe.

„Der Glaub' enthüllt des Seins Bedeutung,
Dem Ird'schen schenkt er hohen Zweck
Und zieht mit ernstprophet'scher Deutung
Des Ew'gen Vorhang halb hinweg.

Es hält geschwisterlich das Hoffen
Der ird'schen Tage buntes Band,
Im Blau des Auges strahlt ihm offen
Das ew'ge schöne Vaterland.

Band der Vollkommenheit, o Liebe!
Du Rose voller Himmelsgluth,
Des Herzens wildgebor'ne Triebe
Besprengst du mit des Kreuzes Blut."

J. Bonnet.

Glaube, Hoffnung, Liebe sind das Dreigestirn christlicher Tugenden wie sie im Leben des Gläubigen glänzen sollen. Die Ausbildung des christlichen Charakters ist nicht möglich noch denkbar ohne sie. Der Glaube ist das Fundament desselben, die Hoffnung der in seinem Wachsthum sich gestaltende Bau, die Liebe die Kuppel, die das ganze Werk auf Erden krönt und mit der Spitze den Himmel berührt. Der Glaube in seiner all-

gemeinsten Bedeutung genommen, ist die Annahme oder das Fürwahr-halten gewisser Lehren oder Prinzipien; die Adoption derselben als solcher und eines entsprechenden Vertrauens auf dieselben. Der Glaube des Christen ist die unbedingte Annahme des göttlichen Wortes und der darin niedergelegten Heilsbedingungen. Es ist das feste und kindliche Zutrauen in die rettende Liebe des Erlösers, welches Zutrauen sich in einem gehorsamen Lebenswandel manifestirt. Es ist das „Sich-bekennen" zu der Lehre und dem Werk des Herrn, welcher Gefahren man sich auch dabei aussetze oder welche Verluste man dabei auch erleiden muß. Es ist dieser Glaube keine bloße Theorie, kein leeres System von Vorschriften, sondern das Leben selbst, die That, die in der Ueberzeugung ihren Ursprung hat. Nur durch solchen Glauben sind die großen christlichen Charaktere denkbar, die Stärke der Ueberzeugung und das Festhalten an Gott und seinem Worte waren die Seele ihres Denkens und Handelns.

Der Glaube ist der Träger christlicher Tugend und Tüchtigkeit. Dieser Glaube war den Denkern und Sittenlehrern der Altwelt unbekannt. „Welche waren die von den Weisen Griechenlands so sehr empfohlenen Tugenden?" frägt Chateaubriand. „Die Stärke, die Mäßigung und die Klugheit." Jesus Christus allein konnte die Welt lehren, daß der Glaube, die Hoffnung und die Liebe die einzigen Tugenden seien, welche für die Unwissenheit und den Jammer der Menschen passen.

Gewiß war es eine wunderbare Vernunft, welche uns in dem Glauben den Quell der Tugenden zeigte. Nur die Ueberzeugung hat Gewalt. Ein Schluß ist nur stark, ein Gedicht nur göttlich, ein Gemälde nur schön, weil der Geist oder das Auge bei dem Urtheile überzeugt sind, daß eine gewisse Wahrheit in

dem Schlusse, in dem Gedichte, in dem Bilde liege. Freundschaft, Vaterland, Liebe, alle edlen Gefühle sind eine Art Glauben. Herzen aber, welche nichts glauben, welche den Bund der Seelen für Täuschung und schöne Handlungen für Thorheit ansehen, welche mit Mitleid auf Einbildungskraft und Geisteszartheit blicken, diese Herzen können niemals etwas Großes oder Edles vollbringen; sie glauben nur an Stoff und Tod und sind schon fühllos wie der erste und kalt wie der zweite.

Aus dem Glauben entspringen alle Tugenden der Gesellschaft, denn nach der einstimmigen Behauptung aller Wesen ist das Dogma, welches den Glauben an einen belohnenden und bestrafenden Gott befiehlt, die festeste Stütze der Sittenlehre und Staatskunst. Wenn man den Glauben zu seinem wahren Gebrauche bestimmt; wenn man ihn ganz zu dem Schöpfer hinwendet; wenn man ihn zum geistigen Auge macht, um die Wunder der heiligen Stadt und das Reich des wirklichen Daseins zu beschauen; wenn er unserer Seele Flügel leiht, um uns über die Leiden des Lebens zu erheben; dann erkennt man, daß die heilige Schrift diese Tugend nicht zu hoch stellte, wenn sie von den Wundern sprach, welche man durch sie ausführt. Himmlischer Glaube! Trostreicher Glaube! Du kannst mehr als Berge versetzen, du hebest hinweg die erdrückenden Lasten, unter welchen das Herz des Menschen erliegt."

Durch den Glauben lernt der Christ die rauhe Wirklichkeit verstehen und vergessen und sich mitten im Tumulte des Lebens der bangen Sorgen zu entschlagen, indem er sich vertrauensvoll in die Obhut seines Gottes befiehlt und aus dem Dunkel der Gegenwart in die verklärte Zukunft des Jenseits blickt. Durch den Glauben hält er pflichttreu auf seinem Posten aus, wie sehr ihn auch Gefahren umdrohen und Unglückswolken über sein

Haupt hinjagen. Dieser Glaube, der unter allen Wechselfällen dennoch treu auf seiner Ueberzeugung Geheiß hin seine Pflicht erfüllt, wird sich einst in lichtes, seliges Schauen verklären.

Dem Glauben schließt als verwandte Tugend die Hoffnung sich an. Ohne Hoffnung wäre das eigene Dasein unerträglich, der Mensch müßte das Leben als einen lästigen Fluch und das Jenseits als eine dunkle Schauernacht finden. Es ist die Hoffnung die ihn nach verunglückten Unternehmungen, nach gescheiterten, unerfüllten Wünschen neu wagen läßt, die ihm neuen Halt und neuen Muth gibt. Wer noch hoffen kann ist nicht ganz unglücklich. Aber aller Hoffnung bar läßt nur noch Zagen und Verzweiflung übrig und Tod und Untergang muß die nothwendige Folge sein.

Der Christ kennt die Verzweiflung deshalb nicht weil er hoffen kann; hoffen auf Gott und seine Hülfe, die der Ewige dann sendet wenn die Noth am größten ist. Die Hoffnung ist dem Glauben verwandt und doch andrerseits von ihm verschieden. „Der Glaube hat seinen Brennpunkt außer uns, und kommt von einem fremden Gegenstande; die Hoffnung aber wächst in uns, um sich aufwärts zu tragen. Den ersten gibt man, die zweite schafft unser Verlangen; jener ist ein Gehorsam, diese ist eine Liebe. Aber da der Glaube leichter die übrigen Tugenden erzeugt, weil er unmittelbar von Gott abstammend, ein Ausfluß des Ewigen ist, erscheint er schöner als die Hoffnung, welche nur ein Theil des Menschen ist. Dagegen trägt die Hoffnung in sich selbst einen besonderen Charakter; sie steht im Zusammenhange mit unserm Elend.

Gewiß ward die Religion, welche aus der Hoffnung eine Tugend macht, vom Himmel geoffenbart. Diese Zeugamme der Unglücklichen, hingestellt zum Menschen, wie eine Mutter in die

Nähe ihres kranken Kindes, wiegt ihn in ihren Armen, hält ihn an dem unversiegbaren Busen und tränkt ihn mit schmerzstillender Milch. Sie wacht an seinem öden Lager und schläfert ihn ein durch zauberische Gesänge. Ist es nicht überraschend, die Hoffnung, welche sich so süß bewahrt, und welche eine so natürliche Bewegung der Seele ist, für den Christen in eine streng geforderte Tugend verwandelt zu sehen? Er muß mit langen Zügen an dem Zauberbecher trinken, an welchem einen Augenblick die Lippen zu benetzen das größte Labsal so vieler Unglücklichen wäre. Noch mehr, er *wird belohnt, weil er gehofft*, mit andern Worten, weil er sich glücklig *gemacht*.

Der Gläubige, immer kämpfend im Leben, immer preisgegeben dem Feinde, wird von der Religion in seiner Niederlage behandelt, wie jene besiegten Feldherren, welche der römische Senat im Triumphe empfing, bloß darum, weil sie am endlichen Heile nicht verzweifelten, d. h. weil sie *hofften*. Wenn aber die Alten etwas Wunderbares in dem Menschen sahen, welchen die Hoffnung nicht verläßt, was würden sie gedacht haben von dem Christenthume, welches in seiner einzigen Sprache nicht heißt die Hoffnung *erhalten*, sondern *ausüben*?"

Des Christen ganzes Leben ist ein Hoffnungsleben sowohl als ein Glaubensleben. Der Christ gleicht dem Landmanne, der seinen Saamen alljährlich wieder dem Schooß der Erde anvertraut und dann hoffend wartet daß Erde, Regen und Sonnenschein den Samen aus der Verborgenheit ziehen, ihn sprossen, wachsen und reifen lassen bis die goldene Saat dem Schnitter zuwinkt und für alle Mühe und Hoffnung reichlich entschädigt. Beten und Arbeiten sind Saaten auf Hoffnung ausgestreut. Die Ewigkeit wird erst die volle Ernte geben. Dort im fernen Jenseits soll sich dem Christen realisiren was er hier glaubt und

hofft. Sehr schön sagt Fenelon: „Wie gar nichts ist das, was wir auf Erden thun und haben, gegen das, was wir im Himmel hoffen! Die ersten Christen freuten sich ohne Unterlaß in dieser ihrer Hoffnung; sie glaubten in jedem Augenblicke ihres Lebens den Himmel offen zu sehen; Trübsal, Schande, Marter, Tod, nichts war im Stande sie traurig zu machen. Sie kannten die unendlich freigebige Hand, die dergleichen Schmerz belohnt; sie glaubten nie genug zu leiden; sie gingen fröhlich von dannen, wo sie würdig geachtet waren Schmach zu leiden; und wir feige Seelen, wir wissen nicht zu dulden, denn wir wissen nicht zu hoffen."

Die Hoffnung des Christen ist nach der Lehre des Apostels eine angebotene und ein Anker der hineingeht bis hinter den Vorhang in's Heiligthum Gottes. Auf diesem sturmbewegten Weltmeere bietet sich dem Gläubigen kein andrer Hafen der Sicherheit als in der Nähe Gottes zu weilen. Diese aber hat ihre einstige volle Verwirklichung im Jenseits. Dahin eilt daher die Hoffnung und dahin richten sich die heimwehtrunknen Blicke des Pilgers. Er hofft, und daher ist sein Herz getrost. Diese Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Mahlmann singt diese Hoffnung in jedes Christenherz wenn er zuruft:

„Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirst du Blumen brechen!
O, dein Vater ist voll Huld!
Kindlich darfst du zu ihm sprechen,
Auf dein gläubiges Vertrauen
Wird er gnädig niederschauen.

Wolken kommen, Wolken gehn!
Bau auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnenhöhn
Führen stürmisch dunkle Pfade;

Doch ein treues Auge wacht,
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

Faſſ' im Glauben kühnen Muth!
Kraft wird dir ein Helfer ſenden;
Mit der Hand die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden;
Er iſt lauter Lieb und Huld!
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!"

„Nun aber bleiben dieſe drei," ſagt der Apoſtel, „Glaube, Hoffnung, Liebe. Aber die Liebe iſt die größeſte." — Unter den chriſtlichen Tugenden nimmt ſie den erſten Rang ein. Ohne ſie iſt keine wahre Sittlichkeit und Religion möglich. Die Liebe hat ihren Urſprung in Gott. Er ſelbſt wird in der heiligen Schrift als die Liebe definirt, und wer nicht lieb hat, der iſt nicht von Gott, der hat ihn nicht geſehen noch erkannt. Wer aber lieb hat, der iſt aus Gott geboren. Der Apoſtel entwirft ein herrliches Bild von ihr wenn er ſagt: „Die Liebe iſt langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, ſie blähet ſich nicht. Sie ſtellet ſich nicht ungeberdig, ſie ſuchet nicht das Ihre, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie trachtet nicht nach Schaden, ſie freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit, ſie verträgt Alles, ſie glaubt Alles, ſie hoffet Alles, ſie duldet Alles. Die Liebe hört nimmer auf."

Chateaubriand heißt die Liebe eine Tochter Chriſti" und ſagt weiter: „Die Religion, welche das Menſchenherz umſtalten, und unſre Neigungen ſowohl als Zärtlichkeiten zu den Tugenden hinwenden wollte, erfand eine neue Leidenſchaft; ſie bediente ſich zu ihrer Bezeichnung weder des Wortes Minne, welche nicht ſtreng genug iſt, noch des Wortes Freundſchaft, welche im Grabe erliſcht, noch des Wortes Mitleid, welches

dem Stolze zu nahe steht; sie erfand den Ausdruck Caritas, welcher alle drei in sich schließt und zugleich etwas Himmlisches enthält. Dadurch leitet sie unsre Neigungen himmelwärts, indem sie dieselben reinigt und auf den Schöpfer bezieht; dadurch lehrt sie uns die wundervolle Wahrheit, daß die Menschen sich lieben sollen in Gott, welcher ihre Liebe geistig macht, und mit der unsterblichen Wesenheit begabt, indem er ihr zum Durchgangspunkte dient.

Wenn aber die Liebe eine christliche Tugend ist, unmittelbar hervorgehend aus dem Ewigen und seinem Worte, so ist sie auch im engen Bunde mit der Natur. In dieser ununterbrochenen Uebereinstimmung des Himmels und der Erde, der Gottheit und Menschheit erkennt man das Wesen der Religion. Oft sind die sittlichen und bürgerlichen Anstalten des Alterthums im Widerspruch mit den Gefühlen der Seele. Aber das Christenthum, immer einig mit dem Herzen, dringt nicht auf abstrakte und einsame Tugenden, sondern auf nothwendige und nützliche. Es stellte die Menschenliebe wie einen Brunnen des Ueberflusses in die Einöden des Lebens."

Ohne die Liebe müßte die Menschheit aufhören zu sein; sie würde sich selbst zerstören. Ohne Liebe ist das Christenthum nicht denkbar. Liebe ist das Grundprinzip der Schöpfung, Liebe das Grundprinzip der Erlösung und Liebe ist es, die die Heiden und Gott entfremdeten Völker zu Christo führt. Die Liebe ist es, die die Sendboten des Evangeliums veranlaßt in ferne Welttheile mit der Botschaft des Heils zu ziehen. Die Liebe ist es, die heute die ganze christliche Welt mit allerhand Wohlthätigkeitsanstalten übersät hat und der Noth der leidenden Menschheit abzuhelfen bemüht ist. — Haß und Lieblosigkeit macht unselig, Liebe beglückt und füllt mit Wonne. Die christ-

liche Liebe ist das neue Gebot, das der Heiland dem Decalog zugefügt hat. Die Liebe ist das Größte und Heiligste aber auch zugleich das Allergemeinste, was der Mensch als Persongabe bringen kann. Das größte Gebot ist laut Christi Lehre: Gott zu lieben über Alles und den Nächsten wie sich selbst. In diesen zweien hanget das ganze Gesetz und die Propheten. Die Liebe ist ewig. Ihre Heimath ist der Himmel, und das ist das Wesentlichste himmlischer Seligkeit, daß nichts die Liebe stört, daß Haß und Neid fern bleiben müssen. Die Gemeinschaft der Seligen ist eine Liebesgemeinschaft in Gott, die ewige Liebe ist da Alles in Allem. —

Glaube und Werke.

Hast du einen Engelsglauben,
Treibst du aber Teufelswerke,
Glaub' ich gar nicht, daß dein Glaube
Wie du vorgibst, hat die Stärke.

„Des Menschen Glaube prägt in seinem Thun sich aus,
Formt seine Züg' und blickt ihm zu dem Aug' heraus
Sein Glaub' ist es, der ihn aufrichtet oder bückt,
Zur That ihn treibt, für's edle Werk entzückt."

Glaube und Werke, wie stehen sie zur Rechtfertigung und Seligkeit? Das ist eine schon oft aufgeworfene und eben so viel Mal beantwortete Kirchenfrage gewesen. Ob aber die Antworten immer richtig gewesen, ist eine andre Frage. Paulus und Jakobus werden, je nach der vorgefaßten Meinung, als Gewährsmänner angeführt, und leider zu oft mißdeutet. Wenn Paulus sagt: „Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht: dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit." So schließt er offenbar

gottgewollte Werke und ein thatenreiches Leben nicht von der segensvollen Gottesgemeinschaft der Gläubigen aus, wohl aber lehrt er, daß das „Sichverlassen" auf gute Werke zur Seligkeit nichts frommt. Denn, wenn wir Alles gethan, was wir zu thun vermögen, so haben wir nur gethan, was wir zu thun schuldig waren und haben als unnütze Knechte kein Verdienst bei Gott. Nicht wir selbst können durch unsre Werke unser eigener Erlöser sein und uns auf dieselben stützend es wagen, auf eigenes Verdienst hin vor den Richterthron des Ewigen zu treten. Ein Höherer als wir Staubgeborenen, ist unsre Hülfe und Stütze, Jesus Christus, der Eingeborene Gottes. —

Deshalb ist auch heute noch, trotz der Einrede moderner Religionsverächter, auf die Frage: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?" die alte Antwort die allein richtige: „*Glaube an den Herrn Jesum Christum so wirst du selig!*"

Der Glaube an Christum, den Heiland und Retter aller Menschen ist und bleibt die einzige Bedingung zur Seligkeit. Das ist der große Grundpfeiler des Protestantismus! *Die Rechtfertigung durch den Glauben* und nicht durch unsre Werke. Dieser lebendige, wahre Glaube wird aber stets an gottgefälligen Werken als seinen Früchten erkennbar sein. Wie Christus selbst sagt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Aber im Vordergrunde und als sicheres Fundament steht der Glaube an Christum.

„Ich überzeuge mich immer fester, daß der Glaube des Christen allein der Grund seiner Tugend sei," sagt Zschokke, „weil er dadurch in solchen Augenblicken von Fehltritten abgehalten wird, wo ihn kein fremdes Auge belauscht und er ungestraft sündigen könnte. Aber der Hinblick auf den allwissenden, der Hinblick auf den Vergelter, die Erinnerung an die Stunde der

Ewigkeit schreckt ihn selbst von geheimen Vergehen zurück. — Noch mehr, es ist nur allzugewiß, daß es Augenblicke gibt, wo kalte Ueberlegung aufhört, wo in der Gluth unserer Leidenschaften die besten Vorsätze verschwinden, wo die bloße Erinnerung an das Pflichtmäßige nicht mehr hinreicht, uns in der Tugend zu erhalten. Da bedarf der schwache Sterbliche einer mächtigen Stütze, um nicht zu fallen und der Raub einer Sünde zu werden, die er nachher vergebens bereut. Und diese Stütze, diese Schutzwaffe gegen die Gewalt der Versuchung ist sein Glaube. Wenn seine Vernunft unterliegt, rettet ihn dieser noch.

Zwar, wenn ich das Gute thue, soll ich es nicht thun, um dafür einen Lohn zu erwarten auf Erden oder im Himmel — eine solche Art zu denken wäre keine Tugend, sondern nur Eigennutz; auch sehe ich ein, daß ich mit allen meinen gerechten Handlungen dennoch vor Gott immer als ein Sünder dastehe, und damit nichts verdient habe: aber doch würde ich den Muth zur Tugend selbst endlich verlieren, wenn nicht der Glaube an Gott und Ewigkeit mich aufrecht hielte. Denn wäre kein Gott, erwartete mich kein unsterbliches Dasein: so wären alle Aufopferungen, die ich zur Vervollkommnung meiner Seele mache, alle Leiden, die ich der Tugend willen übernehme, eine Narrheit. Ich würde, wäre ich nur geboren für diese kurze Lebenszeit, besser thun, dafür zu sorgen, hienieden meine wenigen Tage so angenehm zuzubringen als ich könnte. Wozu soll ich meine Seele mit Tugend schmücken, wenn sie, gleich dem Leibe, im Grabe verwesen sollte?

Daher wird es mir sonnenhell, wenn Jesus spricht: „Wer an mich glaubt, der wird selig werden!“ Ach, ich fühle es, ohne diesen Glauben ist keine Beruhigung, kein Trost, kein Frieden, keine Hoffnung, keine Seligkeit. Darum hat uns Christus das

größte Heil erworben, indem er uns in sein ewiges Reich einführte. Alle guten Werke, selbst die Thaten eines Engels, können für sich allein nicht zu solcher Freudigkeit erheben. Aber indem ich des Glaubens wunderbar beseligende Gewalt anerkenne, darf ich damit den Werth der Tugend nicht verleugnen. Tugend ohne Glauben ist erntelose Aussaat, aber Glauben ohne Tugend ein träger Baum, ohne Frucht.

Daher handeln Diejenigen unweise und der Lehre Christi entgegen, welche alle guten Handlungen für unnütz halten und nur auf den Glauben allein hinweisen; die sich einbilden, es helfe ein frommer Wandel wenig zur Seligkeit, allein der Glaube mache uns vor Gott gerecht, allein die Fürbitten der Heiligen könnten uns entsündigen, wenn wir auch noch so ruchlos gelebt hätten. Wehe Denen, die Solches lehren! Sie eifern gegen Jesum, dessen Diener sie sein wollen; sie treten das göttliche Wort unter ihre Füße, welches sie auszulegen vorgeben; sie bereiten menschliches Verderben und werden Mörder der Seelen."

Der wahre Glaube ist That. Im Leben und praktischen Wirken offenbart sich der Mensch mit seinem Glauben, Hoffen und Lieben. Schon Christus hat darauf hingewiesen, daß ein bloßes „Herr, Herr" sagen, nicht ohnehin zum Eingange in's Reich Gottes berechtigt. An den Früchten, d. h. an seinem wirklichen Thun ist der Gläubige erkennbar. Wem ist mit der bloßen Gutheißung oder Annahme irgend eines Lehrsystems etwas gedient, wenn es nicht die Veredlung des Herzens und die Beglückung der Menschheit zur Folge hat? — Der gläubige Christ ist stets beflissen den Willen seines Gottes zu thun und nur indem er diesem Glauben lebt, gilt ihm die Versicherung, daß er ein Freund Jesu ist.

„Was hilft es, lieben Brüder," sagt der Apostel, „so Jemand

sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht! Kann auch der Glaube ihn selig machen? So aber ein Bruder, oder eine Schwester bloß wäre, und Mangel hätte der täglichen Nahrung; und Jemand unter euch spräche zu ihm: Gott berathe euch, wärmt euch und sättiget euch; gäbet ihnen aber nicht, was des Leibes Nothdurft ist, was hülfe ihnen das? Also auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat ist er todt an ihm selber. Aber es möchte Jemand sagen: Du hast den Glauben und ich habe die Werke; zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken, so will ich auch meinen Glauben dir zeigen mit meinen Werken. Denn gleich wie der Leib ohne Geist todt ist, also auch der Glaube ohne Werke ist todt."

Des Glaubens Früchte sind es, die das Christenthum in der Welt im wahren Lichte erscheinen lassen; seine mannigfachen Werke der Liebe und Barmherzigkeit sind es, die von dem Geiste zeugen, der in der Lehre und im Herzen seiner Anhänger waltet. Die Verheißungen, die dem Gläubigen in jener Welt realisirt werden sollen, beziehen sich sowohl auf die Werke als den Glauben. Dem Thätigen ist Ruhe und dem Fleißigen der Gnadenlohn verheißen. Der Gottessohn selbst sprach: Ich muß wirken weil es Tag ist. Wie könnte dann sein Diener sich mit bloßem Glauben begnügen können! Sein Glaube nehme Halt an Christo und der jenseitigen Welt, und seine Hände und Alles worüber er hier verfügt, sei bethätigt für Gott und seine Mitmenschen! So nur decken sich Glaube und Werke.

Eine kleine Ansprache an christliche Jünglinge.

In der Hast des wogenden Lebens, wo heutzutage alle Kräfte auf ihren betreffenden Gebieten sich gleichsam mit Gewalt geltend zu machen suchen, gilt auch der Kirche Christi die Losung: Kämpfe um dein Dasein und für die Ehre deines König's! In der Kirche selbst aber gilt dieser Mahnruf ganz besonders den Jünglingen, als den Helden, die in der Blüthe und Kraft der Jahre stehen und lebensfrisch in diejenigen Schichten der Gesellschaft eingreifen können, die ihnen ganz besonders zugänglich sind, und die mehr als andre bearbeitet werden müssen, wenn nicht ein großer Theil der edelsten Kräfte dem Heere des Feindes anheimfallen und auf immer verloren gehen soll. Die Kirche braucht alle ihre Kräfte und ganz besonders die jugendlichen. Die Aufgabe die sie sich gestellt hat, erheischt es. Es gilt in alle Kreise der Gesellschaft hineinzugreifen. Der Verzagte soll ermuthigt, der Gefallene aufgerichtet, dem Hülflosen eine helfende Hand geboten,

und der Verirrte wieder in die Heimath seiner Menschenwürde und zu Gott geführt werden. —

Es ist ein erhabenes Bild, das wir im Jünglinge erblicken! Gewiß es ist etwas Großes, ein junger Mann zu sein! Die Welt, das Leben mit allen seinen Verzweigungen und Vorrechten, Alles öffnet sich rosig dem jugendlichen Blick! Die Himmel lächeln Wonne über seinem Haupte und ringsher winkt ihm Alles Grüße zu um ihn zu beglücken. Aber auf der andern Seite treten auch die verlockendsten Truggestalten, die aus den Sumpfgründen des Lebens aufsteigen, verführerisch an ihn heran, um ihn mit in den Lasterschlamm und das Moraſtgewühl der Sünde zu ziehen. Da steht nun der Jüngling, unerfahren und fast für jeden Reiz empfänglich. Singen und Klingen der sinnlichen Welt umrauscht ihn überall. — Das sind jene Sirenen, die immer neue Lebensschiffer durch ihren reizenden Gesang an die gefährliche Küste locken, obgleich schon die Gebeine von Millionen Verunglückter gebleicht den Strand bedecken! Ein Blick, ein Schritt, ein Besuch in die verkehrte Richtung hin, und der hoffnungsvolle Jüngling, dessen Angesicht das Bild einer Gottheit wiederspiegelte, fährt steuerlos in zeitlichen und ewigen Ruin hinaus. Was soll hier gethan werden um zu retten? — Die Zeit ist vorüber wo man, wie Ulysſus die Ohren der Schiffer mit Wachs füllt, um sie dem verderblichen Sang der Sirenen unzugänglich zu machen. Die Zeit ist vorüber, wo man durch ein gebieterisches Abtödten und Stumpfmachen des gefühlvollen Geistes der Jugend für die Reize der Welt unempfänglich machte, ohne andrerseits einen überwiegenden Ersatz des Bessern zu bieten. Heute gilt es wie Orpheus ein schöneres Lied anzustimmen als selbst die Sirenen singen, um den gehaltlosen Zauber zu Schande zu machen und den in Gefahr Befindli-

chen zu retten. Der fromme, standhafte, Gott geweihte Wandel christlicher Jünglinge muß hier das Zeugniß ablegen, daß die Freuden und Seligkeiten im Dienste Gottes unendlich größer sind, als alles Vergnügen in Weltlust und Sünde.

Ein jeder Gott geweihte Jüngling hat, besonders unter seinen Altersgenossen, gleichsam Lootsendienste zu verrichten um seinen Mitschisser von den Klippen fern zu halten. Es gilt den unbesorgten Segler auf die Gefahr aufmerksam zu machen, ihm den Weg zu zeigen, ihm Steuer, Compaß, Segel — Alles zu geben, indem man ihn zu Jesu Füßen hinführt. Nirgends sonst ist er geborgen und nichts anderes kann ihn für Zeit und Ewigkeit retten als Jesus Christus, der Heiland der Welt. Bei ihm allein ist der Friede zu finden, der höher ist als alle Vernunft. Es gibt kein genügendes Substitut für die Religion Jesu, und es wird keine Zeit kommen, wo das arme Menschenherz keinen Heiland braucht!

Der Jüngling ist der künftige Mann, der künftige Bürger, Staatsbeamte, Volkslehrer u. s. w. und wie viel ist daher gewonnen für's Reich Gottes und die Welt im Allgemeinen, wenn unsre Jünglinge für ein tugendhaftes, Gott geweihtes Leben gewonnen werden! Es liegt ein poetischer Reiz darin, gleich in den Blüthenjahren des Lebens alle Hoffnungen und alles Streben des Menschen auf's Göttliche und Erhabene zu lenken!

Wenn die Hoffnung der Kirche und der Welt auf der Jugend im Allgemeinen ruht, so ruht sie auf den christlichen Jünglingen ganz besonders. — Aus ihren Reihen soll das Heer der Seelsorger, Lehrer und Missionaren hervorgehen, das als Gottesarmee das Brod des Lebens dem künftigen Geschlecht brechen soll. Sollen diese Hoffnungen realisirt werden?

Unsterblichkeit.

Die Ewigkeit umfaßt die Ewigkeit allein;
Was in dir Ew'ges denkt, das muß unsterblich sein.

Rueckert.

Tod und Auflösung herrscht auf dieser Erde überall; sie ist wie ein großer Todtenacker, auf welchem die gewesenen Geschlechter begraben liegen, und wo man auch den jetzt lebenden und den zukünftigen Menschenkindern eine Ruhestatt bereiten wird. Ein schaurig-geheimnißvoller Zug geht in dieser Hinsicht durch die Geschichte der Menschheit. Diese Erde mit ihren Fluren und Hainen, ihrem Frühlingslächeln und Vogelgesang, scheint im besten Sinne für den Menschen nur die Bedeutung einer Fremde zu haben. — In Ungewißheit betritt er sie, um sie gewiß — früher oder später zu verlassen. Wann? — Das ist eine Frage, auf welche er selbst keine Antwort hat. Der Eine verweilt hier seine fünfzig, sechszig, siebenzig oder — „wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre" dann ist sein Arbeiten und

Ruhen, sein Frohsein und Trauern — sein Bleiben hier — beendet, und er tritt eine Reise an, von welcher er nicht zurück kehrt. Der Andre hält sich hier nur wie ein Zugvogel in einem unwirthlichen Klima, wenige Stunden, Tage, Monate oder Jahre auf, dann hebt er die Schwinge und entschwebt in gastlichere Regionen. Das Grab ist der Hafen, dem Alle zusteuern, und in den die Einen früher, die Andern später, aber alle gewiß einfahren!

Ist dieser Hafen das letzte Ziel der Menschen, oder ist er nur ein Engpaß, eine Durchfahrt in ein anderes Land? „Ja" und „Nein" sind die Paradoxantworten auf diese Fragen gewesen; welche Antwort drückt die Wahrheit aus? Diejenige, auf deren Seite Gott, sein Wort, und die Menschheit im Allgemeinen Zeugniß ablegen. — „Der Mensch ist unsterblich!" tönt's durch die Jahrtausende wie ein großer Chorgesang und so ruft die Menschheit selbst heute noch. Die Erdschollen, die dumpf auf den Sargdeckel fallen und ihr unheimliches Echo zu den Lebenden senden, sind nicht die Ausklänge und letzten Seufzer, der Anfang zum Ende eines Menschendaseins, sondern sind Zeugenstimmen und Ewigkeitslaute die bekunden: hier geht eine andre Welt auf! Jenseits der Grüfte dehnt sich nicht nur ein Land, sondern ein belebtes, herrliches Land, in welchem frei von Leidenschaft und frei von Bedrückung der Mensch seine Fortexistenz feiert.

Ohne diese Wahrheit der Unsterblichkeit der Menschenseele anzunehmen, muß der Mensch uns für alle Zeit als der größte Widerspruch in der Welt, als ein Mißton in sich selbst erscheinen. Alles an ihm trägt das Gepräge einer hier sich vollendenden Dauer. Denn wenn wir die unvernünftigen Thiere betrachten, mit ihren blinden Naturtrieben, mit ihren vielfachen Geschick-

lichkeiten, so werden wir gewahr, daß Alles, was ihnen der Schöpfer wunderbar genug verliehen hat, nothwendig und nützlich zur Erhaltung ihres Lebens und für ihren Zweck ist. Wäre der menschliche Geist nur für diesen flüchtigen Augenblick des Erdenlebens geboren, so hätte er aller jener außerordentlichen Vorzüge nicht vonnöthen gehabt, mit welchen er von Gottes Hand ausgestattet ist. Hätte er gleich andern Thieren, nur die blinden Naturtriebe derselben bekommen, so würde er sich ebenfalls nähren und erhalten können.

Aber wozu nützen uns die herrlichen Anlagen unseres Geistes? Warum sind wir durch eine wunderbare Verkettung von Umständen gezwungen, diese Anlagen zu vervollkommnen? Warum müssen wir eine Erkenntniß Gottes haben, wenn dieser Gott, vor dessen Thron unser Geist anbetet, nicht unser ewiger Vater sein wollte? Warum legte die Hand Gottes die unvergängliche Sehnsucht nach Leben und Fortdauer tief in unsre Brust, wenn der Allbarmherzige sie nicht stillen wollte? Wie, wären wir nicht unglückseliger, als das geringste Thier mit unsern höhern Kenntnissen und Eigenschaften, wenn die Unsterblichkeit der Seele nur eine Täuschung wäre? Das Thier kennt den Tod nicht; es lebt unbekümmert um die folgende Stunde. — Warum gab uns Gott, der Allweiseste einen Blick in die Zukunft? — Zweifler, könntest du Gott lästern und sprechen: damit wir desto unglücklicher wären! — Gott hätte also seine Weisheit herrlich an Steinen, Thieren und Pflanzen offenbart, und beim Menschen sei sie zwecklos verloren? Die Thiere gelangen durch ihre geringen Kräfte zu so großer Zufriedenheit und Vollkommenheit, als es ihrer Natur nach möglich ist; aber der Mensch erreicht mit viel höherm Vermögen nicht den tausendsten Theil der Vollendung, zu welcher wir fähig sind. — Mit diesem Leben also ist

unsere Bestimmung noch nicht erreicht und erfüllt. Wir tragen in uns den Keim zu einer Vollkommenheit in's Unendliche; so ist denn Unendlichkeit sogleich die Zugabe zu unserer Erschaffung, oder die Welt ist ein Chaos, die höchste Weisheit mit sich selbst im Widerspruch, ein Gedanke, der Wahnsinn wäre." Gottes weisheitsvolle Anordnung widerspricht sich nie; Ewigkeit und Unsterblichkeit hat er dem Menschen in die Brust gelegt, daher ist er ein ewiges und unsterbliches Wesen. —

Die Unsterblichkeit der Seele ist nicht eine Wahrheit die erst mit dem Christenthum bekannt geworden ist, sondern sie ist zu allen Zeiten und überall von der Menschheit geglaubt worden. Wie auch der Dichter sagt:

„Unsterblichkeitsgefühl im Menschen war erwacht,
Sobald nur seinen Gott unsterblich er gedacht.

Mocht' er im Gegensatz zu Gott sich sterblich nennen,
Sein eig'nes Göttliches konnt' er von Gott nicht trennen."

Aber was von den vorchristlichen Völkern nur dunkel geglaubt und geahnt wurde, hat das Christenthum auf's Klarste dem Bewußtsein des Geringsten sogar übermittelt. Christus selbst ist es, der Leben und Unsterblichkeit an's Licht gebracht hat durch sein Evangelium. Nun ist der Tod kein Tod im Sinne des Vergehens mehr, sondern nur ein Uebergang aus dem beengten in's freie Dasein. Der Christ kann aufjauchzen: Tod wo ist dein Stachel? Hölle wo ist dein Sieg?! Er darf den Tod nicht fürchten als einen Vernichter und Würger, der ihn von Freunden und Bekannten auf immer trennt, oder die Freunde gewaltsam aus seiner Nähe auf immer fortführt. Unsterblichkeit ist unser Theil und der Name „Tod" ist ein bloßer Ausdruck. Wir leben fort auch nachdem dieses *irdische* Dasein für uns nicht mehr ist. Unsterblichkeit ist unser Theil und in jenem Leben harrt ein Wiederseh'n des Christen mit allen Frommen!

Das Jenseits.

Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen Erde,
Sie fragt nicht, ob ein Morgenroth
Zu irgend einem Lenz sie wieder wecken werde.
Der Mensch nur fühlet seinen Tod;
Der Mensch nur fragt: „Wohin?" — Ist diese ernste Frage
Nicht eine Nacht, in der es halb schon tagt?
Sie spricht ein Jenseits aus, wonach sie diesseits fragt.

Tiedge.

Einst und jetzt — Diesseits und Jenseits sind zwei Pole, zwischen denen unser Dasein sich bewegt. Hier umgibt uns die Welt der Materie, dort umfließt die Vollendeten die Welt der reinen Geistigkeit. Hier sind wir in der Fremde, dort erwartet uns die Heimath. Diese Welt mit ihren Beschränkungen und Nothwendigkeiten ist ein Vorhof, das Jenseits ist das heilige und Allerheiligste. Ueber das Grab schauen wir hinaus und die Stille jenseits der Grüfte ist keine Todtenstille, sondern eine Stille seliger, ruhiger harmonischer Feier. Eine Welt des wahren Lebens, wo alle Disharmonien ausgeschlossen sind. O, geheimnißvolles Jenseits, wer kann dich ergründen?

Hier zerklüften oft Schmerzen und Kümmernisse das arme Herz und wenn selbst ein gewisses Glück dem Sterblichen zu lächeln scheint, ohne es recht genießen zu können, rauschen schon fremdartige, störende Töne und Dissonanzen in die Harmonien des Seins, und der Mensch muß die Wahrheit jenes Salomonischen Weisheitsspruchs einsehen lernen: „Hier ist Alles ganz eitel.“ Schein- und Truggebilde sind hier oft die Erscheinungen des Tageslebens hinter dem Schleier des Unsichtbaren feiert das Wesen. Groll und Haß, Feindschaft und Hader die hier oft gewaltsam Mensch und Mensch entzweien, haben keinen Zutritt in jene Räume reiner Erkenntnisse und höherer Anschauungen. Wer schaut nicht aus diesen Schatten erwartungsvoll nach den Regionen jener Lichtswelt!

Die heilige Schrift erst hat das Dunkel, welches über dem Jenseits hing, aufgeklärt und uns mit unzweideutigen Worten gesagt, was wir dort zu erwarten haben. — Es ist die Welt der Belohnung oder Strafe. Hier ist die Aussaat, dort die Ernte. Welch ein Trost für die Verkannten und Unterdrückten in dieser Fremde. Dort erkannt, verstanden und für seine Mühe und sein Dulden entschädigt zu werden! Das Diesseits ist im Vergleiche zu jener Welt nur wie ein vorüberfließender Bach, wie schwindender Schatten und Nebel. Hier ist Alles flüchtiges Vergehen, dort dauernder Bestand, Realität im vollen Sinne des Wortes.

Wage den Blick in jene Regionen, und du spähst umsonst nach einer Grenze! Ewigkeit, Ewigkeit, Alles dieselbe unergründliche Ewigkeit! In dieser unendlichen Ewigkeit selbst fortzubestehen, — welch' ein Gedanke! Zu diesem Fortbestande und Leben ist der Mensch bestimmt! Wohl dem, der diesen Gedanken schon

demgemäß zu leben strebt. — Der Apostel rühmt: Unser Bürgerthum ist im Himmel! Leser, wohin geht dein Streben, welcher Welt [illegible]t du? Wo liegt dein Besitzthum und dein Schatz? Wo hast du dein Bürgerrecht?

Des wahren Lebens Zweck und Ende ist das Leben, das ewige Leben selbst. Der Christ, der nicht auf dieser Welt Gunst und Güter schaut und traut, sondern für jenes ewige Jenseits lebt und sich nicht entmuthigen läßt, wenn ihm hier Lohn und Anerkennung versagt bleiben, sondern pflichtgetreu fortwirkt, „als Gott seinem Herrn zu Gefallen" ist der wahre Weltweise. Sein Leben wird sich zuletzt aus dem Dunkel in's Frühlicht einer glücklichen Daseinsweise verklären und seine Hoffnungen werden ihn nicht täuschen, denn sie sind auf die Wahrheit selbst gegründet. —

Wohl dem, der das Diesseits dazu ausbeutet, daß sein Jenseits ihm eine Welt der Seligkeit wird! Dieses aber ist nur in der Nachfolge Christi möglich. Nur wer ihm mit pflichtgetreuem Jüngersinn nachwandelt, zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächsten lebt und wirkt, kann ein wahres Lebensglück genießen und dem Jenseits getrost entgegen sehen!

Frage nicht: wer sieht mein Leben?
Und wem nützt sein stiller Gang?
Fahre fort im edlen Streben,
Ford're Liebe nicht noch Dank.

Blüht so manche schöne Blume
Doch im still-verborg'nen Thal,
Wie in einem Heiligthume,
Nur geseh'n vom Sonnenstrahl.

Einer ließ sie dort entkeimen
Der ihr flüchtig Dasein kennt,
Und in seiner Schöpfung Räumen
Millionen Diener nennt.

Der auch ihr das Loos beschieden,
Das im Treuen sie erfüllt;
Thu' das Gleiche du hienieden
Unbekümmert was es gilt.

Bleibst du hier auch ungepriesen
Und von Menschen ungeehrt;
Uns'res Gottes Engel wissen
Welcher Welt man angehört!

Ende.

LIBRARY OF CONGRESS
0 029 561 959 4